

Friede
sei
mit
euch

The image shows a dark red book cover with gold-tooled decorations. At the top is a stylized sunburst or fan-like motif. Below it is a banner with a leaf-like pattern. The central text 'Friede sei mit euch' is written in a large, black, Gothic-style font. The text is flanked by clusters of stylized flowers with five petals and a central circular pattern. At the bottom, there are decorative flourishes, including a scroll and a small floral element. The entire design is enclosed within a double-line border with a zig-zag or scalloped inner edge.



Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Madonna di San Sisto.
Nach dem Gemälde von Raffael.

Friede sei mit euch

*

Ein großes
Belehrungs- und Erbauungsbuch
für alle Christen und Stände unter Berücksichtigung
der modernen Zeitverhältnisse mit vielen
herrlichen künstlerischen
Darstellungen

Von

Josef Reiter, Pfarrer
Inhaber des päpstlichen Ordenskreuzes
Pro Ecclesia et Pontifice.
Mit oberhirtlicher Approbation.



Dresdner-Verlagshandlung M. O. Groh
Dresden - N.

1926

Bischöfliches Ordinariat
Augsburg

Nr. 7527

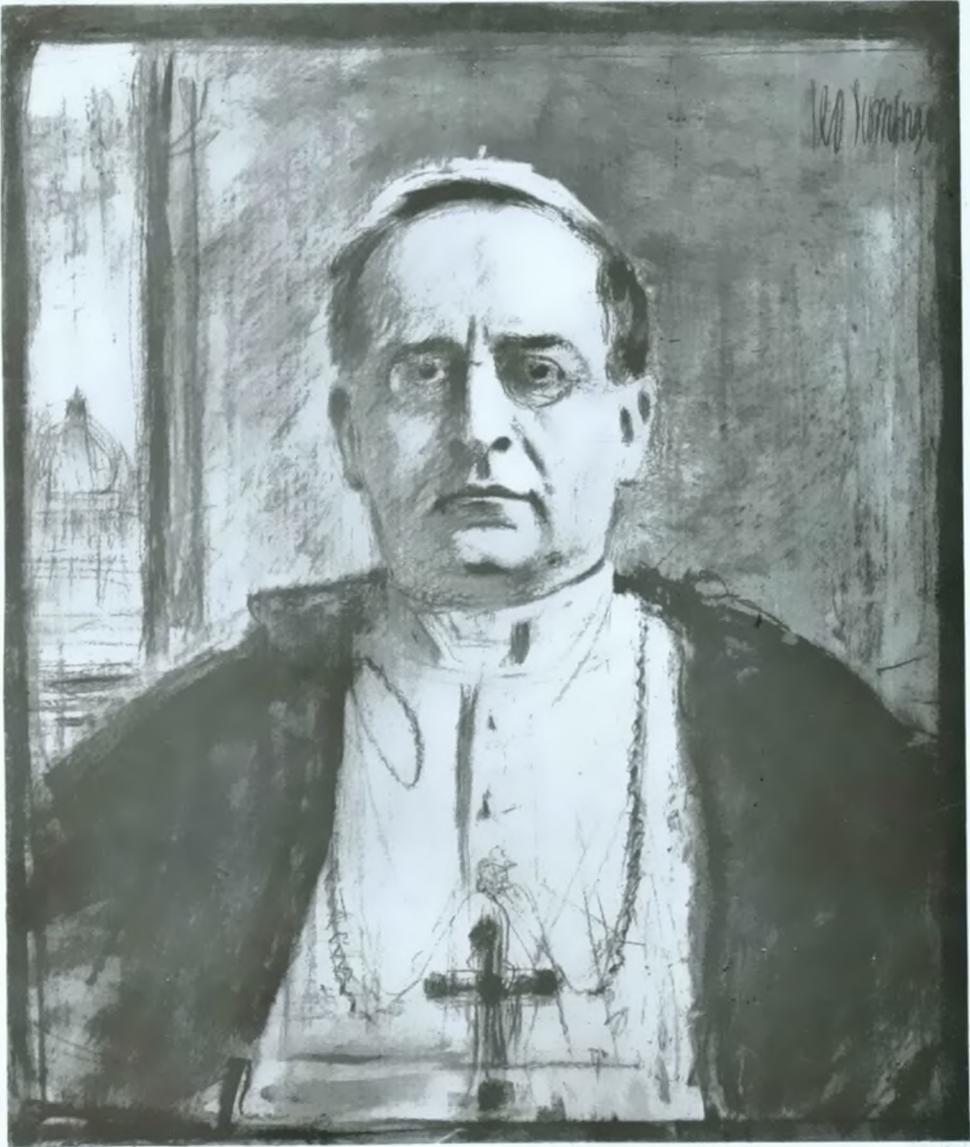
ser. 19. 6. 26
Imprim. i. f. st
M.

Vorwort.

In großen Weltkriege vor mehreren Jahren hat sich jedermann nach dem Frieden gesehnt. Endlich kam derselbe zustande unter vielen Mühen und Drangsalen für unser deutsches Vaterland. Aber mit dem politischen Frieden ist leider der Friede Gottes nicht bei allen Bevölkerungskreisen eingekehrt. Der wahre Friede kommt eben nicht von den Menschen, sondern von Gott. Deshalb kann nur wirkliche Umkehr zu Gott der Welt den wahren Frieden für Zeit und Ewigkeit verleihen. Dieses zu bewirken, ist das vorliegende Buch geschrieben. Alle Bevölkerungsklassen und Berufsstände können darin den wahren und dauerhaften Frieden finden, welcher die Menschen für Zeit und Ewigkeit glücklich macht. Christus, der wahre Friedensfürst, hat den Frieden Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht. Durch denselben will er die Menschen zeitlich und ewig glücklich machen. Wie dieses geschehen soll, wird dem christlichen Leser im vorliegenden Buche gezeigt. Möge unser Herr Jesus Christus, der allein wahre Friedensfürst, seinen Segen und seine Gnade dazu geben!

Kuhenhausen,
am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus, am 29. Juni 1926.

Der Verfasser.



Papst Pius XI

Nach dem Gemälde von Leo Samberger.

Ges. f. christl. Kunst u. m. b. S. München.

St. Heiligkeit
dem glorreich regierenden
Papst Pius XI. in tiefster Ehrfurcht gewidmet
vom Verfasser zur Erinnerung
an das große Jubiläum
1925/26.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Jesus unser Führer durch das Leben	1
Lobgesang zum hl. Joseph	2
Christliches Leben in unserer modernen Zeit.	
„Sie wollen nicht kommen“	3
Der Sieg, der die Welt überwindet.	5
Papst Pius XI. und die katholische Presse	6
Jesus, der einzig wahre Retter der Menschheit	7
Papst Pius XI., der Vater der Christen- heit	11
Enzyklika „Quas primas“ Pius XI.	13
Die Einführung des neuen Kirchenfestes Über die Einführung von Kirchenfesten Gegen den Laizismus, die Pest unserer Zeit	17 17 18
Die Folgen des Laizismus	19
Die Pflicht der Katholiken	19
Natur und Wesen des Königtums	19
Die Universalität des Königtums Christi Vorteile der Anerkennung dieses König- tums	21 21
Proklamation des Kirchenfestes; Be- gründung des gewählten Tages	24
Erwartungen des Papstes	25
Der römische Papst, der oberste von Gott bestellte Lehrer aller Völker	26
Ein vollkommener Ablass für die Sterbe- stunde	32
Das Reich Gottes auf Erden	33
Das öffentliche Leben Jesu	37
Der Sieg des Christentums	45
Der beständige Kampf für Christus	51

	Seite
Charakterbilder des christlichen Alter- tums	55
Der hl. Petrus († 67)	56
Der hl. Paulus	58
Die Erneuerung der Menschen in Christo Die Religion in der Verfassung des Deutschen Reiches	61 67
Mehr Gewissenhaftigkeit und Redlich- keit auf der ganzen modernen Welt Einige Winke für Weltfremde und Aus- wanderer	70 77
Kritische Beleuchtung verschiedener mo- derner Theorien über Gott und Welt Moderne Irrlehren	80 83
Gefährliche Irrwege	84
Bischofsworte über die Presse	89
Die schlechten Bücher und Schriften . Religion und Bolschewismus	90 92
Religion und Sozialismus	94
Frau und Kirche	95
Offenes Bekenntnis zur christlichen Weltanschauung	97

Das Christentum und das moderne Wirtschaftsleben.

Der heilige Joseph unser Vorbild	106
Die österreichischen Bischöfe im Jahre 1925 über die sozialen Fragen der Gegenwart	107
Die Bischöfe Österreichs über Arbeit und Eigentum	108
Christliche Politik und Staatsform	112
Gedanken zum allgemeinen Wiederauf- bau der Welt	118
Weltkirche und Weltfriede	120
Arbeiterrecht und Arbeiterpflichten	125

**Kulturbilder aus
deutschen Kolonien, sowie aus anderen
Ländern alter und neuer Zeit.**

	Seite
Verfolgung der Kirche in Mexiko ...	127
Kulturbild aus der deutschen Wolga- kolonie in Rußland	127
Kulturbilder aus Afrika:	
Der Stamm der Giur in Afrika ..	131
Die Religion der Giurneger	132
Kulturbilder aus Japans alter und neuer Zeit	134
Christliche Kulturbilder auf den Philip- pinen	137
Die heilige Karwoche auf den Philip- pinen	143
Schädlichkeit des Kommunismus	147
Der Bolschewismus	148
Kommunistische Gewaltherrschaft	155
Christentum und Kapitalismus	158

**Christliches
Wissen und Bildungswesen.**

Gott und der Mensch	162
Kirche und Kunst	163
Sehnsucht nach Gott	165
Nationalkirchen und selbsterfundene Religion	166
Religion	169
Kirche und Volksbildung	172
Der Glaube an Gott	174
Es gibt nur einen wahren Glauben .	176
Die Spaltung im Glauben	177
Wiedervereinigung	179
Das Dasein Gottes	180
Höre auf die Sprache der Natur; sie lehrt dich Gott erkennen	183
Was ist Gott	184
Dein Gott	189
Christus und die Kinder	189
Gefahren in der Jugend	191
Das Böse in der Welt	193
Die Leiden und Schmerzen	196
Die bösen Geister und die Menschen	202

	Seite
Übernatürliche Vorgänge im Leben heiz- ligmäßiger Männer	204
Gottes Herrschaft (71. Psalm Davids) über die Welt	206
Der Mensch	207
Der Mensch ist Gottes Ebenbild	211
Ausgelassenheit oder Unbotmäßigkeit .	214
Fluchen ein Schandfleck für Menschen .	218
Die Seele	220
Der Zweck des menschlichen Lebens .	226
Der Kampf um Seelen	233
Der beste und zuverlässigste Führer der Menschheit	249
Jesus, der gute Hirt	250
Die Wichtigkeit der zehn Gebote Gottes für die ganze Welt	256
Die 10 Gebote in ihrer ewigen Geltung	257
Gewissen und Gewissenspflicht	263
Die katholische Religion, die Retterin der Menschheit	270
Die Kirche, unsere Mutter	276
Retterin der Ordnung im öffentlichen Leben	279
Christliches Erziehungswesen	283
Kirche und Schule	294
Schule und Kind	295
Schule und Eltern	296
Schule und Lehrer	297
Schule und Staat	298
Religiöse Förderungen	299
Die Schule	301
Der Tod des Sünders	301
Das Weltgericht	306
Pius XI. über die Erziehung der Ordensjugend	311

**Falsche Propheten, sowie schlechte
Bücher und Schriften.**

Der Okkultismus im Lichte katholischer Glaubenswissenschaft	315
Offenbarung und Wissenschaft	318
Wissenschaftliche Forschung und Glaube	321
Falsche Grundsätze	324

	Seite
Warnung vor den Verführungen der falschen Propheten	329
Die wahre Lehre Jesu Christi	334
Die Glaubensverwirrung außerhalb der wahren Kirche	339
Bibel und Überlieferung	346
Die hl. Schrift	347
Das Alte und das Neue Testament ..	351
Das Lesen der heiligen Schrift	355
Christus, der Retter der Menschheit ..	357
Abfall vom wahren Gotte	363
Der Ursprung der Religion	363
Erschaffung der Welt	367
Regierung der Welt	371

Die Heiligen Gottes.

Die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus in Rom	376
Die Adventisten und ihre Lehre	380
Die Ernsten Bibelforscher	381
Der selige Kaspar del Bufalo, Ordensstifter und Priester	384
Der hl. Thomas von Aquin, Kirchenlehrer und vorzüglichster Erforscher des unendlichen Gottes	387
Der hl. Geist, die dritte göttliche Person	391
Der heilige Stanislaus Kostka	393
Offenbarung des Weltheilandes an die Menschen	401
Der Sieg des Kreuzes	403
Lorheit des Unglaubens	407
Die Apostel	407
Der hl. Franziskus von Assisi und die soziale Frage	412
Bonifazius, der Apostel der Deutschen	412
Der hl. Erzengel Michael	417
Der hl. Gabriel Possenti † 1862	420
Der ehrwürdige Franz Joseph Rüdiger, Bischof	421
Der hl. Joseph, Nährvater Jesu	422
Die hl. Germana, Jungfrau † 1601 ..	428
Wirkliche und geistliche Kommunion ..	432

	Seite
Zweiherrendienst	433
Sorget nicht ängstlich	433
Der ehrwürdige Knabe Dominikus Savio in Italien	436
St. Johannes auf Patmos und die Geheimne Offenbarung	438
Der hl. Canisius und die Presse	438

Wallfahrten zu Ehren der hl. Maria, der Mutter Gottes.

Das christliche Wallfahrten	441
Maria, die Mutter Gottes	443
Die wunderbaren Krankenheilungen von Lourdes	445
Maria, die Ursache unserer Freude ...	448

Haus- und Mesandachten, sowie die Evangelien des ganzen Kirchenjahres.

Die Evangelien des ganzen Kirchenjahres	449
Eucharistie und Wiedervereinigung im Glauben	475
Der Gottesdienst	481
Die Pflicht zur Beiwohnung der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen ..	482
Priesterweihe und Bußsakrament	488
Die Macht des Gebetes in seiner Bedeutung für die ganze Welt	490
Der christliche Kreuzträger	494
Unsere Pflichten gegen die armen Seelen	498
Opfergeist	504
Anna Katharina Emmerich	508
Gethsemane	512
Die moderne Unsicherheit der neueren religiösen Offenbarungen	513
Die Welt und ihre verkehrten Grundsätze	515
Der 15. Psalm	517
Hymnus	518
Lschenstochow	520
Material bei Abfassung vorstehenden Buches	522

Jesus unser Führer durch das Leben.

*



Ich bin dein Gott und bin bei dir,
Sag', hast du nicht genug an mir,
Und willst du mehr noch auf der Welt,
Als was mein göttlich Herz enthält?
Ich bin dein Gott und mein' Her's gut,
Wenn meine Hand auch weh' dir tut,
Und drückt das Leid dich noch so schwer,
Ich bin bei dir, was willst du mehr?

Ich bin dein Gott, geb' auf dich acht,
Hab' dein von Ewigkeit gedacht,
Schrieb deinen Namen tief mir ein,
Daß nimmer ich vergesse dein.
Ich bin dein Gott und leite hier
Dich so, wie es am besten dir.
Und kannst du's jetzt auch nicht versteh'n, —
Einst wirst du es in Klarheit seh'n!

Ich bin dein Gott, der treu dich liebt,
Weiß alles ja, was Schmerz dir gibt,
Seh' jeden Blick, hör' jedes Wort,
So dir begegnet fort und fort;
Ich bin's, der alles läßt gescheh'n,
Ich hab' dies Los für dich erseh'n, —
Du harre aus, in aller Not,
Denk' an den Lohn nach deinem Tod!

Ich bin dein Gott, — bist du allein,
Ich will dir gern Gesellschaft sein!
Hat man kein liebes Wort für dich,
So komm' zu mir, besuche mich! —
Sieh', deiner wart' ich immerdar,
Will sein dein Alles im Altar,
Will dir ersetzen tausendmal,
Was du entbehrst im Tränental!

Ich bin dein Gott! — Was willst du mehr?
Fass' guten Mut, — nichts sei dir schwer!
Denn wer mein göttlich Herz umfaßt,
Trägt fromm und froh die schwerste Last!
Die Welt vergeht mit ihrer Pracht,
Die Zeit entflieht, eh' du's gedacht,
Und Alles nimmt dir einst der Tod,
Nur Ein's dir bleibt, nämlich Ich, dein Gott!

Jesus unser Führer durch das Leben.



Ich bin dein Gott und bin bei dir,
Sag', hast du nicht genug an mir,
Und willst du mehr noch auf der Welt,
Als was mein göttlich Herz enthält?
Ich bin dein Gott und mein' dir's gut,
Wenn meine Hand auch weh' dir tut,
Und drückt das Leid dich noch so schwer,
Ich bin bei dir, was willst du mehr?

Ich bin dein Gott, geb' auf dich acht,
Hab' dein von Ewigkeit gedacht,
Schrieb deinen Namen tief mir ein,
Daß nimmer ich vergesse dein.
Ich bin dein Gott und leite hier
Dich so, wie es am besten dir.
Und kannst du's jetzt auch nicht versteh'n, —
Einst wirst du es in Klarheit seh'n!

Ich bin dein Gott, der treu dich liebt,
Weiß alles ja, was Schmerz dir gibt,
Seh' jeden Blick, hör' jedes Wort,
So dir begegnet fort und fort;
Ich bin's, der alles läßt gescheh'n,
Ich hab' dies Los für dich ersch'n, —
Du harre aus, in aller Not,
Denk' an den Lohn nach deinem Tod!

Ich bin dein Gott, — bist du allein,
Ich will dir gern Gesellschaft sein!
Hat man kein liebes Wort für dich,
So komm' zu mir, besuche mich! —
Sieh', deiner wart' ich immerdar,
Will sein dein Alles im Altar,
Will dir ersetzen tausendmal,
Was du entbehrst im Tränental!

Ich bin dein Gott! — Was willst du mehr?
Fass' guten Mut, — nichts sei dir schwer!
Denn wer mein göttlich Herz umfaßt,
Trägt fromm und froh die schwerste Last!
Die Welt vergeht mit ihrer Pracht,
Die Zeit entflieht, eh' du's gedacht,
Und Alles nimmt dir einst der Tod,
Nur Ein's dir bleibt, nämlich Ich, dein Gott!

Lobgesang zum hl. Joseph.

*

Wer Gnad' bei Gott sucht im Gebet
Und arm — um Himmelsgnaden fleht,
Der rufe Josephs Namen an,
Und dem Vertrau'n wird Hilfe nah'n.

Wer Josephs Beistand sucht getreu,
Dem steht der Herr in Gnaden bei;
Gerechten mehrt er seine Huld,
Den Sündern tilgt er ihre Schuld.

Des Himmels Schätze sind verlieh'n
Den Frommen, die zu Joseph flieh'n;
Sie werden nach dem Todesstreit
Mit Siegespalmen hoch erfreut.

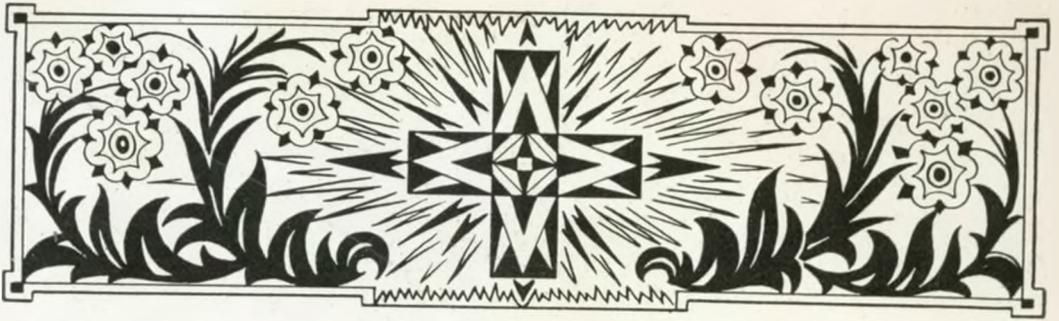
Wohl von Mariens Näh' beglückt,
Von Jesu Gegenwart entzückt,
So schläft er sanft im Tode ein,
Um unser Trost im Tod zu sein.

Kein Heil'ger mehr an Macht empfing
Als er, der Gottes Wege ging,
Und dessen Willen untertan
Selbst ihren Gott die Engel sah'n.

Es spendet Gnaden ohne Zahl
Der hehren Jungfrau Eh'gemahl;
Er wird von Gottes Majestät
Als Pflegevater nicht verschmäht.

O heiligste Dreifaltigkeit
Dir sei all' Ehr' in Ewigkeit;
Mit Vater, Sohn und heil'gem Geist
Mein Lied auch Josephs Namen preist.

Amen.



Christliches Leben in unserer modernen Zeit.

„Sie wollen nicht kommen“.

(Evang. Matth. 22, 1—14.)

Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen; aber sie wollten nicht kommen.“

So beginnt die letzte von den drei Parabeln (der ungehorsame Sohn, Matth. 21, 28, die verbrecherischen Winzer, Matth. 21, 33, die mordbegierigen Geladenen, Matth. 22, 1—14), in denen der Heiland in den ersten Tagen der Leidenswoche den Kampf gegen die jüdische Verstocktheit geführt hat. Was in diesen Gleichnissen klar angedeutet ist und von den Betroffenen auch wohl begriffen wurde (Matth. 21, 45: „Sie merkten, daß er von ihnen sprach“), das gilt auch von den Verblendeten und Verstockten aller Zeiten und aller Völker, denen die Liebe und Erbarmung Gottes durch Jesus Christus geoffenbart, aber nicht zum Heile geworden ist, weil sie nicht wollten.

Die Einladung Gottes zum himmlischen Gastmahle erging an die ganze Menschheit schon von Anbeginn in der Person der ersten Stammeltern. Wie sich die Schuld derselben auf alle vererbte, so auch die ihnen gegebene Verheißung. Dem Volke Israel blieb diese Verheißung und Berufung durch Gottes besondere Fürsorge erhalten. Die Propheten, angefangen von Moses bis auf Johannes den Täufer, haben die Einladung zum Hochzeitsmahl des Gottessohnes so oft und so deutlich wiederholt, daß es ein Rätsel und ein Beweis furchtbarer Verblendung ist, wie Israel zur Zeit der Erfüllung so verstockt dem Messias sich widersetzen konnte. Die erbarmende Liebe Gottes hat fürwahr alles, gar alles getan, um sein Volk, die ganze Menschheit zu retten, so daß er mit Recht klagen kann: „Was hätte ich noch mehr tun können?“ Die Schuld des Nichtkommens liegt also allein beim Menschen, nämlich in seinem „Nichtkommenwollen“.

„Sie wollten nicht kommen.“ — Also keine Unfreiheit und Vorherbestimmung zur Verwerfung, wie die schreckliche, gotteslästerliche Lehre Calvins behauptet, sondern die Einladung und Berufung für einen jeden ohne Ausnahme; dann das „Nichtwollen“ so vieler Unseligen und infolgedessen ihre Verwerfung.

Und warum wollen sie nicht? Verlangt Gott zuviel von den Berufenen, oder bietet er zuwenig? Keines von beiden. „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht“, sagt der Gottgesandte. „Kein Auge hat's gesehen und kein Ohr hat's gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“, schreibt Paulus (1. Kor. 2, 9). Es ist einzig und allein das Nichtwollen eines bösen Herzens, eines nach dem Niedrigen trachtenden Gemütes, eines verdorbenen Geschmacks, eines ins Irdische verlorenen Sinnes, und dieses „Nichtwollen“ will Gott nicht zwingen, weil er freiwillige Diener, aber keine Sklaven in seinem Gottreiche will.

Alles ist bereit: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will euch erquicken!“ spricht der göttliche Heiland. „Euer Herz betrübe sich nicht! Ihr glaubet an Gott, glaubet auch an mich! Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so hätte ich es euch nicht gesagt; denn ich gehe hin, für euch einen Ort zu bereiten . . . damit auch ihr seid, wo ich bin.“ (Joh. 14, 1—13.) Gott will nicht, daß einer verlorenghe. „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und überflüssig haben.“ (Joh. 10, 10.) Das Hochzeitskleid der heiligmachenden Gnade wird dem Menschen in der hl. Taufe geschenkt, und, falls es in den Gefahren des Lebens verlorenging, im Bußsakrament erneuert. „Ihr alle, die ihr in Christo getauft seid, habt Christus angezogen“ (Gal. 3, 22), schreibt Paulus und mahnt (Kol. 3, 9) nichtsdestoweniger: „Zieh den alten Menschen mit seinen Werken aus und zieh den neuen an, nach dem Ebenbilde dessen, der ihn erschaffen hat.“ „Das Hochzeitskleid sind die Werke der Gerechtigkeit“ (hl. Irenäus), also das Leben in Jesus und mit Jesus. Dazu ist aber auch einem jeden in hinlänglichem Maße die übernatürliche Hilfe, die Gnade des Beistandes zugesichert, kraft deren wir mit Paulus sagen dürfen: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Als Vorgeschnack des ewigen Hochzeitmahles ist den gläubigen Christen die hl. Kommunion bereitet, in welchem Christus genossen wird und uns ein Unterpfeiler der ewigen Seligkeit gegeben ist. Das Manna des Neuen Bundes ist das Brot vom Himmel, das Fleisch und Blut des unbefleckten Lammes, welches wir genießen dürfen und sollen in der hl. Eucharistie: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.“ (Joh. 6, 55.)

Da gilt allen: „Kommet und esset vom Brote, das ich euch bereitet, und trinket vom Weine, den ich euch gemischt habe!“ Alles ist bereit, kommt so oft ihr wollt, ich will euch erquicken. Aber es bleiben Ungezählte ferne und „gehen ihre Wege“, die Wege des Vergnügens und der Genußsucht oder die Wege der vielbeschäftigten Habsucht, die in der Jagd nach zeitlichen Gütern keine Zeit mehr findet und keinen Sinn mehr hat für unvergängliche Ewigkeitswerte, welche nicht von Räubern geraubt und nicht von Motten verzehrt werden können. Ach, diese Vielbeschäftigten, sie bilden sich noch was ein auf ihre unermüdete

Tätigkeit, bei der sie das Eine, Notwendige vergessen und versäumen, ihr Erb-
recht auf das Himmelreich für ein Linsenmuß vertauschen und ahnen nicht, daß
auch ihnen die tränenreiche Klage des Heilandes gilt: „Wie oft wollte ich dich
sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, aber du
hast nicht gewollt.“

Der Sieg, der die Welt überwindet.

(1. Joh. 5, 1.)



Die Not ist groß, doch die Sehnsucht, sie zu überwinden, noch größer.
Wir sind uns fast alle darin einig, daß die Zustände unseres politi-
schen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens unhaltbar sind. Fast
alle rufen nach einem Retter aus dem Elend, nach einem, der der
Welt das Heil bringt. Die einen suchen ihn hier, die andern dort — und
können ihn nicht finden. Das muß so sein, denn wir wissen, daß der Heiland
schon gekommen ist. Er allein vermag uns den Weg zu weisen, denn Er und nur
Er „wußte, was im Menschen ist“. „Einer ist Euer Meister“, der Meister
Eures ganzen Lebens.

Man wird uns entgegen, daß das Christentum doch offensichtlich versagt
habe, daß Christi Lehre groß und schön, für das Leben aber unbrauchbar sei,
daß man bis jetzt nicht imstande war, sie in die Tat umzusetzen. Man heißt uns
Träumer, Schwärmer, weil wir an die Wahrheit und Wirklichkeit der „frohen
Botschaft“, an die Grundsätze der Bergpredigt glauben.

Doch es gibt ein Gesetz der Liebe: „Ein neues Gesetz gebe Ich euch: Liebet
einander wie Ich euch geliebt habe“, das nicht verworfen oder übertreten, nicht
beiseite geschoben oder vernachlässigt werden darf, soll nicht Unheil über die
hereinbrechen, die solches tun. Jene bauen Luftschlösser, die da meinen mit
anderen „Größen“, mit anderen Werten rechnen, ohne diese übernatürliche Kraft
ein gutes und schönes Leben gestalten zu können.

Das sagt uns nicht allein unser Glaube, die Geschichte selbst gibt uns Recht.
Sie straft die Lügen, die behaupten, Christi Gebote könnten nicht in allen Lagen
des persönlichen und öffentlichen Lebens angewendet werden. Nur ein Bei-
spiel aus der letzten Zeit nach einem Bericht des großen katholischen Völker-
rechtslehrers Lammasch. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangte
der Strom der Auswanderer von Argentinien aus nach Westen, von Chili aus
nach Osten in bisher unbekannte Hochtäler der Cordillera de los Andes. Da diese
Täler fruchtbar, ergiebig an Wasserkräften und reich an vielen anderen Natur-
schätzen waren, würden sie in immer stärkerem Maße besiedelt. Die Landkarten
waren jedoch ungenügend und ein früher geschlossener Grenzvertrag völlig un-
klar. So wurden die Gebiete von beiden Staaten beansprucht. Weil aber jeder
sein Recht auf sie zu behaupten suchte, wurde der Streit von beiden immer er-
bitterter geführt, so daß schließlich ein Krieg unvermeidlich schien.

Da erhob am Ostersonntag des Jahres 1900 der katholische Bischof von San
Juan de Cuyo im Dom von Buenos Aires im Vertrauen auf die Macht seines

Meisters seine Stimme für den Frieden, dafür, daß der Streit durch ein Schiedsgericht geschlichtet werde. Jenseits der Anden antwortete der Bischof Lara von Ancud im gleichen Sinne. Beide durchzogen jetzt von Ort zu Ort, von Kirche zu Kirche ihre großen Bistümer, überall den Frieden predigend. Im Anfang stießen sie auf sehr starken Widerspruch, ja sie wurden besonders von der kriegslüsternden und völkerverhehrenden Presse, die sich gar oft heuchlerisch als Verfechterin des Volkswohles gebärdet, verhöhnt und verdächtigt, daß sie der Kraft und dem Recht des Vaterlandes — das behaupteten natürlich die Zeitungen auf beiden Seiten — mißtrauten und dem verhaßten Gegner un begründete Zugeständnisse machen wollten. Der starke Glaube des Bischofs von Buenos Aires an die Liebe Christi hatte das Wunder gewirkt, daß der Bischof des „feindlichen Landes“ seine Tat nachahmte, er siegte noch dadurch, daß aller Haß niedergeschlagen und die öffentliche Meinung von Grund aus umgeändert wurde, denn bald gewannen die Bischöfe zunächst die Frauen, später auch viele Männer für sich.

Viele Bittschriften wurden bei den Volksvertretungen und Regierungen der beiden Staaten eingereicht, und 1902 einigten sich beide Republiken darauf, den Streit dem Schiedspruche der Königin von England, beziehungsweise einem von ihr zu ernennenden Ausschuss unparteiischer Sachverständiger zu unterwerfen. Dieser schlichtete denn in der Tat den Fall zur Zufriedenheit beider Teile.

Die Kanonen, die die Staaten hatten gegeneinander verwenden wollen, wurden eingeschmolzen und das Metall volkswirtschaftlich wertvollen Zwecken zugeführt. Zum immerwährenden Andenken wurde ein gewaltiges Christusstandbild, an der Grenze von Argentinien und Chili, auf einem der höchsten gangbaren Pässe der Erde errichtet. Sein Sockel trägt folgende Inschrift: „Eher mögen diese Berge in Staub zerfallen, als die Völker von Argentinien und Chile den Frieden brechen, den sie geschlossen zu den Füßen Christi, des Erlösers.“

Papst Pius XI. und die katholische Presse.

Außällig der Verlesung des Dekretes über den heroischen Tugendgrad des ehrw. Anton M. Claret, Erzbischofs von Cuba und Gründers der besonders in Spanien und Amerika weit verbreiteten Kongregation der Missionäre U. S. M., hielt der hl. Vater eine Ansprache, in welcher er seine Freude darüber Ausdruck gab, das neue Jahr mit einem solchen Akte eröffnen zu können. War ja der ehrw. Claret ein wahrer Apostel und ein vorbildlicher Hirte, der in so fruchtbringender Weise es verstanden hat, den Bedürfnissen neuer Zeiten entgegenzukommen. Eine besonders charakteristische Note dieses großen modernen Dieners Gottes sei nicht bloß seine Haltung und Tätigkeit an sich, sondern die Sachlichkeit seiner Methoden und der Mittel, welche die alte Zeit nicht gekannt habe: nämlich die Presse und das Buch. „Man hat gesagt, der hl. Apostel Paulus wäre Journalist geworden, hätte er

in unseren Tagen gelebt. Man kann es bezweifeln, wenn man das Wort buchstäblich auffaßt. Sicher aber ist, daß er es dem Geiste nach geworden wäre, denn er hätte sich sicher mit dem allergrößten Eifer eines solchen Instrumentes zur Propaganda der Ideen bedient, wie die Presse dies ist. Es ist ein ganz besonderer Ruhm für Claret, das Amt der Predigt der Nächstenliebe mit der ausge dehnteren und genialen Aufgabe der Presse, des Buches, des kleinen Flugblattes vermählt zu haben. Dieses höchst glückliche Zusammenschmelzen heiliger Kräfte erfüllt auch seine geistigen Söhne und Töchter und sein Werk fährt fort zu wirken im Geiste des Gründers, mit Intelligenz, Hingabe und Selbstverleugnung." Erzbischof Claret war einer der fruchtbarsten geistlichen Schriftsteller seiner Zeit und seine Schriften füllen eine Bibliothek. Da er (geboren 23. Dez. 1807, gest. 24. Okt. 1870) wohl wußte, daß Schreiben guter Bücher allein nicht genügt, um die Erzeugnisse der schlechten Presse niederzukämpfen, gründete er auch den Verein vom hl. Michael zur Verbreitung guter Schriften. Die Zahl der dadurch ins Volk gebrachten Bücher und Schriften geht in die Millionen. Erzbischof Claret hatte noch kurz vor seinem Tode am Konzil vom Vatikan teilgenommen.

Jesus der einzig wahre Retter der Menschheit.

„Ich bin der gute Hirt.“
Joh. 10, 11.

In alter Zeit nannten sich die Könige gern die Hirten der Völker. Damit legten sie sich einen überaus schönen Namen bei, welcher andeutete, daß sie nicht so sehr die herrschende Gewalt als vielmehr die liebevolle Fürsorge und Wachsamkeit für ihre Untertanen als den Inbegriff und die Zierde ihres hohen Amtes betrachteten. Doch bei der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens war das Ideal eines solchen Völkerhirten naturgemäß schwer zu erreichen. Deshalb war es auch der schönste Titel und Vorzug des kommenden Messias, daß er nach den Prophezeiungen der Gottesgesandten ein solcher Hirt ohnegleichen sein sollte: „Sehet, Gott der Herr kommt mit Macht, und sein Arm wird herrschen . . . Wie ein Hirt wird er seine Herde weiden, in seinem Arm die Lämmer sammeln, auf seinen Schoß sie heben.“ (Is. 40, 11.) „Siehe, ich selbst will nach meinen Schafen sehen und sie heimsuchen, wie ein Hirt seine Herde auffucht . . . Ich will sie auf die beste Weide führen . . ., daselbst sollen sie ruhen auf grünem Grase und fette Weide haben auf den Bergen Israels. Was verloren, will ich suchen; was vertrieben, zurückführen; was gebrochen, verbinden; was schwach, befestigen; was stark ist, behüten.“ (Ezech. 34.)

Dieser gute Hirt, dieser einzige Hirt ist unser Herr und Heiland in der Tat. Er sagt es selbst: „Ich bin der gute Hirt“, der gute Hirt, von dem die Propheten gesprochen, auf den die Völker warteten; der gute Hirt für alle Völker und alle Zeiten.

In unseren Tagen freilich sucht man ihm den Hirtenstab aus den Händen zu reißen. Man will diesem Hirten nicht mehr folgen. Man ruft ihm zu, sein

Hirtenamt sei ausgespielt. Es geht das Wort des Apostels in Erfüllung: „Es wird eine Zeit kommen, wo man die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach den eigenen Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen wird, welche die Ohren kitzeln“ (2. Tim. 4, 3). Unzählige Schäflein wenden sich von dem guten Hirten und seiner fruchtbaren Weide ab und laufen den Lockrufen von anderen Hirten, Feinden des guten Hirten verschiedensten Namens; nach, welche die Ohren zu kitzeln verstehen und eine fettere Weide versprechen. Doch ach, gar bald müssen sich diese Hirten als Lügner und Verführer entpuppen, und die vermeintlichen fruchtbaren Triften als öde Wüsteneien. Denn es ist und bleibt wahr: Jesus Christus ist der einzig wahre, gute Hirt; und die einzig gute Weide, auf die er seine Schäflein führt, ist die heilige katholische Kirche.

I.

Denen, welche immerfort in die Welt hinausrufen, daß wir ohne Christus, ohne seine Lehre und Führung auskommen können, welche an ihre Stelle die Wissenschaft und Kunst, die Kultur oder auch eine Moral ohne Religion setzen wollen, allen diesen Freigeistern und Modernen können wir nicht oft genug die unerbittlichen Wahrheiten der Geschichte entgegenhalten. In welchem Zustande befand sich denn die heidnische Welt, als Christus zu ihr kam? Hatten die alten Griechen und Römer nicht eine hohe Kulturstufe erflommen? Waren nicht unter ihnen Gelehrte, Denker und Dichter, deren Ruhm bis auf unsere Tage noch nicht verblichen ist, die als Sterne erster Größe noch heute am Gelehrtenhimmel strahlen? Lehrten sie nicht die Künste und Wissenschaften mit einer Gründlichkeit, daß die Gelehrten aller Zeiten sich an diese alte Wissenschaft gehalten haben? Haben sich nicht Bauwerke und Kunstdenkmäler jener Zeit erhalten, die die ungeteilte Bewunderung aller Zeiten erobert haben? Wer will leugnen, daß trotz dieser hochentwickelten Kultur die Sitten und Sittlichkeit jener Zeit einen Tiefstand, eine Fäulnis aufweisen, die wir heute nicht ohne Schaudern und Ekel betrachten können? Welche Unwissenheit, welche Verkehrtheit in den einfachsten Begriffen von Gott, Wesen und Bestimmung des Menschen! Welche Verirrungen, welche Versunkenheit in die gemeinsten Schandtaten und Verbrechen, daß selbst die Besten des Volkes an der Möglichkeit zweifelten, aus diesem Elend je nochmals emporzukommen! Nur wenig sei ausgeführt.

Derjenige Mann, welcher vielfältig als der größte und erleuchtetste aller heidnischen Weisen gepriesen wird, hat gesagt: „Die Wahrheit, daß es nur einen Gott gebe, aufzufinden, sei schwer; sie aber unter dem Volke zu verbreiten, sei unmöglich.“ Wir begreifen einen solchen Ausspruch, wenn wir bedenken, was man damals alles als Gottheit verehrte. In den Kunsthallen Roms kann man die Herrlichkeit dieser Götter noch heute betrachten: Götzenbilder, von der Länge eines Fingers, Nachbildungen der gemeinsten Tiere in Holz und Stein, Bildsäulen jener Kaiser, die mit der Verachtung aller Nationen in der Weltgeschichte gebrandmarkt sind, eines Nero, Caligula . . . waren es, vor denen man in den Staub fiel, die man in hündischer Furcht anbetete. Den Himmel bevölkerte die Phantasie jener Zeit mit unzähligen Göttern in Menschengestalt,

die das lebendige Bild jeglicher gemeinster Laster darstellten, der Böllerei, Unzucht, des Ehebruchs, der Blutschande, der Rache, des Diebstahls usw. Um den Beistand dieser Gottheiten betete man bei Ausübung der Verbrechen, da ja nach dem wahnsinnigen Glauben der Menschen die Götter ähnliche und noch ärgere Schandtaten verübt hatten. Jedem Einsichtigen leuchtet ein, welch einen sittenverderbenden, geradezu moraltötenden Einfluß solch teuflischer Glauben ausüben mußte. Der Heide Seneka sagt: „Die ärgsten Anliegen brummen sie den Göttern in die Ohren. Kommt ein Mensch, ihnen zuzuhören, so schweigen sie still; wovor also ein Mensch erröten würde, wenn er es hörte, das ihren Göttern zu sagen, schämen sie sich nicht.“ Kein Wunder, daß bei Veranstaltung der öffentlichen Gottesdienste Unzucht und Böllerei vielfach die Hauptrolle spielten, Laster aller Art wahre Orgien feierten.

Wie tief ferner die Menschenwürde in jener Zeit gesunken war, zeigt ein einziger Blick auf das Elend der Sklaven. Zwei Drittel der Menschheit waren damals willenlose Werkzeuge ihrer Herren, ihrer schrankenlosen Genußsucht, ihren niedrigsten Instinkten machtlos anheimgegeben, in Wahrheit einer Viehherde gleich. Der Herr konnte ja den Sklaven ganz nach Willkür mißbrauchen, zum Krüppel schlagen und töten. Der feingebildete Kaiser Augustus, der sich um die Blüte der damaligen Künste und Wissenschaften die größten Verdienste erworben, ließ durch seinen Freund Pollio die Sklaven den Fischen als Speise vorwerfen. Der Senator Flaminius ließ einen Sklaven töten, bloß um seinem Freunde, der noch keinen Menschen hatte töten sehen, dieses neue Schauspiel zu bereiten.

Die Unsittlichkeit und widernatürliche Unzucht hatte so sehr überhand genommen, daß der Heide Seneka versichert, die Unschuld sei eine unbekannte Sache auf Erden geworden. Durch Gesetze mußte der Staat das Volk zur Eingehung von Ehen anhalten, die kinderlosen Ehen mit Nachteilen bedrohen und die mit Kindern gesegneten mit Vorteilen bedenken. Trotz allem war der Ehebruch an der Tagesordnung. Ja, hören wir und staunen wir, was ein Heide (Luzian) bemerkt! Er sagt: „Die wilden Tiere treiben keine unnatürliche Unzucht. Warum? Sie philosophieren nicht“; d. h. sie werden nicht wie die Menschen durch eine falsche Wissenschaft zur Unnatur, zur Widernatur verleitet und angetrieben. Wen wollte, mein Christ, nicht Schaudern erfassen, wenn er sieht, wie der Mensch, scheinbar auf der Höhe der Bildung und Kultur, tatsächlich im tiefsten Abgrund der Verworfenheit versinken kann. Wir wollen uns diese geschichtlichen Tatsachen wohl merken, wenn man uns mit dem Aufgebot glänzender Phrasen vorreden will, Christus und seine Lehre sei überflüssig geworden. Man brauche diesen Hirten der Völker nicht mehr. Kunst und Wissenschaft, Bildung und Kultur seien die Führer zu einer Moral ohne Religion. Das Christentum hemme die Menschen in ihrer freiheitlichen Entwicklung. Haltet ein, ihr Lügenpropheten! Wir wissen es besser aus der Geschichte, was Kunst und Wissenschaft, Bildung und Kultur ohne Religion vermögen. Sie sind nicht imstande, den Menschen vor den schwersten Verirrungen, vor den Abgründen der Versunkenheit zu bewahren oder sie daraus zu befreien! Sehen wir nicht auch heute dasselbe? Trotz aller vielgerühmten Kulturhöhe unserer Zeit, welch

mannigfaltiges sittliche Elend, welche Verseuchung der besten Kräfte der Nation in allen Schichten der Bevölkerung, die der Religion den Rücken kehren! Nein, Christus allein war imstande, das verlorene Schäflein der Menschheit zu retten, aus der Dornenhecke der Laster zu befreien. In einer beispiellosen Art hat er sich mit seiner Lehre dem Strome des Verderbens entgegengestellt, dem Unheil Einhalt geboten und der Menschheit neues Leben gebracht.

Und was über allen Zweifel erhaben die Geschichte der damaligen Zeit von Christus beweist, das ist er geblieben, das bleibt er durch alle Zeiten: der gute Hirt. Wehe den Menschen, wenn sie seine Hirtenhand verschmähen und von sich weisen! Sie gehen unvermeidlich in die Irre, sie versinken im moralischen Sumpfe, oder sie verlieren sich, statt auf fruchtbarer Weide zu bleiben, in wasserlose, öde Sandwüsten.

2.

Welches aber ist die Weide, auf welche der gute Hirt seine Schäflein geführt hat, auf welcher sie für alle Zeiten geborgen sind? Welches sind „die Berge Israels“, auf welchen die Schäflein nach den Worten des Propheten Ezechiel (34, 14) „ruhen sollen auf grüner Flur und weiden auf fetten Triften“? Nichts anderes als allein die heilige katholische Kirche.

Die katholische Kirche hat ihre Lehre stets rein und lauter bewahrt. Sie kann ihren Feinden zurufen: Wer aus euch kann mich einer verderblichen Lehre beschuldigen? Sie führte die Völker aus der Wüste des Heidentums hin zu den blühenden Triften des Christentums. Unermüdlich sandten die Stellvertreter des guten Hirten, die Päpste, Glaubensboten aus, um die Schäflein aller Länder herbeizurufen auf die grüne Weide der Kirche, allwo sie Nahrung fanden im Überfluß. Was wäre aus manchen Ländern geworden, wenn ihnen nicht beizzeiten die Sendboten der Kirche die Segnungen des Christentums, christlicher Gesittung und Kultur gebracht hätten? Wie sie unter unsäglichen Mühen und Opfern die Urwälder, Sümpfe und Einöden in fruchtbare Auen verwandelten; so traten an die Stelle heidnischer Barbarei und Verwilderung bald die blühenden Gefilde christlicher Zivilisation, christlichen Glaubens- und Tugendstrebens. Zum Danke dafür wird dieselbe Kirche heute von denselben Völkern gelästert!

Wohl den Völkern, welche auf jenen „Bergen Israels“ fruchtbare Weide gefunden haben! Hier rieseln die Wasserbäche aus jenem siebenfachen Gnadenquell der heiligen Sakramente, so daß die Schäflein jeden Standes, jeden Alters, in allen Lebenslagen Stärkung und Nahrung finden. Hier finden sie auch die Heilkräuter für alle Not und Krankheit der Seele, damit keines der Schäflein dahinsterbe und zugrunde gehe. Hier werden wir auf eine unermessliche Trift von Wahrheiten geführt, die bald lockend, bald drohend, warnend und tröstend, belehrend und ermahmend unsere Seele nähren, kräftigen, vervollkommen. Hier finden wir den Tisch gedeckt mit dem „Brote der Starken“, mit dem Fleisch und Blut des guten Hirten selber. O wenn die Schäflein Hunger leiden, wenn sie matt und krank, siech und elend bleiben — die Schuld liegt nur an ihnen selbst, weil sie die gute, fruchtbare Weide nicht auffuchen und von den Giftkräutern der Welt sich anstecken lassen!

Die Kirche ist ein blühender Gottesgarten! Schaue auf die unermessliche Schar von Heiligen, deren heroische Tugenden diesen Garten mit himmlischem Dufte erfüllen, durch den Wohlgeruch ihres Beispiels Tausende zur Nachahmung anlockend! Welche andere Kirche hat solche Heilige, hat überhaupt durch Wunder beglaubigte Heilige aufzuweisen? Hier blühen die evangelischen Mäde in einer Fülle und Farbenpracht, die man anderswo nicht ahnt, als ausschließliches Eigentum der einzig wahren Kirche. Oder wo blüht die makellose Lilie der ewigen, freigewählten Jungfräulichkeit? Wo die freiwillige Armut, die Verzichtleistung auf alle Vorzüge hoher Geburt, glänzenden Namens, reichen Besitzes, die Hinopferung der ganzen Person für die heilige Sache des Ordensberufes, der Mission, der Werke der Nächstenliebe und Gottesliebe? — Doch, ich würde kein Ende finden, wollte ich alle Blumen aufzeigen, die in jenem Gottesgarten der Kirche in schönster Blüte prangen!

Loren also, die diese fruchtbare Weide verlassen haben, in die Wüste des Unglaubens, das Dornengestrüpp einer gottlosen Welt, die ausgebrannte Heide der Irrlehren sich verlieren!

Wir müssen daher stets gute Schäflein des guten Hirten, treue Schäflein seiner Weide, treue Kinder der heiligen Kirche sein und bleiben!

Papst Pius XI., der Vater der Christenheit.

Nachdem der amerikanische Protestantismus in letzter Zeit seine Angriffstätigkeit gegen die katholische Kirche auf die Stadt der Päpste konzentriert hat, legte seinerzeit Papst Benedikt XV. den amerikanischen Katholiken nahe, selbst sich in Rom an der Gegenaktion zu beteiligen; die Vereinigung der Kolumbusritter ist der Aufforderung nachgekommen und hat zu dem Zwecke, in Rom Anstalten für die von den Protestanten besonders bearbeitete Jugend zu errichten, die Summe von 1 Million Dollar bereitgestellt. Die erste dieser Anstalten, ein Oratorium für Mädchen und Knaben, räumlich getrennt, wurde am 9. April 1925 nachmittags von den Kardinalen Mundelein und Hayers feierlich eingeweiht. Dieses Ereignis hat durch die ganz besonderen Umstände eine größere Bedeutung erlangt, als ihm an sich zukäme. Das Grundstück, auf dem sich das mit Theater, Spielplätzen, Turnhalle usw. ausgestattete Oratorium befindet, ist Eigentum des Vatikan und befindet sich in dem Raume hinter der linken Kolonnadenreihe, umschlossen von der vatikanischen Mauer und dem alten Palaste des S. Offiziums, also in unmittelbarer Nähe unseres deutschen Campo Santo; doch gehört dieses Stück Bodens nicht mehr zum sog. exterritorialen Gebiete. Nun hatte bis zum letzten Tage die römische Presse bestimmt und in allen Tonarten versichert, der Papst werde an dieser Einweihung teilnehmen, werde also den Vatikan verlassen und dadurch mit der Vergangenheit der letzten 50 Jahre brechen. Dies ist nicht geschehen und die Gründe hat Papst Pius XI. mit solcher Entschiedenheit wieder einmal unterstrichen, daß der Zweck, insbesondere die so einflußreiche neue Welt auf seine unhaltbare Lage aufmerksam zu machen, unverkennbar ist.

Der Hl. Vater hat durch ein *Motu Proprio* die näheren Bestimmungen über das ihm als Geschenk übergebene Oratorium erlassen, das teils von Weltgeistlichen, teils von Vinzenzschwestern unter der Leitung eines vatikanischen Prälaten betrieben wird (während die Verwaltung ein Vertreter der Kolumbusritter ausüben wird) und den Namen des hl. Petrus führen wird. Nach der Einweihung der beiden Kapellen und dem Rundgange wurden in der Turnhalle Erfrischungen rundgereicht und gegen 7 Uhr fand dann im Thronsaale des vatikanischen Palastes der feierliche Empfang durch den Papst statt. Dieser erwähnte eingangs, er habe sich damit begnügen müssen, alles in den Plänen, den Lichtbildern, Zeichnungen und noch eingehender aus den häufigen Berichten und Beschreibungen kennenzulernen, die ihm während des Werdens des Oratoriums nach und nach zukamen; er begründete die von ihm selbst gewollte Benennung nach St. Peter, dessen Name auf die Bände hinweise, die das neue Werk mit dem Hl. Stuhle, mit seiner Person und denen seiner Nachfolger immer mehr verbinde. Die Gegenwart der beiden amerikanischen Kardinalen biete ihm Gelegenheit, auszusprechen, daß er das Werk nicht nur amerikanischer Freigebigkeit verdanke, sondern mehr noch dem Verständnisse, der Großherzigkeit und Liebe der Herzen und des amerikanischen Geistes, wie auch besonders den Kolumbusrittern, Rittern der Ehre und Liebe des Hl. Stuhles, eine Ehre für die Vereinigten Staaten. Dann fuhr der Hl. Vater wörtlich fort: „Ihr habt feststellen können — und das sagen Wir ganz besonders Euch erwählten Kardinalen aus Amerika —, daß das Grundstück, auf das der Bischof von Rom beschränkt ist, nicht an übermäßiger Ausdehnung leidet, so daß dieser an einem mit seinem bischöflichen Amte so innig verbundenen Werke nicht teilnehmen kann. Wir konnten in der That nicht dort erscheinen, wo Ihr gewesen seid. Wir konnten es nicht tun, ohne aus Unserer sogenannten Extraterritorialität herauszutreten, von welcher recht oder schlecht, in bestimmter oder unbestimmter, vielleicht nicht bestimmbarer Weise die Würde des römischen Papstes, des Stellvertreters Christi geschützt, gewahrt und sanktioniert sein soll. Das ist der verhängnisvolle Lauf der Geschichte, verhängnisvoll und folgerichtig; es geht mit gewissen großen geschichtlichen Vorgängen wie mit großen philosophischen Systemen. Die großen philosophischen Systeme üben sehr oft nicht nur im Leben der Völker, sondern auch der Einzelwesen ungeahnte Einflüsse auf die Masse. Gleicherweise üben gewisse geschichtliche Tatsachen unerwartete Rückwirkungen in unvermuteten Augenblicken auf das tägliche Leben aus; das ist vielleicht der Gedanke, der Alessandro Manzoni vorschwebte, als er die Abenteuer und die unscheinbare Hochzeit zweier einfacher guter Leute in die Wechselfälle eines großen Krieges des 16. Jahrhunderts verflocht.

„Aber Ihr habt noch eine höhere, schönere Feststellung machen können. Ihr habt wahrnehmen können, was der Wohltaten spendende Geist der Kolumbusritter so rasch und herrlich am Rande und an der Schwelle des uns verbliebenen Bodenstückes geschaffen hat, ein auch vom baukünstlerischen und konstruktiven Gesichtspunkte aus glänzendes Werk... Dankbar sind Wir daher Eurem Wirken. Wir wissen, daß dies nicht das einzige Werk, nicht die einzige reiche, christliche und im christlichen Geiste verbundene Gabe ist, die Ihr unter dem schönen

Himmel Roms vorhabt... Ihr wisset, und alle wissen es, welche Propaganda des Irrtums sich immer mehr in unserem Rom breitmacht. Es ist dies gewiß nicht das kleinste Übel, nicht die traurigste Folge der Ereignisse, welche das Schicksal dieser wahren „heiligen Stadt“ der ganzen katholischen Welt so tief aufwühlte und umstürzte.

„Wir mußten leider hier, wo so viel Martyrerblut für die Reinheit und die Einheit des Glaubens vergossen worden ist, sehen, wie die Sendboten des Irrglaubens und der Trennung sich ein Stelldichein gaben. Ihr habt das ganze, tiefe Mitempfinden für diese Lage erfahren, ihr habt die ganze Traurigkeit verdolmetscht, welche unser Herz erfaßt, wenn Wir auf diesem geheiligten Boden Roms Gebäude und Denkmäler, Denkzeichen und Erinnerungen sich mehren sehen, die man ebenso viele Herausforderungen an den Erlöser Jesus Christus und seinen Statthalter nennen könnte. Ihr habt Unseren ganzen Schmerz verstanden beim Anblicke so vieler den Seelen bereiteter Nachstellungen, wobei man sich ihre Einfalt und Unschuld zunutze macht und oft auch ihre Not und ihren Hunger ausnützt.“

Enzyklika „Quas primas“ Pius XI. vom 25. Dezember 1925 über das Königtum Jesu Christi.

Wen ehrwürdigen Brüdern, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfen, Bischöfen und sonstigen Ordinarien, die Frieden und Gemeinschaft mit dem hl. Stuhl haben, Pius XI., Papst. —
Ehrwürdige Brüder, Gruß und Apostolischen Segen!

In der ersten Enzyklika, die Wir nach Erhebung zum Papste an alle Bischöfe des katholischen Erdkreises richteten, sind Wir den Ursachen jener Mißstände nachgegangen, von denen Wir das Menschengeschlecht bedrückt und heimgesucht sahen. Wir erinnern Uns, dabei es klar ausgesprochen zu haben, nicht bloß daß ein solch großes Zusammentreffen von Übelständen die Welt überschwemmt, weil der größte Teil der Sterblichen Jesus Christus und sein Gesetz aus der Führung ihres Lebens, ihrer Familie und aus dem öffentlichen Leben vertrieben hatte, sondern auch, daß es niemals sichere Hoffnung auf dauerhaften Frieden unter den Völkern geben könne, solange die Individuen und die Staaten das Reich Unseres Erlösers verleugnen und zurückstoßen. Wie Wir daher vor allem die Notwendigkeit betont haben, „den Frieden Christi im Reiche Christi“ zu suchen, so haben Wir zur Erlangung dieses Zieles auch alles getan, was Uns möglich war; im Reiche Christi sagen Wir; denn es schien Uns, daß man nicht erfolgreicher an der Wiederherstellung und der Kräftigung des Friedens arbeiten könne, als darnach zu streben, das Reich Unseres Herrn wiederherzustellen. In der Tat berechtigte das Erwachen und alsbaldige Aufsteigen einer wohlwollenden Bewegung der Völker zu Christus und seiner Kirche hin, die allein Rettung bringen kann, zu unzweifelhafter Hoffnung auf bessere

Zeiten: eine Bewegung, bei der man beobachtete, daß viele, die das Reich des Erlösers verachtet und dem Reiche sozusagen den Rücken gekehrt hatten, sich anschlössen und beeilten, den Weg der Unterwürfigkeit wieder zu betreten. Und gereichte all das, was im Verlaufe dieses hl. steter Erinnerung würdigen Jahres sich zugetragen hat und getan wurde, etwa nicht zur Ehre und zur Verherrlichung des göttlichen Stifters der Kirche, Unseres höchsten Königs und Herrn?

Wenn die vatikanische Missionsausstellung nicht Sinn und Herz der Männerwelt ergriffen hat, so hat sie doch die tägliche Arbeit der Kirche für die größere Ausbreitung des Reiches ihres Bräutigams auf den Kontinenten und den entferntesten Inseln des Ozeans aufgezeigt; da lernte man die große Zahl der mit Schweiß und mit dem Blute tatkräftiger und unbefiegter Missionäre dem katholischen Glauben gewonnenen Gebiete kennen, erfuhr auch, welche weite Gebiete es noch gibt, die da dem süßen und heilsamen Reich unseres Königs zu unterstellen sind. Und all die Volksmengen, die während dieses Jubeljahres von allen Seiten der Erde unter Führung ihrer Bischöfe und Priester nach der heiligen Stadt kamen, was hatten sie anderes im Sinn, als ihre Seelen zu reinigen und sich beim Grabe der Apostel und vor Uns als Angehörige des Reiches Christi zu bekennen, heute und immerdar? Und dieses Reich Christi schien gleichsam von neuem Lichte erfüllt, als Wir nach Prüfung des heroischen Tugendgrades sechs Bekennerinnen und Jungfrauen die Ehren der himmlischen Heerscharen zuwiesen; welche Freude und welchen Trost spürten Wir in Unserem Herzen, als im Glanze der St. Peterskirche nach Verkündung des feierlichen Dekretes eine unbegrenzte Volksmenge im *Te Deum* ausrief: „Du König der Herrlichkeit Christus.“ Während von Gott abgekehrte Männer und Staaten in gegenseitigem Haß und inneren Zerwürfnissen dem Zerfall und Untergang entgegengehen, fährt die Kirche Gottes fort, dem Menschengeschlechte die Speise des geistlichen Lebens darzubieten, schafft und formt Generationen von Heiligen für Christus, der nicht abläßt, diejenigen zu den himmlischen Herrlichkeiten seines Reiches zu berufen, die da in seinem Reiche auf Erden ihm treu ergebene und gehorsame Gläubige waren.

Anläßlich des Zusammentreffens des 16. Zentenars der Feier des Konzils von Nizäa mit dem hl. Jahre wollten Wir, daß die Zentenaarfeier festlich begangen wurde und Wir selbst wollten um so bereitwilliger dies in der vatikanischen Basilika feiern, weil jenes hl. Konzil die Konsubstanzialität des Eingeborenen mit dem Vater definierte und zum Dogma erhob und gleichzeitig seinem Glaubensbekenntnis den Satz beifügte: „*Cuius regni non erit finis*“, womit es die königliche Würde Christi bekräftigte. Hatte somit das hl. Jahr in mehrfacher Weise dazu beigetragen, das Reich Christi zu zeigen, so schien es Uns, ein Unseres apostolischen Amtes würdiges Werk zu tun, wenn Wir den Bitten so vieler Kardinäle, Bischöfe und Gläubigen, wie sie sowohl einzeln wie kollektiv an Uns gelangten, entsprechen und das hl. Jahr durch die Einführung eines besonderen Festes zu Ehren u. S. Jesu Christi als König in die kirchliche Liturgie abschließen.

Es erfüllt Uns dies mit so großer Freude, daß Wir davon Euch, ehrw. Brüder, mitzuteilen wünschen: helfet mit, das, was Wir euch über die Verehrung Jesu

Christi als König sagen, der Einsicht des Volkes begreiflich zu machen, ihm den Sinn in einer Weise zu erklären, daß aus dieser alljährlichen Feier stets größere Früchte erwachsen.

Seit langem ist es allgemein Brauch, Christus als König zu bezeichnen, um damit den höchsten Grad des Vorranges auszudrücken, der ihn vor allen Geschöpfen in erhabenster Weise auszeichnet. So sagt man, er regiere in den Herzen der Menschen nicht bloß durch seine geistige Höhe und umfassende Wissenschaft, sondern weil er die Wahrheit und es notwendig ist, daß die Menschen in Gehorsam von ihm die Wahrheit empfangen und annehmen. Gleicherweise regiert er im Willen der Menschen, weil in ihm der Heiligkeit des göttlichen Willens die vollkommene Integrität und Unterwürfigkeit des menschlichen Willens entspricht, wie auch, weil Er mit seinen Eingebungen unsern freien Willen dermaßen beeinflusst, daß er uns für die edelsten Dinge begeistert. Endlich ist Christus als König der Herzen anerkannt wegen der Liebe Christi, die alles menschliche Erfassen übersteigt (Eph. 3, 19), und der Anziehungskraft seiner Milde und Güte.

Kein Mensch war jemals so geliebt wie Christus, noch wird es jemals einer wie er sein. Mit einem Wort, alle müssen die Notwendigkeit anerkennen, für den Gottmenschen Christus den Namen und die Macht des Königs im eigentlichen Sinne des Wortes in Anspruch zu nehmen; indessen kann lediglich, insofern Er Mensch ist, gesagt werden, er habe vom Vater die Macht, die Ehre und das Königtum erhalten (Dan. 7, 13—14), denn als Wort Gottes und selben Wesens mit dem Vater, ist es unmöglich, daß er das nicht mit dem Vater gemein habe, was der Göttlichkeit eigen ist und folgerichtig besitzt er über alle geschaffenen Dinge die höchste und absoluteste Herrschaft.

Und lesen wir nicht häufig genug in den heiligen Schriften von Christus dem König? Tatsächlich wird er der Fürst genannt, der da aus Jakob hervorgehen werde (Nr. 24, 19) und der vom Vater zum Könige gesetzt sei auf dem heiligen Berge Sion, dem die Völker zur Erbschaft gegeben werden und der die Grenzen der Erde besitzen werde (Ps. 2). Im Brautgesang, in welchem unter dem Bilde eines sehr reichen und mächtigen Königs als der künftige König Israels angekündigt wird, heißt es: „Dein Thron, o Gott, steht festgegründet ewiglich; ein Zepter der Gerechtigkeit ist das Zepter deines Königtums“ (Ps. 44). Viele andere ähnliche Zeugnisse seien übergangen. Die hl. Schrift sagt aber überall ganz klar und deutlich schon im alten Testament, sein Reich werde ohne Grenzen mit den Gaben der Gerechtigkeit und des Friedens ausgestattet sein: „In seinen Tagen wird die Gerechtigkeit aufsprossen und die Fülle des Friedens . . . Und er wird von einem Meere zum anderen herrschen, und vom Strome bis an die Grenzen des Erdkreises“ (Ps. 71, 7, 8). Diesem Zeugnisse schließen sich in ausführlicher Weise die Prophezeiungen der Propheten an, vor allem jene bekannteste von Isaias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seine Schulter gelegt, sein Name wird genannt werden: Wunderbarer, Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst. Seine Herrschaft wird sich mehren, und Friede wird ohne Ende sein; auf dem Throne Davids und über dessen Reich

wird er herrschen, daß er es festige und stütze durch Recht und Gerechtigkeit, von nun an bis in Ewigkeit" (Isaias 9, 6—7).

Die anderen Propheten weichen von Isaias nicht ab, so wenn Jeremias vorher sagt, es werde aus dem Geschlechte Davids „ein gerechter Sproß“ erwachsen, der als Sohn Davids als König wird herrschen und weise sein, und Recht und Gerechtigkeit auf Erden üben" (Jerem. 23, 5); desgleichen Daniel, der vorher verkündigt, der Gott des Himmels werde ein Reich aufrichten, „welches in Ewigkeit nicht zerstört werden, selbst aber in Ewigkeit bestehen wird" (Dan. 2, 44). Und wenn derselbe Prophet später sagt: „Ich schaute weiter im Nachtgesicht, siehe da kam in den Wolken des Himmels einer einem Menschensohne ähnlich, und gelangte bis zu dem Hochbetagten, und ward vor ihn geführt. Dieser gab ihm Macht und Ansehen und Herrschaft, und das Reich, daß alle Völker Geschlechter und Zungen ihm dienen müssen. Seine Macht ist eine ewige, die nicht vergeht, und sein Reich wird nicht zerstört werden" (Dan. 7, 13—14). Und nahmen die Verfasser der hl. Evangelien nicht als eingetroffen an und anerkannten dies, was von Zacharias vorhergesagt worden war vom „milden König", der da als „Gerechter und Retter . . . auf einer Eselin reitet, auf dem jungen Füllen einer Eselin, um in Jerusalem unter dem Beifall des Volkes einzuziehen" (Zach. 9, 9). Diese selbe Lehre von Christus dem König, die wir summarisch aus den Büchern des Alten Testaments geschöpft haben, wird im Neuen Testamente nicht bloß nicht weniger betont, sondern in leuchtender und herrlicher Weise bekräftigt. So, um nur kurz die Botschaft des Erzengels zu streifen, der der allerseligsten Jungfrau die Kunde brachte, sie werde einen Sohn gebären, dem Gott der Herr den Sitz seines Vaters Davids geben und er im Hause Jakobs ewig regieren und dessen Reich kein Ende nehmen werde (Luk. 1, 32—33). Wir sehen, daß auch Christus selbst Zeugnis von seinem Reiche gibt, so in seiner letzten Ansprache an die Menge, wo er von den Belohnungen und von den Strafen redet, die in Ewigkeit für die Gerechten und für die Verdammten bestimmt sind, wie auch, wo er dem römischen Landpfleger auf seine öffentlich gestellte Anfrage, ob er König sei, antwortet, und dann ferner, als er nach der Auferstehung den Aposteln das Amt anvertraute, alle Völker zu lehren und zu taufen; bei jeder gebotenen Gelegenheit legte er sich den Namen König bei (Matth. 25, 31—40) und bekräftigte es öffentlich, König zu sein (Joh. 18, 37) und feierlich sprach er es aus, daß Ihm alle Macht gegeben sei im Himmel und auf Erden (Matth. 28, 18). Was wollte er mit diesen Worten anders bezeichnen als die Größe seiner Macht und die Unbegrenztheit seines Reiches? Es kam uns daher nicht wundern, wenn derjenige, den Johannes den „Fürsten der Könige der Erde" (Apok. 1, 15) nennt, „auf seinem Kleide und seiner Hüfte die Schrift trägt: König der Könige und Herr der Herren", wie dies dem Apostel in der geheimen Offenbarung erschien (Apok. 19, 16).

Und da Gott Vater Christus zum „Universalerben" (Hebr. 1, 1) einsetzte, muß er regieren, bis er am Ende der Zeiten alle Feinde Gott dem Vater zu Füßen gelegt haben wird (Kor. 15, 25). Aus dieser allgemeinen Lehre der Heiligen Schrift ergab sich folgerichtig, daß die katholische Kirche als Reich Christi auf Erden, das seiner Natur nach bestimmt ist, sich auf alle Menschen und sämt-

liche Länder auszudehnen, im Jahreszyklus der Liturgie ihren Urheber und Stifter als König und Herrn und König der Könige unter vielfachen Formen der Verehrung begrüßt. Sie gebraucht diese Ehrentitel, die in schöner Mannigfaltigkeit der Worte denselben Sinn zum Ausdruck bringen, wie sie das in der alten Psalmodie und in den alten Sakramentarien tat, auch heute in den öffentlichen, der göttlichen Majestät täglich darzubringenden Gebete und bei der Opferung der unbefleckten Hostie. In diesem ewigen Lob auf Christus den König wird man leicht auch die schönste Harmonie zwischen unserem und dem orientalischen Ritus gewahr, so zwar, daß auch in diesem Falle das Wort gilt: Das Gesetz des Glaubens hat bestimmt das Gesetz des Betens.

Die Einführung des neuen Kirchenfestes.

Damit die erwünschten Erfolge um so größere seien und der christlichen Gesellschaft um so dauerhafter innewohnen, muß notwendigerweise die Kenntnis der königlichen Würde Unseres Herrn weitmöglichst verbreitet werden. Da nun scheint Uns, daß diesem Ziele nichts so sehr dienen könne wie die Einführung eines besonderen erhabenen Festtages zu Ehren Christi als König. Mehr als irgendwelche, selbst hochwichtige Dokumente dieses kirchlichen Lehramtes haben die alljährlichen Feste der hl. Geheimnisse wirksamen Einfluß auf die Unterweisung des Volkes in Glaubenssachen und am Emporheben zu den inneren Freuden des Lebens; denn die Dokumente gelangen meistens fast nur in die Hände von wenigen und gelehrten Männern, die Feste hingegen erfassen und unterweisen alle Gläubigen, jene Dokumente sprechen sozusagen nur einmal, diese Kirchenfeste aber alljährlich und immerdar; jene vor allem berühren heilsam den Geist, diese hingegen erfassen nicht allein den Geist, sondern auch das Herz, mit einem Wort, den ganzen Menschen. Da der Mensch aus Leib und Seele besteht, bedarf er der Anregung durch äußere Feierlichkeiten der Festtage, so zwar, daß er durch die Verschiedenheit und Schönheit der heiligen Riten die göttlichen Unterweisungen in sein Herz aufnimmt, in Fleisch und Blut umsetzt und mitwirkt, daß sie zum geistlichen Fortschritt seines Lebens dienen

Über die Einführung von Kirchenfesten.

Andererseits geht aus historischen Dokumenten hervor, daß solche Feste im Verlaufe der Jahrhunderte eines nach dem andern eingeführt wurden, je nach dem Notwendigkeit oder Nutzen für das christliche Volk dies wünschenswert erscheinen ließ; so wenn es notwendig war, das Volk zu wappnen in gemeinsamer Gefahr oder es zu sichern gegen giftige Irrtümer der Häretiker oder mit größerer Andacht ein Glaubensgeheimnis oder die eine oder andere Wohlthat der göttlichen Güte zu feiern. So begann man von den ersten Jahrhunderten des christlichen Zeitalters an, wo die Christen aufs heftigste verfolgt wurden, mit hl. Feiern das Gedächtnis der Martyrer zu begehen, damit, wie der hl. Augustin sagt, „die Feierlichkeiten zu Ehren der Martyrer zum Martyrium anspornten“ (S. 47, de Sanctis). Und die in der Folge den Bekennern, den Jungfrauen und Witwen erwiesenen liturgischen Ehren dienten in bewunderungswürdiger Weise

dazu, in den Gläubigen die Liebe zu den auch in Friedenszeiten notwendigen Tugenden anzueifern. Und besonders die zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau eingeführten Feste bewirken, daß das christliche Volk die Gottesmutter, seine mächtigste Beschützerin, nicht bloß mit größerer Andacht verehrte, sondern zu um so größerer Liebe gegenüber der himmlischen Mutter entflammt wurde, die der Erlöser ihm gleichsam als Testament zurückgelassen hatte.

Zu den durch die öffentliche und liturgische Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen im Himmel erlangten Wohltaten muß als nicht der letzten eine beigezählt werden, daß die Kirche zu jeder Zeit die Pest der Häresien und Irrtümer siegreich zurückzuweisen vermochte. Hierbei müssen Wir die Pläne der göttlichen Vorsehung bewundern, die da sogar aus dem Übel Gutes zu ziehen weiß, so zwar, daß immer, wenn Glaube und Frömmigkeit der Völker nachgelassen oder falsche Theorien der Wahrheit nachgestellt hatten, diese dann in neuem Glanz erstrahlten und jene aus der Schloffheit sich erhoben und nach größeren und heiligeren Dingen strebten. So hatten die in Zeiten, welche uns näher stehen, in die Liturgie des Kirchenjahres aufgenommenen Feste ähnlichen Ursprung und ebensolche Erfolge. So wurde, als die Verehrung und der Kultus des Allerheiligsten Sakramentes abgenommen hatte, das Fronleichnamsfest eingeführt und verordnet, es solle derweise gefeiert werden, daß die feierlichen Prozessionen und die durch die ganze Oktav hindurch zu verrichtenden Gebete die Völker zur öffentlichen Verehrung des Herrn zurückrufen; gleicherweise wurde auch das Fest des heiligsten Herzens Jesu eingeführt, als die vom kalten Rigorismus des Jansenismus erfaßten und abwendig gemachten Herzen der Menschen ganz verceist und von der Liebe Gottes und von der Hoffnung auf ewiges Heil abgekehrt waren.

Gegen den Laizismus, die Pest unserer Zeit.

Wenn Wir nun anordnen, Christus solle von der ganzen Welt katholischen Namens als König verehrt werden, so wollen Wir damit dem Bedürfnis unserer Zeiten entgegenkommen und ein wirksames Heilmittel jener Pest entgegenstellen, die die menschliche Gesellschaft heute erfüllt. Die Pest unserer Zeit ist der sogenannte Laizismus mit seinen Irrtümern und seinen gottlosen Zielen.

Ihr wißt, ehrw. Brüder, daß diese Gottlosigkeit nicht an einem Tage reifte, sondern seit langer Zeit in den Adern der Staaten verborgen lag. Man begann damit, die Herrschaft Christi über alle Völker zu leugnen; man stritt der Kirche das Recht ab, das aus dem Rechte Jesu Christi selbst hervorgeht, das Menschengeschlecht zu lehren, Geseze zu geben, die Völker zu leiten, um sie zur ewigen Seligkeit zu führen. Schritt für Schritt wurde die christliche Religion mit anderen falschen Religionen gleichgestellt und auf unwürdige Weise mit diesen auf eine Stufe gesetzt; sodann unterwarf man sie der weltlichen Gewalt und überließ sie der Willkür der Fürsten und Magistraten. Man ging noch weiter, es gab solche, die darauf sann, an Stelle der Religion Christi eine gewisse natürliche Religion, ein gewisses natürliches Gefühl zu setzen. Es gab Staaten, die da glaubten, Gottes entbehren zu können und ihre Religion auf die Irrreligion und die Mißachtung Gottes selbst zu gründen.

Die Folgen des Laizismus.

Die so schlimmen Früchte, welche aus dieser Abkehr der Individuen und der Staaten von Gott in so häufigem und weitem Maße hervorgingen, haben Wir in der Enzyklika „Ubi arcano“ beklagt und beklagen sie auch heute: nämlich den überall verbreiteten Samen der Zwietracht, jenen Neid und jene Rivalität unter den Völkern, die der Wiederherstellung des Friedens immer noch eine so große Verzögerung verursachen, die Ungezügeltheit der Leidenschaften, die so häufig sich unter dem Schein des öffentlichen Wohles und der Vaterlandsliebe verstecken; die bürgerlichen Streitigkeiten, die jenem blinden und schrankenlosen Egoismus entspringen, der nur auf das private Wohl und die eigene Bequemlichkeit hinzielt und dadurch alles an diesem Maßstabe mißt; der infolge Außerachtlassung und Vernachlässigung der familiären Pflichten völlig getrübt häusliche Frieden, die verletzte Gemeinschaft und Stabilität der Familien und schließlich die erschütterte und dem Ruin zugetriebene menschliche Gesellschaft selbst.

Die Pflicht der Katholiken.

Dennoch hegen Wir die gute Hoffnung, daß durch das alljährliche Fest zu Ehren Christi als König die menschliche Gesellschaft, wie wir es wünschen, zur Rückkehr zu unserem geliebtesten Erlöser gedrängt werde. Diese Rückkehr durch Aktion und Werk zu beschleunigen und anzutreiben, wäre Pflicht der Katholiken, von denen freilich viele in der bürgerlichen Gesellschaft anscheinend nicht jene Stelle und jene Autorität innehaben, wie man sie denjenigen zuschreibt, die da die Fackel der Wahrheit vorantragen.

Was sodann die Grundlage dieser Würde und Macht Unseres Herrn anbelangt, so bemerkt trefflich Cyrillus von Alexandrien dazu, Christus besitze die Herrschaft über alle Geschöpfe nicht zufolge gewaltsamer oder anderweitiger Erwerbung, sondern auf Grund seines Wesens und seiner Natur (Luc. 10); die Herrschaft Christi fußt somit auf jener wunderbaren Vereinigung, die da die hypostatische genannt wird. Daraus folgt, daß Christus nicht allein als Gott von den Engeln und Menschen angebetet werden muß, sondern daß Ihm auch als Mensch die Engel und Menschen unterwürfig und gehorsam sein müssen, da Christus schon zufolge der hypostatischen Union die Macht über alle Kreaturen besitzt. Aber was gibt es denn lieblicheres und süßeres als zu denken, Christus herrsche über uns, nicht bloß kraft seines natürlichen, sondern auch seines nämlich durch die Erlösung erworbenen Rechtes? Wollte Gott, daß die vergeßlichen Menschen stets sich dessen erinnern würden, was wir unserm Erlöser gekostet haben: „Nicht mit vergänglichen Dingen, Gold oder Silber, seid ihr erlöst . . ., sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines unbefleckten und makellosen Lammes“ (1. Petr. 1, 18—19). Wir gehören somit nicht mehr uns an, denn Christus hat uns um den großen Preis erworben (1. Kor. 6, 20): selbst unsere Leiber sind Glieder Christi (1. Kor. 6, 15).

Natur und Wesen dieses Königtums.

Um nun Natur und Bedeutung dieser Herrschaft darzulegen, braucht kaum bemerkt zu werden, daß sie aus dreifacher Macht besteht; würde sie deren ent-

behren, so könnte kaum die Rede von einer Herrschaft sein. Die aus der Heiligen Schrift geschöpften Zeugnisse für die universale Herrschaft unseres Erlösers beweisen mehr als genügend, und es ist ein katholischer Glaubenssatz, daß Jesus Christus den Menschen gegeben wurde als Erlöser, dem sie vertrauen, und gleichzeitig als Gesetzgeber, dem sie gehorchen sollen (Conc. Trid. Sess. VI, can. 21). Die heiligen Evangelien erzählen nicht bloß, er habe Gesetze verkündigt, sondern stellen ihn auch als Gesetzgeber dar. Und der göttliche Meister betonte bei verschiedenen Anlässen in verschiedener Weise, daß jeder, der seine Befehle beobachtet, Beweis ablegt, daß er ihn liebe und dieser in seiner Liebe verbleiben werde (Joh. 14, 15—15,10). Jesus selbst erklärte vor den Juden, die ihn anklagten, er habe mit der Heilung des Lahmen den Sabbat entheiligt, ihm sei vom Vater die Gewalt, zu richten, übergeben worden, „denn der Vater richtet niemand, sondern das ganze Gericht hat er dem Sohne übergeben“ (Joh. 5, 22). Darin ist auch das Recht inbegriffen, die Menschen schon während ihres Lebens zu belohnen und zu bestrafen, denn das läßt sich vom Urteilsprechen nicht trennen. GleichermäÙen muß auch die Exekutivgewalt Jesus Christus zuerkannt werden, denn es ist notwendig, daß alle seinem Befehle gehorchen und keiner ihm und den von ihm bestimmten Strafen entfliehen kann.

Daß sodann dieses Königtum vornehmlich ein geistliches ist und die geistlichen Dinge berührt, zeigten bereits die oben angeführten Stellen aus der Heiligen Schrift und Jesus Christus selbst beweist dies durch die Art und Weise seines Handelns. Als nämlich bei nicht bloß einer Gelegenheit die Juden und sogar die Apostel irrthümlich glaubten, der Messias werde dem Volke wieder zur Freiheit verhelfen und das Königreich Israel wieder aufrichten, suchte er diese eitle Meinung und Hoffnung ihnen aus dem Kopfe zu schlagen; desgleichen auch, als das von Bewunderung ergriffene Volk ihn zum Könige ausrufen wollte, da lehnte er diesen Titel und diese Ehre ab, floh und verbarg sich; dem römischen Landpfleger erklärte er „sein Reich sei nicht von dieser Welt“. Dieses Reich wird in den Evangelien derweise vorgeführt, daß die Menschen sich durch Übung der Buße vorbereiten sollen, in dasselbe einzutreten, und daß sie nur durch Glauben und Taufe in dasselbe eingehen können, welches Sakrament, obwohl eine äußerliche Handlung, dennoch die innere Wiedergeburt anzeigt und bewirkt. Dieses Reich ist einzig dem Reiche Satans und der Macht der Finsternis entgegengesetzt; es verlangt von seinen Untergebenen nicht bloß, daß ihr Herz sich von den irdischen Reichtümern und Gütern trenne, und sie der Milde der Sitten und dem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit den Vorzug geben, sondern auch, daß sie sich selbst verleugnen und ihr Kreuz auf sich nehmen. Da Christus als Erlöser die Kirche mit seinem Blute sich erworben hat und als Priester sich selbst immerwährend als sühnende Hostie für die Sünden der Menschen darbringt, wer sieht da nicht, daß seine königliche Würde im einen wie im anderen Amte geistlichen Charakter aufweist?

Anderseits würde derjenige schwer sich irren, der dem Gottmenschen die Macht über alle zeitlichen Dinge, die Er vom Vater als absolutes Recht über alle Geschöpfe dermaßen erhalten hat, daß alles seinem Willen unterstellt ist, absprechen wollte. Dennoch enthielt er sich seit seinem Erdendasein vollkommen

davon, diese Macht auszuüben; und wie er Besitz und Sorge für die zeitlichen Dinge ablehnte, so erlaubte er und gestattet es heute, daß die Besitzer von ihnen gebührenden Gebrauch machen. Sehr gut passen hierauf die Worte: „Es greift ein sterblich Reich nicht an, der's Reich des Himmels geben kann“ (Hym. Epiphanie).

Die Universalität des Königtums Christi.

So umfaßt also das Reich unseres Erlösers alle Menschen, wie dies folgende Worte unseres Vorgängers Leo XIII. unvergeßlichen Andenkens betonen, und die Wir gerne zu Unsern eigenen machen: „Das Reich Christi erstreckt sich nicht bloß auf die katholischen Völker oder diejenigen, die infolge der Taufe von Rechts wegen der Kirche angehören, aber infolge irriger Meinungen sich von ihr abgewendet haben, oder die die Trennung von der Liebe scheidet, sondern umfaßt auch alle diejenigen, die des christlichen Glaubens beraubt sind, so zwar, daß das ganze Menschengeschlecht sich wahrhaft unter der Herrschaft Jesu Christi befindet“ (Enz. „Annum sanctum“ vom 25. Mai 1899). Da gibt es keinen Unterschied zwischen den Individuen und der häuslichen und bürgerlichen Gemeinschaft, denn die in Gesellschaft vereinigten Menschen unterstehen deswegen nicht weniger der Gewalt Christi, als wie dies für sie als Einzelmenschen der Fall ist. Er allein ist die Quelle des privaten und öffentlichen Wohles. „Es ist in keinem andern Heil; denn kein anderer Name unter dem Himmel ist den Menschen gegeben, durch den wir selig werden sollten“ (Apostelg. 4, 12). Er allein ist der Urheber des Gedeihens und wahren Glückes für die einzelnen Bürger wie für die Staaten: Wenn daher die Lenker der Nationen Unversehrtheit ihrer Autorität und Gedeihen und Fortschritt des Vaterlandes wollen, so dürfen sie sich nicht weigern, gemeinsam mit ihren Völkern dem Reiche Christi öffentliche Kundgebungen der Verehrung und der Ergebenheit zu erweisen. Nie waren jene Worte so angebracht und angezeigt, die Wir zu Beginn Unseres Pontifikates über die Schwächung der Autorität und der Achtung vor der öffentlichen Gewalt geschrieben haben, wie gerade heute: „Ist Gott und Jesus Christus — so klagten wir — aus den Gesetzen und aus dem öffentlichen Leben verdrängt, dann scheint es ohne weiteres, die Autorität gehe nicht von Gott aus, sondern von Menschen, so zwar, daß selbst deren Fundamente wanken: ist die Grundlage weggeschafft, so ist nicht einzusehen, weshalb die einen das Recht, zu befehlen, und die andern die Pflicht, zu gehorchen, haben sollen. Daraus entspringt notwendig eine allgemeine Verwirrung unter der ganzen menschlichen Gesellschaft, die nicht mehr auf ihren soliden Pfeilern ruhte“ (Enz. „Ubi arcano“).

Vorteile der Anerkennung dieses Königtums.

Würden statt dessen die Menschen privatim und in der Öffentlichkeit die souveräne Macht Christi anerkannt haben, so würden notwendigerweise unglaubliche Wohltaten, wie gerechte Freiheit, ruhige Disziplin und friedliche Eintracht die ganze bürgerliche Gesellschaft überfluten. Wie die königliche Würde Unseres Herrn gewissermaßen die menschliche Autorität der Fürsten

und Staatsoberhäupter heiligt, so veredelt sie die Pflichten der Bürger und ihren Gehorsam. In diesem Sinne ermahnte der Apostel Paulus, als er die Frauen und die Diener aufforderte, in ihrem Manne, in ihren Vorgesetzten Jesus Christus zu verehren, daß sie ihnen nicht als Menschen gehorchen sollten, sondern einzig, weil sie Statthalterschaft Christi vertreten; denn es ziemt sich nicht, daß die von Christus erlösten Menschen anderen Menschen dienen: „Um teuren Preis seid ihr erkauft, wollet also nicht Diener der Menschen werden“ (1. Kor. 7, 23).

Wenn die Fürsten und legitim erwählten Magistraten davon überzeugt sein werden, daß sie nicht so sehr kraft eigenen Rechtes befehlen, sondern weit eher zufolge Auftrag und an Stelle des göttlichen Königs, so begreift jeder leicht, welcher heiligen und weisen Gebrauch sie von ihrer Autorität machen und welches Interesse sie am allgemeinen Wohl und an der Würde ihrer Untergebenen bei der Aufstellung und der Handhabung der Gesetze haben werden. Ist derweise jede Ursache zur Auflehnung weggeschafft, werden alsbald Ordnung und Ruhe aufblühen und sich festigen; und selbst dann, wenn der Bürger in den Fürsten und den übrigen Staatslenkern Menschen begegnet, die seinesgleichen oder aus irgend einem Grunde unwürdig oder tadelnswert erscheinen; so entzieht er sich dennoch nicht ihrem Befehl, weil er in ihnen Bild und Autorität Christi des Gottmenschen erkennt. Was sodann die Eintracht und den Frieden anbelangt, so ist es offenkundig, daß, je größer ein Reich ist und je mehr es das Menschengeschlecht umfaßt, um so mehr auch die Sterblichen seiner Gemeinschaft bewußt werden, die sie unter sich verbindet. Wie dieses Bewußtsein die häufigen Konflikte entfernt und zerstreut, so mildert und vermindert es allen deren Bitterkeiten. Und wenn das Reich Christi von Rechts wegen alle Menschen umfaßt, wie dies tatsächlich der Fall ist, warum sollten wir dann verzweifeln an jenem Frieden, den der Friedenskönig auf die Erde brachte, jener König sagen wir, der kam, „um alles zu versöhnen, und nicht, um sich bedienen zu lassen, sondern, um den andern dienstbar zu sein“, und der, obgleich er der Herr Aller, dennoch sich zum Vorbild der Demut machte und ein besonderes mit der Liebe verbundenes Gebot aufstellte und überdies sagte: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.“ Oh, welchen Glückes könnten wir uns erfreuen, wenn die Einzelmenschen, die Familien und die Staaten sich leiten lassen würden von Christus! Dann könnte man, um die Worte Unseres Vorgängers Leo XIII. zu gebrauchen, die er vor 25 Jahren an die Bischöfe des katholischen Erdkreises gerichtet hat, so viele Wunden heilen, dann würde jedes Recht seine ursprüngliche Kraft wieder erlangen, würden die Güter des Friedens wiederkehren, würden die Schwerter und Waffen den Händen entfallen, wenn alle bereitwillig das Reich Christi annehmen würden, ihm gehorchen wollten und jede Zunge verkünden würde: „Jesus Christus unser Herr ist in der Glorie des Vaters“ (Enz. „Annum sanctum“ vom 25. Mai 1899).

Dieser Stand der Dinge muß vielleicht der Gleichgültigkeit und Furchtsamkeit der Guten zugeschrieben werden, die sich des Kampfes enthalten oder nur matten Widerstand leisten; daraus ziehen die Feinde der Kirche um so größere Unverfrorenheit und Kühnheit. Wenn aber alle Gläubigen es erfassen, daß sie

unter dem Feldzeichen Christi des Königs mit Mut und Ausdauer kämpfen müssen, werden sie mit apostolischem Eifer darnach trachten, die entfremdeten und unwissenden Seelen zu Gott zurückzuführen, und sie werden sich selber Mühe geben, die Rechte Gottes unverlezt zu bewahren.

Um nun diese öffentlichen Schäden zu verurteilen und wieder gutzumachen, die der Laizismus zum so großen Nachteil der Gesellschaft hervorgerufen hat, scheint es da nicht, daß die bei allen Völkern alljährlich zu begehende Feier des Festes Christi des Königs in hervorragender Weise dienlich sein müsse? Je mehr man in internationalen Zusammenkünften und in den Parlamenten über den süßesten Namen Unseres Erlösers mit schimpflichem Schweigen hinweggeht, um so notwendiger ist es, ihn desto lauter auszurufen und überall die Rechte Seiner königlichen Macht und Würde zu verkünden.

Wer gewahrt nicht, wie seit den letzten Jahren des verfloffenen Jahrhunderts sich in wunderbarer Weise der Weg für die ersehnte Einführung des Festtages geebnet hat? Jedermann weiß, wie dieser Kult durch Bücher in den verschiedenen Sprachen vertreten worden ist; wie ferner die Herrschaft und das Reich Christi trefflich anerkannt wurde durch die fromme Übung, daß fast zahllose Familien sich dem heiligsten Herzen Jesu widmeten und weihten. Und nicht bloß Familien wurden ihm geweiht, sondern Staaten und Königreiche, ja nach Anleitung Leo XIII. im Heiligen Jahre 1900 sogar das ganze Menschengeschlecht selbst. Man darf auch nicht verschweigen, daß zur feierlichen Bekräftigung dieser königlichen Herrschaft Christi über das Menschengeschlecht die zahlreichen Eucharistischen Kongresse in bewunderungswürdiger Weise beitrugen, wie man solche in unserer Zeit abzuhalten pflegt, sei es, daß man die Gläubigen der einzelnen Diözesen, größerer Gebiete, der Nationen und selbst der ganzen Welt dazu einladet, den unter dem eucharistischen Schleier verborgenen König Jesus Christus zu verehren und anzubeten, und wo man durch Ansprachen in den Versammlungen und in den Kirchen, durch gemeinsame Anbetung des öffentlich ausgelegten Heiligsten Altarsakramentes, durch herrliche Prozessionen dazu aufmuntert, Christus als vom Himmel geschenkten König anzurufen. Mit gutem Rechte möchte man sagen, das christliche von göttlicher Eingebung angeeiferte Volk wolle den aus der Stille und der Verborgenheit der Kirchen hervorgeholten und als Triumphator durch die Straßen der Städte getragenen selbst Christus, der da in die Welt kam und den die Gottlosen nicht anerkennen wollten, in allen seinen königlichen Rechten wiederherstellen.

Um unseren Plan nun auszuführen, bietet wahrlich das zu Ende eilende Heilige Jahr Uns den allergünstigsten Anlaß, hat es ja Gott sei Dank Sinn und Herz der Gläubigen zur Würdigung der himmlischen Güter, die alle Sinne übersteigen, angetrieben, sie wieder in den Stand der Gnade versetzt oder auf dem guten Wege befestigt und ihnen neuen Eifer eingeflößt, die Vervollkommnung weiter zu verfolgen. Ob Wir nun also die so vielen an Uns gerichteten Bitten berücksichtigen oder auf die Ereignisse dieses Heiligen Jahres schauen, finden Wir Grund dafür, den von allen erwarteten Tag als gekommen zu erachten, an welchem Wir verkündigen können, man müsse mit einem besonderen Feste Christus als König des ganzen Menschengeschlechtes feiern. In diesem

Jahre nun wurde, wie Wir eingangs bemerkt haben, dieser göttliche „in seinen Heiligen wunderbare“ König in glorreicher Weise verherrlicht durch die Erhebung einer neuen Reihe seiner Getreuen zu den himmlischen Ehren; ebenfalls in diesem Jahre bewunderten Alle, dank der Missionsausstellung, die für Christus gewonnenen Siege, wie sie die evangelischen Arbeiter durch die Ausbreitung seines Reiches erzielt haben; endlich feierten wir im selben Jahre mit der Zentenarfeier des Konzils von Nicäa die Verteidigung und Definition des Dogmas von der Wesensgleichheit des fleischgewordenen Wortes mit dem Vater, auf dem sich das souveräne Reich desselben Christus über alle Völker aufbaut.

Proklamation des Kirchenfestes; Begründung des gewählten Tages.

So führen Wir denn kraft Unserer Apostolischen Autorität das Fest Unseres Herrn Jesus Christus als König ein und bestimmen, daß dasselbe in allen Teilen der Erde am letzten Sonntag des Monats Oktober gefeiert werde, als am Sonntag, der dem Feste Allerheiligen unmittelbar vorangeht. GleichermäÙen verordnen Wir, daß alljährlich am selben Tage die Weihe des ganzen Menschengeschlechtes ans Heiligste Herz Jesu erneuert werde, wie dies Unser Vorgänger Pius X. seligen Andenkens alljährlich zu wiederholen anbefohlen hatte. Dieses Jahr zwar wollen Wir, daß dies am 31. dieses Monats stattfinde, an welchem Tage Wir selbst ein feierliches Pontifikalamt zu Ehren Christi des Königs abhalten und verordnen werden, daß diese Weihe in Unserer Gegenwart erfolge. Wir glauben, das hl. Jahr 1925 nicht besser und nicht tunlicher beschließen, noch einen größeren Beweis Unserer Dankbarkeit, wie auch derjenigen aller Katholiken, für die Uns, der Kirche und dem ganzen katholischen Erdkreis während dieses Heiligen Jahres erwiesenen Wohltaten an Christus, den „unsterblichen König der Jahrhunderte“ ablegen zu können.

Es ist nicht notwendig, ehrw. Brüder, euch hier länger zu belehren, warum Wir das Fest Christi des Königs eingeführt haben, ein von den übrigen verschiedenes Fest, obwohl auch ihnen eine gewisse Kennzeichnung und Feier derselben königlichen Würde innewohnt. Es braucht nämlich nur darauf hingewiesen zu werden, daß Jesus Christus selbst freilich das Materialobjekt bei allen Festen Unseres Herrn ist, sich hingegen das Formalobjekt gänzlich vom Namen und von der königlichen Macht Christi unterscheidet. Der Grund sodann, warum Wir dieses Fest auf den genannten Sonntag festsetzen, ist der, daß nicht bloß der Klerus mit der Darbringung der hl. Messe und mit dem Breviergebet, sondern auch das von den gewohnten Beschäftigungen freie Volk Christus erhabene Beweise der Unterwürfigkeit und der Verehrung darbringe. Der letzte Sonntag des Monats Oktober scheint Uns sodann mehr als jeder andere für diese Feier geeignet zu sein, weil mit ihm sich das liturgische Jahr gewissermaßen schließt; so nun werden die im Verlaufe des Jahres gefeierten Geheimnisse des Lebens Jesu Christi abgeschlossen und erhalten gleichsam durch diese Feier Christi als König ihre Krönung; und ehe wir die Glorie aller Heiligen feiern, verherrlichen wir den, der in allen Heiligen und Auserwählten trium-

phiert. Vor allem, ehrw. Brüder, wird es nun eure Pflicht, eure Aufgabe sein, dafür zu sorgen, daß vor diesem alljährlichen Feste an geeigneten Tagen in jeder Pfarrei ein Predigtzyklus abgehalten werde, um die Gläubigen über die Natur, die Eigentümlichkeit und die Bedeutung dieses Festes aufzuklären, damit sie eine Lebenshaltung einnehmen, wie sie wirklich denjenigen ziemt, die da aufrichtige und treue Untergebene des göttlichen Königs sein wollen.

Erwartungen des Papstes.

Zum Abschluß Unseres Schreibens gelangt, freut es Uns, ehrwürdige Brüder, noch kurz jene Vorteile zum Besten der Kirche und der menschlichen Gesellschaft wie der einzelnen Gläubigen darzulegen, die Wir Uns aus diesem öffentlichen Christus als König erwiesenen Kulte versprechen.

Dadurch, daß man der göttlichen Herrschaft Unseres Herrn diese Ehren erweist, wird man notwendigerweise allen in Erinnerung rufen, daß die Kirche, die da von Christus als vollkommene Gesellschaft gegründet ist, aus eigenem Recht, auf das sie nicht verzichten kann, volle Freiheit und Unabhängigkeit von der bürgerlichen Gewalt verlangt, und daß sie in der Ausübung ihres göttlichen Amtes, zu lehren, zu regieren und alle jene, die dem Reiche Christi angehören, zur ewigen Glückseligkeit zu führen, nicht von der Willkür anderer abhängen kann. Ferner muß der Staat ebensolche Freiheit auch jenen religiösen Orden und Gemeinschaften beiderlei Geschlechts gewähren, die für die Kirche und ihre Oberhirten eine gewaltige Hilfe bilden und in hervorragender Weise an der Ausbreitung und am Gedeihen des Reiches Christi arbeiten, sei es, daß sie durch ihre dreifachen Gelübde die dreifache Begierlichkeit der Welt bekämpfen, oder durch die Betätigung eines Lebens höherer Vollkommenheit bewirken, daß jene Heiligkeit, von der der göttliche Gründer wollte, daß sie eines der besonderen Merkmale der Kirche bilde, von Tag zu Tag mehr vor den Augen Aller aufstrahle.

Die alljährliche Feier dieses Festes wird auch für die Staaten eine Ermahnung sein, daß die Pflicht, Christus öffentlich zu verehren und ihm Gehorsam zu leisten, nicht bloß für die Privaten, sondern auch für die Magistraten und für die Regierenden besteht; es wird sie an das Jüngste Gericht erinnern, an welchem der nicht nur aus dem öffentlichen Leben vertriebene, sondern auch vernachlässigte und verachtete Christus in strenger Weise so viele erlittene Injurien rächen wird, indem seine göttliche Würde verlangt, daß die ganze menschliche Gesellschaft sich den göttlichen Gesetzen und den christlichen Prinzipien anbequemt, sowohl in der Aufstellung der Gesetze wie in der Handhabung der Gerechtigkeit, wie endlich auch in der Heranbildung der Jugend zu gesunder Lehre und zur Unbescholtenheit der Sitten.

Es braucht nicht weiter darauf hingewiesen zu werden, wie sehr die Gläubigen Macht und Kraft aus der Erwägung dieser Dinge gewinnen können, um ihre Seele nach der wahren christlichen Lebensregel zu bilden.

Wenn also Christus dem Herrn alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden; wenn alle mit seinem kostbaren Blute erlösten Sterblichen gewissermaßen durch einen neuen Rechtstitel seiner Autorität unterstellt sind, wenn

endlich diese Macht die ganze menschliche Natur umfaßt so begreift man klar, daß keine unserer Fähigkeiten sich einer solchen Herrschaft entzieht. Somit ist es notwendig, daß Er im Geiste des Menschen herrsche, der mit vollkommener Unterwürfigkeit fest und beständig den geoffenbarten Wahrheiten und der Lehre Christi beipflichten muß; daß er im Willen herrsche, der den Gesetzen und göttlichen Vorschriften gehorchen muß; daß er herrsche im Herzen, das die natürlichen Gelüste zurückdrängt und Gott über alles lieben und ihm allein anhängen muß; daß er regiere im Körper und in den Gliedern, die als Werkzeuge oder, um mit dem Apostel Paulus zu reden, als „Waffen der Gerechtigkeit für Gott“ zur inneren Heiligung der Seelen dienen sollen. Wenn diese Dinge den Gläubigen zur Erwägung vorgeführt werden, so werden sie um so leichter zur Besserung angespornt werden. Ehrw. Brüder, wolle der Herr bewirken, daß alle, die sich außerhalb seines Reiches befinden, nach dem süßen Joch Christi verlangen, und wir alle, die wir durch seine Barmherzigkeit seine Hausgenossen sind, dieses Joch nicht mit Unbehagen, sondern freudig, gern, heilig tragen, und daß wir aus unserem, den Gesetzen des göttlichen Reiches angepaßtem Leben frohe und überreiche Früchte gewinnen und von Christus als gute und getreue Diener befunden werden, um mit ihm in seinem himmlischen Reiche seiner ewigen Glückseligkeit und Herrlichkeit teilhaftig zu werden.

Dieser Glückwunsch anläßlich des kommenden Geburtsfestes Unseres Herrn Jesus Christus sei für euch, ehrw. Brüder, ein Beweis Unserer herzlichen Liebe; empfanget den Apostolischen Segen, den Wir als Unterpfand der göttlichen Gnaden von ganzem Herzen euch, ehrw. Brüder, dem ganzen Klerus und eurem Volke erteilen.

Gegeben zu Rom, bei St. Peter, am 11. Dezember des hl. Jahres 1925, im vierten Unseres Pontifikates.

Pius XI., Papst.

Der römische Papst der oberste von Gott bestellte Lehrer aller Völker.

Der Priester der katholischen Kirche ist der Stellvertreter Gottes und gehört einem besonderen von Jesus Christus auserwählten Stande an. Sein Anteil ist der Herr (M. 15, 5) und seine Aufgabe besteht darin, dem Allerhöchsten ein besonders auserwähltes Volk zu bilden und den Menschen zu helfen, ihre ewige Bestimmung zu erreichen. Die Priester sind Mithelfer Gottes (1. Kor. 3, 9), Gesandte Gottes (2. Kor. 5, 20) und Ausspender der Geheimnisse Gottes (1. Kor. 4, 1). Der Oberste unter allen Priestern und der Leiter und Regierer des sichtbaren Reiches Gottes auf Erden ist der Papst in Rom. Der rechtmäßige Nachfolger des hl. Petrus ist der Bischof von Rom, den wir Papst oder auch Heiliger Vater im Apostelamte nennen. Der gegenwärtige Papst ist seit dem hl. Petrus der 260. und heißt Pius XI.

In einer bedeutungsvollen Ansprache im Dezember 1925 bringt der hl. Vater Papst Pius XI. allen Menschen, die guten Willens sind, klar und deutlich die

hohe Bedeutung des Papsttums für alle Zeiten zum immerwährenden Bewußtsein. Derselbe tat dieses in einer Versammlung der Kardinäle in nachstehender Weise:

Ehrwürdige Brüder!

Das hl. Jahr des 23. Jubiläums 1925 neigt sich nun seinem Ende zu. Wenn auch gemäßigt durch den Gedanken an so viele Unserer Söhne, die nicht kamen, und auch noch von ganz anderen erheblich traurigeren Gedanken, so kann doch Unsere Freude nur eine große und Ausdrucksfähigkeit überschreitende sein, wenn Wir die wunderbare Reihenfolge der Dinge und Ereignisse verfolgen, denen Wir Tag um Tag dieses Jahres beiwohnen durften. Noch größer und unaussprechlicher ist Unsere Freude und Unser Dank gegen den Geber alles Guten und aller vollkommenen Gaben, gegen Gott den Herrn und gegen die vielen, die Unsere väterlichen Anregungen und Wünsche unterstützt und zum großen und mannigfaltigen Erfolge beigetragen haben. Mannigfaltig sagen Wir, denn wenn das hl. Jubiläum bei weitem das bedeutendste und vorherrschende Ereignis des Jahres gewesen ist, so ist es doch der Hintergrund und das Gemälde gewesen, in die hinein mit wunderbarer Zweckmäßigkeit die Hand Gottes noch andere hineinstellte, die, obwohl sie von jenem Bedeutung und Glanz empfangen, ihm zugleich Bedeutung und Glanz verliehen haben, nämlich die Heiligsprechungen, die Missions-Ausstellung und die sechzehnte Jahrhundertfeier des Konzils von Nicäa. Es war in der Tat ein überaus glückliches Zusammentreffen der Dinge, das in dem Jahre, das allein durch seinen Namen als Heiliges die Gläubigen einlud zur Selbstheiligung an den Quellen des Erlösers, durch jene geistigen Reichtümer der Religion, des allgemeinen Betens, der sakramentalen Erbauung, kurz der Gnade und Heiligung allen noch reichlicher die Schätze und Gaben erschloß, Schätze und Gaben, nach denen aus allen Teilen der Welt man so eifrig herandrängte. Es war ein überaus glückliches Zusammentreffen, daß die Prüfung (der Heiligsprechungen) selbst der Verehrung und Nachahmung seitens der Gläubigen diesen so viele und so verschiedenartige Vorbilder der Heiligkeit und zugleich so vielerlei Fürsprache um alle Art von Gottes Gnade darbot. Die göttliche Güte gewährte es Uns, sie zur Ehre des Altars zu erheben und ihnen den Schmuck der Krone der Seligen und Heiligen zu verleihen, angefangen von der hl. Theresia vom Kinde Jesu bis zum hl. Petrus Canisius, dem Kirchenlehrer, vom seligen Gianelli bis zum seligen Eymard. Damit war Uns gleichzeitig Gelegenheit geboten, an jenes tröstliche Dogma der Gemeinschaft der Heiligen zu erinnern, es klar zu erfassen und noch lebhafter empfinden zu lassen, das in der lebendigen Einheit des mystischen Leibes Jesu Christi und in den unendlichen Gnadenschätzen und Verdiensten, an denen es unerschöpflich reich ist, Uns auf die Quellen hinweist, aus denen das hl. Jahr in so weitem Maße Vergebung und Gnaden schöpft, mit denen dann das gläubige Volk sich reinigt und heiligt.

Nach der Nutznießung und unmittelbaren Wahrnehmung dieser geistlichen Schätze vermag vielleicht nichts so sehr den Wert ihrer Kostbarkeiten veranschaulichen und so sehr das glückliche Los all jener, die sich der Wohltaten des christlichen Lebens und christlicher Gesittung erfreuen, fühlen zu lassen, wie der

Anblick so jammervollen Loses jener, die ihrer nicht theilhaftig sind, und die Erkenntnisse, welch großes, schwieriges und heroisches Unternehmen es ist, ihnen zu Hilfe zu kommen. Und eben diesen Einblick, diese Erkenntnis lieferte Unsere Missionsausstellung mit unübertrefflicher Anschaulichkeit den aus allen Welttheilen herbeieilenden Pilgern. All das läßt die Zwecke, die Wir Uns durch die Missionsausstellung gesetzt hatten und zu erreichen hofften, als reichlich erfüllt annehmen, nämlich all den vielen vor Augen zu führen in einem einzigen großen Gemälde die heldenhaften Taten der Missionäre, der Missions-schwestern und auch ihrer einheimischen Mithelfer, in allem eine lebhaftere, großherzigere und freigebigere Theilnahme für ein so weites, so großmütiges, so heiliges und wohlthätiges Werk zu erwecken, die Missionsbestrebungen neu zu wecken und mit neuem Eifer zu erfüllen in so vielen auserwählten Seelen ein noch freudigeres Eingehen auf den Beruf zum Missionar herbeizuführen und durch den Augenschein der Dinge und der Thatfachen die Universalität und die Einheit der Kirche, sowie ihre unermüdlige Thätigkeit und apostolische Fruchtbarkeit sichtbar hervortreten zu lassen. Wahr ist, daß mit den errungenen Erfolgen und den von den Arbeitern gesammelten Früchten unser Missionswerk Uns auch den unermesslichen Umfang desselben vor Augen geführt hat, was noch zu tun bleibt. Aber Grund zu guten Hoffnungen bietet Uns einesteils und vor allem die Gnade Gottes, der die Seelen liebt und sich zu ihrem Erlöser gemacht hat in sanguine suo, und andererseits die Vermehrung und Kräftigung so vieler heiliger und wahrhaft providentieller Unternehmungen von Missionsvereinigungen und Missionsunternehmungen unter dem Klerus und den Laien; dies entspricht einer der größten Sorgen und bildet eine der größten Tröstungen Unseres Pontifikates.

Nicht weniger wirkungsvoll war die Gedächtnisfeier jenes Konzils von Nicäa, das der hl. Augustinus Säule und Denkmal des siegreichen Glaubens über die Häresie genannt hat, eine Gedächtnisfeier, die für das Herz des Papstes besonders erfreulich war wegen des Theiles, den daran die Orientalen besonders in der vatikanischen Basilika hatten, als in Gegenwart Tausender aus allen Theilen der Welt zusammengeströmter Gläubigen sie in der Liturgie des hl. Johannes Chrysostomus nahe dem Grabe dieses großen heiligen Kirchenlehrers selbst sie feierlich das Opfer darbringen konnten. Unsere Freude wird etwas gedämpft durch den Schmerz über den Tod des griechisch-melchitischen Patriarchen Eadi v. Antiochien, der als Erster zu dem feierlichen Dienste eingeladen war. Und wenn das großartige und bewegende Schauspiel wahrhaft katholischer und römischer Einheit, die von Uns so sehr geliebt und gefördert wird, Uns noch inniger für die Ruhe seiner Seele beten ließ, so drängte es noch heißer in Unser Herz und auf Unsere Lippen das Gebet des höchsten und göttlichen Hirten: Es werde Ein Schafstall und Ein Hirt.

Zweckdienlich und wahrhaft providentiell für das Hl. Jahr war die Feier des nicänischen Centenariums, sagten Wir, nicht nur weil das Hl. Jahr dafür die Gemüther so ganz vorbereitete noch auch nur, weil zu der vatikanischen Feier die andächtigste Theilnahme so vieler frommgläubiger Pilger aus allen Erdtheilen besonders beitrug, sondern auch weil es allen den Glanz und Triumph der

Wesensgleichheit des Fleisch gewordenen Wortes mit der Göttlichkeit Jesu Christi von neuem ins Gedächtnis gerufen hat und Uns zum Ecksteine zurückführt, auf dem das gesamte übernatürliche Universum beruht, so wie zur Quelle und ersten Ursache aller Gnaden und Verdienste, aller Ausföhnung und aller Huldigung, allen Apostolates und seiner Fruchtbarkeit, angefangen vom Apostolat des Petrus selbst und der ersten von Jesus Ausgewählten bis herab zum letzten Missionär, den noch gestern der letzte Nachfolger des Petrus segnend hinaus- schickte, zu predigen und den fernen Völkern das Heil zu bringen.

Aus allen Teilen der Welt, einzeln und in Gruppen, Kontinente und Ozeane mit allen Mitteln des Verkehrs überquerend oder selbst Wochen und Monate zu Fuß wandernd wie die Rompilger vor alter Zeit strömten die Pilger herbei, von Island bis zum Kap der guten Hoffnung, von der skandinavischen Halbinsel bis nach Australien, von Kanada bis nach Chile. Und es waren Hunderte und Hunderte von Tausenden von allen Stämmen und Sprachen und Nationen, von allen Klassen, Stufen und Berufen, Bischöfe und Priester, Adel und Volk, Parlamentarier und Staatsmänner, Soldaten und Seelente, Schriftsteller und Künstler, Lehrer und Erzieher, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Industrie- und Landarbeiter, ehrwürdige Greise und kräftige Jünglinge, jene liebe Jugend, die aus verschiedenen Ländern zusammengeströmt und in großartigen Scharen vereint Uns rührende und unvergeßliche Schauspiele von Gnade und Frömmigkeit darboten. Erbauend und selbst erbaut zogen die frommen Pilgerzüge aneinander vorüber, trafen sich auf denselben Wegen und in denselben Basiliken, sammelten sich um dieselben Altäre, alle geführt von einem einzigen Lichte heiliger und feierlicher Gedanken, in einem Geiste der Sühne und der Buße, in einem Feuer der Frömmigkeit und der Andacht, in einem Suchen nicht nach materiellen Gütern, die Spaltung und Feindschaft stiften, sondern nach geistigen Gütern, die vereinen und verbrüdern; so beteten alle gemeinsam, alle für jeden und jeder für Alle, auch Feinde von gestern, die sich wieder als Brüder fühlten und erkannten in der einmütigen Anrufung des gemeinsamen Vaters, der im Himmel ist.

Und so kamen in dieses Unser, ja ihr Haus, ihrer so viele wir Kinder haben in der großen katholischen Familie; sie kamen eben als Kinder in das Vaterhaus, das jeden Tag sich von neuem mit ihrer sich immer wieder erneuernden Gegenwart füllte. Hunderte und Tausende waren ihrer, immer wieder zu neuer, unaussprechlicher Freude des Vaters, der von einem zum anderen hintreten und sie begrüßen durfte, jedem die väterliche Rechte darreichend, die sie mit ihren Küssen und so oft auch mit ihren Tränen bedeckten. Und es war Uns auch gegeben, für sie mit und mit ihnen zu beten, sie nahmen an den heiligen Geheimnissen teil, sangen in Chören zu Gott mit Hymnen und Liedern, es war Uns gegeben, zu sehen, wie sie aufmerksam und andächtig an Unseren Lippen hingen und niederknieten zum väterlichen apostolischen Segen, wie zum Segen Jesu Christi selbst. Solche und so viele Tröstungen und Freuden hat Uns der gute Gott in diesem wahrhaft heiligen und gesegneten Jahre gegönnt, Tröstungen und Freuden, die um so kostbarer sind, je solidere und würdigere Früchte des Geistes und des Lebens sich in ihnen ankündigen und in ihnen enthalten sind. Denn

es war ringsum ein Erwachen und eine Befundung werktätigen Glaubens in den aufs höchste und reinste geistigen Werten der Seele, in den Schätzen der Barmherzigkeit und Gnade Gottes, die allein sie zu bereichern und ihr zum Heile zu helfen vermögen, es war Glaube in die Gewalten der Kirche und ihres Oberhauptes, sichtbar kraft der Ordnung jener Schätze, Glaube in die Einheit, in die Universalität und Heiligkeit der Kirche selbst, erhoben zu sinnlicher Wahrnehmung einer großartigen täglichen Erscheinung, hier, wo das Fortleben des Petrus in seinem Nachfolger ihre Apostolizität nicht weniger sichtbar macht. Und zugleich war es ein Erwachen des Glaubens und eine Befundung jener gegenseitigen und brüderlichen Liebe, die Jesus Christus selbst zum Kennzeichen seiner Jünger machte, und jener Kindesliebe zur Mutter aller Kirchen und zum Vater aller Gläubigen, die Band und Siegel der Einheit ist.

Und es ist nicht weniger klar ersichtlich, daß eine wunderbare Eintracht von oben herab die Ereignisse regiert, wenn auf der einen Seite das Hl. Jahr die Völker in der Stadt Christi und der Kirche vereint und verbrüdert und die ganze Welt beten macht um den Frieden Christi im Reiche Christi, und wenn auf der anderen Seite so bemerkenswerte Schritte geschehen und Abkommen geschlossen werden, die sich in der so oft vom Stellvertreter Christi als dem Vater Aller Allen gewiesenen und anempfohlenen Richtung bewegen. Das sind Erwägungen, ebenso trostvoll wie wahr und in den Thatfachen begründet und anders als jene, die man anstellen möchte, im Hinblick auf die Lage dieses Hl. Stuhles, Erwägungen, die weder berechtigt sind, noch der Wahrheit entsprechen. Alles ist gut gegangen, es ist wahr; der öffentliche Betrieb hat in Ordnung und Pünktlichkeit funktioniert, fast ausnahmslos konnten und mußten die Pilger sich lobend außer über den Betrieb selbst, wie über die Funktionäre, und all das vollzog sich trotz der zahlreichen Schwierigkeiten, unter denen das Land leidet und versagte auch nicht in den Tagen eines verbrecherischen Anschlages, an den auch nur zu denken uns mit Trauer erfüllt, wie Uns erfreute und Gott danken ließ, daß die Vereitelung gelang. Und um so berechtigter ist Unsere Trauer und Unsere Freude, je höher Uns Unser apostolisches Amt stellt und je mehr es ihm zukommt: „reporbare malum et eligere bonum“ das Böse tadeln und das Gute erwählen.

Ohne Zweifel haben jene, denen der gute Verlauf der Dinge zur Last liegt, gezeigt, daß sie das Gewicht der Verantwortung, daß sie im Angesichte der ganzen Welt trugen, als die ganze Welt Pilger nach Italien und Rom sandte, fühlen. Sie haben auch gezeigt, daß sie eine klare Auffassung und einen richtigen Sinn für das besitzen, was die Ehre und die großen Interessen des Landes und der ewigen Stadt erfordern. Wieviel haben sie zum guten Gelingen dieses Hl. Jahres beigetragen! Es gereicht Uns zur Freude, auch in dieser so feierlichen Versammlung Unsere dankbare Befriedigung auszusprechen, die Wir auch auf das ausgedehnt wissen wollen, was seit einiger Zeit zugunsten der Religion und der Kirche getan wird und was nicht verkannt werde, wenn es auch nur eine Teilwiedergutmachung von Beleidigungen und Schäden ist, die seit langem und nur allzulange jenen zugefügt wurden, von Störungen der Gewissensruhe und des Friedens der Geister. Zu welchem großem Nachteil der höchsten und wahrsten Güter eines katholischen Landes und Volkes dies geschieht, muß jedermann

sehen, es sei denn, er sei vollkommen blind. Aber indem Wir dies sagen, müssen Wir auch hinzufügen, daß nie noch so viele Gläubige und aus allen Ländern der Welt durch eigene Wahrnehmung feststellen konnten und festgestellt haben, daß die dem Oberhaupte der katholischen Kirche bereitete Lage bei weitem nicht jene ist, wie sie der höchsten Autorität zusteht und für sie notwendig ist, mit der jenes Oberhaupt in einer weltumspannenden und in ihrer Art vollkommenen Gesellschaft, wie es die Kirche ist, bekleidet ist. Wenn in der That die Pilger sagen müssen und sagen können, daß sie frei und sicher sich in den Straßen dieses Mittelpunktes des Katholizismus bewegen können, frei und sicher die Basiliken besuchen können, so konnten sie doch auch nicht umhin, dessen gewahr zu werden, daß dasselbe nicht vom Statthalter Unseres Herrn, Jesu Christi, und des Vaters aller Gläubigen gesagt werden kann, dem sie sich nur nähern konnten und den sie nur sehen konnten, indem sie Schwellen überschritten, die Er, so lange die gegenwärtigen Bedingungen andauern, nicht überschreiten kann noch darf. Wie Ihr sehet, Ehrwürdige Brüder, haben Wir nicht ohne Grund von Anfang an auf eine peinliche Dämpfung der Uns durch das Hl. Jahr bereiteten Freuden angespielt. Leider ist das, wovon Wir soeben sprachen, nicht das einzige.

Obwohl wie es sich geziemt, all das anerkennend, was dazu beiträgt, die Klassenkämpfe zu verhindern oder wenigstens abzuschwächen und die Tätigkeit der verschiedenen Klassen dem Gemeinwohle unterzuordnen, tut es Uns leid, daß man, als man in diesen Tagen noch neue Gesetze wirtschaftlicher und nationaler Natur machte, man nicht in schuldiger Weise der katholischen Lehre und der katholischen Kirche Rechnung tragen zu können geglaubt hat, noch auch sie in die That umgesetzt hat, und das in einer Materie, bei der gerade die Notwendigkeit jener Lehre und Aktion und ihrer Wohltaten bestand. Denn es gibt Freiheiten, die die katholische Kirche zu verteidigen und zu fordern nicht umhin kann, da sie ihrer Lehre wie ihrer Verfassung nach ebenso jener Anarchie abhold ist, zu der der von ihr unnachsichtlich verurteilte Liberalismus und Sozialismus führen und mitreißen, wie sie Gegner jener politischen Auffassung ist, die die Gesellschaft und der Staat zum Selbstzweck macht und leicht, um nicht zu sagen mit fataler Sicherheit dazu führt, die individuellen und besonderen Rechte mit nicht weniger unheilvollem Ausgange, wie leicht einzusehen ist, zu opfern und aufzusaugen.

Seinen Blick der Welt zuwendend, erblickt auch da der Hl. Vater „Gutes vermischt mit Schlimmem“.

Die Republik Chile, mit der der Hl. Stuhl stets beste und freundschaftliche Beziehungen hat und noch hat, hat sich ein Trennungsregime zu eigen gemacht. Gewiß entspricht ein solches nicht der Lehre der Kirche, noch auch der Natur des Menschen und der im Lichte des katholischen Glaubens betrachteten menschlichen Gesellschaft; aber es muß gerechterweise anerkannt werden, daß es sich um eine so freundschaftliche Trennung handelt, daß man sie ein freundschaftliches Zusammenleben nennen kann, bei dem die katholische Kirche, wie Wir vertrauen, ihr auf allen Gebieten wohltätiges Wirken inmitten jenes Volkes fortführen kann, das trotz der enormen Entfernung mit zwei sehr schönen Pilgerzügen zur ewigen Stadt einen so ehrenvollen Platz auf diesem Stellbuchein der

ganzen Welt dieses Hl. Jahres eingenommen und einen großherzigen Beweis seiner Treue und Ergebenheit gegen diese Mutter aller Kirchen und den Hl. Stuhl gegeben hat.

Wenig tröstlich ist die öffentliche Lage der katholischen Kirche in Mexiko. Trotz Unserer väterlichen und langmütigen Fürsorge und Bemühungen und trotz des Eifers jenes Episkopates und Klerus, dem Wir gerne bei einer so feierlichen Gelegenheit von Ort und Zeit dieses Zeugnis ausstellen, und trotz des tiefen Glaubens und der Religiosität jenes geliebten, über alles Lob erhabenen Volkes, können Wir tröstliche und vertrauensvolle Hoffnungen auf eine Besserung nur auf ein besonderes Eingreifen der göttlichen Güte, zu der Wir jeden Tag Unsere flehentlichen Gebete richten, und auf die einmütige und disziplinierte Arbeit der katholischen Aktion des Volkes selbst setzen.

In den Republiken Argentinien und der Tschecho-Slowakei, sowie auch im E. H. E.-Staate ist der Himmel nicht ohne Wolken geblieben. In all diesen Staaten und in jedem für sich haben Wir nichts anderes getan, als Gottes Werk und die heiligen Rechte der Kirche, mit anderen Worten die Rechte Gottes und der Seelen selbst zu behaupten und zu verteidigen. Und dies werden Wir immer tun, zuwartend heiteren Vertrauens und mit unveränderlichem Wohlwollen gegen Alle, wie es dem Vater aller Gläubigen geziemt, bis sich die Erkenntnis durchsetzt. Ebenso erfreuliche wie wichtige Ereignisse wurden wie zur Entschädigung dafür im benachbarten Frankreich begangen und folgten sich sowohl auf dem Gebiete der katholischen Aktion wie des katholischen Unterrichtes. Festlichkeiten, die Uns nicht nur zu hoher Freude gereichten, sondern an denen Wir auch selbst teilnehmen wollten, sei es durch die Absendung besonderer Schreiben, sei es durch die Abordnung eines Kardinallegaten. Noch einmal haben Wir die göttliche Vorsehung bewundert, die solche Vorkommnisse so zweckmäßig anordnete im Hl. Jahre, ihr Auftreten sowohl wie ihr gleichzeitiges Eintreten. Es scheint die Stimme Gottes, die an jene Unsere ehrwürdigen Brüder im Episkopate, ihre heldenhaften Priester und ihre tapferen Gläubigen nach fast fünfzigjähriger Laienschule sagen zu wollen scheint, daß eben das Gebiet der Schule und des Unterrichtes unter all den vom Laizismus zerstörten jenes ist, auf das die katholische Aktion, immer reichlicher ausgestattet mit Truppen und Führern, ausgestattet mit hoher Kultur, immer einmütiger und geschlossener treten muß zu immer stärkerer Verteidigung der höchsten Interessen der Religion, der Familie und des Landes.

Ein vollkommener Ablass für die Sterbestunde.

Papst Pius X. hat durch ein Dekret der Ablass-Kongregation vom 9. März 1904 allen Gläubigen einen vollkommenen Ablass für die Sterbestunde gewährt, wenn sie einmal während ihres Lebens an einem beliebigen Tage nach würdigem Empfang des Bußsakramentes und der Kommunion mit wahrer Liebe zu Gott folgendes Gebet beten:

Herr, mein Gott, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes, wie es Dir gefallen wird, mit allen ihren Ängsten, Leiden und Schmerzen aus Deiner Hand mit voller Ergebung und Bereitwilligkeit an.



„Nimm meine Hände und führe mich!“

Nach dem Gemälde von S. Luedecke.

Das Reich Gottes auf Erden.

I.

Serodes war der erste Fürst aus fremdem Blute, der bei der Geburt Christi über Juda herrschte. War somit das Zepter von Juda an Fremdlinge übergegangen, so war auch die Zeit gekommen, wo nach der Prophezeiung des sterbenden Patriarchen Jakob, der Heiland, der Friedensfürst, erscheinen sollte. Alles wies darauf hin, daß die Fülle der Zeiten nicht mehr ferne sei. Die siebenzig Jahrwochen Daniels naheten bereits ihrer Vollendung, und in heißer Sehnsucht erwarteten die Juden die Ankunft dessen, der sie aus aller Trübsal erretten und zu einem glücklichen, mächtigen Volke machen sollte.

Und nicht nur in Judäa herrschte diese Hoffnung; im ganzen Morgenlande ging, wie die römischen Geschichtschreiber Tacitus und Suetonius berichten, die alte und beständige Sage, „nun sei die Zeit gekommen, wo Männer aus Judäa die Welt beherrschen würden.“ Die großen Kulturvölker des Altertums, Griechen und Römer, hatte die Vorsehung in nahe Berührung gebracht mit den Juden, die nach der babylonischen Gefangenschaft in den meisten größeren Städten des griechischen und römischen Reiches sich angesiedelt hatten und durch ihre Lehre, ihre Bücher und ihren Kult einen mächtigen Einfluß auf dieselben ausübten. Auch die äußeren Verhältnisse der Welt waren so geordnet, daß das Reich des Erlösers sich rasch entfalten konnte. Denn die verschiedenen Nationen, die sich feindselig gegenüberstanden, waren jetzt im römischen Weltreiche unter einem Zepter geeinigt. Der Erdkreis erfreute sich unter Kaiser Augustus eines allgemeinen Friedens.

Da erschien „der Friedensfürst, auf den die Völker harrten“, Jesus Christus, der Gottmensch. In einer kalten Dezembernacht, in einem Stalle eines kleinen Landstädtchens Palästinas, in Bethlehem, wurde derjenige geboren, in dem die Weltgeschichte neu erstehen und die Welt ihren Erlöser finden sollte. Die Geburt des Heilandes bezeichnet den mächtigsten und bedeutsamsten Augenblick für Zeit und Ewigkeit, Endpunkt und Ausgang aller Geschichte, die Fülle der Zeit. Es war der Augenblick, wo voll Freude und Jubel Engelscharen vom Himmel auf die Erde herabstiegen und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Und von den Engeln gerufen, eilen die Hirten herbei und beten frohlockend und Gott preisend das Kind des Heiles an. Weise aus dem Morgenlande folgen dem Lichte des Sternes und bringen dem neugeborenen König der Juden den Tribut ihrer Huldigung dar: Juden- und Heidentum kniet an der Krippe des Erlösers und betet ihn an als Herrn und Gott Himmels und der Erde.

Seine hochgebenedeite Mutter ist Maria, das Segenskind des hl. Joachim und der hl. Anna. Schon den Stammeltern war sie verheißen als das Weib, dessen Sohn die Schlange überwinden werde (Gen. 3, 15). Die jungfräuliche Geburt des Emmanuel aus einer Jungfrau war dem Ahas und dem ganzen Volke verheißen als Wahrzeichen der Befreiung und Rettung aus der Gefahr, die dem Hause Davids und Jerusalem bevorstand aus dem Bunde des Königs

von Israel und dem assyrischen Könige: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird Emmanuel sein“ (Isaias 7, 14). So war also Maria als jungfräuliche Mutter des Messias aufgenommen in die Offenbarung des Alten Bundes. Sie war verflochten in dessen Geschichte durch zahlreiche Vorbilder, die ihre Tugenden, Privilegien, ihre Stellung und Aufgabe zum neuen Volke Gottes vorausverkündeten. Endlich gehörte auch sie der Familie Davids an. So bezeugen es mehrere hl. Väter, wie der hl. Ignatius von Antiochien, der hl. Martyrer Justinus. Der hl. Paulus sagt, der Sohn Gottes sei geworden aus dem Samen Davids dem Fleische nach und aus dem Weibe (Röm. 1, 3); und der hl. Petrus: „Gott habe David geschworen, von seiner Leibesfrucht zu setzen auf seinen Thron“ (Apg. 2, 30). Überdies sagen die hl. Väter, Maria sei Erbtochter einer Linie Davids gewesen und habe dem Gesetze nach nicht außer der Verwandtschaft heiraten dürfen. So wäre also der Stammbaum des hl. Joseph größtenteils auch der Mariens und sie eine wahre Tochter Davids und Erbin der Herrlichkeit, nicht bloß seiner Familie, sondern seines Stammes und des ganzen Volkes und des ganzen Bundes. „Wie eine Aloe,“ schreibt treffend Meschler (Leben unseres Herrn I), „in hundertjähriger Dauer ganze Geschlechter von Schößlingen und Blättern hervortreibt und abwirft, bis endlich die Blume sprießt, so sproßte und blühte auch der alte Bund und trieb Blätter königlicher, priesterlicher und prophetischer Ehren. Sie alle waren da für Maria, in welcher die vielgestaltige Herrlichkeit ihren Höhepunkt und ihre Vollendung erreichte.“ So war Maria die unbefleckt Empfangene, reinste und heiligste Jungfrau und Gottesmutter; so war dies königliche Kind, der Natur und der Gnade nach ein Meisterwerk der heiligsten Dreifaltigkeit, würdig ausgestattet zum Amte einer Gottesmutter.

II.

Die hl. Schrift berichtet, daß Maria vermählt war mit Joseph, einem Manne aus dem Geschlechte Davids. Ungeachtet des wenigen, das wir aus den Büchern des Neuen Bundes von Joseph wissen, ist dieses wenige seinem Inhalt nach überaus viel. Joseph stammte aus dem königlichen Geblüte Davids, aber seine äußeren Verhältnisse tragen nicht die geringste Spur von dieser seiner glänzenden Herrschaft. Joseph ist ein Zimmermann. Und dieser arme bescheidene Mann hat sich eine ebenso arme Braut erwählt. So ward er also auf ausdrücklichen Befehl Gottes der Gemahl Mariens, und als Maria geboren hatte, war er der gesetzliche Vater des Heilandes, sein Nähr- und Pflegevater. Diese Art von Vaterschaft war von dem Gesetze anerkannt und räumte dem heiligen Joseph alle Rechte und Vorzüge eines Vaters ein. Aber seinen natürlichen und rechten Vater hatte der Sohn Gottes im Himmel. Die Kraft des Allerhöchsten kam über die Gebenedeite unter den Weibern in wunderbarer Weise, daß sie Mutter wurde, ohne aufzuhören Jungfrau zu sein.

Dem jüdischen Ritus zufolge wurde das Kind am achten Tage nach der Geburt der Beschneidung unterworfen und „Jesus“ genannt. Vierzig Tage nach der Geburt fand die Darstellung Jesu im Tempel statt. Freilich war weder Christus dem Gesetze der Beschneidung unterworfen, noch Maria dem Gesetze

der Reinigung; sie „die unbefleckt Empfangene“ hatte den Allerheiligsten geboren. Aber er wollte einen Beweis seiner wahren Menschennatur geben und das alte Gesetz bestätigen, weil es der Weg sein sollte zu Christus. Und Maria wollte ein Opfer des vollkommensten Gehorsams bringen aus Ehrfurcht und Dank gegen Gott. Es war diese Aufopferung Jesu im Tempel zugleich eine glänzende Offenbarung des Friedensfürsten vor dem Priestertum des Alten Bundes und den Vertretern des ganzen Volkes Israel, vor Simon und Anna.

Dieser Offenbarung vor den Juden folgte bald eine noch glänzendere vor den Vertretern des Heidentums. Fürsten aus dem Morgenlande mit stolzem Gefolge und reichen Schätzen finden den neugeborenen König der Juden und huldigen ihm. So wird das göttliche und priesterliche Königtum in dem Kinde von den Weisen angebetet. Auch Herodes faßte es so auf. Er hatte gehört von der Geburt eines neuen Königs, und da er in diesem einen Nebenbuhler fürchtete, trachtete er ihm sofort nach dem Leben. Doch der Schutz des Allerhöchsten waltete über dem Kinde. Als die Schergen des Herodes zu Bethlehem erschienen und die Kinder mordeten, war Joseph, vom Engel ermahnt, mit dem Kinde und seiner Mutter schon auf dem Wege nach Agypten. Den Herodes aber traf der Arm der göttlichen Gerechtigkeit. Den Tyrannen und Blutmenschen, den ersten Christenverfolger, befahl eine abscheuliche und schreckliche Krankheit. Unter entsetzlichen Schmerzen wurde sein Leib, der in Fäulnis überging, von Würmern verzehrt. Damit doch jemand bei seinem Tode trauere, ließ er die Vornehmsten im Amphitheater zu Jerusalem versammeln und befahl sie zu töten, sobald er selbst gestorben wäre. Die Unglücklichen wurden indes gerettet. Fünf Tage vor seinem Tode ließ er noch den Sohn seiner ersten Gemahlin Doris hinrichten.

Als diejenigen, die dem Kinde nach dem Leben strebten, tot waren, verließ die hl. Familie Agypten und zog nach Nazareth. Hier verlebte der Heiland in stiller Verborgenheit die Jahre seiner Kindheit. Nur eine einzige Tatsache mit bestimmten Umständen wird im Evangelium berichtet: Das Auftreten Jesu im Tempel zu Jerusalem beim Osterfeste. Bisher hatten andere von ihm Zeugnis abgelegt, nun wollte er persönlich sich offenbaren. Zum Erstaunen der Pharisäer und Schriftgelehrten läßt er hier im Nationalheiligtum der Juden, am höchsten Feste des Jahres, seine wunderbare göttliche Weisheit leuchten und verbreitete durch die Einsicht und Klugheit seiner Antworten und Fragen allgemeines Aufsehen und allgemeine Bewunderung. Es ist diese feierliche Offenbarung seiner selbst das erste Aufleuchten des ganzen messianischen Berufes mitten im Dunkel und in der heimischen Stille des verborgenen Lebens. Voll Hoheit und Milde, voll Ernst und Majestät hatte er seiner Mutter und seinem Pflegevater auf ihre ängstliche Frage geantwortet: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ (Luk. 2, 49). Die Ehre seines himmlischen Vaters, der Friede und das Heil der Menschen: das ist die große Aufgabe, die zu erfüllen er vom Himmel gekommen. Der ausschließliche Dienst Gottes ist seine Lebensbestimmung.

Es ist eine stille, heilige Zeit, die Vorbereitung auf seine öffentliche Wirksamkeit. Indem er die Vorschriften des Evangeliums, das er später predigte, zuerst selbst erfüllte und übte, erfüllte er einen wichtigen Teil seines Erlösungswerkes.

III.

Eine ganze Reihe von heidnischen Schriftstellern griechischer und römischer Nationalität berichten — wir betonen ausdrücklich, aus der Zeit kurz vor Christus — daß ein „Held“, ein Erlöser, ein „Volksretter“ aus dem Lande gegen Morgen aufkommen werde, der das „goldene Zeitalter“, den Frieden auf Erden mit sich bringe. Bei den Römern läßt sich diese Sehnsuchts-träumerei bis in die Zeit der sibyllinischen Bücher, also bis in die alte etruskisch-römische Zeit, zurückführen. Ägypten gilt als uralter Kulturstaat. Auch hier finden sich die messianischen Hoffnungen scharf ausgeprägt. Daß eine weit ausgedehnte Hoffnungssehnsucht auf eine Art „Messias“ vorhanden war, beweist schon die glänzende Aufnahme des gewaltigen Eroberers, der später Alexander der Große genannt wurde. Die Expedition Alexanders von Mazedonien nach der Oase Ammon ist von maßgebenden Strategen seiner Zeit und in späterer Zeit bis in das heutige Zeitalter hinein für einen halben oder ganzen Wahnsinn angesehen worden. Aber der Gewaltmarsch durch eine Wüste zum Tempel des Ammon war doch nur ein religiös-politischer Marsch; denn es war der merkwürdige „messianische“ Gedanke in Ägypten vorhanden, daß „Ammon“ sich um der Verderbtheit der Menschen willen in die Wüste gezogen habe, um in Gestalt eines glänzenden „weißen“ Königs als „Messias“ wieder zu erscheinen. Wir bemerken hier schon, daß die „weiße“ Farbe eine merkwürdige Rolle in den Messias-Hoffnungen spielt. Indien mit seiner uralten Kulturgeschichte hat die Messias-Hoffnung in den sog. Inkarnationen Budda's, die zu einer einstmaligen Vollkommenheit steigen. Der Brahmanismus hat in Krishna den gehofften, erträumten Messias. Der von irgendeiner Stelle Hochasiens ausgegangene Messiasgedanke ist nach dem Osten mit den Hindostanen, mit den nach Westen gehenden Ariern — Abzweigung Germanen — weiter gezogen.

Die messianischen Hoffnungen haben selbst in Amerika nicht gefehlt. So erzählen uns die ersten Missionare, die nach der Eroberung Mexikos durch Fernando Cortez dort zu Lande wirkten, daß die Azteken, das damals herrschende Volk in Mexiko, den Glauben gehabt hätten, ihr Gott Quetzalcoatl habe, weil die Mexikaner zu sündhaft geworden, Volk und Land verlassen; aber er werde wiederkommen, und zwar als Mann und Held mit weißem Gesicht und weißer Hautfarbe und neues, endloses Glück mit stetem Frieden bringen. Merkwürdig ist, daß in Peru der weiße Mann ebenfalls vorkommt. Dort erwartete man, das despotische Reich der Inka werde einst zusammenbrechen, und dann werde von Osten her der weiße Retter Viracocha nahen, der beständiges Glück über das Land bringen werde. Diese Erwartung eines „weißen“ Mannes und Beglückers soll dazu beigetragen haben, daß den erobernden Spaniern — den weißen Leuten gegenüber den kupferfarbenen Azteken und Peruanern — vielfach eine fast göttliche Verehrung entgegengebracht wurde. Warum der Volksbeglucker „weiß“ sein sollte, ist bis heute nicht aufgeklärt.

Wenn bei vielen Negerstämmen an der afrikanischen Guineaküste der „weiße“ Messias gleichfalls eine Rolle spielt, läßt es sich dadurch erklären, daß schon seit dem frühesten Altertum einzelne Seefahrer hellerer Hautfarbe, Phönizier, Karthager, Griechen usw. in jene Gegenden vorgeedrungen sind und die Über-

legenheit ihrer Rasse zur Geltung gebracht haben. So konnte der Volksbeglückter in dem Volksahnen leicht eine weiße Gestalt und Färbung annehmen. Ganz ähnliche messianische Hoffnungen fanden sich und finden sich heute noch bei den weitzerstreuten Wanderstämmen der großen Wüste Sahara, bei den Tuarek, den Libbu usw. Die messianischen Hoffnungen sind fast bei allen Völkern zu finden, freilich nicht selten in so verzerrter Form, daß eher eine Mißgestalt als eine Messiasgestalt zutage tritt und die sonderbarsten Vorstellungen die Köpfe verwirrt haben. Wir wollen hierzu nur erwähnen, daß seinerzeit der Seefahrer Cook, der über den Indischen Ozean, durch die gefährlichen Wirrungen der Sundastraßen in den Großen Ozean eingefahren war, um die Welt zu umsegeln, von den Bewohnern Hawaiis zwar erschlagen und aufgefressen worden ist, aber lediglich in der Absicht, den vermeintlichen „Messias“ an das Land zu fesseln. Kurz gestreift sei noch die altdeutsche Messiasanschauung.

Unsere Vorfahren waren des Glaubens, daß einst Baldur, der reine Gott des Lichtes, von dem bösen Hödur ums Leben werde gebracht werden. Dann aber werde er zu neuem Leben erwachen. Die alte sünden- und gebrechenvolle Welt werde zugrunde gehen und Baldur über eine neue Welt der Vollkommenheit und des Friedens allezeit regieren.

Woher die messianischen Weissagungen und Hoffnungen? Es ist nur möglich, sie auf die erste frohe Botschaft an die Menschen, daß nach dem Fall in die Sünde eine Erlösung durch den Messias erfolgen werde, zurückzuführen; mit den Wanderungen und Wandlungen der Völker hat sich auch die Messiaskunde verändert.

Das öffentliche Leben Jesu.

I.

Jesus näherte sich dem Alter von dreißig Jahren. Seine Stunde war gekommen. Der Handwerker, der Sohn des Zimmermanns, gibt seine Verborgenheit zu Nazareth auf und tritt in den Glanz des öffentlichen Lebens und Wirkens. Derselbe Geist, der ihn der menschlichen Natur nach gebildet und der ihn zum Mittelpunkte der Jahrhunderte gemacht, bereitet dem Erlöser den Schauplatz und weckt die Seele des Volkes durch eine von jenen Stimmen, die gewaltigen Eindruck machen auf die Menge und die Herzen erschüttern.

Diese „Stimme eines Rufenden“ war Johannes der Täufer. Er war bestimmt, seinem Lande, das Parteien durchwühlten, welches durch das harte Joch der Römer gebeugt war und das Leidenschaft, Vorurteil und falsche Hoffnung irreführt hatten, die Gedanken und Ratschlüsse Gottes zu eröffnen. Johannes war der größte der Propheten, der Vorläufer des Herrn. Er ist ein Mann, erhaben über seine Zeit und seine Umgebung, über jede Partei und jede Schule; er lebt in der Wüste, wo nur die Stimme Gottes zum Herzen spricht, und die rauhe Natur mit ihrer Trostlosigkeit. Er trägt ein Gewand von Kamelhaaren und nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig. Seinen Durst löscht er am Wasser der Bäche. Mit unbezwingbarem Mut, mit der ganzen Feuerkraft seiner Rede, mit unerbittlicher Aufrichtigkeit und heroischem Bußgeist ruft er seinem entarteten Volke das Wort zu: „Thut Buße, denn das Himmel-

reich ist nahe" (Matth. 3, 2). Und sein ganzes Leben, der kraftvolle Ausdruck und die Leidenschaft, einzig und allein das Gute zu fördern, macht seine Beredsamkeit unwiderstehlich. „Und es gingen das ganze Land Judäa und alle Einwohner Jerusalems zu ihm hinaus und wurden von ihm im Flusse Jordan getauft, indem sie ihre Sünden bekannten" (Mark. 1, 5).

Mehrere Monate sind seit dem Auftreten des Täufers vergangen. Da erscheint am östlichen Ufer des Jordans, unweit Jericho, der Ersehnte der Völker, das Lamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, das Heil Israels, sein Retter und Heiland. Und Jesus läßt sich von Johannes taufen und vollzieht so ein hohes und erhabenes Geheimnis. Diese Taufe ist die feierliche Offenbarung der Gottheit Christi; im Augenblick der unbegreiflichen Erniedrigung und Demut, mit der er sein öffentliches Leben einleitet, öffnet sich der Himmel, und eine mächtige Stimme erschallt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe" (Matth. 3, 17).

Der Zimmermannssohn von Galiläa erscheint jetzt als Christus, der Sohn Gottes; die Hülle, die ihn den Augen der Menge verbarg, zerreißt. Das öffentliche Leben Jesu ist eingeleitet, seine Natur enthüllt, seine göttliche Aufgabe vorgezeichnet, die Kraft, die ihn leitet und führt, hat sich geoffenbart.

Nach der Taufe zog sich der Heiland in die Wüste zurück, wo er ein Leben des Gebetes und der Buße, ein Leben der Versuchung und des Kampfes mit dem bösen Feinde führt. Satan und Christus stehen sich zum erstenmal unmittelbar gegenüber. Welch ein Gegensatz! Der Geist des Bösen, der Verneinung und Verleumdung, der Geist der Gewalttat und List, des Verderbens und Irrtums, der geschworene Feind Gottes im Kampfe mit dem Gottessohn, der da ist Wahrheit und Licht, Liebe und Gnade! Der Szene in der Wüste und auf der Zinne des Tempels folgt die auf dem Berge, wo Satan dem Erlöser nach den vier Seiten des Horizontes hin die Reiche dieser Welt zeigt und vor seinen Augen ihren irdischen Glanz entrollt, ihm, der nicht gekommen ist, irdische Reiche zu erobern, sondern ein himmlisches Reich zu stiften. „Weiche zurück, Satan!" ruft Christus, „denn es steht geschrieben, Gott allein sollst du dienen und ihn allein anbeten." Mit diesem Machtworte war der Teufel und sein Angriff zurückgeworfen. Aber tödlichen Haß und ewige Feindschaft hat Satan geschworen ihm, dem Stifter der Kirche, und allen, die an ihn glauben und durch ihn Heil und Gnade erlangen wollen.

Taufe und Versuchung folgen sich unmittelbar und beleuchten sich wechselseitig. Die erste Tatsache ist die Offenbarung des Geistes Gottes, ist ein Beweis für die Wahrheit, daß Jesus Christus wahrhaft der Sohn Gottes ist; sie enthüllt die unendliche Kraft, mit welcher er wirken wird. In der Versuchung des Heilandes offenbart sich der böse Feind mit all den verwerflichen Mitteln, mit denen er dem Menschen zum Stolz und zur Eitelkeit, zur Prunksucht und Sinnlichkeit verleitet. Der Sieg des Gottessohnes über den Versucher zeigt das Gegenmittel gegen Satan: Demut und Erniedrigung, Vertrauen auf den Herrn, der solche Gewalt besitzt, Losschälung vom Irdischen, Glauben an den, der den Teufel überwunden, und seine Mittel und Wege, die er in seiner heiligen Kirche den Gläubigen gegeben.

Das Wunder zu Kana eröffnet eine glänzende Bahn der herrlichen Offenbarung seiner Gottheit. Das erste Auftreten Jesu im Tempel zu Jerusalem zeigt seine ganze Größe und Macht, die eines Gottes würdig ist. — Er tritt auf als Prophet, als Wiederhersteller des göttlichen Gesetzes, als Messias. Er wandelt als Herr und Meister. Er behandelt die Wohnung Jehovahs als die seinige. Es ist die Stätte des Vaters, und darum weist er diejenigen hinaus, die sie entweihen.

II.

Durch dieses kraftvolle Auftreten zeigt er sich als den Hersteller der inneren geistigen Ordnung. Seine Festigkeit verursacht Staunen, seine heilige Kühnheit verblüfft. Der Auftritt im Tempel macht die ganze Nation, das Volk und die Priesterschaft, die Gleichgültigen und die Fanatiker, die Ungebildeten und die Träger der Wissenschaft auf ihn aufmerksam. Die Wundertaten leuchten wie Lichtstrahlen auf und erklären sein göttliches Wesen. Die Blicke des Volkes und die Augen der Judenfürsten sind auf ihn gerichtet. Doch steht der hohe Rat und die Priesterschaft im offenen Gegensatz zu ihm. Sie überwachen ihn und nennen ihn einen falschen Propheten, einen Gottlosen und Lasterer. Jesus begibt sich fort vom Schauplatz des Streites. Er geht zu den Samaritern, einem Völkchen, das seit mehreren Jahrhunderten sich selbst ganz und gar überlassen, für die Juden ein Gegenstand des allgemeinen Hasses und der tiefsten Verachtung war. Gemeinsam mit den Juden erwarteten auch sie den Messias, den großen von Moses angekündeten Propheten, der ein Gesandter Gottes und ein Gesetzgeber sein soll. Die Erwartungen des Heilandes erfüllen sich; Samaria nimmt das Wort Gottes an. Nach kurzem Aufenthalt betritt er den Boden von Galiläa.

Da fällt auch bald das erste Opfer seines Berufes und seines Glaubens an Christus. Der unbequeme Mahner und Prediger, der mutvolle Mann, der jeder Heuchelei die Larve abgerissen und niemand verschont, der heilige Johannes der Täufer wird eingekerkert. Er hatte kein Bedenken getragen, das Argerniß, das Herodes Antipas gab durch seine ehebrecherische Verbindung mit Herodias, der Frau seines Bruders Herodes Philipp, zu geißeln und zu verurteilen. In der Grenzfestung Machärus büßt er nun seinen Freimut und seine Unerschrockenheit. Nach zweijähriger Gefangenschaft, während einer Geburtstagsfeier, opfert die Menschenfurcht und Sinnlichkeit des Herodes den großen Propheten dem Rachedurst und der Grausamkeit einer Ehebrecherin, Blutschänderin, Mörderin. Johannes, dieser heldenmütige Verteidiger der Wahrheit und des Rechtes, stirbt gewaltsam. Sein Blut fließt noch vor dem des Lammes, wie er Jesum genannt, und das selber bald geopfert werden soll. So ist der Weg des Reiches Gottes von Anfang an ein langer Strom von Blut — und er wird es bleiben.

Die Nachricht vom Tode des Vorläufers hatte auf die Seele Jesu einen schmerzlichen Eindruck gemacht und ihn an den eigenen erinnert. Er bestieg eine Barke und fuhr mit seinen Jüngern über den See an das östliche Ufer, in die Gegend von Bethsaida in Galiläa. Hier verweilte Jesus acht bis neun Monate und entfaltete seine apostolische Wirksamkeit. Er durchwanderte das ganze Land, Städte und Dörfer, lehrte in den Synagogen, wirkte zahllose Wunder, ver-

kündete das Gesetz Gottes, sprach in Gleichnissen und heilte Krankheiten aller Art. Seine ganze Tätigkeit kündigt ihn überall an als den Messias. Eindrucksvoll ist seine äußere Erscheinung, neu seine Lehre, groß seine Macht als Wunderthäter, glänzend seine Tugend. Alle Städte und Dörfer der verschiedenen Landesteile haben innige Beziehung mit der Hauptstadt und ihrem Tempel. Pilgerfahrten und Opfer führen fast jedes Jahr alle Familien nach Jerusalem. Eine Bewegung, die das Auftreten Jesu in Galiläa hervorruft, wirft ihre Wellen im ganzen Lande. Die Jünger folgen dem Meister und seiner Lehre. Die große Menge bewundert ihn und ist anhänglich, bleibt aber trotzdem durch Vorurteile in politischer und religiöser Hinsicht verblindet. Die Pharisäer und Schriftgelehrten fahren fort, ihn auszuspionieren, zu verfolgen und in der Meinung des Volkes herabzusetzen. Er ist in ihren Augen ein Aufwiegler, der im Namen des Beelzebub, des obersten der Teufel, Teufel austreibt und Kranke heilt. Der Vierfürst Herodes, derselbe, der Johannes hat enthaupten lassen, überwacht Jesum und nimmt eine drohende Haltung an.

Für Jesus gilt jetzt die Tätigkeit in Galiläa für abgeschlossen. Die frohe Botschaft vom Reiche Gottes ist verkündet, sein Gesetz bekannt, Jünger und Anhänger sind gesammelt, seine Apostel ausgewählt, das Fundament für die Kirche ist gelegt, das sichtbare Oberhaupt für dieselbe aufgestellt, die Sakramente sind in dem bestimmt vorausgesagten Sakramente seines Leibes und Blutes enthalten. Die Hauptlehren des Christentums sind gegeben, die hauptsächlichsten Wahrheiten und Grundsätze des Sittengesetzes sind bekannt, der Weg zum wahren Glück ist in der Bergpredigt gezeigt. Nicht Reichtum und sinnliche Freude, nicht Ansehen der Menschen stillt das Sehnen der Menschenseele, sondern die Teilnahme am Reiche Gottes. Gott, der himmlische Vater, soll unser Besitz sein. Durch ihn erlangen wir Trost, Sättigung, Frieden. Ihn zu schauen, seine Kinder zu sein, seine Herrschaft zu fühlen — das ist schon hienieden Seligkeit. Das glorreiche Endziel, den Himmel mit seiner unendlichen Freude und Bönne, hat Jesus auf dem Berge Tabor seinen drei Jüngern und durch sie der ganzen Menschheit eröffnet. Leid und Opfer, Schmerz und Tod wird der Anteil sein eines wahren Jüngers.

Jesus verläßt also Galiläa und kehrt nach Judäa zurück, er geht neuen Kämpfen und Leiden entgegen. Jerusalem ist fortan der Schauplatz seiner Lehre und seines Wirkens. Die Entscheidung beginnt auf dem Laubhüttenfest des Jahres 33. Da bringt er durch seine Ruhe und Festigkeit, durch seine Schlagfertigkeit, durch seine Kenntnis der Schrift die Menge in Staunen, die Vorsteher aber, die Vertreter der Wissenschaft, die Hüter der überlieferten Lehre, in Verlegenheit und Erbitterung. Kein Gesetzlehrer noch hat so wie er gesprochen. Er weist nach, daß seine Lehre göttlich, und daß er selbst ein Gesandter Gottes ist. Er ist der Messias, den die Propheten vorausverkündet. Die Pharisäer können sich nicht mehr beherrschen und machen ihm den Vorwurf: Du gibst Zeugnis von Dir selbst. Dein Zeugnis ist nicht wahr. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Auch wenn ich von mir selbst Zeugnis gebe, so ist mein Zeugnis wahr; denn ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe (Joh. 8, 13. 14). So wächst

der Widerspruch, die Verblendung der Masse und die Ungläubigkeit der Pharisäer und Hohenpriester.

III.

Die geliebte und doch so undankbare Stadt hat die erhabene Lehre Jesu vernommen, hat seinen wärmsten Ruf gehört und ihn — verschmäht. Noch einmal — beim Einzug Jesu in Jerusalem — jubelt die Volksmasse ihm zu. Jesus, der bis jetzt alle Huldigungen von seiten der Volksscharen in seinem öffentlichen Leben zurückgewiesen, nimmt den Triumph an, der ihm dargebracht wird. Er billigt die Zurufe, die ihm den Titel des Messias geben. Er weiß, daß dieser Triumph ihn zum Tode führt. Dem „Hosanna“ wird das „Kreuzige ihn“ folgen.

Der Triumph, den die Volksscharen dem Heilande bei seinem Einzug in Jerusalem bereiteten, entsprach dem Ratschlusse Gottes. Die Propheten hatten ihn bis in alle Einzelheiten vorhergesagt. Aber das Frohlocken der Menge erbittert die Pharisäer; sie weisen die letzte Heimsuchung, den Tag ihres Heiles, zurück. Jesus weint über die Verblendung der Stadt. Von dem Platze aus, wo er steht, wird dereinst der römische Feldherr Titus die Belagerung leiten und seine Legionen zum Sturme führen. Jerusalem wird dem Erdboden gleichgemacht werden; kein Stein wird auf dem andern bleiben; seine Kinder werden grausam zertreten werden; sein Tempel wird in Schutt und Asche fallen.

Zweimal, am Beginn seiner öffentlichen Laufbahn und am Ende, hat Jesus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben und so seine apostolische Tätigkeit in Jerusalem eingeleitet und abgeschlossen. Die Ehre Gottes zu fördern, ist er auf die Welt gekommen; mit heiliger Eifersucht wacht er über die Reinhaltung und Heilighaltung der Wohnung seines himmlischen Vaters. Dieses allgebietende Verhalten Jesu, dieses entschiedene kraftvolle Auftreten, die Begeisterung des Volkes, das seine Lehre aufnimmt und Zeuge ist der fortwährenden Wunder, trägt dazu bei, den Trotz und den eifersüchtigen Haß seiner Feinde zu hellen Flammen zu entzünden. Der Hohe Rat ist zum größten Verbrechen entschlossen. Kaiphas hat bereits in einer stürmischen Sitzung in roher Weise den Tod des Herrn gefordert. Jesus läßt sich Messias nennen, tritt als Herr und Meister im Tempel auf, ist also in den Augen der Führer des Volkes ein Aufwiegler, Verführer, Neuerer.

In einer letzten, gewaltigen Strafreden erhebt sich Jesus gegen die Pharisäer, deren Ungerechtigkeit, Scheinheiligkeit und Heuchelei er vor allem Volke geißelt. Gleich einem gewaltigen Donnerschlag trifft die Häupter der verblendeten Nation das furchtbare Wort: „Ihr Schlangen, Natterngezücht, wie werdet ihr dem Gerichte der Hölle entrinnen“ (Matth. 23, 33). Und auf den Tempel deutend: „Sehet, euer Haus wird euch verödet gelassen werden.“ — Jesus wird diesen Tempel nicht wieder betreten.

Das Werkzeug der schwärzesten und schändlichsten Tat ist einer von seinen Aposteln: Er erbiethet sich zum Verrat an seinem Meister. Zur selben Zeit vollzieht sich im Speisesaal auf dem Berge Sion ein Vorgang, der die ganze Religion Jesu in sich schließt. Wenige Stunden vor seinem Tode verwirklicht er auf einmal und in höchster Vollendung die Grundidee seiner Religion und seiner

göttlichen Sendung. Bei der Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes erscheint er als Priester und als Opfergabe. Er schafft das ewige Priestertum und das ewige Opfer. Er enthüllt den Grund seines Todes. Er zeigt sich selbst als das Lamm, das geschlachtet wird für die Sünden der Welt. Er öffnet den Abgrund der unendlichen Gottesliebe gegen die sündigen Menschen. In der ewig denkwürdigen Abschiedsrede endlich durchbricht die Liebe des Gottmenschen gewaltsam die geheimnisvolle Hülle „und quillt und steigt endlos und frei, die ganze Menschheit umfangend und mit sich hinauftragend zur Vereinigung mit dem Vater im Heiligen Geiste“ (Menschler: Leben Jesu).

Am Ölberg überwältigt ihn das Gefühl der Betrübnis und Verlassenheit bis zur Todesangst. Schmach und Mißhandlung, Treulosigkeit und Verrat, Undank und Grausamkeit, Niedertracht und Feigheit von seiten der Menschen, die entsetzlichen Verheerungen der Sünde, deren Abscheulichkeit und Bosheit er in ihrer ganzen Tiefe erkennt, die Leiden und Verfolgungen seiner heiligen Kirche, seiner Jünger und Nachfolger: all diese Greuel und Verbrechen dringen gegen den Heiland an wie ein gewaltiger Strom von Blut und versenken seine Seele in einen Ozean von Bitterkeit. Aber der Heiland bleibt seiner Aufgabe treu, gehorsam dem Willen seines Vaters. Er triumphiert über die Todesangst. Neugestärkt geht er mit den Engeln dem Verräter entgegen. Aber man soll wissen, daß er freiwillig sich in die Hände seiner Feinde gibt, noch einmal zeigt er die Macht und Majestät eines Gottes, dann läßt er sich binden.

Vor Kaiphas soll der Prozeß gegen Jesus geführt werden. Die Entscheidung ist vorauszusehen. Auf die Frage des Vorsitzenden im Richterkollegium über seine Jünger und seine Lehre, beruft sich Jesus auf die Öffentlichkeit, die Synagoge und den Tempel, wo alles Volk ihn hören konnte. Die Erwiderung Jesu wird aufgefaßt wie ein Mangel notwendiger Hochachtung, und darum gibt ein roher Kriegsknecht ihm einen Faustschlag ins Gesicht. Die falschen Zeugen stimmen nicht überein; man kann den Herrn nicht verurteilen. Da stellt Kaiphas feierlich die entscheidende Frage: „Ich beschwöre Dich bei Gott, dem lebendigen, daß Du uns sagest, ob Du Christus, der Sohn Gottes bist!“ (Matth. 26, 63). Klar, feierlich und majestätisch war die Antwort: „Du hast es gesagt, ich bin es“ (Matth. 26, 64, Mark. 14, 62).

Das Argernis für den Hohen Rat ist damit gegeben; niemals noch hatte man eine solche Gotteslästerung gehört. Alle riefen: „Er ist des Todes schuldig!“ Alle Beschimpfungen und Lästerungen wurden gegen Jesus ausgestoßen, und alle Mißhandlungen ergehen über ihn. — Ein zweiter Apostel, Petrus, auf den Christus seine Kirche baut, verleugnet den Herrn, seinen Lehrmeister und Wohltäter.

Der römische Landpfleger Pilatus, dem die Bestätigung und Vollstreckung des Urteils allein zukam, findet nach längerem Verhör keine Schuld an dem Gefangenen. Auch Herodes verurteilt ihn nicht, verspottet ihn aber mit seinem ganzen Hofe. Doch Haß, Mut und Verblendung der Juden verlangen seinen Tod. „Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Gib den Barabbas los!“ So lautet ihr Geschrei. Da wäscht sich Pilatus vor allem Volke die Hände und spricht: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu.“ Und alles Volk ruft: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

Das Vorspiel jeder öffentlichen Hinrichtung war bei den Römern die Geißelung. Jesus wird dieser qualvollen Strafe unterworfen und erleidet so eine Schmach, die nur gemeine Menschen, Sklaven, Mörder und Räuber erdulden. Die Dornenkrönung und Verspottung sind ein grausames Spiel, eine lächerliche Nachäffung einer Königshuldigung: Christus als König wird von dem verblendeten Volke verworfen. „Hinweg mit diesem! ans Kreuz mit ihm!“ ist das letzte Wort der Juden in diesem schmähhchen verhandeln mit Pilatus. Der große Prophet und Wundertäter, der Messias und Erlöser sollte am Kreuze sterben, am Schandpfahle, der den Inbegriff aller Leiden, Beschimpfungen und Schmach bildet.

So wandelt das Opferlamm den letzten bittersten Weg zur Opferstätte, inmitten zweier Verbrecher, umgeben vom haßerfüllten Volke, begleitet nur von wenigen treuen Seelen. Die grausamste Hinrichtung beginnt. Dumpf und schauerlich hallen die Hammerschläge über die Stille des Martyrerhügels, das heilige Blut spritzt auf die Arme der Henker und rinnt herab auf die fluchbeladene Erde.

Der Messias hängt sterbend am Kreuz. Aber während die Volksmenge über das unschuldige Gotteslamm die Schale des Zornes, der Verwünschung und der tiefsten Verachtung ausschüttet, spricht dieses in unbegreiflicher Liebe und Milde das Wort der Verzeihung: „Vater, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ In einen Abgrund von Peinen versenkt, verheißt er dem reumütigen Schwächer das Paradies, übergibt dem Lieblingsjünger, und in ihm der ganzen Kirche, das Allerbeste und Liebste, was er hienieden besaß, seine innigstgeliebte Mutter. Sie hat in ihrer heldenmütigen Liebe zu Gott und den Menschen ihren einzigen Sohn geopfert und ist so Mitursache des Heiles und der Erlösung geworden; sie wird durch alle Zeiten mit wahrer Mutterfürsorge für die Kirche ihres Sohnes eintreten.

Die ganze Schöpfung trauerte beim Tode Jesu. Finsternis bedeckte die Erde, der Vorhang des Tempels, der das Allerheiligste abschließt, zerriß von oben bis unten, die Erde bebte, die Felsen zersprangen. „Es ist vollbracht!“ Die Aufgabe ist gelöst, der Wille Gottes erfüllt, die Sünde getilgt, der Gerechtigkeit Gottes genuggetan. „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ — Jesus stirbt. Schrecken und Schauder geht durch die Natur. Der große Kampf des Gottessohnes mit der Bosheit der Menschen, mit dem Hasse des Teufels, mit der Ungerechtigkeit der Sünde ist ausgefochten.

Grabesruhe bewacht den heiligen Leichnam. Am dritten Tage erbebt plötzlich die Erde. Christus lebt und geht aus eigener Macht aus dem Grabe hervor. Ein Engel stieg vom Himmel hernieder und wälzte den Stein hinweg. Die Wachen am Grabe fielen wie tot zu Boden.

„Er ist auferstanden! Das war der schönste Morgengruß für die erlöste Menschheit, eine Siegesbotschaft an die junge Kirche, die ihren Stifter so schmachvoll enden sah. Ihr Stifter ist Gott, der Tod und Hölle überwunden hat. Er ist der Sieger geblieben. Seine heiligen Wundmale senden die Strahlen der Verklärung in die Herzen aller Gläubigen der kommenden Geschlechter und bringen Mut, Vertrauen und Liebe zu ihm, der die Welt besiegt, der als der glorreich Auferstandene herrschen wird bis zum Ende der Zeiten und in Ewigkeit.

Die heilige Schrift, die Engel und Frauen, die Apostel, ja selbst die Wächter am Grabe sind Zeugen der Auferstehung. — Die Vorbilder sind erfüllt, die Vorhersagungen Christi haben sich bewahrheitet, und das herrlichste aller Wunder ist ein Zeichen zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung. So strahlt die Herrlichkeit der Auferstehung zurück auf das ganze Leben und Wirken des Gottmenschen. All seine Worte, Handlungen und Lehren erhalten durch sie das Siegel der Gottheit.

Vierzig Tage blieb Jesus noch in der Mitte seiner Apostel und Jünger. Er wollte ihnen den augenscheinlichsten Beweis liefern von seiner Auferstehung; der Glaube an diese Tatsache mußte in ihrem Herzen feste Wurzeln fassen, kein Zweifel und kein Bedenken durfte die Glaubensüberzeugung derer trüben, die einst der ganzen Welt das größte Geheimnis verkünden sollten. Die Apostel sollten aber nicht nur vollgültige Zeugen der Auferstehung sein, sie sollten auch eingeführt werden in ihr apostolisches Amt. Darum teilte er ihnen das Verständnis der heiligen Schrift mit, verlieh ihnen die Gewalt der Sündenvergebung, bezeichnete genau und unzweideutig den heiligen Petrus als Träger und Inhaber des Primates, des Oberhirtenamtes. Noch folgte die letzte Erscheinung auf einem Berge in Galiläa, die glänzendste und feierlichste von allen, deren die Apostel, Jünger und eine große Zahl von Gläubigen, bis an fünfhundert, gewürdigt wurden. Noch einmal wurde den Aposteln die Fülle der kirchlichen Gewalt verliehen: „Mir ist alle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden. Gehet also hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28, 18 ff.).

So wird den Aposteln Lehr-, Priester- und Richteramt übertragen, und diese Macht erstreckt sich auf die ganze Welt, auf alle Völker, auf alle Zeiten. Zu lehren und die Sakramente zu spenden ist das höchste Recht des Apostels. Die Taufe ist das große Sakrament zur Eingliederung in Jesu mystischen Leib, in das göttliche Leben, das der Heiland der Welt zu bringen gekommen war. Feierlich sichert er den Aposteln seinen göttlichen Beistand zu — für alle Zeiten. Die Kirche allein, von Christus gestiftet, hat die Verheißung ewiger Dauer: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Das Erlösungswerk war vollendet, die Kirche gegründet: Jesus kehrte zurück zum Vater, von dem er ausgegangen. Er führte also seine Jünger hinaus, nach Bethanien hin, auf die Spitze des Ölberges. Dort hatte er sein Leiden begonnen; dort wollte er in seine Herrlichkeit eintreten, im Angesichte und über der Stadt, die ihn gekreuzigt, die sein Grab besaß und keine Ahnung hatte von seinem Triumph. Der Heiland wendet in seinen letzten Worten die Gedanken der Apostel auf den heiligen Geist hin, den er senden will, dessen Werkzeuge sie werden sollen: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der über euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an die Grenzen der Erde.“ (Apostelgeschichte 1, 8.) Das ist sein letztes Wort. Er erhebt seine Hände, segnet die Apostel, und während er sie segnet, sehen sie ihn sich entfernen und zum Himmel auffahren. Eine Wolke umhüllt ihn und entzieht ihn ihren Blicken.

So ist die glorreiche Himmelfahrt des Herrn das letzte Geheimnis des Erdenwandels und das erste des Himmels. Im unermesslichen Reich der Ehre, Freude und Macht wird Christus herrschen, bis er wiederkommen wird am Ende der Zeiten — zum Gerichte. Christus, der Gekreuzigte ist und bleibt Sieger.

Der Sieg des Christentums.

S ist vollbracht! Das war der Siegesruf des sterbenden Erlösers. Vollbracht war das Werk der Bosheit. Diese mochte meinen, daß Jesus unterlegen und seine Sache für immer verloren sei. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Bald, sehr bald mußten die Feinde einsehen, daß sie selbst die Besiegten seien und Jesus, den sie vernichtet glaubten, als Sieger da stand.

I.

Immer wieder richtet der Christ seine Augen hin nach jenem einzigen, gewaltigsten Ereignis der Menschheitsgeschichte, der Auferstehung Jesu von den Toten und seinen Sieg über seine Feinde, zumal dann, wenn er in einer Zeit lebt, die ebenfalls von sich rühmt, Christus und Christentum mit dem Brandmal der Schande gezeichnet, getötet und ins Grab gelegt zu haben. Welche gemischte Gesellschaft hatte sich doch dort zusammengesetzt, um Christus und das Christentum zu vernichten! Pharisäer und Sadducäer reichen sich die Bruderhand, Pilatus und Herodes werden Freunde, Juden und Heiden verbinden sich zum gemeinsamen Angriff. — Und die Freunde Jesu? Einer seiner auserwählten Zwölfe wurde um klingenden Geldes willen zum Verräter, die anderen flohen, einer verleugnete ihn. Ist es heute anders? Haben nicht auch wir Pharisäer und Sadducäer, viele Pilatus und Herodes, nämlich feindliche Parteien, die einig sind, wenn es den Kampf gegen die katholische



Engelstündchen bei der Maienkönigin.

Von Ludwig Richter.

Kirche gilt? Und es fehlen auch die Judasse nicht, welche um einer Heirat oder Karriere wegen Verräter an ihrem Glauben werden.

Auch Schwache gibt es, die aus Menschenfurcht unterliegen, wie Petrus. Ist es da unbegreiflich, wenn einer sich zu dem Urtheil berechtigt glaubt, daß es schlimmer stehe um die Sache Christi?

Und doch: wie in den Tagen der großen Ereignisse der ersten Kar- und Osterwoche zu Jerusalem die Sache Christi aus der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Herrlichkeit aufstieg, so wird auch die Weltgeschichte es einmal zu buchen haben, daß das Jahrhundert des Monismus und Pantheismus, die Zeit des Materialismus und Sozialismus allzufrüh des Sieges über Christi Sache sich gerühmt. Dafür wird der endgültige Sieg des Christentums über alle gottfeindlichen Mächte sicher eintreten.

Aber noch andere Feinde hat Christus mit seiner Auferstehung überwunden: die Sünde und den Tod. Was bedeutet die Überwindung der Sünde für den Menschen? — Daß er seinerseits ebenfalls die Sünde zu bekämpfen und zu besiegen habe! Hohe sittliche Forderungen! Erfüllbar in der Kraft des Auferstandenen und der von ihm verdienten Gnade! Und endlich der Sieg Christi über den Tod! Stets schlummerte in des Menschen Brust das Verlangen und der Gedanke an eine Unsterblichkeit. Aber was sollte dieser Gedanke noch bedeuten angesichts der Tatsache, daß keiner, der einmal eingegangen in die Pforten des Todes, zurückkehrte ins Leben? Sollte dem Tode sein Stachel genommen werden, so konnte das nur dann geschehen, wenn einer bewies, daß er der Macht des Todes nicht unterworfen sei und die Pforten des Grabes sprengen könne. Unser Erlöser hat es bewiesen! Das ist die hohe Bedeutung der Auferstehung Christi von den Toten. Diejenigen, welche heute die Auferstehung Jesu leugnen, scheinen nicht erfaßt zu haben, welches Verbrechen sie an der Menschheit begehen, indem sie dieselbe wieder überantworten der Schreckensherrschaft des Todes, sie wieder hinausstoßen auf das Meer der alten Zweifel, dem sie kaum entronnen!

Vor seiner Himmelfahrt hatte der Herr bereits den Grundstein gelegt zu seiner heiligen Kirche. Zu Petrus hatte er gesprochen: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Und Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer Du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was immer Du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst sein.“ — „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ (Matth. 16, Joh. 21, 15. 16. 17.) Auch die anderen Apostel wurden während der vierzig Tagen, da der Heiland unter ihnen weilte, in das wunderreiche, geheimnisvolle Leben ihres göttlichen Meisters eingeführt, indem er „ihnen den Sinn aufschloß, daß sie die Schrift verstanden“ (Lukas 24) und ihnen wiederholte, daß er „die Verheißung seines Vaters — die Kraft aus der Höhe — auf sie herabsenden werden.“ Auch ihnen hatte er die Macht verliehen, zu binden und zu lösen. Der große „Stiftungsbrief“ für seine junge Kirche war endgültig ausgestellt durch den Auftrag an alle Apostel: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen (Mark. 16, 15)! lehret alle Völker

und taufet sie . . . und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe, und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 19. 20). Der Auftrag umfaßte eine gewaltige, weltumspannende Tätigkeit inmitten unzähliger Schwierigkeiten, Opfern und Verfolgungen. Aber es war von der neuen Zeit, der „Zeit der Erfüllung“ geweissagt: „Sehet, der Herr, Gott, kommt mit Macht, sein Arm übt Herrschaft“ (Is. 40, 10).

Auf das Geheiß ihres Meisters, der vom Ölberg in den Himmel aufgefahren war, kehrten die Apostel und Jünger nach Jerusalem zurück, um dort zu weilen und die Herabkunft des heiligen Geistes zu erwarten.

In Zurückgezogenheit, Sammlung und Gebet verharrten sie im Verein mit Maria der Mutter Jesu, den heiligen Frauen und den übrigen Gläubigen im Speisesaal zu Jerusalem, um in gemeinschaftlichem, inbrünstigem Flehen und Sehnen der Gnade und Kraft des heiligen Geistes teilhaftig zu werden. Die Weissagungen der Propheten, die in den Heiligen Schriften aufbewahrt wurden, waren vor ihren Augen in Erfüllung gegangen durch das Leben, Leiden und Sterben, die Auferstehung und Himmelfahrt ihres göttlichen Meisters. — Sie zweifelten nicht, daß sein verheißendes Wort von der Sendung des „Trösters“ sich erfüllen werde. Bevor aber der heilige Geist auf diese erste kleine Christengemeinde auf dem Berge Zion herabkam, mußte für den verräterischen Judas ein anderer als Apostel gewählt und so das Apostelkollegium ergänzt werden. Es erhob sich darum Petrus als das von Christus eingesetzte Oberhaupt der christlichen Kirche und forderte die Apostel auf, zwei auszuwählen, die Zeuge gewesen wären von dem Leben und den Taten Jesu. Sie stellten also zwei Männer vor, Barsabas und Matthias. Die engere Wahl ließen sie nach inbrünstigem Gebet Gott selbst durch das Los entscheiden. Das Los fiel auf Matthias, und er ward den Elfem als Apostel beigezählt.

Das also waren die Männer, die den Auftrag ausführen sollten, die Welt mit all ihren Verhältnissen umzugestalten und ein geistiges Reich zu gründen, mächtiger und umfassender als alle Reiche der Erde. Diese armen und verachteten Schiffer Galiläas, alle von geringer Herkunft, ohne Ansehen und Reichtum, ohne Bildung und Wissenschaft, mußten es sein, die bei der Gründung der Kirche die Grundfesten und Säulen bildeten; die Hand Gottes sollte offenbar werden. Die Ohnmacht des Geschöpfes zeigte die Macht, Weisheit und Barmherzigkeit Gottes. Es war nicht eigene Kraft, die ihre Furchtsamkeit in Mut, ihre Befangenheit in Freimut, ihre Unwissenheit in tiefe Erkenntnis und Weisheit umwandelte; die Kraft, die ihnen den unermüdlichen Eifer der Liebe, die grenzenlose Hingebung des Glaubens und die freudige Zuversicht der Hoffnung gab, wurde ihnen von oben gegeben.

Am zehnten Tage nach der Himmelfahrt des Herrn kam diese Kraft über sie. Die Juden feierten durch das Fest der Pfingsten das Gedächtnis der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai. Unter Bliß und Donner hatte einst Gott seinem Volke die Tafeln des Gesetzes gegeben, den Grundstein des Alten Bundes. Ein neues Feuer vom Himmel sollte auch dem Neuen Bunde die Weihe geben, der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit und Liebe, die göttliche Gnadenfrucht der Erlösung, stieg herab auf die Apostel. Plötzlich

erscholl ein Brausen wie das Wehen eines daherkommenden Sturmwindes und erfüllte das ganze Haus, wo die kleine Gemeinde in Gebet und Erwartung beisammen war. „Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen wie von Feuer, und es ließ sich auf einen jeden von ihnen nieder. Und es wurden alle mit dem Heiligen Geiste erfüllt, und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden“ (Apg. 2, 3. 4). Das Fest hatte viele Juden aus fremden Ländern nach Jerusalem geführt. Sie eilten herbei und entsetzten sich, denn sie hörten sie alle und jeder in seiner Sprache, wie die unangelehrten Männer aus Galiläa „die Wundertaten Gottes verkündeten“. Sie staunten. Die einen gaben Gott die Ehre, die andern äußerten höhnisch, diese Männer möchten wohl betrunken sein. Die Apostel aber, die eben noch aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen, waren mit solcher Kraft, solchem Glaubensmuth und solcher Entschlossenheit erfüllt, daß sie fortan keine Gefahr, kein Opfer, keine Drohung, selbst den Tod nicht scheuten. Sie traten jetzt hinaus vor die Volkscharen und verkündeten ihnen Jesum den Gekreuzigten. Petrus, das Oberhaupt, erhob sich und sprach: „Ihr Männer von Israel, höret diese Worte. Jesus von Nazareth, einen Mann, dem Gott unter euch Zeugnis gab durch Nachterweise, Wunder und Zeichen, . . . habt ihr durch die Hände der Gottlosen ans Kreuz geschlagen und getötet. Gott aber hat ihn glorreich auferweckt . . . des sind wir alle Zeugen. Nachdem er zur Rechten Gottes erhöht worden ist, hat er den Heiligen Geist ausgegossen, wie ihr selbst sehet und höret. So wisse denn das ganze Haus Israel unfehlbar gewiß, daß Gott ihn zum Herrn und Christus, zum Messias und Herrn der ganzen Welt gemacht hat“. (Apg. 2, 22ff.) Diese Rede des heiligen Petrus war von gewaltiger Wirkung; der Eindruck des eben Gesehenen und Gehörten hatte die Herzen vieler empfänglich gemacht; viele fragten: „Ihr Männer, Brüder, was sollen wir tun?“ — „Thut Buße, und jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi, zur Vergebung eurer Sünden, und ihr werdet die Gaben des Heiligen Geistes empfangen“ (Apg. 2, 37. 38). war die Antwort. Und siehe, bei 3000 ließen sich sofort taufen. Bei der zweiten Predigt Petri in der Tempelhalle, nach der Heilung des Lahmgeborenen, stieg die Zahl der Befehrten auf 5000.

II.

So ist das erste Pfingstfest (Jahr 33) in Wahrheit der Geburtstag der heiligen Kirche geworden. Die Neubefehrten verehren in den Aposteln ihre Bischöfe und Priester, im Apostelfürsten Petrus aber ihr Oberhaupt und ihren obersten Lehrer. Er repräsentiert die lehrende Kirche, hält die erste Predigt und gibt Aufschluß auf die ersten Fragen der Gläubigen. Diese bilden die hörende Kirche; in ihren Zweifeln und Bedenken wenden sie sich an die Apostel. Die Einheit dieser Kirche zeigt sich in Petrus, dem einen Oberhaupt, in der Übereinstimmung zwischen ihm und den übrigen Aposteln, in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der Gläubigen zu einer sichtbaren Familie in Christo, in der Verkündigung eines Glaubens, einer Taufe. — Der Heilige Geist ist aber auch der Urheber aller Heiligkeit. Er will sich der Welt mitteilen mit all seinen heiligenden und beseligenden Wirkungen der Gnade. Die äußeren Wunder, welche die Herabkunft des Heiligen Geistes begleiten, sein Wehen und

Brausen, die Feuerzungen; die inneren Wunder, die Umwandlung der furchtsamen Apostel, die zahlreichen Befehrungen und Taufen sind Zeichen der Geistigkeit, Heiligkeit und verklärenden Kraft Gottes. Das Wunder der Sprachengabe, die Anwesenheit der verschiedensten Völker, wie Parther, Meder, Kreter, Araber, Ägypter, Römer, deuten hin auf die Allgemeinheit, die Katholizität der Kirche. Die Apostolizität endlich zeigt sich in den Aposteln mit Petrus als Wortführer an der Spitze. Nur sie predigen, taufen, ordnen an und geben Aufschluß. Endlich tritt die Aufgabe und Bestimmung der Kirche in der Ausübung eines dreifachen Amtes scharf hervor, wie ja auch die öffentliche Wirksamkeit Jesu zur Vollbringung des Erlösungswerkes eine dreifache war. Als höchster Lehrer hatte er die göttliche Wahrheit geoffenbart, wonach der Mensch in seinen religiösen Verhältnissen nur fragen kann und jemals gefragt hat; als höchster Priester hatte er das einzige und unvergängliche Opfer dargebracht, wodurch die Sündenschuld der Menschheit für alle Zeiten gesühnt und die göttliche Gnade in Überfülle uns zugesichert ist, und endlich als höchster König und Hirte hatte er allen Kräften der Natur geboten und als höchster Gebieter das Reich Gottes, seine Kirche gegründet und eingerichtet. Als triumphierender König fuhr der Heiland zum Himmel auf; der Heilige Geist war gekommen, um ihn zu verherrlichen, um sein Werk in der neugegründeten Kirche fortzusetzen und zu vollenden. Die Apostel aber waren die ersten auserwählten Werkzeuge zur Fortsetzung dieser dreifachen Wirksamkeit Christi. Schon am Pfingstfest übt Petrus durch seine öffentliche Predigt das Lehramt aus, das Priesteramt durch die Taufe und das Bußsakrament, das Hirtenamt durch die Anweisung des heiligen Petrus auf die Frage: „Männer, Brüder, was sollen wir tun?“ So erscheint schon an ihrem Geburtstage die Kirche sogleich als vollendetes Ganzes mit dem ihr eigentümlichen Wesen, ihren Merkmalen und ihrer Bestimmung.

Aber wie im Leben des Herrn, so folgten auch im Leben der jungen Kirche, seiner Braut, auf die Tage der Freude und der Ehre Tage der Leiden und der Erniedrigung. Daß die Kirche gelästert, geknechtet und verfolgt würde, hat der göttliche Stifter vorhergesagt. Spricht er doch zu den Aposteln: „Siehe, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Nehmet euch in acht vor den Menschen. Sie werden euch den Gerichten übergeben und in den Synagogen euch geißeln. Vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwegen.“

Das Pfingstereignis mit seinen Folgen hatte die Träger der Gewalt in der Hauptstadt äußerlich noch ruhig und untätig gelassen. Viele indes erschrafen oder ergrimmt, daß die gefährliche Sekte, die sie mit dem Tode des Urhebers wie einen Wurm zertreten zu haben wähten, plötzlich ihr Haupt wieder erhebe, die Auferstehung des Gekreuzigten verkünde und seinen Tod der Nation als einen schweren Frevel zuschreibe. Nach der Heilung des Lahmgeborenen am Prachtthore des Tempels durch Petrus und Johannes wurden diese von den Häschern der Tempelwache, die von Priestern und Sadducäern geführt waren, verhaftet und vor das Synedrium, den Hohen Rat, geführt. Hier erklärte Petrus, daß für die Menschen in keinem Namen Heil zu finden sei, als nur im Namen Jesu, und setzte dem Verbote, diesen Namen zu verkündigen, die Be-

rufung an den höheren Willen Gottes entgegen. „Urtheilet selbst, ob es recht ist, euch mehr zu gehorchen als Gott!“ Eine Vermehrung der Gemeinde war die Folge des Ereignisses. Zahlreiche Wunder und Heilungen, welche die Pfade der jungen Kirche wie einst die ihres göttlichen Stifters begleiteten, verliehen ihr ein gewisses Ansehen, das auch die Feinde eine Zeitlang nicht anzutasten wagten. Auf Antrieb der mit dem Hohenpriester Annas verbundenen Sadducäer neuerdings eingekerkert, wurden die Apostel wunderbar befreit und predigten sofort wieder im Tempel. Damals riet der angesehene Pharisäer Gamaliel im hohen Rate zu schonendem, klugem Abwarten; man sollte erst zusehen, was aus der Sache werden würde. Alle stimmten ihm bei. Das Synedrium entließ die Apostel mit der Strafe der Geißelung und dem erneuten Verbote, Jesum zu predigen. Diese gingen nun freudig vom Angesichte des hohen Rates hinweg, weil sie würdig befunden worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden“ (Apg. 5, 41). Dem Verbote aber fügten sie sich grundsätzlich nicht; sie fuhrn fort, ohne Genehmigung der Staatsregierung, ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung Jesus zu predigen, seine Lehre in ihrem ganzen Inhalt und Umfange, in ihrer ganzen Reinheit und Fülle, vorzutragen. Nun brach aber auch der Sturm einer allgemeinen Verfolgung aus. In dieser sollte die junge Kirche ihren ersten Märtyrer erhalten. Unter den sieben Männern, welche zum Behufe der Armenpflege mit dem neugeschaffenen Amte des Diakonats betraut worden, ragte Stephanus durch Kraft und geistige Begabung hervor. Er tat große Wunder und Zeichen unter dem Volke. Seine Gegner klagten ihn an, daß er das Gesetz und den Tempel gelästert. In wildem Tumulte rissen sie ihn, ohne förmlichen Urteilspruch, vor die Stadt hinaus zur Steinigung. So starb der erste Märtyrer, nach dem Vorbilde seines Meisters für seine Feinde betend.

Die große Verfolgung in Jerusalem (im Jahre 35), deren eifrigstes Mitglied Saulus war, der nachmalige Apostel Paulus, zerstreute die meisten Gläubigen in die Landschaften von Judäa und Samaria und noch weiter nach Phönizien, Cypern und Antiochia und legte so den Grund zur Bildung neuer Christengemeinden. „So war in diesem kleinen Kern“, schreibt die Gräfin Hahn-Hahn (Märtyrer), „in diesem Senfkörnlein, der ganze Wunderbaum enthalten, der aus dem Kreuz mit dem Blute Jesu begossen, Wurzel trieb und die heilige katholische Kirche heißt; der Wunderbaum, dessen Zweige sich über die ganze Welt ausspannen und allen Geschlechtern die Frucht des Lebens bieten, und aus dem eine solche Fülle von Blüten vielfältiger Art hervorsprossen, von solcher Schönheit, solchem Duft, solcher Pracht, solcher Vollkommenheit, wie die früheren Jahrtausende es kaum geahnt haben; denn die Luft, die reinigend, erfrischend, stärkend durch seine Äste und Blätter weht, ist das Wehen des Heiligen Geistes, und der Tau, der nährend und belebend auf seine Knospen fällt und ihnen Wachstum und Entfaltung gibt, ist die heiligmachende Gnade.“



Der beständige Kampf für Christus.

In neuer Kulturkampf geht durch die Welt. „Los von Rom!“ rief man besonders in Österreich und Böhmen. Im Grunde ist beides dasselbe, und was kommt es auf den Namen an? — kaum drei Jahrzehnte sind vergangen, seit der erste Kulturkampf etwas nachließ, — ganz aufgehört hat er nie — da setzen die Kirchenfeinde schon wieder all ihre Kraft ein zu einem neuen Sturme; und das geschieht in ganz Europa, in der ganzen Welt, möchte man sagen.

Da könnte mancher den Mut verlieren. „Wer weiß,“ denkt er, „ob unser katholischer Glaube wird standhalten?“

Einen Kulturkampf hat es schon mehr als einmal gegeben, wenn man ihn auch nicht so nannte; und mancher war wirklich weit schlimmer, als wir es wohl je erleben werden. —

Vor mehr als 2000 Jahren, um das Jahr 170 vor der Geburt unseres Herrn und Heilandes, war Palästina eine Provinz des syrischen Reiches. König Antiochus Epiphanes wollte sein Reich stark und groß machen. Einig sollten seine Völker sein, einig in den Sitten, einig auch in dem Gesetze und der Religion; nur einem sollten alle gehorchen, dem Könige. „Da fügten sich alle Völker dem Befehle des Königs“, sagt die hl. Schrift.

Auch Israel sollte sich fügen; es sollte nicht mehr einen einzigen Gott verehren, nicht mehr seine



Die Arbeiter im Weinberg
Von Jul. Häbner.

eigenen Opfer darbringen, nicht mehr seine religiösen Gesetze haben. Schwer schien es nicht zu sein, dies zu erreichen: Der Hohepriester hatte sich um schönes Geld seine Würde erkaufte beim syrischen Könige. Die Vornehmen sagten zueinander: „Kommt, wir wollen uns den Heiden anschließen; wir sind rückständig geworden, seit wir uns von ihnen absonderten“; um das Speisegesetz kümmerten sie sich nicht mehr; in Jerusalem errichteten sie Gebäude zu unsittlichen, gesetzeswidrigen Zwecken.

Unter dem Volke aber gab es noch Männer, die weniger „fortgeschritten“ waren, die Gott mehr gehorchen wollten als Menschen. Ihr Widerstand sollte nun mit Gewalt gebrochen werden. Sterben, auf der Stelle sollte hingerichtet werden, wer es wage, den Sabbat heilig zu halten, wer sich weigerte, den Götzen zu opfern.

Das war ein blutiger „Kulturkampf“ gegen die damals einzig wahre Religion.

Vor dem Bergstädtchen Modein, westlich von Jerusalem, war auf einem freien Platze ein Götzenbild aufgestellt. Trompetengeschmetter hatte die Leute am frühen Morgen hier versammelt; sie wissen schon, was die zwei königlichen Beamten dort in der Mitte von ihnen wollen; sie sollen nur, auf Königs Befehl, einige Weihrauchkörner aus dem Gefäß nehmen und sie austreuen auf die Kohlen vor dem steinernen Götzen; wer sich aber weigert, für den hatten die Syrier bereits Block und Richtschwert bereit.

Mathathias, reich wirst du sein, angesehen, mächtig in Israel, im syrischen Reiche; nur einige Körner Weihrauch brauchst du ins Feuer fallen zu lassen. — Wenn du aber nicht tuest, sollst du dem Henker verfallen.

„Nein, und wenn alle des Königs Willen tun, und wenn keiner wäre, der nicht abfiere vom Gesetze der Väter: ich und meine Söhne und meine Brüder, wir wollen treu bleiben, wir wollen dem Könige Antiochus hierin nicht gehorchen, wir werden nicht opfern!“ — — —

„Gott ist mit uns!“ so sprach Mathathias; er war gerade von Jerusalem gekommen und hatte im Vaterhause die Verwandtschaft um sich versammelt.

„Gott ist mit uns, meine Söhne, meine Brüder! — Wehe uns, daß wir mit eigenen Augen zuschauen müssen, wie unser Volk, wie unsere heilige Stadt vernichtet wird! Der herrliche Gottestempel ist entweiht, sein Gold und Silber geraubt, seine Schönheit zertreten; frei waren wir, und Sklaven sind wir geworden; und wir sollten müßig dazischen und zuschauen? — Nein, mit dem Schwerte mordet man Israels Volk, wehren wir uns mit dem Schwerte, offen und ehrlich! Unser Leben wollen wir einsetzen für den Bund unserer Väter. Hat nicht Gott ihnen beigestanden in jeglicher Not? Abraham, Joseph, David, Elias, alle, von Geschlecht zu Geschlecht, hat Gott sie nicht erhöht, da sie seinen Willen taten?“ —

Mathathias hat Recht; Gott ist mit ihm. Mag also der König von Syrien seine ganze Kriegsmacht, seine ganze Staatsklugheit, mögen seine Feldherrn alle List, alle Gewalt und alle Grausamkeit aufbieten; mögen Israels erlesene Söhne zu ihnen übergehen und ihren Hohn und Spott ausgießen über ihre Brüder; mögen Furcht und Angst und Not das Volk in den Abfall treiben; ja, wenn auch kein Priester mehr es wagt, dem alleinigen Gott zu opfern; wenn

sogar der Hohepriester Verrat übt an seinem Amte: Mathatias wollte kein Verräter sein, Mathatias will seinen Glauben hochhalten, offen und laut will er ihn bekennen, kämpfen will er für ihn; denn Gott half ihm.

* * *

Da sollten wir Christen in unserem Kulturkampfe verzagen? Uns ist doch noch niemand entgegengetreten, das Schwert in der Hand, Leben oder Glauben verlangend. Was ist es dagegen, wenn man uns einmal schief anschaut, „vaterlandslos“, „Romknecht“ tituliert, wenn gar „katholisch“ zum Schimpfwort wird? Es gab tüchtigere, würdigere Männer, denen es ebenso ergangen.

Israels höhere Kreise schlossen sich den Feinden der Religion an, verhöhnten das gläubige Volk; wir können — Gottlob! — mit Vertrauen, mit Dank zu unseren Führern aufschauen.

In Israel war Mathatias der einzige Priester, von dem wir hören, daß er seinem Gotte treu blieb. Und bei uns? Gewiß, leider gibt es auch unter katholischen Priestern Apostaten; aber was bedeutet denn der eine oder andere und viele sind's doch wirklich nicht! — gegenüber der großen Mehrzahl derer, die ihre Kraft, ihre Arbeit, ihr Leben einsetzen für die Kirche? Und unsere Bischöfe, stehen die nicht alle fest zueinander und zum Hl. Vater? Haben wir an ihnen nicht weise Lehrer, fluge Führer, wohlmeinende Hirten? —

Bei uns steht es also lange nicht so schlimm wie damals bei den Juden. Unsere Sache ist keine verlorene Sache, die des Kampfes nicht wert wäre. Nein, unsere Sache ist eine große; sie ist die Sache unserer Väter, die Sache Gottes.

Mathatias konnte zurückschauen auf Abraham, Joseph und Moses, auf David und Daniel. Können wir nicht zurückschauen auf die Apostel, die Kirchenväter und Kirchenlehrer? Gab es nicht 1900 Jahre hindurch Katholiken? Haben wir nicht Blutzengen für unseren Glauben, Blutzengen aus allen Zeiten: aus Rom, Ägypten und Persien, England und Japan, bis auf die Märtyrer Chinas in jüngster Zeit? Die größten Gelehrten, Athanasius, Augustinus, Hieronymus, Thomas usw. usw., — waren das nicht Katholiken, waren das nicht Heilige? Unsere Väter, die Deutschland zum mächtigsten Reiche der Welt machten, die den deutschen Namen im Orient bekannt und berühmt machten durch die Kreuzzüge, unsere Väter, die das deutsche Recht schufen, die im weiten Lande die vielen herrlichen Dome bauten, waren die nicht Katholiken wie wir?

Mathatias kämpfte für Gottes auserwähltes Volk, für den heiligen Tempel. Wir sind „ein heiliges Volk, ein königliches Priestertum.“ Ist in unseren Kirchen nicht mehr als im Tempel zu Jerusalem? Bei uns wohnt Gott selbst, täglich opfert er sich selbst auf dem Altare. Wie öde aber, wie leer ständen unsere Kirchen da, wenn der katholische Glaube in unsern Landen allmählich aussterben sollte! Wollten wir das verschulden durch unsere Zaghaftigkeit, unsere Nutzlosigkeit? Könnten wir das verantworten vor unsern Kindern und Kindeskindern?

Wir haben keinen Grund kleinmütig zu werden. Auch mit uns ist Gott! Er hat doch unsere heilige Kirche gestiftet, Gott regiert sie, Gottes Arm hat sie hochgehalten durch 19 Jahrhunderte. Ist dieser Arm jetzt vielleicht nicht mehr so stark? Ist er erlahmt? Nein, Gott ist immer der Allmächtige; er wird seine

Sache nicht im Stich lassen, er wird auch uns, seine Kämpfer, nicht verlassen, wenn wir nur ihn nicht verlassen.

Darum Mut und Vertrauen! Mit Freude, mit Begeisterung wie Mathatias wollen wir unsern Gegnern zurufen: Treu wollen wir bleiben unserem Gott, treu unserem Glauben. Und wenn ihr Kirchenstürmer unsere Priester und unsere Sakramente verleumdete, wir glauben euch nicht! Wenn ihr prahlt mit eurer Wissenschaft und eurem Fortschritt, wir glauben euch nicht! Und wenn wir einmal zurückgesetzt, gekränkt, beschimpft werden: macht uns nichts; um so lauter sagen wir: „wir sind katholisch“.

Aber auch denen, die sich Volksbeglucker nennen, die den Handwerker und Arbeiter glücklich machen wollen ohne den Himmel, denen wollen wir erst recht nicht glauben; auch unseren Kameraden, die sie vielleicht schon in ihre Netze gefangen haben, rufen wir's zu: wir wollen uns nicht begnügen mit eitler Erdenluft, wir wollen ein ewiges, ein unendliches Glück; tut auch ihr mit!

So oder ähnlich sagen wir unsere Meinung; wir wollen sie uns nicht nur von andern so vorsagen lassen in öffentlicher Versammlung, in den katholischen Zeitungen, nein, wir selbst, ein jeder von uns, soll sie frei und offen sagen vor dem Nachbarn, vor dem Arbeitsgenossen, in der Gesellschaft.

Nicht nur mit Worten wollen wir sie sagen, sondern auch in Taten sehen lassen wie Mathatias. Wir greifen freilich nicht wie er zum Schwerte, wehren uns nicht mit der Faust. Darin haben sich die Zeiten und die Verhältnisse eben gründlich geändert — wir haben andere Waffen: der Kirchgang am Sonntag, die Sonntagsheiligung, der Rosenkranz, das Weihwasserbecken im Zimmer, das Kreuzifix, das Heiligenbild an der Wand, die sollen mit uns sprechen, daß wir uns nicht verkriechen, daß wir Katholiken Mut haben, unsern Glauben an den Tag zu legen.

Noch eins können wir von Mathatias lernen, die Hochschätzung des katholischen Vereinslebens. Mathatias war freilich der erste, der den Heiden offen entgegentrat; trotzdem aber hatte er vorgesorgt, daß er nicht ganz allein dastehe; seine Söhne und Verwandten hatte er um sich gesammelt. So sollen auch wir in unserem Streben Gesinnungsgenossen suchen; wir finden sie in den katholischen Vereinen, im Arbeiter-, Gesellen-, Knappen-, Männerverein usw., zumal aber im Volksverein.

Wenn wir es so machen, dann wird Gott sorgen, daß etwas dabei herauskommt, daß es etwas nützt. Hat denn Mathatias' Mut nichts genützt? —

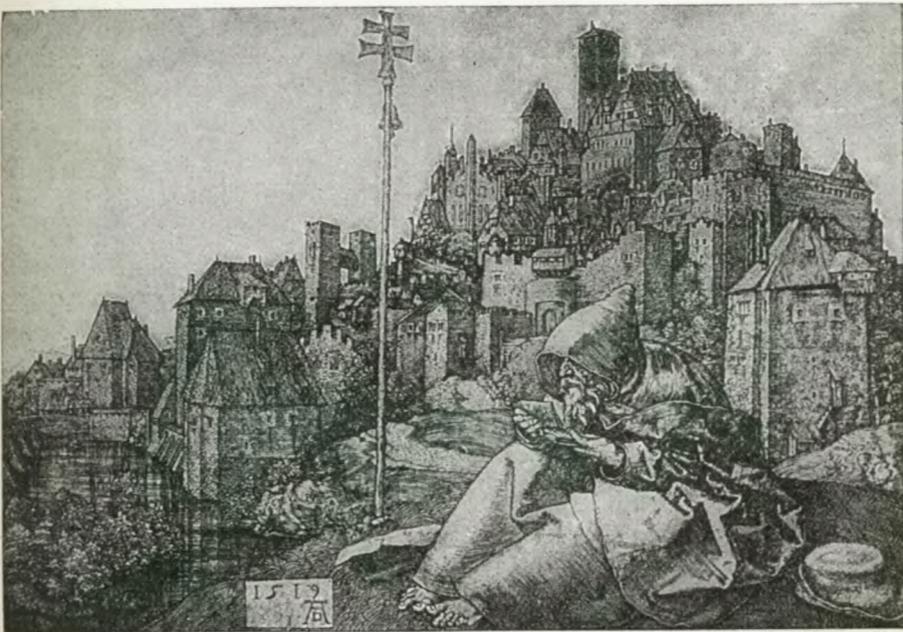
Gehen wir schnell noch einmal nach Palästina, etwa zwei Jahre nach dem vorhin Erzählten.

Mathatias sollte den Sieg nicht mehr erleben; er starb gleich zu Anfang des Kampfes; auch nach diesen zwei Jahren ist der Kampf noch nicht zu Ende; große syrische Heerscharen stehen noch in Judäas Städten. Aber Jerusalem ist frei, der Tempel ist wiedergewonnen. Darum freut sich und jubelt das ganze Volk. Palmenzweige in den Händen, ziehen sie in großen Scharen hinauf zum Tempelberge, treten ein in die gereinigten Hallen, begeistertes Hosannarufen hallt wider von den nicht mehr entweihten Wänden. Unter großer Feierlichkeit vollzieht Judas Makkabäus, ein Sohn des Mathatias, die Wiedereinweihung des Hauses Gottes.

Wiederum einige Jahre später, da ist Israel frei, unabhängig; ein gottesfürchtiger, starker Held trägt das Zepter und das heilige Gewand des Hohenpriesters, es ist Simon, ebenfalls ein Sohn des Mathathias.

Wir aber, wir sollen keinen solchen Erfolg haben? Uns sollte Gott verlassen? Freilich du und ich, wir brauchen den Sieg der Kirche auf Erden nicht mehr erleben; er braucht auch nicht nach zehn, zwanzig Jahren errungen sein; aber einmal wird der Tag kommen, ganz gewiß, an dem Christus und seine Kirche glorreich dastehen vor aller Welt, wo sie triumphieren über alle ihre Feinde; je länger, je schwieriger jetzt der Kampf, um so größer dann der Sieg, um so herrlicher die Glorie.

Und wenn wir jetzt mitkämpfen, mutig und voll Vertrauen, dann werden wir mitsiegen, mittriumphieren, wir werden uns mitfreuen ewigen Sieges, ewiger Glorie.



Der heilige Anton von Agypten. Stich von Albrecht Dürer.
(Aus Dürers Kupferstichwerk. Verlag der Goldanschen Hofbuchhandlung in Nürnberg.)

Charakterbilder des christlichen Altertums.

(P. Canisius Werner S. D. S.)

Ausgerüstet mit der Kraft des Heiligen Geistes unter dem bedeutsamen Sinnbild feuriger Zungen gingen die Apostel sofort an ihre Arbeit, die ihnen in dem Auftrage des Herrn angewiesen worden: „Geht in alle Welt, lehret alle Völker, taufet sie!“ Die ersten zehn oder zwölf Jahre predigten und wirkten sie noch unter dem Judenthume allein, dann aber eilten sie freudigen Mutes aus den Grenzen des heimatlichen Landes und

zogen weit und breit durch die Provinzen des großen Römerreichs; einige gelangten selbst in Länder, wohin die römische Herrschaft nie vordringen konnte. So kam Andreas, der Bruder des heiligen Petrus, in das Land der Scythen und Thrazier (das heutige Südrußland und Walachei) Bartholomäus nach Arabien, Matthäus, der das erste Evangelium schrieb, nach Arabien und Vorderindien, Thomas in das Reich der Parther. Andere Apostel blieben innerhalb des römischen Weltreiches: Philippus, ein Jugendfreund des heiligen Johannes, predigte in Phrygien, Judas Thaddäus in Idumäa; Simon in Agypten und Nordafrika, Jakobus der Ältere, Bruder des heiligen Johannes, ein Verwandter des Herrn, predigte in Palästina; er wurde im Jahre 44 von Herodes Agrippa I. den Juden zulieb enthauptet. Jakobus, der Jüngere, erster Bischof von Jerusalem, wurde im Jahre 62 unter Herodes Agrippa II. von der Spitze des Tempels herabgestürzt und erschlagen. Matthias, der an Stelle des verräterischen Judas als Apostel auserwählt war, predigte in Äthiopien. Alle, mit Ausnahme des heiligen Johannes, starben für das Bekenntnis des Glaubens den Märtyrertod. Johannes, der Liebling des Herrn, hatte den Heiland während seines Lebens, Leidens und Sterbens mit so inniger Liebe begleitet, daß der Herr von ihm das Blutzugnis nicht verlangte. Er war neben Petrus mit seinem Bruder Jakobus der vertrauteste Schüler Jesu und sein Liebling, war Zeuge der Verkörperung auf Tabor und ruhte beim letzten Abendmahle an der Brust seines Meisters. Ihm wurde vom sterbenden Erlöser die Fürsorge seiner inniggeliebten Mutter Maria übergeben. — Seine Schüler sind der heilige Polykarp und der hl. Ignatius. Unter Domitian geht er wunderbar aus einem Kessel siedenden Oles ohne Schaden hervor, wird nach Patmos verbannt, wo er die „geheimen Offenbarung“ schreibt. Unter Nerva kehrt er nach Ephesus zurück. Seine Predigt in alten Tagen lautet nur mehr: „Kindelein, liebet einander.“ Er stirbt um das Jahr 100 eines natürlichen Todes. Johannes schrieb das vierte Evangelium und drei Briefe.

Im folgenden wollen wir das Leben und Wirken jener beiden Apostel ausführlicher zeichnen, die unter dem Namen der „Apostelfürsten“ seit 1900 Jahren mit Liebe und Verehrung in der heiligen Kirche genannt und gefeiert werden, das Leben des heiligen Petrus, des Oberhauptes der Kirche und des heiligen Paulus, des größten und feurigsten Glaubenspredigers.

Der hl. Petrus († 67).

Sein Vaterland ist Galiläa, am Ufer des Sees Genesareth ist seine Heimat. Als Fischer auf stürmischer See und Oberhaupt einer Familie wird er auf sein künftiges Amt als Menschenfischer und Oberhaupt der Welt vorbereitet. Ihn hatte der Herr zu seinem Stellvertreter und zum Hirten aller christlichen Gemeinden, zum sichtbaren Haupte seiner Kirche gewählt, ihn zum Grundstein seines Wunderbaues gemacht. Schon zu Lebzeiten hatte der Heiland ihn vor den andern Aposteln vielfach ausgezeichnet und seines vertrauten Umganges gewürdigt. Dem Petrus, dem Felsenapostel, hatte der Herr die „Schlüssel des Himmelreiches“ übergeben, d. h. die Vollgewalt über seine Kirche; er wurde

zum Hirten seiner gesamten Herde, der Lämmer und Schafe, d. h. nicht bloß der Gemeinden, sondern auch der Hirten der Gemeinden, der Bischöfe, eingesetzt, er wurde bezeichnet als der Befestiger aller seiner Brüder im Glauben.

Diesen Vorrang des heiligen Petrus erkannten die übrigen Apostel an, und obgleich er nicht zuerst zum Apostelamte berufen war, wird er doch in den Evangelien und der Apostelgeschichte stets an erster Stelle genannt. Er berief, als der Erste, die Apostel zur Wahl eines neuen Apostels an Stelle des Judas. Am Pfingstfest hielt er die erste Glaubenspredigt an die verschiedenen Völker. Er gründete an demselben Tage die erste Christengemeinde. Auch in der Wunderwirkung machte Petrus vor den übrigen den Anfang. Im Namen aller verantwortet er sich: „Wir können nicht!“ war sein echt apostolisches Wort, das er Bitten und Drohungen, Verfolgungen und Strafen von seiten der staatlichen Obrigkeit dieser entgegenhielt. Als oberster Richter trat er auf in Sachen des Ananias und der Saphira und vollzog das Strafgericht Gottes an diesen beiden Christen, „die nicht Menschen belogen, sondern Gott“. Für Christus zuerst Kerker und Geißelhiebe zu erdulden, ward Petrus in Gemeinschaft mit den übrigen Aposteln gewürdigt. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, war ein anderes Wort seiner Unerblichkeit und Glaubenstreue. In Begleitung des Johannes gründete Petrus außerhalb Jerusalem die erste Christengemeinde in Samaria, wo der eifrige Diakon Philippus schon viele bekehrt und getauft hatte. Petrus und Johannes spendeten diesen jetzt das Sakrament der heiligen Firmung. — „Dein Geld sei mit dir ins Verderben!“ Das war das Machtwort, das er Simon dem Zauberer entgegenschleuderte, als dieser um Geld die geistigen Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes an die Menge erkaufen wollte.

Bei den apostolischen Rundreisen durch die christlichen Gemeinden Judäas hat der Herr die hohe Sendung seines Apostels als Oberhirt wiederholt durch große Wunder kundgegeben. In Lydda, einer Stadt nicht weit vom Mittelmeer, heilte er einen Sichbrüchigen; in Joppe erweckte er eine tugendsame Jungfrau Tabitha, die eben gestorben war, zum Leben.

Noch weilte Petrus in Joppe, als Gott die Zeit bestimmt hatte, daß auch die Heiden in die Kirche sollten eingeführt werden: Petrus sollte auch den Weg zur Heidenbekehrung eröffnen. Der heidnische Hauptmann Kornelius wurde in die Kirche aufgenommen. Diesem Beispiel folgten alsbald viele Heiden, besonders zu Antiochia in Syrien. Da brach in Jerusalem eine zweite blutige Verfolgung aus unter König Herodes Agrippa I. In dieser wurde Jakobus der Ältere enthauptet, Petrus aber ins Gefängnis geworfen und von einer vierfachen Wache festgehalten, um nach Ostern hingerichtet zu werden. Das inbrünstige Gebet der ganzen Christengemeinde erlangte durch ein Wunder seine Rettung. Darauf begab er sich nach Antiochia, der Hauptstadt Syriens; hier wurden die Gläubigen zuerst „Christen“ genannt. Petrus errichtete einen Bischofssitz. Die Bischöfe von Antiochien genossen in der Folge vor ihren Amtsgenossen großes Aufsehen. Sie führten den Titel „Patriarchen“. Außer Antiochien erhielt jenseits des Mittelmeeres diese Auszeichnung vorerst nur noch der Bischof von Alexandria. Auch diese Hauptstadt Agyptens erhielt von Petrus

ihren ersten Bischof in seinem Schüler und Begleiter Markus, der im Auftrage Petri das zweite Evangelium schrieb. Diesseits des Mittelmeeres, in Europa, war der erste Patriarchenstuhl in Rom, wo Petrus nach alter Überlieferung 25 Jahre lang Bischof gewesen ist. So war also Petrus der Gründer der drei ersten Patriarchate in Rom, Antiochia und Alexandria.

Um das Jahr 51 ging er nochmals nach Jerusalem, um als Oberhirt der Kirche das „Apostelkonzil“ zu leiten und die Streitfrage zu entscheiden, ob das Mosaische Ceremonialgesetz in bezug auf Reinigung, Opfer usw. auch für die neubekehrten Heiden verpflichtend sei. Nach der Schlussrede des heiligen Petrus, der den Vorsitz führte, wurde nach Antiochia berichtet: „Dem hl. Geiste und uns hat es gefallen, Euch weiter keine Last aufzulegen“ — aus dem Gesetze Moses. Dieser Entscheid machte allen Heidendchristen große Freude, manche Judenthristen aber ärgerten sich und sonderten sich sogar ab zu einer eigenen Sekte.

Von den weiteren Missionsreisen des Apostels in den Provinzen des römischen Reiches wissen wir nur, daß er auch in Pontus, Galatien, Kappadocien, Bythynien und in Korinth gepredigt hat; denn an die Gläubigen jener Länder richtete er vor seinem Tode ein apostolisches Schreiben, um die Neubekehrten im Glauben zu stärken. Kurz vor seinem Scheiden erließ er an die Gesamtheit der Gläubigen ein zweites Schreiben, in dem er gleichsam wie ein liebevoller Vater für diese Welt von ihnen Abschied nimmt.

Die Stadt Rom, wo Petrus seine irdische Laufbahn beschloß, wurde von ihm dadurch ausgezeichnet, daß er hier nicht nur einen Bischofsstuhl errichtete, sondern demselben bischöflichen Stuhle außer der Würde eines Patriarchen auch die Nachfolge im oberhirtlichen Amte der Kirche hinterließ.

Den Aufenthalt Petri in Rom bezeugen schon im 1. Jahrhundert Klemens von Rom, im 2. Jahrhundert Ignatius von Antiochia, Klemens von Antiochia und Irenäus, im 3. Jahrhundert Kajus und Tertullian.

Seinen glorreichen Martyrertod fand Petrus in der grausamen Verfolgung des Kaisers Nero. Nach neunmonatlicher Einkerkelung wurde er am 29. Juni 67 gekreuzigt, und zwar eigenem Wunsche gemäß mit dem Haupte nach abwärts, „da er sich nicht für würdig hielt, auf dieselbe Weise zu sterben, wie sein Herr und Meister.“

Zugleich mit Petrus, dem Apostelfürsten und ersten Oberhaupt der Kirche, starb der größte Apostel aller Zeiten und Völker, der hl. Paulus.

Der hl. Paulus.

Paulus war in Tarsus in Cilicien geboren als Sohn eines Pharisäers, aus dem Stamme Benjamin. Mit dem Studium der jüdischen Gelehrsamkeit verband er das Gewerbe eines Zeltwebers. Von seinem Vater hatte er das wichtige Vorrecht des römischen Bürgertums ererbt. Noch als Jüngling kam er nach Jerusalem und wurde unter Leitung des damals berühmtesten Lehrers Gamaliel bald der Stolz und die Hoffnung der Synagoge. Als wütender Christenfeind stimmte er der Steinigung des hl. Stephanus bei und bewachte die Kleider der Steiniger. Christliche Männer und Frauen schleppte er vor Gericht und ins Gefängnis, ließ sie in der Synagoge züchtigen und begab sich mit hohen Voll-

machten ausgerüstet nach Damaskus auf den Christenfang. Auf dem Wege dahin ereignete sich jenes segensreiche Wunder, das aus dem blutigsten Verfolger der Christen den mutigsten und eifrigsten Apostel und Verkündiger ihrer Lehre machte. Der Heiland selbst berief ihn in der Verklärung und dem feurigen Lichtglanze seiner Herrlichkeit und Majestät zum Apostelamte und gab ihm die Weihe des hl. Geistes durch wunderbare göttliche Gaben. Als ihm es bei der Handauflegung des Ananias zu Damaskus wie Schuppen von den erblindeten Augen fiel, tat sich seinem gotterleuchteten Blick eine ganz andere neue Welt auf. Christus und der Kirche, die er grausam verfolgt, sollte fortan sein Leben und Wirken geweiht sein. Nach dreijähriger Vorbereitung in der arabischen Wüste, wo er von Gott übernatürliche Erleuchtung und Belehrung erhielt, war er für seinen hohen apostolischen Beruf befähigt worden. Von dieser göttlichen Lehrstätte der Einsamkeit und Sammlung weg kam er nach Damaskus, mußte aber, verfolgt von den dortigen Juden, die, über seine wunderbare Bekehrung erzürnt, ihm nach dem Leben trachteten, fliehen und reiste nach Jerusalem. Hier traf er zum ersten Male mit Petrus zusammen. Er wollte von diesem als dem Oberhirten der Kirche den hl. Segen und die Sendung für sein Apostolat empfangen. Da neue Nachstellungen sein Leben bedrohten, kehrte er über Cäsarea nach seiner Vaterstadt Tarsus zurück, wo er ein Jahr lang blieb, lehrte und predigte. Da war Barnabas, ein Jugendfreund des Paulus, zur Errichtung einer Christengemeinde von Jerusalem nach Antiochia geschickt worden. Dieser rief den Paulus von Tarsus dorthin und verschaffte dem neuen Glaubensprediger unermessliche Arbeit. Als eine Hungersnot ausbrach, sammelten diese beiden bei den christlichen Brüdern von Antiochia Liebesgaben und brachten sie der durch Verfolgung und Not hart bedrängten Gemeinde in Jerusalem. Auf dem Rückwege von Jerusalem nahmen sie den Markus mit nach Antiochia. Darauf unternahm Paulus mit Barnabas und Markus seine erste große Missionsreise nach Cypren und dem südlichen Kleinasien. Bei dieser Gelegenheit bekehrte sich der römische Statthalter Sergius, nachdem Paulus einen heidnischen Zauberer mit Namen Elymas mit plötzlicher Blindheit geschlagen. Vor der Stadt Lystra heilte er einen Lahmen, der am Wege saß. Die abergläubischen Heiden hielten im Ernste Paulus und Barnabas für Götter und wollten ihnen sogar Opfer darbringen. Doch bald darauf ließ sich dasselbe Volk aufstacheln, daß es den Paulus steinigte und für tot zur Stadt hinausschleppte. Allein durch die Kraft Gottes gestärkt, erholte sich Paulus wieder und kehrte mit seinem Begleiter nach Antiochia in Syrien zurück. Der Weg dieser ersten Missionsreise betrug ungefähr 2500 km.

Nach dem Apostelkonzil, bei dem Paulus und Barnabas im Namen der antiochenischen Christen erschienen, unternahm Paulus mit Silas seine zweite Missionsreise. Der Weg ging durch Syrien, Cilicien, Ikonium, von wo er noch als zweiten Begleiter seinen liebsten und vertrautesten Schüler Timotheus mitnahm, durch Galatien, Mysien bis zur Stadt Troas. Hier offenbarte ihm Gott, daß er nach Mazedonien hinüberfahren solle. Da schiffte sich Paulus mit seinen Begleitern, unter die er jetzt auch einen Arzt, namens Lukas, den Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte, aufnahm, nach der mazedonischen Stadt Philippi ein. Hier sowie in Thessalonich und Beröa gründeten sie

unter steten Verfolgungen und Kerkerstrafen christliche Gemeinden. In Beröa ließ Paulus den Silas und Timotheus zurück und segelte nach Athen, dem Hauptsitz des griechischen Götzendienstes. Diese im Altertum so berühmte und gepriesene Stadt vernahm also zum erstenmal aus dem Munde des Weltapostels das Wort Gottes. In der Synagoge und auf dem Marktplatz predigte Paulus den erstaunten Griechen den einen, unbekanntem Gott. Sogar ein Mitglied des Aeropags oder obersten Gerichtshofs, Dionysius, schloß sich ihm an; er wurde später der erste Bischof von Athen. In Korinth gründete Paulus nach 1½-jährigem Aufenthalt eine der blühendsten Christengemeinden. Von hier ging er über Ephesus, Cäsarea und Jerusalem nach Antiochia zurück. Sein apostolischer Seeleneifer trieb ihn bald zu einer dritten großen Missionsreise nach Kleinasien. Er durchwanderte Phrygien und Galatien, blieb zwei Jahre in Ephesus, welche Handelsstadt er zum Ausgangspunkte seiner apostolischen Wanderungen wählte. Als die Volkswut ihn aus Furcht, er könnte die Verehrung der Göttin Diana unterdrücken, von hier vertrieb, machte er eine Visitationsreise durch Mazedonien und Griechenland. In Milet nahm er rührenden Abschied von den Christen dieser Stadt und den Ephesern, die herbeigeeilt waren. Alle weinten und fielen dem Apostel um den Hals, da er ihnen voraus sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen. Über Ptolemais und Cäsarea kehrte er nach Jerusalem zurück. Hier im Tempel besonders von kleinasiatischen Juden als Verächter des Gesetzes angefeindet, wurde Paulus gefangen genommen, als römischer Bürger aber dem jüdischen Synedrium entzogen und unter starker Bedeckung nach Cäsarea geführt, damit dort die oberste Landesbehörde, der Prokonsul Felix, die Sache in die Hand nähme. Aber weder dieser noch sein Nachfolger Festus, noch der König Agrippa II. vermochten an Paulus etwas Todwürdiges zu finden. Nach zweijähriger Gefangenschaft wurde er in Begleitung einiger Freunde nach Rom gesandt, da er als römischer Bürger an den Kaiser appelliert hatte. Die Reise nach Rom war eine lange und mühevolle. Nach einem furchtbaren Sturm, der dreizehn Tage und Nächte dauerte, scheiterte das Schiff an der Insel Malta, doch konnte sich die gesamte Mannschaft, 276 an der Zahl, durch Schwimmen ans Land retten. Im Frühjahr 61 landete Paulus an der Küste Italiens. Die Gefangenschaft in Rom währte zwei Jahre. Man behandelte ihn mit Milde und Achtung. Er konnte den Mitgefangenen und Besuchern predigen und fand Anhänger selbst im kaiserlichen Palaste; auch schrieb er Briefe an die entlegenen Kirchen und Christengemeinden. Nach der Freilassung machte er nochmals Reisen nach Kleinasien. Als in Rom durch die neronische Verfolgung die Christengemeinde hart bedrängt wurde, eilte er dorthin. Hier traf er mit Petrus zusammen, wurde aber kurz darauf ergriffen und im Mamertinischen Kerker in strenger Haft gehalten. Endlich nach so vielen Mühsalen zu Wasser und zu Lande, nach fortgesetzten Verfolgungen und Mißhandlungen von Juden und Heiden, ging er dem Martyrertod entgegen. In dem Mute, nach vielen errungenen Siegen zuletzt noch den schönsten Tod des Helden zu sterben, schrieb er an Timotheus: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Im übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt.“ Am 29. Juni 67 wurde Paulus, an demselben Tage wie Petrus,

drei Meilensteine von Rom entfernt, auf dem Wege nach Ostia enthauptet. Bei keinem andern Apostel ist die Wirksamkeit des hl. Geistes so überwältigend, so erneuernd, so anschaulich als bei diesen beiden Aposteln. Den schwankenden Petrus hat er in einen Felsen umgewandelt, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen, den Paulus aber, „das Kind der Nacht und Finsternis“ wandelte er in einen Sohn des „Lichtes und des Tages“ um. (I. Thess. 5.)

Wie wunderbar ist in diesen beiden Männern die Kraft und Gewalt, das Feuer und die Unermüdlichkeit, die Erhabenheit und Demut, die Erkenntnis und der Glaube, die Liebe und hl. Strenge, der unausgesetzte heiße Kampf um die Krone der Gerechtigkeit! Fürwahr, Petrus und Paulus sind die Fürsten der Apostel, Grundfesten und Säulen der Wahrheit: der eine Fürst und Hirte der Völker, der andere Lehrer des Glaubens bis an die Grenzen der Erde.

Die Erneuerung der Menschen in Christo.

Auf einem Gebiete kann der Fortschritt die höchste Stufe erreichen, auf einem andern dagegen zu gleicher Zeit sehr im argen liegen. Die alten Römer z. B. waren mächtige Krieger, aber die unmenschliche Sklaverei wird für immer ein Schandfleck in der römischen Geschichte bleiben. In den technischen Wissenschaften, in der Baukunst usw. haben die alten Völker Leistungen aufzuweisen, die heute nicht übertroffen werden, und doch fehlten ihnen gleichzeitig die einfachsten Begriffe mancher Wissenschaft, die heutzutage jedes Schulkind in Europa besitzt.

Der Fortschritt ist nur dann vollständig, wenn er die drei Stufen umfaßt, worauf die menschliche Natur aufgebaut ist. Die erste Stufe ist das rein materielle Gebiete; der Fortschritt auf diesem Gebiete bringt den Menschen die Herrschaft über die materielle Welt und alle Kräfte, die darin geborgen sind. Die zweite Stufe liegt auf geistigem oder ideellem Gebiete; durch den Fortschritt auf diesem Gebiete eignet sich der Mensch die ideellen Kenntnisse und Wissenschaften an. Die dritte Stufe endlich befindet sich auf ethischem und moralischem Gebiete; hier besteht der Fortschritt darin, daß der Mensch immer mehr seine eigene Seele vervollkommnet durch die Tugenden, die er sich in diesem irdischen Leben erwerben muß, um zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen.

Wenn nun auch die Geschichte den Nachweis liefert, daß ein Volk oft dem andern seinen Fortschritt zu verdanken hat, so wird dadurch der eigentliche Kern der Frage nur weiter zurückgeschoben, ohne deren Lösung zu bringen. Um eine zufriedenstellende Antwort zu geben, müssen wir beide Meinungen verschmelzen und sagen: der Fortschritt kommt teilweise vom Menschen selbst und teilweise durch Wirkung von außen; vom Menschen selbst, weil der Mensch die Kraft besitzt, sich auf jedem Gebiete zu betätigen und zu entwickeln; und von außen her, weil der Mensch diese Kraft, die ihm innewohnt, von Gott empfangen hat, aber in einem latenten Zustande, aus dem sie durch die Erziehung und die eigene Arbeit geweckt, gehoben und vervollkommnet werden muß.

Der Fortschritt beruht auf Gottes Willen; Gott will den Fortschritt auf jedem Gebiete. Es ist also krasse Unwissenheit oder Bosheit, die wahre Religion als eine Feindin des Fortschrittes zu verleumden.

Im Anfange hat Gott dem kaum erschaffenen Menschen den Auftrag erteilt — und ihm die Befähigung gegeben, diesen Auftrag zu erfüllen — die ganze Welt zu erobern, zu herrschen über die Tiere der Erde und die Vögel der Luft, sich alle Kräfte der Natur dienstbar zu machen. Die Geschichte erzählt uns von dieser Welteroberung durch die Menschheit. Im Alten Testamente wird Salomon von Gott selbst gelobt, daß er die Weisheit vor allen anderen Gütern der Welt erfleht habe. Wegen dieser Hochachtung der Weisheit gab ihm Gott außerdem den nicht verlangten Reichtum und die nicht gewünschte Ehre. Noch mehr aber will Gott den Fortschritt auf moralischem Gebiete: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist,“ so lautet der ausdrückliche Befehl Christi.

Worin besteht aber die hier verlangte Vollkommenheit, die jeder Mensch durch den Fortschritt erreichen kann und erreichen muß?

Als Wohltäter der Menschheit werden in der Regel diejenigen gepriesen, die den materiellen oder geistigen Fortschritt durch ihre Tatkraft, ihre Entdeckungen, ihren Reichtum, ihr Können und Wissen, ihre Studien und Erforschungen gefördert haben. Mit Recht zollt ihnen die Menschheit die wohlverdiente Dankbarkeit durch die Ehre, die ihnen erwiesen wird. Leider werden aber auch manche als Wohltäter der Menschheit gepriesen, die eher als die Geißel ihrer Mitmenschen verdienten gebrandmarkt zu werden, wie z. B. die Tyrannen, die mit dem Blut ihrer Mitmenschen ihren Namen in die Völkergeschichte eingetragen haben, und die Häretiker, die Zwiespalt gesät, die, anstatt aufzubauen, niedergeworfen und zerstört, statt Fortschritt nur Rückschritt gebracht haben.

Höher als die verdienstvollen Urheber des materiellen und geistigen Fortschrittes stehen diejenigen, die ihre Kräfte dem moralischen Fortschritt der Menschen gewidmet, ja in diesem Streben oft ihr Leben geopfert haben. Da tritt vor unseren Geist eine große Anzahl Männer und Frauen, welche die katholische Kirche als Heilige und die dankbare Nachwelt als Wohltäter ihrer Mitmenschen verehrt. Diese große Schar überragt in unendlicher Höhe der göttliche Welterlöser, der der Anfang und das Ende allen Fortschrittes, der Urheber aller Geschöpfe und Kräfte, das Endziel und die Glückseligkeit aller Menschenkinder ist. Er hat der Welt das wahre Leben geschenkt: *pro mundi vita*; er ist der Kern- und Mittelpunkt der Weltgeschichte; sein Leben ist unser Weg; seine Lehre gibt die Lösung aller Weltträtsel. Er gibt den Befehl, voranzuschreiten, und kargt nicht mit den Mitteln, die dazu erforderlich sind. Wie durch ihn die Welt wiedergeboren, so soll auch jeder Mensch zu dieser Wiedergeburt gelangen. Unseren Fortschritt und unsere Vollkommenheit finden wir in seiner Nachahmung, der Gleichförmigkeit mit seinem göttlichen Willen.

Um in dieser Hauptaufgabe unseres irdischen Daseins nicht auf Irrwege zu geraten, hat uns der göttliche Heiland einen Führer in der Person seines sichtbaren Stellvertreters auf Erden hinterlassen. Seinem Apostel Petrus gab er den Befehl, nicht allein die Lämmer, sondern auch die Schafe zu weiden, nicht

allein die Gläubigen, sondern auch die Hirten zu führen. Von der Person des Apostelfürsten Petri geht unaufhörlich bis ans Ende der Zeiten dieser göttliche Auftrag weiter auf seine rechtmäßigen Nachfolger über. Dafür hat uns Christus sein göttliches, unfehlbares Wort verpfändet.

In der jetzigen Zeit, wo die Menschheit so stolz ist auf den Aufschwung, den der Fortschritt auf materiellem und geistigem Gebiete genommen hat, erwählte der Welterlöser sich einen Stellvertreter, der uns die Bahnen des wahren moralischen und ethischen Fortschrittes in der gänzlichen Erneuerung in Christo zeigt.

Was nützt es den Menschen, Riesenfortschritte auf dem materiellen und geistigen Gebiete zu machen, wenn sie den wahren Fortschritt der Seele vernachlässigen? Wie der Mensch aus Leib und Seele besteht — der Leib nach Gottes Gebot gehegt und gepflegt werden soll — so darf die Seele, der edelste und unsterbliche Teil des Menschen, nicht unvernünftigerweise in den Hintergrund gedrängt werden. Wir Katholiken wollen rastlos an dem materiellen und geistigen Fortschritt der Menschheit arbeiten, aber wir wollen noch mehr: wir wollen auch und vor allem den wahren Fortschritt des Seelenlebens fördern.

Unser Geist sehnt sich nach Wahrheit und strebt nach Erkenntnis; er ist nur wohl und gesund, wenn er mit dem Brote der reinen und lauteren Lehre gesättigt wird. Sollten wir zufrieden sein, wenn wir nur zunehmen an Erkenntnissen in diesen irdischen Dingen? Oder wollten wir den Durst unseres Geistes an den Pfützen fehlbarer menschlicher Weisheit stillen? Ist es nicht eine Schmach für uns und ein Undank gegen die von unserem Heilande gegebene Offenbarung, wenn wir bei den wenigen religiösen Erkenntnissen, welche wir als Kinder in der Schule gelernt haben, für unser ganzes Leben stehen bleiben? Ohne Erkenntnis gibt es kein Verständnis des Christentums, und ohne Verständnis keine Liebe und kein Leben desselben!

Darum betrachtet es als erste Aufgabe, in Erkenntnis der Lehre Jesu Christi zu wachsen und zuzunehmen! Fleißig und eifrig wollen wir der Verkündigung des Wortes Gottes beiwohnen und durch religiöse Lektüre die Samenkörner geistiger Erkenntnisse in unseren Herzen vermehren, damit das Senfkörnlein der Wahrheit in uns aufgehe und mächtig sich entfalte!

Aus der Erkenntnis muß die Liebe hervorgehen. Wahrheit übet in Liebe, sagt der hl. Paulus, sollen wir zunehmen in allem in Ihm, der das Haupt ist, Christus (Ephes. 4, 15). Das Leben und die Liebe, nicht das Wissen und Erkennen ist die Hauptsache. Was würde es uns nützen zum ewigen Leben, wenn wir von jedem Worte der Offenbarung uns die genaueste Rechenschaft geben könnten, wenn aber unser Herz nicht reicher und wärmer an Liebe würde? Wie der Glaube, den unser Heiland verkündigte, ein unbegrenztes Feld der menschlichen Erkenntnis bietet, so ist der Spielraum, welchen unsere Liebe zu Jesus Christus vor sich sieht, noch größer und weiter; denn wir sollen ihn lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüte und aus allen unseren Kräften. Wir sollen ihn lieben als das höchste und liebenswürdigste Gut, das Alles in sich vereinigt, was unserem Herzen begehrenswert ist. Wer aber könnte seinen Heiland so lieben, wie er, das beste und vollkommenste Gut,

es verdient? Sollten wir darum nicht die Heiligen Gottes nachahmen, und wenigstens nach größerer und höherer Liebe zu ihm streben? Die Religion ist nicht Geist und Wahrheit allein, sondern sie hat eine praktische Bedeutung. Ohne die Liebe Jesu Christi und ohne das Wachstum derselben in uns ist unser ganzes religiöses Leben hohl und leer; eine klingende Schelle und ein tönendes Erz, wie der hl. Paulus gesagt. Wenn Einer mich liebt, spricht der Heiland, so wird er mein Worte halten und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen (Joh. 14, 23).

Diese Liebe Gottes möge darum aus einer reicheren Fülle der Erkenntnis in unseren Seelen emporwachsen; und wenn der Spielraum und die Grenze, welche ihr gesteckt ist, so weit und unendlich ist, daß wir die vollkommene Liebe aus ganzem Herzen und aus allen Kräften nie in unserem Leben erreichen werden, so wollen wir doch ringen, Gott und seinen eingebornen Sohn immer inniger zu lieben, wie es seine unendliche Vollkommenheit erfordert und seiner Liebe wert und würdig ist; eingedenk des Wortes der Heiligen Schrift: Wir ermahnen euch, daß nicht vergeblich die Gnade sei, die ihr empfangen habt (II. Kor. 6, 1).

Könnten wir aber zunehmen an Liebe, ohne zu wachsen an Gehorsam gegen Gott und seine heiligen Gebote? Was wären die Gesinnungen der Liebe, wenn nicht die Werke von ihnen Zeugnis ablegen und dieselben im Leben erproben würden? Wer mich nicht liebt, sagt der Herr, der hält meine Gebote nicht (Joh. 14, 24). Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern derjenige, der den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist (Matth. 7, 21). Der Gehorsam gegen die Gebote Gottes ist die Krone und Vollendung der Liebe!

Lasset uns deswegen auch streben, vollkommener zu werden in der treuen Erfüllung des heiligen Willens unseres Herrn, um fortzuschreiten auf dem Wege der Heiligkeit bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit. Wie Jesus Christus wollen wir heranwachsen bis zur Vollendung unseres Lebens! Allen Sünden und Leidenschaften lasset uns entsagen und durch Kampf gegen unsere sinnlichen Begierden und die Versuchungen der Welt das Gute immer besser und eifriger tun. Wahrheit übend in Liebe sollen wir zunehmen an Allem in Ihm, der das Haupt ist, Christus (Ephes. 4, 15).

Wenn wir in diesem Fortschritte unseres inneren religiösen Lebens zunehmen an Erkenntnis Gottes und an Liebe und Gehorsam, dann werden wir auch wachsen an Glückseligkeit und an innerem Frieden. Wie nach Wahrheit, so verlangt auch der Mensch nach Glückseligkeit; und er führt in diesem Durste die Becher der irdischen Lust an seinen Mund, um aus diesen schmutzigen und trüben Quellen ihn zu stillen. Der reine und vollkommene Herzensfriede liegt nur in Jesus Christus und in seiner Gnade, die wir durch die Liebe zu ihm und durch treue Erfüllung seines heiligen Willens empfangen. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht (Matth. 13, 30), sprach der Heiland. Je mehr wir uns gewöhnen, unseren Willen unter sein Joch zu beugen und die Bürde seiner Gebote auf uns zu nehmen, um so mehr wird das reinsten Himmelsglück wie ein

warmer Sonnenschein sich an unser Herz ergießen. Je mehr wir die Leiden-
schaften in uns ertöden und unterdrücken, um so dauernder wird diese Glückselig-
keit sein. Dieser Herzensfriede wird unser Labsal und Trost in den harten und
schweren Stunden des Lebens sein, und er wird uns im Unglücke aufrichten.
Er wird die Freuden der Erde erhöhen und verklären, und er wird wachsen
und zunehmen, bis er sich in der ewigen Glückseligkeit des Himmels vollendet.

Wer kann es also unternehmen, der Kirche den Vorwurf zu machen, sie
vernichte und ertöde allen Fortschritt und jedes Wachstum des Lebens? Ich
rufe allen zu, welche diese Anklage gegen sie erheben: Strebet, daß ihr zu-
nehmet an innerem geistigen Leben in der Erkenntnis und Liebe Jesu Christi,
und suchet immer vollkommener seine heiligen Gebote zu erfüllen, und dieses
innere Wachstum des religiösen Lebens in euch wird euer Auge öffnen, daß ihr
die wunderbare Entfaltung des Lebens und den Fortschritt desselben in der
von euch geschmähten Kirche Jesu Christi wieder erkennet! In ihr ist der höchste
Fortschritt, der nur gedacht werden kann! Nur die Unwissenheit kann dort von
geistigem Tode reden, wo die Fülle des Lebens fließt! Wie die Kirche aber als
ein riesiger Baum mit einem wunderbaren Leben unter den Völkern steht und
fort und fort wächst, bis sie alle überschattet; und wie der Sauerteig der himm-
lischen Gnade wühlt und gärt in dem Schoße der menschlichen Gesellschaft, bis
er die ganze Welt durchdrungen hat, so möge auch das Reich Gottes in uns
heranwachsen und zu höherer Vollkommenheit gelangen, bis wir die Ähnlich-
keit mit Jesus Christus, unserem Heilande, erreicht haben!

In tief gewurzelttem Nationalstolze glaubten die Juden, sie seien wegen
ihrer Abstammung von Abraham allein berechtigt, in das Reich des kommenden
Erlösers einzutreten. Sie hielten den Messias nur für den Heiland ihres Volkes.
Um diesen Wahn und dieses Vorurteil zu zerstören, schildert ihnen der Herr
die verschiedenen Ausgänge des großen Hausvaters im Himmel, der sich zu
jeder Zeit Arbeiter in seinen Weinberg dinget, und er sagt ihnen, daß er am
Abende allen den gleichen Lohn auszahlen werde.

Allerdings waren die Juden das auserwählte Volk Gottes. Mit ihnen hatte
der ewige König der Welt in den ersten Stunden der Menschengeschichte den
besonderen Bund seiner Gnade geschlossen, und mit ihnen allein hatte er dieses
Bündnis gemacht. Ihnen hatte er zuerst den Denar seiner Verheißung ver-
sprochen, und aus ihnen sollte der Erlöser hervorgehen. Aber alle Nationen
der Erde sollten an diesem Erbsegne teilnehmen. Sie sollten denselben aus der
Hand des jüdischen Volkes empfangen. Und wenn Israel seinem Berufe un-
treu würde, dann sollte der Segen Abrahams auf die heidnischen Völker über-
gehen.

Darum sagt der Heiland in dieser Parabel nicht bloß, daß der Hausvater
zu verschiedenen Zeiten ausgehe, um sich Arbeiter in seinen Weinberg zu dinge,
sondern er setzt für das jüdische Volk die drohenden Worte hinzu: Die Ersten
werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein. Er
ermahnt sie, die ihnen zuerst gegebene Gnade nicht zu verscherzen, sondern auch
als die Ersten durch Buße und Besserung des Herzens in die Kirche des Neuen
Bundes einzugehen, damit nicht Viele vom Aufgange und Niedergange

kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob sich zu Tische setzen in dem Himmelreich, die Kinder des Reiches aber hinausgeworfen werden in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist (Matth. 8, 11, 12).

Wir wissen, wie das jüdische Volk im hartnäckigen Troze des Herzens diese Warnung des Heilandes verachtete und sich im Unglauben von seinem Erlöser abwandte, weil er seinem Stolze nicht schmeichelte. Und sein drohendes Wort erfüllte sich an ihm. Der Erbsegen der Verheißung ging auf die Heiden über, Israel aber irrt außer dem Reiche Gottes in der Blindheit seines Herzens; und erst am jüngsten Tage, in den letzten Stunden dieser Weltzeit wird es seine Versöhnung mit dem Erlöser und seinen Eintritt in die Kirche Jesu Christi feiern. Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein.

Diese Worte rufen uns zu, rastlos und unermüdet für Gott und sein heiliges Reich tätig zu sein von der Stunde an, in welcher wir in dasselbe berufen und aufgenommen worden sind, damit wir am Abende unseres Lebens mit dem versprochenen Denar des himmlischen Lohnes begnadigt werden. Und hierauf möchte ich heute eure Aufmerksamkeit lenken.

Das Evangelium sagt bei Matth. 20, 6: Der Herr ging aus um die dritte Stunde und er sah andere müßig auf dem Markte stehen. Und um die eilfte Stunde ging er aus und fand andere müßig stehen, und er sprach zu ihnen: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Und um die sechste und neunte Stunde tat er ebenso. Zu welcher Stunde er ausgeht, er findet immer Müßiggänger, die faul und untätig am Wege und auf dem Markte stehen.

Wie viele Müßiggänger sieht Gott zu jeder Stunde, wenn er sein allforschendes Auge von der Höhe des Himmels zur Erde richtet, um die Wege und Schritte seiner Kinder zu beobachten! Zu Tausenden stehen sie auf allen Straßen und verträumen in träger Ruhe die Stunden ihres Lebens. Sie sind untätig in dem irdischen Berufe, den sie von ihm empfangen, oder den sie sich selbst gewählt haben. Unzählige gehen durch das Leben und sie glauben neu geboren zu sein, um zu essen und zu trinken und sich vergnügte Tage zu machen. Andere verbringen die Jahre ihres Lebens mit einem geschäftigen Nichtstun. Sie verändeln ihre Zeit mit gewissen Lieblingsbeschäftigungen ohne allen Ernst und ohne Arbeiten, die zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschen dienen. Wo sind jene, die fern von jedem Vorwurfe ihre Augen zum Himmel erheben und sich in Wahrheit das Zeugnis geben können, daß sie keine Stunde in ihrem Berufe müßig zugebracht haben? Von keiner Gabe Gottes wird ein schlechterer Gebrauch gemacht, als von der Zeit, welche die höchste und wichtigste ist!

Und doch gibt es noch einen anderen Müßiggang, der viel unheilvoller und zugleich häufiger ist, als dieser, der sich auf die Pflichten des irdischen Lebens bezieht. Neben diesem Berufe haben wir einen höheren, der die eigentliche Arbeit im Weinberge des Herrn genannt zu werden verdient. Das ist der himmlische und übernatürliche Beruf, den wir erfüllen müssen, die Sorge für das Heil der Seele. Sind der Müßiggänger in dieser Hinsicht nicht noch mehr unter uns?

Die Menschen kaufen und verkaufen, sie heiraten und werden zur Ehe genommen, sie erwerben die Güter der Erde und treiben die Geschäfte des Lebens — und an die höheren Güter desselben, an ihre Seele und ihren Gott, denken sie nicht! Und wenn sie einige Anstrengungen machen, um auch diese Pflichten zu erfüllen — wie oft sind ihre Gebete und guten Werke und alle ihre Arbeiten, die sie für Gott den Herrn aufopfern, fruchtlos und ohne Wert, weil sie ohne höheren Beweggrund und ohne reine Absicht, in Sünden und nicht auf dem Boden der Gnade geschehen sind! Welche Abrechnung wird der Herr am Abende des Lebens mit uns halten, wenn wir den ganzen Tag müßig am Wege gestanden sind!

Die Religion in der Verfassung des Deutschen Reiches.

Nach den Grundsätzen der alten Reichsverfassung war die Gesetzgebung über religiöse Angelegenheiten überwiegend den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten. Dadurch hatten wir im Deutschen Reiche recht verschiedenartige Verhältnisse auf diesem wichtigen Gebiete. In manchen Bundesstaaten war die katholische Kirche tatsächlich rechtlos, in allen war sie beschränkenden Ausnahmegesetzen unterworfen.

Mit dem Aufbau der neuen Staatsform sind auch auf diesem Gebiete radikale Änderungen eingetreten, deren bedeutsamste darin besteht, daß die Reichsverfassung die grundlegenden Rechtsnormen für die Gebiete der Religion und Erziehung aufgestellt hat.

Da die aus der Revolution hervorgegangene sogenannte Koalitionsregierung die denkbar größten Gegensätze der religiösen Weltanschauung in sich vereinigte — sozialdemokratische Gottesleugner und kirchentreue Zentrums männer —, war es natürlich äußerst schwierig, eine Verständigung zu erzielen. Wohl galt das Prinzip der Religions- und Gewissensfreiheit als gemeinsame Basis; aber was der eine Freiheit nennt, empfindet der andere nicht selten als Gewissenszwang und Vergewaltigung. So ist es gekommen, daß in der neuen Verfassung die Artikel über Religion und Schule so ausgefallen sind, daß keiner der Baumeister der neuen Staatsform recht damit zufrieden ist. Die Religionsfeinde klagen über zu große Zugeständnisse an die „Klerikalen“; wir aber fühlen uns in unsern heiligsten Rechten benachteiligt. Es ist ein Kompromiß geschlossen worden auf einem Gebiete, auf dem es grundsätzlich gar keinen Kompromiß geben kann. Die göttlichen Rechte der Religion und des Gewissens sind keine politischen Handelsartikel. Wenn wir uns auch praktisch der Zwangslage anpassen, so müssen wir doch immer wieder die unveräußerlichen Rechte der Kirche betonen und nicht ermüden, mit allen erlaubten Mitteln ihnen Geltung zu verschaffen. Die hochwürdigsten Bischöfe zeigen uns die Stellungnahme gegenübre der neuen Verfassung mit der Erklärung: „Wir erkennen gern an, daß die neue Reichsverfassung auf einzelnen Gebieten für das Wirken der katholischen Kirche zum Wohle unsers hartgeprüften Volkes größere Freiheit mit sich bringt. Andererseits finden sich jedoch zu unserm schmerzlichen Bedauern auch

solche Bestimmungen, die einen Eingriff in die unveräußerlichen Rechte der Kirche bedeuten."

Wir geben die hauptsächlichsten Artikel, die die Religion in der neuen Reichsverfassung betreffen, im Nachstehenden wieder, um dann noch einige Gedanken anzufügen.

Art. 124. „Alle Deutschen haben das Recht, zu Zwecken, die den Staatsgesetzen nicht zuwiderlaufen, Vereine und Gesellschaften zu bilden. Für religiöse Vereine und Gesellschaften gelten dieselben Bestimmungen.

Der Erwerb der Rechtsfähigkeit steht jedem Verein gemäß den Vorschriften des bürgerlichen Rechtes frei. Er darf einem Vereine nicht aus dem Grunde versagt werden, daß er einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck verfolgt.

Art. 135. Alle Bewohner des Reiches genießen volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die ungestörte Religionsfreiheit wird durch die Verfassung gewährleistet und steht unter staatlichem Schutz. Die allgemeinen Staatsgesetze bleiben hiervon unberührt.

Art. 136. Die bürgerlichen und staatlichen Pflichten werden durch die Ausübung der Religionsfreiheit weder bedingt noch beschränkt.

Der Genuß bürgerlicher Rechte sowie die Zulassung zu öffentlichen Ämtern sind unabhängig von dem religiösen Bekenntnis.

Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren. Die Behörden haben nur so weit das Recht, nach der Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft zu fragen, als davon Rechte und Pflichten abhängen oder eine gesetzlich angeordnete Statistik dies erfordert.

Niemand darf zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit oder zur Teilnahme an religiösen Übungen oder zur Benutzung einer religiösen Eidesformel gezwungen werden.

Art. 137. Es besteht keine Staatskirche.

Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften wird gewährleistet. Der Zusammenschluß von Religionsgemeinschaften innerhalb des Reiches unterliegt keinen Beschränkungen.

Jede Religionsgemeinschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes. Sie verleiht ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde.

Religionsgesellschaften erwerben die Rechtsfähigkeit nach den allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes.

Die Religionsgesellschaften bleiben Körperschaften des öffentlichen Rechtes, soweit sie solche bisher waren. Andern Religionsgesellschaften sind auf ihren Antrag gleiche Rechte zu gewähren, wenn sie durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr der Dauer bieten. Schließen sich mehrere derartige öffentlich rechtliche Religionsgesellschaften zu einem Verbands zusammen, so ist auch dieser Verband eine öffentlich rechtliche Körperschaft.

Die Religionsgesellschaften, welche Körperschaften des öffentlichen Rechtes sind, sind berechtigt, auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten nach Maßgabe der landesrechtlichen Bestimmungen Steuern zu erheben.

Den Religionsgesellschaften werden die Gemeinschaften gleichgestellt, die sich die gemeinschaftliche Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen.

Art. 138. Die auf Gesetz, Vertrag oder besondern Rechtstitel beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften werden durch die Landesgesetzgebung abgelöst, Die Grundsätze hierfür stellt das Reich auf.

Das Eigentum und andere Rechte der Religionsgesellschaften und religiösen Vereine an ihren für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und sonstigen Vermögen werden gewährleistet.

Art. 139. Die Sonntage und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt.

Art. 140. Den Angehörigen der Wehrmacht ist die nötige freie Zeit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu gewähren.

Art. 149. Soweit das Bedürfnis nach Gottesdienst und Seelsorge im Heer, in Krankenhäusern, Strafanstalten oder sonstigen öffentlichen Anstalten besteht, sind die Religionsgesellschaften zur Vornahme religiöser Handlungen zuzulassen, wobei jeder Zwang fernzuhalten ist."

Durch diese Artikel, die die Grundlage für die religiöse Gesetzgebung in den Gebieten Neu-Deutschlands bilden werden, geht unverkennbar ein freiheitlicher Zug. Sie bieten der katholischen Kirche größere Unabhängigkeit, viele staatliche Bevormundungen fallen fort, der Weg zur volleren Entfaltung der religiösen Kräfte ist frei. Ausnahmegesetze gegen unsere Orden müssen weichen; die bischöfliche Verwaltung und die priesterlichen Amtshandlungen sind von staatlicher Zustimmung in keiner Weise mehr abhängig. Gottesdienstliche Veranstaltungen, Versammlungen, die Betätigung der religiösen Vereine sind nicht mehr staatlicher Bevormundung unterworfen. So entspricht es dem Geiste der neuen Reichsverfassung.

Über diesen Fortschritt in der religiösen Freiheit wollen wir uns um so mehr freuen, je kleinlicher und empfindlicher, ja kränkender früher die Beschränkungen waren. Doch dürfen wir dabei nicht übersehen: es sind diese Artikel erst der Rohstoff, aus dem die neuen Gesetze in den einzelnen Ländern und Bundesstaaten geformt werden. Da wird es noch sehr davon abhängen, in welchem Geiste die Landesparlamente an diese Aufgabe herantreten, und was sie praktisch aus den verschiedenen Artikeln der Reichsverfassung herauslesen wollen. Diese Artikel bieten tatsächlich Gelegenheit genug zu übelwollender Deutung gegen die Kirche. So steht zum Beispiel nirgends, daß der Staat Rechte der Kirche überhaupt anerkennt, sie achten muß bei der Gesetzgebung; er erkennt nur die Rechte an, die er der Kirche selbst gewähren will. Ferner finden wir an mehreren Stellen die Beschränkung eingeschoben, daß die gewährten religiösen Freiheiten im Rahmen der bestehenden Staatsgesetze eingespannt werden, daß diese Gesetze stets den Vorrang haben. Wie aber, wenn der Staat Gesetze aufstellt, die den Rechten der Kirche zuwiderlaufen? Ist damit bei dem religionsfeindlichen Zeitgeist nicht sehr zu rechnen? —

Im Artikel 138 wird eine materielle Trennung zwischen Staat und Kirche angekündigt. Der Staat will sich von den Leistungen gegenüber der Kirche freimachen. Er selbst stellt die Grundsätze dafür auf; dabei ist von einer Mitwirkung

der Kirche nicht die Rede, die doch selbstverständlich erfolgen muß; denn es handelt sich um ihr Vermögen, um ihre rechtmäßigen Forderungen an den Staat.

Das sind nur einige wenige Besorgnisse, die sich uns beim Lesen der obigen Artikel aufdrängen. Daß diese Befürchtungen sich nicht verwirklichen, wird unsere Aufgabe sein. Wirksamer noch als bei der Ausarbeitung der Reichsverfassung wird das katholische Volk durch seine Vertreter bei der Gesetzgebung in den einzelnen Staaten die unveräußerlichen Rechte der Kirche verfechten und sicherstellen müssen. Die Reichsverfassung bietet uns erhebliche Vorteile, wenn wir für ihre richtige Anwendung sorgen; sie kann aber auch in nicht wenigen wichtigen Punkten gegen unsere Kirche gebraucht werden. Bauen wir also durch Stärkung unserer politischen Stellung rechtzeitig vor, damit wir gerüstet sind gegen eine Vergewaltigung unserer heiligsten Rechte durch die zahlreichen Gegner unserer religiösen Überzeugung.

Mehr Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf der ganzen modernen Welt.

Gewissenhaft ist der Mann, der unzertrennlich an seinem Gewissen haftet, der nie und nimmermehr seinem Gewissen zuwiderhandelt, der in allen Fällen und Verhältnissen der Stimme Gottes gehorcht, der zu allen Zeiten und unter allen Umständen in der Wahrheit bleibt. Gewissenhaft war z. B. der hl. Eligius, von dem uns die Geschichte folgendes berichtet. Dagobert der Erste, König von Frankreich, hatte diesem Manne Gottes ein schönes Haus in Paris gekauft. Der Heilige wollte es in ein Kloster umwandeln, aber dazu fehlte ihm noch ein anstoßender kleiner Platz, der dem Könige gehörte. Eligius ließ denselben vermessen, um seinen Flächeninhalt genau zu erfahren, und stellte sodann die ehrfurchtsvolle Bitte an den König, ihm denselben zu überlassen. Der König willfahrte ihm gern. Als sich aber nachher herausstellte, daß in der Vermessung ein Irrtum vorgefallen, und der Platz um einen Schuh größer war, als Eligius dem Könige angegeben hatte, ließ der Heilige das begonnene Werk augenblicklich einstellen und eilte in den Palast des Königs, ihn um Verzeihung zu bitten. Höchst überrascht von einer so strengen Gewissenhaftigkeit sprach der König zu den anwesenden Hofleuten: „Sehet die Redlichkeit derer, welche Jesu Christo angehören; meine Statthalter und Beamten machen sich kein Gewissen daraus, mir ganze Herrschaften und Ländereien wegzunehmen; dieser Diener Gottes getraute sich nicht, eine Spanne Boden mehr zu behalten, als ich ihm geschenkt hatte.“ Dagobert ermangelte auch nicht, diese Redlichkeit zu belohnen. Er verdoppelte seine Schenkung und ernannte Eligius später zu seinem Schatzmeister, überzeugt, daß ein so gewissenhafter Mann ein viel kostbarer Schatz sei, als alle Schätze, die er ihm anvertraute. Der Gewissenhafte bleibt auf dem Wege der Wahrheit und des Lebens, auch wo er sicher ist, von niemanden, als von Gott selbst und von seinem Gewissen zur Verantwortung gezogen zu werden, zur

Verantwortung gezogen werden zu können. Der Gewissenhafte, wenn er z. B. etwas findet, von dem er mit Zuversicht weiß, daß niemand Ansprüche darauf machen wird, Ansprüche darauf machen kann, betrachtet das Gefundene doch nie als sein Eigentum, er legt es in die Schatzkammer des Himmels nieder. Ja er betrachtet nicht einmal dasjenige als sein Eigentum, was er von Rechts wegen sein nennt, er legt auch dieses in die Schatzkammer des Himmels nieder, er folgt der Ermahnung des Herrn: Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkauf alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz in dem Himmel haben, und komm und folge mir nach (Matth. 19, 21). Der Gewissenhafte spricht mit dem hl. Augustin: „Der Überfluß des Reichen ist das Erbteil des Armen“, und er würde die größte Ungerechtigkeit zu begehen fürchten, wenn er seinem Bruder dessen Erbteil vorenthalten würde.

I.

Sollte ein solcher sich irgend zu fürchten haben? Spricht nicht der königliche Sänger von ihm: Glückselig der Mann, der nach dem Rate der Bösen nicht geht, und auf dem Stuhle der Pestilenz nicht sitzt; sondern in dem Gesetze des Herrn seine Lust hat, und in seinem Gesetze betrachtet Tag und Nacht! Und er wird sein wie ein Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit; und sein Laub wird nicht abfallen, und alles, was er tut, wird gelingen (Ps. 1, 1—3). Sollte ein solcher, frage ich noch einmal, sollte ein solcher sich irgend zu fürchten haben? Und doch habe ich gesagt: Der gewissenhafte Christ fürchtet sich stets, und ich wiederhole es, der gewissenhafte Christ fürchtet sich stets. Warum? Weil er keinen Augenblick sicher ist, ob er nicht in der nächsten Minute zu den Gottlosen gehören wird, von denen der königliche Prophet sagt: Nicht so die Gottlosen, nicht so! sondern wie Staub, den der Wind von der Erde aufweht. Darum bestehen die Gottlosen nicht im Gerichte und die Sünder nicht in der Versammlung der Gerechten. Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, und der Wandel der Gottlosen führet zum Verderben (4—6). Er hört den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit sprechen: Siebenmal fällt der Gerechte (Epr. 24, 26), und an einer andern Stelle: Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern (Phil. 2, 12). Er weiß, daß seine Gerechtigkeit nicht seine Gerechtigkeit ist, sondern die Gerechtigkeit Gottes; er weiß, daß in seinem Fleische nichts Gutes wohnt, und daß nur Gott es ist, der das Wollen in ihm wirkt und das Vollbringen, und daß er in dem Augenblicke, in welchem ihn die Gnade des Höchsten verließ, in den Abgrund aller Sünde hinabsinke. Er weiß, daß ein hl. Petrus seinen göttlichen Herrn und Meister verleugnete, nachdem er kaum erst zu ihm gesagt hatte: Wenn sich auch alle an dir ärgern, so werde ich niemals mich ärgern. Wenn ich auch mit dir sterben müßte, so würde ich dich doch nicht verleugnen (Matth. 26, 33. 35). Er weiß, daß ein anderer Jünger im Angesichte der menschgewordenen Gottheit eine Beute des Satans wurde. Er weiß, daß täglich Tausende zugrunde gehen, die sich gerecht glauben und von aller Welt für

gerecht gehalten werden; er weiß, daß der Mensch schon in dem Augenblicke gefallen ist, in welchem er sich gerecht glaubt und von der Welt für gerecht gehalten werden will. Wie sollte er sich nicht fürchten? Wie sollte er sich nicht stets fürchten? Ist denn der Mensch, er mag so vollkommen sein, als er will, auch nur einen Augenblick vor dem ewigen Verderben sicher? Steht nicht sein eigenes Fleisch mit dem höllischen Feind im Bunde? Eine unbewachte Minute, und er ist verloren. Ein Gedanke der Hoffart, und er stürzt in den Abgrund. Der Bruder Justin trat, nachdem er die hohen Ehrenstellen ausgeschlagen, die ihm der König von Ungarn angeboten hatte, in den Franziskaner-Orden und machte solche Fortschritte im geistlichen Leben, daß er häufig Entzückungen hatte. Als er sich eines Tages in seinem Kloster am Tische befand, so sah man, wie er plötzlich in die Luft emporgetragen ward und vor den Augen aller sich zu einem Muttergottesbild erhob, das sich oben an der Wand befand. Als der Papst Eugen IV. von diesem Wunder hörte, ließ er den Bruder zu sich kommen, umarmte ihn und unterredete sich lange mit ihm. Eine solche Gunstbezeugung machte den Unglücklichen eitel, so daß der hl. Johannes Capistran, als er ihn wieder sah, ausrief: „Bruder Justin, als ein Engel bist du fortgegangen, und als ein Teufel kehrst du zurück.“ Und es geschah wirklich, daß der Glende von jetzt an immer hoffärtiger und übermütiger ward und endlich sogar einen seiner Mitbrüder mit einem Messer erstach, dann entwich, noch mehrere Lasterthaten beging, und endlich als Abtrünniger im Gefängnisse starb. Wie sollte sich selbst der Gerechteste, der Gewissenhafteste nicht fürchten, nicht stets fürchten? Er mußte nichts weniger als gerecht, nichts weniger als gewissenhaft sein, wenn er es nicht täte. Er fürchtet sich, und er fürchtet sich stets. Aber vor wem fürchtet er sich, oder vor was fürchtet er sich? Vor niemanden, als vor sich selbst, vor nichts, als vor der Sünde. Er fürchtet sich, aber er fürchtet auch nur sich, er fürchtet nur sein Fleisch und dessen Verbündete, die Welt und den Teufel. Und wer möchte seine grimmigsten Feinde nicht fürchten? Wer möchte den brüllenden Löwen nicht fürchten, der ohne Unterlaß umhergeht und suchet, wen er verschlänge? Der Weise, sagt der heilige Geist durch den Mund des Weisen, der Weise fürchtet und meidet das Böse; der Tor setzt sich darüber weg und hält sich sicher (Spr. 14, 16). Der Gewissenhafte fürchtet und meidet das Böse, es erscheine in den Augen der übrigen Menschen als schwerere oder als leichtere Schuld. Der Gewissenhafte kennt keinen Unterschied. Für ihn sind alle Sünden gleich schwer. Und sehet der Sache einmal auf den Grund, Geliebte in Christo Jesu, sehet der Sache einmal auf den Grund, müßt ihr nicht selbst zugestehen, daß diese seine Anschauungsweise die richtige ist? Gegenüber der unendlichen Heiligkeit Gottes sind alle Sünden gleich schwer, wie gegenüber dem Mittelpunkte der Erde alle Körper der Erde gleich schwer sind. Die letzteren fallen im luftleeren Raume alle gleich schnell zu Boden, die erstern fallen auf dem Wege der unendlichen Gerechtigkeit alle gleich schwer ins Gewicht. Eine Sünde mag so groß oder so klein erscheinen, als sie will, so ist sie nichts mehr und nichts weniger, als eine unendliche Verletzung der unendlichen Gerechtigkeit und wäre die Barmherzigkeit Gottes nicht ebenso unendlich als seine Gerechtigkeit, so könnte sie nie und nimmermehr Vergebung finden.

Darum ruft der königliche Büßer aus: Wenn du acht haben wolltest auf die Missetaten, Herr; o Herr! wer könnte denn bestehen? Aber bei dir ist Versöhnung, bei dem Herrn ist Barmherzigkeit, und bei ihm ist überreiche Erlösung (Ps. 129, 3. 4. 7). Von der göttlichen Gerechtigkeit, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit ihr Gegengewicht in die Waagschale legen würde, könnte die Sünde, sie möchte so gering erscheinen, als sie wollte, nie und nimmermehr Vergebung finden. Aber die göttliche Barmherzigkeit ruft uns zu: Waschet, reiniget euch, höret auf, verkehrt zu handeln. Wenn eure Sünden wie Scharlach wären, sollen sie weiß werden wie Schnee, und wenn sie rot wie Purpur wären, sollen sie weiß werden wie Wolle (Is. 1, 16. 18). Deshalb sagt der hl. Augustin: „Keiner verzage, keiner verzweifle an seinem Heile, da er seiner begangenen Missetaten gedenkt! Solltest du deiner Sünden wegen auch schon zum Tode bestimmt sein, so weiß dich Gott, wenn du dich nur bekehren willst, zu erretten. Petrus, welcher Jesum dreimal verleugnete, Paulus, welcher Ihn und seine Kirche verfolgt hatte, Magdalena, die weltbekannte Sünderin, der Mörder am Kreuze, und tausend und tausend andere große Sünder und Sünderinnen sind selig geworden. Daß aber Judas der Verräter zugrunde gegangen, ist nicht sowohl Folge seines gräßlichen Verbrechens, als Folge seiner Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit.“ Aber nichtsdestoweniger fürchtet sich der Gewissenhafte stets, denn er ist nie sicher, ob ihm die göttliche Barmherzigkeit, wenn er sich auch nur die geringste Übertretung zuschulden kommen ließe, noch Zeit und noch Gnade geben würde, sich zu bekehren, und ohne die Gnade Gottes ist es unmöglich, auch nur den Gedanken an eine Reue in sich zu erwecken. Denn der Heilige Geist sagt durch den Mund des Apostels: Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen. Darum wirkt euer Heil mit Furcht und Zittern (Phil. 2, 13. 12). Deshalb wirkt immer euer Heil mit Furcht und Zittern. Fürchtet euch stets, aber fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können; sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann (Matth. 10, 28). Damit gehe ich über auf

II.

Der Gewissenhafte fürchtet sich nie; er fürchtet stets nur denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann, aber er fürchtet sich nie vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können. Er gehorcht zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen furchtlos der Stimme seines Gewissens. Nichts ist imstande, ihn von der Erfüllung seiner Pflichten abzuschrecken, ihn zur Verleugnung seines Gottes und Erlösers zu bewegen. Er kennt nur ein Übel auf der Welt, die Sünde, und dieses Übel fürchtet er nicht einmal aus Furcht vor der Strafe, die darauf folgen könnte, sondern einzig und allein aus Scheu vor dem Allerhöchsten. Der Gewissenhafte allein ist es,

der mit Wahrheit sagen kann, er fürchte die Hölle nicht. „Wenn ich auf dieser Seite“, sagt der hl. Anselm von Canterbury, „die Häßlichkeit der Sünde und auf der andern die Qualen der Hölle verkörpert sehen würde, und ich müßte zwischen beiden wählen, so würde ich eher die Hölle, als die Sünde wählen.“ Ein anderer Heiliger, der große Ignatius von Loyola, sagte, wenn ihn Gott in die Hölle stoßen würde, wäre die schrecklichste Pein in derselben für ihn, seinen Gott lästern zu hören. „Viele glauben,“ spricht der hl. Chrysostomus, „daß die ewige Verdammnis das letzte und größte Übel sei; ich aber glaube und werde fortwährend lehren, daß es ein viel größeres Übel sei, Jesum zu beleidigen, als in den höllischen Flammen gequält zu werden.“ Dies ist die Sprache der Gewissenhaftigkeit des Christen. Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? ruft der heilige Eifer des großen Apostels aus. Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst? oder Hunger, oder Blöße? oder Gefahr, oder Verfolgung, oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag: werden geachtet, wie Schlachtschafe. Aber in diesem allen überwinden wir uns Desjenigen willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Stärke, weder Höhe, noch Tiefe, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserem Herrn (Röm. 8, 35—39).

Der hl. Hormisdas stammte aus einer der ältesten Familien Persiens ab. Der König Varanes forderte ihn vor sich und befahl ihm, Jesu Christo zu entsagen. Hormisdas aber entgegnete furchtlos: „Wenn ich deinem Ansinnen nachgebe, so beleidige ich Gott — und wer fähig ist, das Gesetz des Oberherrn aller Dinge zu verletzen, wird auch nicht lange seinem irdischen Fürsten treu bleiben. Untreue gegen seinen Fürsten ist ein Verbrechen, das den Tod verdient; was hat nun aber der zu erwarten, der von dem Fürsten aller Fürsten, dem Herrn des Weltalls abfällt?!“ Diese ebenso kluge, als feste Antwort versetzte den König in den heftigsten Zorn. Er beraubte den Glaubenshelden aller seiner Güter und Ehrenstellen und ließ ihm sogar seine Kleider vom Leibe reißen. Hierauf verurteilte er den früher so Hochgestellten zum niedrigen Dienste eines Kameltreibers. Hormisdas blieb dem Tyrannen, seinem Könige, in dieser verachteten Stellung mit derselben Gewissenhaftigkeit treu, mit der er ihm in seinen frühern Ehrenstellen treu gewesen. Eines Tages bemerkte ihn Varanes von den Fenstern des königlichen Palastes aus, und sah, wie er von der Sonne verbrannt und mit Staub bedeckt war. Dieser Anblick weckte die Erinnerung an das, was Hormisdas früher gewesen, im Herzen des Monarchen. Er ließ den Verstoßenen rufen, bekleidete ihn mit einem Feierkleide und sprach mit freundlichen Worten: „Laß doch endlich deinen Starrsinn und entsage dem Sohne des Zimmermanns.“ Allein Hormisdas gehörte nicht zu denjenigen, die sich an der Niedrigkeit ihres Heilandes stoßen und sich an seinem Kreuze schämen. Er verachtete den irdischen Machthaber, dem der König des Himmels eine Lorheit war, weil er Knechtsgestalt angenommen hatte, zerriß das Feierkleid und

sprach voll heiligen Eifers für die Ehre seines Erlösers: „Behalte deine Geschenke, wenn ich sie mit dem Abfalle von meinem Gott bezahlen soll!“ Außer sich vor Wut über diese Kühnheit, ließ Baranes den Heiligen aus dem Palaste peitschen; der gewissenhafte Glaubensheld nahm die Schmach mit Freudigkeit hin, erduldet er sie doch für Denjenigen, der ein König des Himmels am Kreuze für ihn gestorben war. Er harrte aus in Hunger und Elend bis an seinen seligen Tod.

Ein noch glänzenderes Beispiel furchtloser Gewissenhaftigkeit gab der hl. Joannes von Nepomuk. Er sollte dem grausamen und argwöhnischen Könige Wenzel die Beichte der Königin mitteilen. Aber er weigerte sich dessen auf das entschiedenste und erklärte, lieber tausendmal sterben, als das Beichtiegel brechen zu wollen. Der ergrimmete Monarch ließ ihn in einen unflätigen Kerker werfen und einen Tag lang hungern. Dann befahl er ihn auf die Folter zu spannen und mit Fackeln zu brennen. Endlich wieder in Freiheit gesetzt, heilte sich Joannes die Brandwunden selbst und verschwieg als wahrer Nachfolger Jesu den ganzen Vorfall. Gott offenbarte ihm, daß ihm seine Gewissenhaftigkeit das Leben kosten werde. Er bereitete sich sofort auf den bevorstehenden Todeskampf vor, machte am Tage vor Christi Himmelfahrt eine Wallfahrt nach Buzlau, um dort vor dem berühmten Gnadenbilde der seligsten Jungfrau ihre Fürbitte zu erflehen. Abends bei seiner Rückkehr ward er zum Könige gerufen und von demselben also angeredet: „Höre, Pfaff! du mußt sterben, wenn du mir nicht die Beichte meiner Gemahlin entdeckst. Ich schwöre dir bei Gott, du mußt Wasser saufen.“ Joannes wiederholte unerschrocken seine frühere Erklärung und wurde sofort festgenommen und bei der Nacht in die Moldau gestürzt. Seine Leiche, die sich auf einem Sandhügel des Flusses fand, ward von den Prager Domherrn in der Domkirche begraben, und Gott verherrlichte sie durch viele Wunder, nach mehr als dreihundert Jahren wurde die Zunge des Heiligen noch unverfehrt gefunden.

Der Gewissenhafte bewahret, mag daraus entstehen, was da will, seinem Gott und seinem Gewissen eine unverbrüchliche Treue. Er kennt keine Furcht vor den Menschen; er kennt aber auch kein Mißtrauen gegen Gott; so groß auch seine Furcht vor der Sünde und vor sich selbst ist, so wird diese Furcht doch auf der andern Seite durch ein noch größeres, durch ein unbegrenztes Vertrauen auf den Herrn in ihm aufgewogen und vernichtet. Der Weise fürchtet die Sünde und meidet sie, sagt der Heilige Geist. Und damit, daß er sie meidet, verschwindet die Furcht, sie geht in der Furcht vor der Sünde unter. Der Gewissenhafte erschrickt zwar vor dem Gedanken an seine entseßliche Schwäche und an die furchtbare Macht seiner Feinde, des Fleisches, der Welt und des Satans; aber er ist stets auf seiner Hut vor diesen Feinden, er kreuziget das Fleisch, mit seinen Lüsten und Begierden, er zieht sich von der Welt zurück und ihrem Getümmel, er gibt dem Teufel nicht Raum in seinem Herzen, er waffnet sich mit dem Gedanken: Ich vermag alles in dem, der mich stärket (Phil. 4, 13). Wie sollte er sich fürchten? Wenn je eine Versuchung über ihn kommen sollte: spricht nicht der Heilige Geist: Gott ist getreu; er wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen, sondern bei der Ver-

suchung euch den Ausgang geben, daß ihr ausharren könnet (1. Kor. 10, 13); und: Gott gebietet nichts Unmögliches, sondern wenn Er dir etwas gebietet, so ermahnt Er dich, das zu tun, was du kannst, und zu bitten um das, was du nicht kannst; Er hilft dir alsdann, daß du kannst¹⁾. Der gewissenhafte Christ betet ohne Unterlaß, er tut alles, was er tut, im Hinblick auf Gott und im Namen Jesu, er befolgt also namentlich auch alles, was ihm seine heilige Mutter, die Kirche gebietet, er reinigt sein Gewissen immer von neuem im Beichtstuhle, er vereinigt sich mit seinem Erlöser und Seligmacher immer von neuem im allerheiligsten Sakramente des Altars, er schöpft überhaupt ohne Aufhören aus dem unerschöpflichen Gnadenschatze der Kirche: warum sollte er sich fürchten, daß es ihm die ewige Liebe an der erforderlichen Gnade fehlen lassen werde? Spricht der Heilige Geist nicht ausdrücklich sogar zu den größten Sündern, sobald sie nur eines guten Willens sind: Ich will ein reines Wasser über euch ausgießen, auf daß ihr gereinigt werdet von allen euren Missetaten. Ich will meinen Geist in euch legen und machen, daß ihr nach meinen Geboten wandelt (Ezech. 36, 25. 27)? Der größte Missetäter kann sich der Gnade getrösten, deren er zu seiner Befehrung bedarf, er verlange nur nach dieser Gnade, ja er stoße dieselbe nur nicht von sich. Zu einem heiligen Diener Gottes, Petrus von Corbeil, Erzbischof von Sens, kam eines Tags ein Sünder zur Beichte, dessen Gewissen durch ungeheure Greuel verunreinigt war. Und er beichtete ihm in aufrichtiger Reue und unter heißen Tränen; doch drückte er den Zweifel aus, ob er wohl je Vergebung hoffen dürfe für so viele Verbrechen und Schandtaten. Der hl. Bischof aber tröstete ihn und sprach: „Gewiß wird dir Gott vergeben, mein Sohn, wenn du nur Buße tust.“ Da rief der Beichtende schluchzend aus: „Ach, mein Vater, ich bin bereit, den tausendfachen Tod zu leiden, wenn ich nur um diesen Preis Vergebung erlange.“ Bis zu Tränen gerührt, sprach der Stellvertreter des Herrn: „Siehe, mein Sohn, ich will dir nur eine Buße von sieben Jahren auferlegen.“ — „Wie?“ fragte bestürzt der reuige Büsser, nur sieben Jahre soll ich büßen für so viele und so schwere Greuelthaten, welche nicht abzubüßen wären, wenn ich bis ans Ende der Zeiten in strengster Buße lebte?“ Der Mann Gottes entgegnete: „Auch diese Zeit will ich dir noch abkürzen, gehe hin und faste drei Jahre bei Wasser und Brot.“ Der Büssende bat unter noch schmerzlichen Tränen, um eine schwerere Buße. Der Bischof sprach von dieser Zerknirschung im Innersten ergriffen: „Mein Sohn, es geziemt sich für dich auf keine Weise, eine andere Buße zu verlangen, als dein Seelenarzt dir auferlegt, er muß besser wissen, als du, was dir frommet. Ich kann deinem Verlangen nicht willfahren. Gehe hin und bete als Buße für all deine Sünden ein Vaterunser, und sei versichert, sie sind dir vergeben.“ Voll der Demut und des Gehorsams ging der tiefzerknirschte Sünder hin, warf sich unter lautem Schluchzen zur Erde und betete, was ihm der hl. Bischof zur Buße aufgegeben hatte. Und siehe da, nachdem er sein Vaterunser vollendet hatte, erblaßte er, neigte sein Haupt, sank zu Boden und war eine Leiche. Der tiefergriffene Bischof sprach hierauf vor allem Volke in der

¹⁾ Ausspruch der tridentinischen Kirchenversammlung, Sitzung VI, Kapitel 11.

Predigt von diesem wundersamen Büsser und versicherte, daß derselbe ohne ein anderes Läuterungsfeuer, bloß durch die Kraft seiner Reue und Zerknirschung gereinigt, eingegangen sei in die Wohnungen des ewigen Friedens. Wer hatte diese Reue und Zerknirschung in ihm gewirkt? Er allein, in dessen Hand das Herz des Menschen ist, wie Wasserleitungen, der es es auf alles hinneigt, wohin er will (Spr. 21, 1); Er allein, zu dem das Volk Israel rief: Befehre mich, so werd' ich befehret; denn du bist der Herr, mein Gott. Denn nachdem du mich befehret hast, tu ich Buße, und nachdem du mir's gezeigt, schlag ich auf meine Hüfte (Jer. 21, 19). Wie sollte Er, der dem Gottlosen die Gnade gibt, Buße zu tun, dem Gerechten die Gnade versagen, sich rein zu erhalten von Schuld? Er harre nur des Herrn, handle männlich; laß stark sein sein Herz und hoff auf den Herrn, so wird Er ihn bewahren (Ps. 26, 14); Er wird seinem Heiligen nicht zu sehen geben die Verwesung, Er tuet ihm kund den Weg des Lebens, Er wird ihm Freude geben voll- auf durch sein Angesicht, Wonne zu seiner Rechten ewiglich (Ps. 15, 10. 11). Wer wird wohnen in dem Zelte des Herrn? oder wer wird ruhen auf seinem heiligen Berge? Der ohne Makel einhergeht und Gerechtigkeit übet; der Wahrheit spricht in seinem Herzen, der nicht Falschheit übet mit seiner Zunge; seinem Nächsten nichts Übles tut, und Schmähung wider seinen Nächsten nicht annimmt; der seinem Nächsten schwöret, und ihn nicht betrüget; der sein Geld nicht gibt auf Wucher, und Geschenke nicht nimmt gegen den Unschuldigen: wer solches tut, der wanket nicht in Ewigkeit (P. 14): wie sollte er nicht mit dem königlichen Propheten sprechen: Der Herr ist mein Licht und mein Heil, wen sollt' ich fürchten? Der Herr ist der Beschirmer meines Lebens, vor wem sollt' ich zittern (Ps. 26, 1)?

Einige Winke für Weltfremde und Auswanderer.

Wie dankbar muß der Auswanderer sein, wenn er mit Hilfe des St. Raphaelvereins seinen Weg gegangen und eine neue Heimat gefunden, aber „was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele?“ Mag auch der Auswanderer alle Klippen umschiffet, mag er ein gesichertes Leben gefunden haben, mag er reich und angesehen worden sein, was nützt alles, wenn er an seiner Seele Schaden gelitten.

Manchmal reisen einzelnstehende Frauen und Mädchen allein aus ihrer Heimat weg, vielleicht auch aus dieser Gemeinde. Hier heißt es besonders: „Wehe dem, der allein steht“. Wenn es irgendwie möglich ist, sollen Frauen und

Mädchen nie ohne Schutz und Ratgeber fahren. Eltern, seid vernünftig und denkt an eure große Verantwortung!

Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Jugend zu verraten,
Ihr betrüglich Neß gestellt. (Schiller.)

Alleinfahrende Frauen und Mädchen sollen nie eine Reisebekanntschaft anknüpfen, die nicht als ganz zuverlässig bekannt ist, sich in keine Vertraulichkeit mit andern auf der Fahrt einlassen. „Reinheit verloren, alles verloren.“ Wie viele deutsche Mädchen schmachten in fremden Ländern als Beute habgieriger Räuber, und kein barmherziger Samaritan kann sich ihrer mehr annehmen. St. Raphaelsverein, Mädchenschutzverein müssen darum vorher eingehend um Rat gefragt werden. Wenn „die Frömmigkeit zu allem nütz ist“, dann vor allem für die auswandernden Frauen. „Wandelt würdig des Evangeliums“ (Phil. 1, 27). Möge die Mutter Gottes, möge die hl. Elisabeth, die Schutzheilige der deutschen Frauen, allen zur Seite stehen, sie behüten und beschützen auf allen ihren Wegen. Und wenn euch Auswanderern ein Mädchen in Not entgegentritt, oh, dann helfst, so gut ihr könnt, und seid ein Samaritan, der „den Nächsten liebt wie sich selbst“.

Es gibt einen Verein zum Schutze unserer Auswanderer, der St. Raphaelsverein, der in Erinnerung an den Engel, der einst Tobias geleitet, seinen Namen erhielt. Diesen müssen wir unterstützen. Es ist tief ergreifend, zu lesen, wie der fromme Vater Lambert Methmann, von heißer Liebe zu den Auswanderern getrieben, sich der Heimatlosen in Le Havre annahm, ihnen körperliche und geistige Hilfe angedeihen ließ und vor allem sorgte, daß sie noch vor der Abfahrt des Schiffes beichten und kommunizieren konnten. Menschenlob kann des guten Vaters Arbeit nicht genügend preisen, Gott wird sie dem eifrigen Missionar, den wir stolz zu den Deutschen zählen, im Himmel sicher gelohnt haben. Wir können uns nicht in dieser großherzigen Weise den Auswanderern widmen, es hindern uns Berufspflichten. Aber in anderer Weise können wir das Apostolat des Vaters Methmann fortsetzen, indem wir uns eben diesem St. Raphaelsvereine anschließen. Welche Ziele hat dieser Verein? Zuerst will er alle, die auszuwandern beabsichtigen, gut und sachgemäß beraten. Den Auswanderern bietet er dann in den deutschen und fremden Hafenstädten Gelegenheit zum Erfüllen ihrer religiösen Pflichten. Weiter sorgt er dafür, daß sie auch im fremden Lande gut aufgenommen und sachkundig beraten werden. Und sind die Auswanderer angekommen, wohin sie ihr Sehnen treibt, dann tritt ihnen wiederum der St. Raphaelsverein helfend zur Seite. Er sorgt, daß die katholischen Auswanderer in einer Kolonie zusammenbleiben, daß bald Kirchen und Schulen sich in der Fremde erheben und das höchste Gut auf Erden, der katholische Glaube, den Auswanderern nicht verloren gehe. Ist das nicht ein Hauch von dem Geiste der allumfassenden — katholischen — Weltkirche.

Und vergessen wir in den Bestrebungen des St. Raphaelsvereins eines nicht: die Sorge für die auswandernden Frauen und Mädchen. So manche

muß die Heimat verlassen, die ihr kein Brot gibt, so manche zieht Jugendmut, ja vielleicht auch Leichtsinn in die Fremde. Selbst der letzte Grund dürfte uns nicht Veranlassung sein, ein Pharisäerurteil darüber zu fällen, sie „zu sehen und an ihrer Not vorübergehen“. Wer weiß, wie viele Christen und Katholiken durch ihre Verführungen schuld sind, daß deutsche Mädchen, deutsche Frauen in der Fremde Sklaven an Leib und Seele sind. Der St. Raphaelsverein nimmt sich mit rührender Hingabe aller auswandernden Frauen an, tatkräftig unterstützt durch die Mädchenschutzvereine.

Was hilft aber der beste Verein, wenn er keine Helfer, keine Mitglieder hat! Um der reinsten Mutter Gottes willen, die allen Frauen Vorbild sein soll, helfen wir doch selber, daß durch unsere Schuld und vor allem durch unsere Nachlässigkeit nicht Seelen zugrunde gehen, für die Jesus am Kreuze geblutet.

Im Buche Tobias steht ein Wort, das ich heute allen eindringlichst ans Herz legen möchte: „Gebet mit Fasten und Almosen ist besser, als viele Schätze von Gold aufzuhäufen“ (Tob. 12, 8). Wir können keinen Pfennig unseres Geldes in die Ewigkeit mitnehmen; alles Geld und Gut muß an der Schwelle der Ewigkeit zurückbleiben, und wehe, wenn es uns ein Mittel zu schwerer Sünde gewesen ist! Nur eine ewige Hölle würde ausreichen, um solche Sünden genügend zu büßen. Denken wir an das Wort eines Dichters (Schiller):

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Nein, wir wollen der irdischen Güter wegen unsere Ewigkeit nicht verlieren, sondern uns Freunde machen mittels des „ungerechten Mammons“. Unterstützen wir den St. Raphaelsverein durch Gaben und Vermächtnisse.

Erfahrene Kenner fremder Länder warnen oft vor dem Auswandern und besonders in der heutigen Zeit. Nur wenige gelangen zu dem erhofften Wohlstande und die andern — o Gott, sie fielen unter die Räuber, wie im Evangelium, Räuber, die sie am Leibe schlugen, ihnen das Letzte nahmen, was sie hatten, sie als billige Arbeitsmaschinen benutzten und sie, wenn sie aufgebraucht waren, wegwarfen wie eine ausgepreßte Frucht. Dabei waren es noch nicht die schlimmsten Räuber. So hoch die Ewigkeit über die Zeit, so hoch die Seele über den Leib. Es gibt Räuber, die sich nicht begnügen, den Leib zu töten, nein, auch die Seelen fallen sie an und mit ihrem Bundesgenossen, dem Tensel, töten sie in unzähligen Fällen auch die Seele, rauben Glaube und Sittlichkeit.



Kritische Beleuchtung verschiedener moderner Theorien über Gott und Welt.

Für den denkenden Menschen gibt es in Weltanschauungsfragen so vieles, woran er nicht gedankenlos vorbeigehen kann. Allerdings ist es leider nur zu sehr das Natürliche und Sichtbare, womit er sich gerne beschäftigt, während er am Übernatürlichen und Unsichtbaren gar wenig Interesse hat oder in seiner Einseitigkeit und Voreingenommenheit es gänzlich auszuschalten sucht. So ist es auch gegenwärtig in der viel besprochenen Frage über Entstehung und Untergang der sichtbaren Welt.

Über Entstehung und Untergang der Welt wird seit Jahren viel geredet und geschrieben von gelehrten und ungelehrten, weisen und törichten Personen. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß überhaupt der Gedanke „woher die Welt, wozu die Welt und der Mensch in ihr“ zu allen Zeiten klar denkende Geister ernstlich beschäftigt hat. Sowohl die Weisen unter den Heiden als auch die gläubigen Gottesverehrer vor und nach Christus suchten sich Klarheit über Entstehung und Zweck des Weltalls und des Menschen zu verschaffen oder sich in diese Wahrheiten zu vertiefen. Dafür bietet uns die hl. Schrift des alten Testaments (siehe Job u. a.), sowie die Schriften der heidnischen Philosophen unter den Völkern des Zeitalters vor Christus reichlichen Inhalt (Plato, Sokrates, Aristoteles bei den Griechen; Cicero u. a. bei den Römern). Auf all dieses näher einzugehen, würde zu weit führen. Wir wollen uns daher über diesen wichtigen Gegenstand nur kurz auf den gläubigen, christlichen und echt katholischen Standpunkt beschränken. Denn dieser allein ist imstande, uns einigermaßen zuverlässige Klarheit zu verschaffen über diese wichtige Frage und uns vor Irrtum und planlosen Phantastereien zu bewahren. Denn himmelschreiend ist eigentlich der Unsinn, welchen namentlich die moderne Philosophie in den letzten 150 Jahren über diese Frage zusammengeschrieben und erfunden hat, nur um über den Offenbarungsglauben hinwegzukommen. Hier sind besonders zu nennen der deutsche Philosoph Kant und die törichten Nachbeter seiner Zeit, dann Nietzsche, der größte deutsche Narr und Gottesleugner, Häckel, und in England Darwin u. a. Sogar viele gläubige Kreise haben sich vielfach von den verrückten und unvernünftigen Ideen dieser wissenschaftlichen Falschmünzer bezaubern und irreführen lassen.

In diesem Wirrwarr der herrschenden Anschauungen ist es offenbar nicht ohne Bedeutung, auch von christlicher Seite aus einen klaren Standpunkt festzulegen in ganz vorurteilsloser und nicht von geistiger Blindheit und Eigendünkel beherrschter Weise. Dabei sind nun folgende Grundsätze ganz unbestreitbar festzuhalten, vor allem bezüglich der Entstehung der Welt:

1. Die Welt (Weltall) ist nicht ewig, sondern sie hat einen Anfang gehabt und mit ihr alle Ereignisse auf ihr.

2. Die Welt ist nicht aus sich selbst entstanden, sondern durch den allmächtigen Willen eines höheren Wesens ins Dasein gerufen worden. Dies erkennen sogar viele Heiden, besonders unter den Naturvölkern.



Maria auf der Wolkenbank.

Abbildung aus der Monographie „Albrecht Altdorfer“.

3. Über die Erschaffung der Welt gibt die Hl. Schrift in ihrem Schöpfungsbericht den zuverlässigsten Aufschluß. Alles andere sind nur Hypothesen und willkürliche Annahmen und haben daher keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Glaubenslose oder gottlose Philosophen und Gelehrte haben in dieser wichtigen Frage überhaupt kein Recht mitzureden und sind durchaus unfähig darüber irgendwelche Klarheit zu verbreiten. Die göttliche Offenbarung über diese Wahrheit darf nicht beiseite geschoben oder bezweifelt, aber auch nicht nach menschlicher Laune ausgelegt und verdreht werden.

4. Die Hl. Schrift beginnt gleich auf der ersten Seite den Schöpfungsbericht mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde aber war noch wüst und leer . . . Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Da sprach Gott: Es werde Licht. Und es ward Licht“ (1. Mos. 1, 3). Dann sprach Gott: „Es werde ein Firmament inmitten der Wasser und es scheidet die Wasser voneinander“ (1. Mos. 1, 6). (Augustin Arndt: Das alte Testament). Nach diesen Berichten ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß dabei eine allmähliche Entwicklung vor sich gegangen ist. Dieselbe beschränkte sich ohne Zweifel nicht bloß auf 6 Tage nach jegigem Begriff, sondern es sind darunter offenbar 6 größere oder kleinere Zeitabschnitte zu verstehen. Dieselben waren aber ganz sicher durch den allmächtigen Willen des Schöpfers genau begrenzt und beschränkt. Der Mensch als Krone der sichtbaren Schöpfung verdankt aber sein Dasein ganz der genauen Willensäußerung des dreipersönlichen Gottes. Daß dabei nur ein Zeitabschnitt von vielen tausend Jahren in Betracht kommen kann, dafür findet sich nirgends auch nur der geringste Anhaltspunkt. Wir müssen wohl bedenken, Gott hat nicht bloß die Welt, sondern damit auch die Zeit erschaffen. Das in unserer Zeit von vielen gläubigen und glaubenslosen Gelehrten beliebte Geschreibsel von der überall herrschenden Eiszeit, vom Eiszeitmenschen ist nichts anderes als eine unbewiesene und willkürliche Theorie. Denn die ganze Gletscherentwicklung, wie die Geologie sie festzustellen vermag, konnte nach den Forschungen wirklicher Fachmänner in ca. 150 Jahren ganz gut vor sich gehen und zum Abschlusse gelangen (cf. Theologisch-praktische Quartalschrift von Linz, 1924, I. Heft, Seite 59, positiv geologischer Schluß). Ebenso unhaltbar ist auch die seit Jahren von oberflächlichen Gelehrten weit verbreitete Theorie des dem wahren Glauben gänzlich abholden Philosophen Kant in der Kant-La Placeschen Anschauung, daß die Welt ursprünglich ein großer Feuerball gewesen sei, wovon die verschiedenen Weltenkörper durch Rotation abgeschleudert wurden und allmählich erkalteten und so eine feste Gestalt annahmen. Über die Haltlosigkeit und den aufgelegten Unsinn mancher Theorien sogenannter Gelehrter wie Darwin, Häckel u. a., wonach der Mensch sich allmählich von der Urzelle und dem Affen zum vernünftigen Wesen entwickelt haben soll, sind sich sogar die Wilden Australiens und Afrikas klar, indem sie dieselben gänzlich ablehnen als etwas Lächerliches und Unvernünftiges. Nur die gottlosen Elemente unter den heutigen Kulturvölkern glauben solch einfältiges Zeug und halten sich dabei noch für gescheiter als die übrigen Menschen. Es ist dieses nun geistiger Unfug sondergleichen. All diese haltlosen Theorien zeigen, wie leichtfertig und einseitig der Menscheng Geist oft über die Ent-

stehung der Welt urteilt. Gerade so nun ist es auch mit dem Untergang der Welt.

Untergang der Welt.

1. Der Offenbarungsglaube lehrt uns, daß die Welt nicht ewig dauern wird, sondern einmal wieder zugrunde gehen wird. Wie sie einen Anfang gehabt hat, so wird sie auch einmal ein Ende nehmen zum Unterschiede von Gott, ihrem allmächtigen Schöpfer, der ohne Anfang und ohne Ende ist. Daß die Welt sicher einmal untergehen wird, lehrt Jesus mit den Worten: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Luk. 21, 33). Auch die näheren Umstände des Weltuntergangs kündigt der Sohn Gottes den Menschen genau an mit den Worten: „Und es werden Zeichen an Sonne, Mond und Sternen sein und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden vergehen vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdfreis kommen werden; denn die Kräfte der Himmel werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn kommen sehen in der Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit“ (Luk. 21, 25—28). „Und dann wird er seine Engel aussenden und seine Auserwählten von den vier Winden versammeln, vom Ende der Erde bis zur Höhe des Himmels“ (Markus 13, 27). Daß die Welt zugrunde gehen wird und also wieder einmal aufhören wird, dazusein, kann kein Mensch aus sich selbst wissen oder ahnen, sondern hier ist allein die göttliche Offenbarung maßgebend. Dieses trifft aber auch zu bei den näheren Umständen des Weltunterganges, was unter anderem die Adventisten und Ernst Bibelforscher in ihrer selbsterfundenen Weltanschauung ganz übersehen oder verkehrt auffassen.

2. Das übrigens das Weltende und das damit zusammenhängende Wiedererscheinen Christi noch sehr lange nicht sein wird, läßt sich auch mit großer Sicherheit aus der Ankündigung des Weltunterganges durch Jesus Christus entnehmen, wo er darauf hinweist: „Um jenen Tag aber und die Stunde weiß niemand, auch die Engel des Himmels nicht, nur der Vater allein“ (Math. 24, 36). Die Engel wissen aber auch nach der hl. Schrift sehr vieles, viel mehr, als die Menschen überdenken können. Sie haben auch bei ihrer Erschaffung von Gott Kenntnis erhalten über unendlich viele zukünftige Dinge, die in großer Entfernung lagen, wie z. B. die Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Sohn Gottes 4000 Jahre nach Erschaffung des Menschen, über die Aufnahme zahlloser bußfertiger und reumütiger Sünder unter die Zahl der Engel durch die Gnade und Barmherzigkeit des göttlichen Erlösers im Laufe der Zeiten u. a. Deswegen haben sich ja die abtrünnigen Engel gegen Gott empört, weil sie einen Gott, der für Menschen, von ihm geschaffene Wesen und Empörer gegen ihn, die Sünder, leidet und stirbt, nicht mehr als ihren höchsten Herrn anerkennen wollten. Darauf weist uns die geheime Offenbarung des hl. Apostels Johannes an verschiedenen Stellen hin, z. B. im 13. Kapitel u. a. Auf unendlich ferne Zeiten hinaus hat Gott den Engeln zu ihrer Seligkeit dienliche Offenbarungen gegeben, aber doch nicht bis ans Ende der Welt, was aber gewiß für die Engel doch von größtem Interesse gewesen wäre. Wir müssen daher ganz logisch annehmen, daß die gnadenreichen Wirkungen des Erlösungstodes Jesu

zum Heile der vernünftigen Geschöpfe so groß sind, daß selbst die Engel des Himmels dieses nicht auf einmal ganz übersehen und fassen konnten. Dieses ist aber nur möglich, wenn ungeheuer viele Menschen an den segensreichen Früchten der Erlösung teilnehmen, was aber nach dem bisherigen Weltlaufe noch nicht möglich war. Denn heute sind von ca. 1500 Millionen Menschen kaum 300 Millionen Katholiken und vielleicht 200 Millionen andere Christen, während noch ca. 800—1000 Millionen Ungläubige oder Heiden sind. Zudem soll nach dem Ausspruche Jesu seine göttliche Lehre vor dem Weltuntergang allen Völkern verkündet werden, was aber bis heute noch nicht geschehen ist und auch in absehbarer Zukunft nicht möglich ist wegen zu großen Mangels an Priestern und seeleneifrigen Glaubensboten. „Und es wird dieses Evangelium vom Reiche (Jesu Christi) in der ganzen Welt gepredigt werden allen Völkern zum Zeugnisse, und alsdann wird das Ende kommen“ (Matth. 24, 14). So sagt der Gottmensch selbst. Auch der hl. Johannes redet in der geheimen Offenbarung in Kapitel 20, 5 von der Auferstehung der Toten und sagt dabei: „Die übrigen Toten werden nicht lebendig, bis die tausend Jahre vollendet sein werden.“ Damit meint er aber nicht die ganz bestimmte Zahl von 1000 Jahren, sondern eine überaus große Zahl von Jahren bis zur Auferstehung der Menschen. Auch noch andere Stellen der hl. Schrift könnten dafür angeführt werden. Nach all diesen Angaben ist also das Weltende in eine ungeheure Ferne gerückt und wird die Welt noch nach Tausenden von Billionen Jahren so gut bestehen wie heute. Denn warum sollte sie der liebe Gott bald wieder vernichten wollen, da für ihn 1000 Jahre wie ein Tag sind und er selbst seinen eingeborenen Sohn für die Menschen aller Zeiten dahingegeben hat, damit durch ihn möglichst viele Seelen selig werden, so viele, daß weder Engel noch Menschen sie zu zählen vermögen, bis ein Hirt und eine Herde ist. Wenn aber auch das Ende der Welt auch in weiter Ferne ist, so müssen wir doch wegen allzu großer Nähe unseres Lebensendes jederzeit wachsam sein nach der Mahnung Jesu Christi bei Matth. 13, 35: „Seid also wachsam, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommen wird usw.“ (Matth. 13, 36 u. 37). Was also die Adventisten vom Weltuntergange und dergleichen Dingen reden, ist ganz irrig und falsch und rein menschliche Erfindung und deshalb unglauwürdig.

I.

Moderne Irrlehren.



Die Adventisten haben überhaupt einen ganz falschen Gottesbegriff. Sie vermengen heidnische, jüdische und christliche Anschauungen, wobei aber vom Christentum nur der kleinste Teil stammt und dieser in Verzerrungen und Entstellungen. Die hl. Schrift wird dabei ganz willkürlich ausgelegt oder Dinge in sie hineingelegt, welche gar nicht mit ihr übereinstimmen. Das gleiche war ja schon der Fall bei Martin Luther, Zwingli und Kalvin, sowie den Glaubensneuerern des 16. Jahrhunderts.

Alle Irrlehrer haben sich von Anfang an einen ganz unwürdigen Gottesbegriff mit mehr heidnischen als christlichen Vorstellungen zurechtgelegt, wobei dem unendlichen heiligen und gerechten Gott sogar menschliche Schwächen, Einseitigkeit und selbst Ungerechtigkeit angedichtet werden. Deshalb kann bei ihnen jede noch so unlogische und unvernünftige, von menschlichen Leidenschaften beherrschte Weltanschauung Eingang finden und zur Herrschaft gelangen. Bei den Adventisten können daher alle glaubensschwachen, glaubenslosen, christenfeindlichen Elemente Unterkunft finden, ohne in ihrer verkehrten Herzensrichtung irgendwie gestört zu werden. Nur im Hasse gegen die katholische Kirche sind sie alle einig.

Wie bei den Protestanten und Andersgläubigen überhaupt, so können sich auch bei den Adventisten und sogenannten Ernstern Bibelforschern alle ganz widersprechenden Weltanschauungen heimisch finden, nur nicht die wahrhaft christliche, weil dieselben von der göttlichen Natur Jesu Christi so wenig einen Begriff haben, wie ein neugeborenes Kind von einem militärischen Flugzeug oder ein Maikäfer von einem großen Dzeandampfer. Mit der religiösen Anschauung der Adventisten stimmen daher mehr oder weniger überein die Sozialisten, Juden, Kommunisten, Bolschewisten, indische Brahmanen und chinesische Buddhisten, Mohammedaner und Spiritisten, Theosophen und Gottesleugner, Deutschvölkische und Nationalsozialisten. Eine Religion aber, welche sonst Gegensätze und Widersprüche in sich birgt, kann nicht die wahre sein, wenn sie auch noch so sehr mit Bibelsprüchen um sich wirft. Dabei kann und darf ein rechter Christ niemals mittun. Auch darf man die Bücher und Schriften derselben nicht kaufen und lesen, ohne sich gegen den Glauben schwer zu versündigen. Denn damit wird oft ganz unverfänglich und unbemerkt das Gift der Glaubenszweifel und Glaubensschwäche, sowie Glaubensgleichgültigkeit in die Herzen der Menschen hineingesenkt. Von all diesen gilt, was Gott schon im alten Bunde durch den Propheten Jeremias von den falschen Propheten gesagt hat: „Ich habe sie nicht gesandt und ihnen nichts geboten und nichts zu ihnen geredet“ (Jer. 14, 14). Also höre nicht auf sie und laß dich nicht irreführen!

II.

Gefährliche Irrwege.

Aber die Weltanschauung und religiösen Wahrheiten wird heutzutage soviel geredet und geschrieben von Kreisen, welche dazu gar keinen Beruf und keine erforderlichen Kenntnisse haben. Alle möglichen Schriften und Bücher werden über diesen wichtigen Gegenstand verfaßt und verbreitet von Leuten, denen die Liebe zur Wahrheit und Gottesfurcht gänzlich mangelt. Die guten katholischen Schriften wissenschaftlichen und erbaulichen Inhaltes werden vielfach nicht gelesen und können sich keine Geltung verschaffen. Wie herrliche Gedanken und Grundsätze für eine die Menschen beglückende Weltanschauung finden sich in den päpstlichen und bischöflichen Rund-

schreiben und Hirtenbriefen des katholischen Weltkreises niedergelegt und fallen meistens gänzlicher Vergessenheit anheim wie so viele andere gute Bücher. Nicht einmal von allen Katholiken werden sie gelesen, noch viel weniger von Andersgläubigen. Dabei wird die Welt mit zahlreichen Schriften und Büchern geistlosen und nichtsagenden, seichten oder kirchenfeindlichen und glaubenslosen oder sonst verworrenen Inhaltes überflutet. Überall gibt es Gelegenheit zum Lesen: in Hausbibliotheken, öffentlichen Bibliotheken, Leihbibliotheken, Flugschriften, Zeitungen. Man drängt den Leuten Bücher in die Hand und schwächt sie ihnen auf. Man will selbst überall belesen sein, um als gebildet zu gelten. Und in all diesen Büchern und Schriften ist so viel Gift und Schund enthalten. Hierüber kann ein Wort der Heiligen Schrift uns Aufklärung geben bei Isaias 5, 14, wo es heißt: „Die Hölle hat ihren Rachen weit aufgetan und ihren Schlund geöffnet ohne Maß und Grenzen.“ Neugierde erregende Titel, schöne Ausstattung, künstlerische Darstellungen, Wohlfeilheit u. a. sind Fallstricke in großer Menge. Und dazu noch die Unerfahrenheit, Einseitigkeit oder Blindheit des Geistes bei so vielen Lesern! Die Macht des geschriebenen Wortes ist oft überaus gewaltig. In die verschiedenen Sprachen übertragen durchleuchtet öfters ein Buch ganze Länder und Weltteile und spendet Segen oder Fluch und baut auf oder reißt nieder! Ein Buch hat gleichsam tausend Zungen; es dringt um so tiefer ein, je einsamer und aufmerksamer der Leser ist. Schlechte oder glaubensfeindliche Bücher und Schriften befördern Verwirrung aller Begriffe, Grundsatzlosigkeit, Feigheit und Menschenfurcht, falsche Wissenschaft, Verkennung von Recht und Wahrheit, Sittenverderbnis, religiöse Gleichgültigkeit, Abfall von Gott und seiner hl. Kirche. Manches wird allerdings von vielen als Aufklärung bezeichnet, aber es führt trotzdem zu ewiger Nacht und Geistesfinsternis. Greife deshalb niemals unvorsichtig nach jedem angepriesenen Buche! Hier muß man das Wertvolle genau von dem Verwerflichen und Gefährlichen absondern. Dieses gilt auch von allen Büchern, welche man berufshalber lesen oder durchstudieren muß, denn was nützt es den Menschen, viel zu wissen und alle möglichen Schriften zu kennen, wenn man dabei an der Seele Schaden leidet. Aus trüben Quellen soll man überhaupt keine Bildung schöpfen wollen! Niemals kann man sich nach dem Urteile solcher richten, welche es sogar mit ihrem eigenen Seelenheile nicht ernst meinen und verworrene religiöse Begriffe und Anschauungen unter das Volk bringen wollen. Sei daher behutsam und vorsichtig und meide auch alles, was zweideutig ist. Schlecht und verwerflich ist jedes Buch, welches den Glauben oder die Sitten absichtlich oder versteckt gefährdet! Kennt man sich dabei nicht aus, so hole man sich darüber Rat beim Seelenführer und Priester. Denn schon viele sind durch ihre Gleichgültigkeit, Unbesonnenheit und ihren Vorwitz körperlich und seelisch zugrunde gegangen! „Wie könnte überhaupt jemand Feuer bergen in seinem Busen, ohne daß sein Gewand in Flammen aufgeht.“ (Sprichw. 6, 27). Es gilt leider auch gerade für unsere Zeit das Wort des hl. Apostels Johannes (2. Brief Johannes 1, 7): „Viele Verführer sind nämlich in die Welt ausgegangen, welche nicht bekennen, daß Jesus Christus im Fleische gekommen ist. Ein solcher ist der Verführer und Antichrist.“ Möchte ferner jedermann unbedingt die weitere Lehre

des Hl. Apostels befolgen, wo er die Mahnung gibt: „Jeder, der abweicht und nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht; wer in der Lehre Christi bleibt, der hat sowohl den Vater als den Sohn. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, so nehmt ihn nicht in das Haus auf und bietet ihm keinen Gruß“ (2. Brief Joh. 1, 9—10). Dabei ist wohl zu bedenken, daß nur die unter dem Papste in Rom stehende katholische Kirche allein die wahre Lehre Jesu Christi bis an das Ende der Zeiten besitzt und der sichtbaren Welt zu vermitteln hat. Hinsichtlich der richtigen Weltanschauung müssen wir alle an dem festhalten, was der Hl. Apostel Paulus im Briefe an die Hebräer schreibt: „Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch Gottes Wort bereitet ist, so daß aus Unsichtbarem das Sichtbare entstand“ (Hebr. 11, 3).

2. Vor irriger und verkehrter Weltanschauung und Verschwommenheit in religiösen Fragen und philosophischen Problemen hat der † Papst Pius X. die Menschheit wiederholt gewarnt mit dem Hinweis auf eine „neue wissenschaftliche Richtung,“ welche den Geist Christi nicht atmet und unter trügerischen Scheingründen alle Irrtümer erneuert; (1. Enzyklika des Papstes Pius X.). In der berühmten Enzyklika zum 300-jährigen Jubiläum des Hl. Karl Borromeus vom 26. Mai 1910 schreibt derselbe Papst: „daß mit allergrößter Wachsamkeit darauf zu achten sei, daß die Gläubigen nicht von eitlen und leichtsinnigen Menschen mit Wind genährt werden.“ In einem Rundschreiben vom 8. September 1907 warnt dieser große Papst wiederum vor manchen Gelehrten: „welche durch Hochmut und Eigensinn und Liebaugelei mit den verkehrten Anschauungen der Welt verblendet religiöse Irrtümer zu verbreiten suchen, während sie selbst zuweilen dabei einen sonst tadellosen Lebenswandel führen.“ Dabei wird noch ernstlich darauf hingewiesen auf eine eindringliche Mahnung des ehemaligen Papstes Gregor IX., wo es heißt: „Einige von euch sind vom Geiste der Eitelkeit aufgebläht und suchen durch profane Neuerungen die von den Vätern (Kirchenlehrern) gesetzten Schranken zu durchbrechen. Sie wollen den Sinn der Hl. Schrift nach philosophischen Lehren der Vernunft beugen, um mit der Wissenschaft zu prunken.“ Mit dem Vorschützen einer Weltanschauung wollen heutzutage so viele Gelehrte und Ungelehrte ihre religiöse Unwissenheit verdecken und beschönigen. Um nicht durch seine Glaubenslosigkeit Argernis zu geben, läßt man sich vielfach irgend eine Weltanschauung aufdrängen, nur nicht die christliche. Andere wollen dadurch ihren Abfall vom wahren Glauben und ihren Haß gegen die katholische Kirche wenigstens äußerlich vertuschen, um Leichtfertige und Gedankenlose zu täuschen. Davor hat schon der Hl. Apostel Paulus gewarnt im 2. Briefe an Timotheus, 4. K., 1. B., mit den Worten: „Es wird eine Zeit kommen, da sie die gesunden Lehren nicht vertragen, sondern nach ihren Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen werden, welche die Ohren figeln; und von der Wahrheit werden sie das Gehör abwenden, zu den Fabeln aber hinwenden.“ Ungeheuer groß ist heute leider die Zahl jener, welchen besonders das Wort des Propheten Jesaias (Jf. 5, 2) gilt: „Wehe euch, die ihr das Gute und Böse gut nennt, die Finsternis zu Licht und das Licht zu Finsternis machet, das Bittere in süß und das Süße in bitter verwandelt.“

Es ist leider die Macht der gottlosen oder indifferenten Presse und die Tätigkeit verschiedener Organisationen, welche unter Benützung jedes geeignet erscheinenden Anlasses zielbewußt und energisch immer weitere Kreise für ihre kirchenfeindlichen Bestrebungen zu gewinnen suchen. Es gelingt ihnen nur zu leicht, Erfolge zu erringen, weil es vielfach an den gleichen Mitteln zu einer raschen und wirksamen Abwehr fehlt, da bei den Guten zuweilen Schläfrigkeit und Feigheit sich einzuschleichen sucht. Aufrichtiges Bekenntnis des wahren Glaubens ist unumgänglich notwendig. Denn Christus sagt: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde ich auch vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist“ (Matth. 7, 13). „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ (Lukas 11, 24). Der Haß gegen Christus und seine Hl. Kirche wird offen und geheim geschürt von allen Gegnern des christlichen Glaubens und der katholischen Weltanschauung. In der verschiedensten Weise wird überall im staatlichen wie im gemeindlichen Leben privatim und öffentlich gearbeitet im Abfall von Christus, am Verderben der katholischen Kirche, an der Bekämpfung der christlichen Zucht und Sitte und am Sturze einer regelrechten Ordnung. Mit gehässigen Schlagwörtern, durch Lügen und Verleumdungen, durch Aufstachelung der Volksleidenschaften sucht man Haß und Zwietracht zu säen und alles Gute und Rechte in Mißkredit zu bringen oder zu unterdrücken. Möchten demgegenüber doch alle Menschen die Lehre des Hl. Paulus befolgen, indem er sagt: „Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute“ (Römer 12, 21); ferner: „Das Wort Christi wohne reichlich in euch mit aller Weisheit“ (Kolosser 3, 15).

3. Nichts ist eben auf Erden so notwendig als Gott zu erkennen, Ihn zu lieben, Ihm zu dienen und dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen. Im Vergleiche mit dieser Angelegenheit ist jede andere eitles Kinderspiel. „Rette deine Seele,“ sprachen die Engel zu Lot (1. Mos. 14). Dasselbe sei auch dir gesagt, lieber Leser; „denn was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ (Matth. 16, 26). Vermag wohl die Welt mit all ihren Schätzen und Freuden den Menschen glücklich zu machen? Nein. Ebensovwenig als Gold und Edelsteine den Hungrigen zu speisen oder die Durstigen zu tränken vermögen. Wären aber auch die Reichtümer der Welt imstande, wahre Befriedigungen zu gewähren, was nützte es? Wie lange würde das dauern? Wie lange würde das dauern? „Was ist denn unser Leben? Ein Dunst, der eine Weile sichtbar ist und dann verschwindet“ (Jak. 4, 15). Was nützen jetzt dem unglückseligen Judas seine dreißig Silberlinge? Was nützt es jetzt dem reichen Prasser, daß er einst im Purpur gekleidet einherging und an köstlicher Tafel schwelgte? Was nützt es den Verworfenen in der Hölle, daß sie ehemals Böses taten, um Schätze aufzuhäufen und ihren Lüsten zu frönen? „Ach wir Toren!“ rufen sie nun nach dem Zeugnisse der Hl. Schrift verzweiflungsvoll aus, „so haben wir uns geirrt? Wir sind müde geworden auf dem Wege der Bosheit und des Verderbens, und wandelten harte Wege; aber den Weg des Herrn erkannten wir nicht. Was half uns der Stolz? Was nützte uns des Reichthums Prahlerei? Alles ging vorüber wie ein Schatten oder wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt

und keine Spur hinter sich läßt“ (Weish. 5, 6—11). Wer nicht auch dereinst in jenem finstern Kerker, wo ewiges Heulen und Zähneknirschen ist, seine Torheit beweinen will, der suche vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, wie Jesus Christus uns lehrt. Liebe Gott, fliehe die Sünde, und alle, die dich dazu verleiten wollen. Hänge nicht das Herz an die Eitelkeit der Welt! Vor allem liebe und übe recht eifrig den hl. katholischen Glauben! Derselbe ist eine sichere Schutzwehr gegen alle Geistesverwirrung und der einzige zuverlässige Führer zu einem besseren Leben im Jenseits.

Welch armselige und unvollkommene Begriffe so viele Menschen, sowohl Gelehrte wie Einfältige, von Gott, dem unendlich vollkommenen Geiste und Urquell der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt haben, sagt ganz richtig eine sehr beherzigenswerte Inschrift aus dem Mittelalter an einer Kirche in Lübeck. Dieselbe lautet also:

„Ihr nennet mich Meister und fraget mich nicht,
 Ihr nennet mich Licht und sehet mich nicht,
 Ihr nennet mich Weg und gehet mich nicht,
 Ihr nennet mich Leben und begehret mich nicht,
 Ihr heißet mich weise und folget mir nicht,
 Ihr heißet mich schön und liebet mich nicht,
 Ihr heißet mich reich und bittet mich nicht,
 Ihr heißet mich ewig und suchet mich nicht,
 Ihr heißet mich barmherzig und trauet mir nicht,
 Ihr heißet mich edel und dienet mir nicht,
 Ihr heißet mich allmächtig und ehret mich nicht,
 Ihr heißet mich gerecht und fürchtet mich nicht,
 Werd' ich euch verdammen, verdenket mir's nicht.“

Damit ist eigentlich die ganze Hohlheit und Nichtswürdigkeit unserer modernen deutschen Philosophie und Theosophie ganz richtig gekennzeichnet und ebenso das verdamrende Urteil über alle von dem katholischen Glauben abweichenden Religionsysteme und Weltanschauungstheorien klar ausgesprochen. Daher muß jeder, welcher ernstlich nach Wahrheit sucht, dieselbe bei Gott und nicht bei Menschenweisheit zu finden trachten.

Wer kann sagen und beschreiben,
 Was es heißt, in Gott zu bleiben,
 Ihm im Glauben anzuhängen,
 Ihn in Liebe zu umfassen?
 O unendlich hohes Wesen,
 In dem wir allein genesen,
 Mach' uns würdig, dich zu sehen,
 In den Himmel einzugehen!



Bischofsworte über die Presse.

Von der Presse sprach der hochwürdigste Herr Bischof Dr. Egidmund Waig in Innsbruck i. J. 1924: „Wer gegenüber der katholischen Presse gleichgültig ist, der hat kein Verständnis für die Ewigkeit und die Anliegen der Kirche. Katholische Zeitungen schreiben, heißt mitarbeiten in der Seelsorge, mithelfen, daß Menschen das Weltgericht leichter bestehen, daß Menschen ewig glücklich werden. Katholische Zeitungen haben die Aufgabe, auf die Menschen einzuwirken, daß ihnen jedes Lebensjahr ein Kirchenjahr sei. Völkergeschichte ist Kirchengeschichte und ein Volk, dessen Geschichte nicht mehr Kirchengeschichte ist, geht zugrunde. Wenn katholische Zeitungen diese Gedanken hineinsenken in die Herzen, so stärken sie die Lebenskräfte der Völker. Es gibt Zeitungen, die gegenüber der Kirche, gegenüber allem Religiösem gleichgültig sind — von ihnen gilt das Wort der Schrift „Blendwerk der Hölle“. Ist die der Religion gleichgültig gegenüberstehende Presse schon so verderblich, wie verwerflich ist dann erst die, welche die Religion und die Kirche mit allem Haß und aller Bosheit bekämpft. Es ist eine ernste Aufgabe des katholischen Volkes, die farblose und die glaubensfeindliche Presse zurückzudrängen.“

Der Bamberger Oberhirte Erzbischof Jakobus im April 1924: „Leider haben unsere katholischen Blätter gegenwärtig immer und immer wieder Veranlassung, Angriffe auf unsere heilige Religion und ihre Vertreter abzuwehren, und irrige Behauptungen über Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche, mögen sie aus Unkenntnis oder Bosheit stammen, richtigstellen zu müssen.“

Nichts beweist besser als dieses, von welcher Bedeutsamkeit und Wichtigkeit, ja Notwendigkeit für die Erhaltung und Verteidigung der Religion unter unserem katholischen Volke eine gut unterrichtete und gutgeleitete katholische Presse ist.

Nichts beweist aber auch schlagender, wie verderblich für katholisches Denken und Leben es sein muß, wenn kirchenseindliche Zeitungen ungehinderten Zugang in die katholischen Familien finden. Die in solchen Blättern immer wiederkehrenden falschen oder schiefen Behauptungen über die katholische Kirche und ihre Priester, die offenen und versteckten Angriffe auf katholische Lehren und Gebräuche, die vielen hämischen und spöttischen Bemerkungen über katholische Einrichtungen, müssen auf die ganze Geistesrichtung katholischer Leser verwirrend und schädigend einwirken; um so verwirrender und schädigender, je länger diese Leser in gutem Glauben an die Wahrheitsliebe und Sachkenntnis solcher Blätter ihre Darlegungen und Ergebnisse aufnehmen.



Die schlechten Bücher und Schriften.

Laß gute Bücher in dein Haus!
Sie strömen eig'nen Segen aus
Und wirken wie ein Engelswort
Auf Kinder und auf Enkel fort.

Aus weisen und triftigen Gründen hat die katholische Kirche ihren Kindern das Lesen glaubensfeindlicher Bücher und Schriften verboten. Schon manches hoffnungsvolle Leben ging durch Lesen eines ungläubigen Buches zeitlich und ewig zugrunde. Ein 14½ jähriges Mädchen z. B. hatte durch Lesen schlechter Romane den Glauben vollständig verloren und machte durch Selbstmord seinem Leben ein Ende. Neben der Leiche fand man einen Zettel mit den Worten: „Ich töte mich. Das einzige, was ich von Papa und Mama verlange, ist, daß mein Körper nicht über die Schwelle einer Kirche gebracht werde.“ — Ein ungläubiger Schriftsteller schrieb selbst in der Vorrede zu einem Roman: „Das Mädchen, das diesen Roman zu lesen wagt, ist verloren“. — „Der David Strauß hat mich zugrunde gerichtet“, bekannte 1843 ein Mörder vor seiner Hinrichtung dem Geistlichen, der ihn zum Tode vorbereitete. Er klagte damit den ungläubigen Schriftsteller David Strauß an, der das Christentum in gemeiner Weise bekämpfte. „Ich betete früher gerne“, bekannte er weiter, „war glücklich und zufrieden; die schlechten Bücher aber haben meinen Glauben gänzlich untergraben.“

Im Jahre 1909 war Barcelona der Schauplatz von furchtbaren Greueln und Massenmorden. Der Urheber derselben, der Anarchist Ferrer, der bald darauf hingerichtet wurde, entstammte einer gottesfürchtigen Familie und wollte in seiner Jugend Geistlicher werden — genau wie früher der französische Rechtsanwalt Robespierre —, sank aber infolge der Lesung glaubensfeindlicher Schriften so tief, daß er vor keinem Verbrechen zurückscheute und noch in seinem Testament dem unversöhnlichen Haß gegen Gott und die Kirche unverhohlenen Ausdruck gab. — Auch der Mörder des Erzherzogs Franz Ferdinand hat infolge Lesung glaubensfeindlicher Schriften jeden religiösen und sittlichen Halt verloren. — Unter den Büchern des Scheusals von Czinkota, dem 1916 die Ermordung von 7 Frauen nachgewiesen wurde, fand man als das „zerlesenste“ einen Roman über einen Wiener Frauenmörder. Der Mörder ist durch den Tod in serbischer Gefangenschaft der irdischen Gerechtigkeit entronnen. „In einer Weise aber“, schrieb eine Zeitung, „könnte man dem menschlichen Gerechtigkeitsgefühl doch noch entgegenkommen: Man hänge den an den Galgen, der dem Mörder durch das Werk von ‚H. Schenks Leben und Wirken‘ das Vorbild geliefert hat.“

Doch braucht die schlechte Lektüre den Menschen nicht zum Verbrecher zu machen, er ist schon unglücklich genug, wenn er den Glauben verliert. Der erfahrene und gelehrte Alban Stolz schreibt: „Wenn von der Wahl der Bücher, Kalender und Zeitungen, welche ein Mensch liest, es abhängen kann, ob der Mensch ein guter Christ wird oder bleibt, oder ob er in Unglauben und Gottvergessenheit gerät, so kann man wohl sagen, daß bei vielen Menschen Himmel oder Hölle davon abhängt, je nachdem sie Christliches oder Unchristliches gewöhnlich lesen.“

Die größte Schuld daran, daß Frankreich zum großen Teil ungläubig geworden ist, haben die glaubensfeindlichen Schriften und Bücher, die im 18. und 19. Jahrhundert das Land überschwemmt. Deutschland ist in derselben großen Gefahr. Darum begehrt der, welcher ungläubige und unsittliche Schriften und Bücher geflissentlich weitergibt und verbreitet, nicht nur eine schwere Sünde, sondern auch einen gemeinen Verrat am Vaterlande, er ist ein Handlanger seiner gefährlichsten Feinde. Eine patriotische Tat aber vollbringst du, so oft du ein schlechtes Buch, das dir in die Hände kommt, vernichtest und so deine Volksgenossen vor einem verderblichen Gift bewahrst.

Meide aber auch selbst jede nicht notwendige Lesung glaubensfeindlicher Schriften! Der große spanische Philosoph Balmes, der ungläubige Schriften lesen mußte, um sie zu widerlegen, sagte einmal zu seinen Freunden: „Ihr wißt, daß der Glaube tief in meinem Herzen wurzelt. Und dennoch kann ich kein schlechtes Buch lesen, ohne das Bedürfnis zu fühlen, mich wieder durch das Lesen der Heiligen Schrift, der Nachfolge Christi oder des seligen Ludwig von Granada in die rechte Stimmung zu versetzen. Was wird jener unbesonnenen Jugend begegnen, die alles zu lesen wagt? Dieser Gedanke erfüllt mich mit Schaudern.“

Der glaubensstarke und tieffromme Dichter Dr. Karl Domanig († 1913), Mitglied der Marianischen Kongregation, hatte den Grundsatz: „Nie nehme ich ein schlechtes Buch zur Hand — wozu soll ich mir die Phantasie verderben lassen?“

„Der geringste Verlust“, schreibt der hl. Kirchenlehrer Alphonsus, „den du durch Lesung solcher Bücher erleiden kannst, ist noch der Verlust der Zeit, allzu oft ist es der Verlust der Seele. Der böse Feind hat vielleicht kein mächtigeres und wirksameres Mittel, junge Leute zu verderben, als die Lektüre schlechter Romane dieser vergifteten Bücher.“

Wieviel gute Bücher schon ausgerichtet haben, davon erzählt uns die Geschichte der Kirche herrliche Beispiele. Justin, der im 2. Jahrhundert nach Christus lebte, war zuerst ein heidnischer Gelehrter. Als ihm die hl. Schrift in die Hand kam, bekehrte er sich, verteidigte durch seine Schriften den Glauben und starb als Märtyrer. Augustinus hat in seiner Jugend ein ausgelassenes Leben geführt. Später sah er seinen Fehler ein, hatte aber nicht den Mut, seine Gewohnheiten aufzugeben. Während er so schwankte, hörte er mehrmals eine Stimme, die ihm zurief: „Nimm und lies!“ Er schlug die hl. Schrift auf, und die Stelle, die ihm in die Augen fiel, war eine Mahnung des hl. Paulus, das alte Leben aufzugeben und ein neues anzufangen. Diese Stelle ging ihm so zu Herzen, daß er sich sogleich ganz dem Guten zuwendete. Ebenso wurde der hl. Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, durch die Lesung guter Bücher bekehrt.

Schätzen, benützen und unterstützen wir aus diesem Grunde die öffentlichen und gemeinnützigen Jugend- und Volksbibliotheken des Kathol. Preßvereins!

Wie begründet ist daher die Mahnung: Katholiken, lest ein katholisches Blatt! Haltet aus Euren Häusern alle kirchenfeindlichen Zeitungen fern! Lektüre sind um so gefährlicher, je besser sie es ver-

stehen, sich den Mantel der Religionsfreundlichkeit oder der Neutralität umzuhängen, um damit ihre Abneigung und ihren Haß gegen die wahre Religion zu verhüllen.

Gilt es da nicht, immer wieder zu warnen vor dem Gift, das aus den Spalten der kirchenfeindlichen Presse in arglose Seelen fließt?

Ist es da nicht heilige Pflicht der Oberhirten der Kirche, dem katholischen Volke wieder zuzurufen:

„Unterstütze und fördere die katholische Presse, damit sie ihre hohe Mission, der Wahrheit zu dienen, immer besser zu erfüllen imstande sei.“

Mit all jener Vaterlandsliebe, die durch unsere heilige Religion ihre höchste Weihe erhält, mahne ich: Vergesst im Gewoge dieser verwirrenden Stimmen nie den Schutz der höchsten Güter unseres Vaterlandes: Schutz der christlichen Religion und der katholischen Kirche, der Braut Jesu Christi, Schutz der katholischen Schule, die wir fordern für jedes katholische Kind, Schutz der Heiligkeit von Ehe und Familie, Achtung vor Autorität und öffentlicher Ordnung, Gerechtigkeit und Liebe im wirtschaftlichen Leben zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Kampf für Gottesrecht und Elternrecht, Freiheit für Entfaltung all der geistigen Kräfte, die in unserer Religion und Kirche von Christus uns gegeben sind.

„Höret nicht auf die, die mit vieldeutigen Versprechungen Stimmenfang treiben oder noch mehr Spaltung ins katholische Volk zu bringen suchen. Folget Männern, die durch die Tat bewiesen haben, ob sie es ehrlich meinen mit Kirche und Schule, mit der Heiligkeit von Ehe und Familie, mit dem friedlichen Ausbau der wirtschaftlichen und staatlichen Ordnung.“

(Dr. Bertram, Fürstbischhof von Breslau.)

Religion und Bolschewismus.

Wls im Jahre 1917 der russische Revolutionär Lenin aus der Schweiz durch Deutschland nach Rußland fuhr, hätte wohl niemand geahnt, daß dieser unscheinbare Mann nicht nur die russische Front erschüttern, sondern auch Jahrhunderte alte Throne umstürzen, ja vor den Altären keinen Halt machen würde. Den deutschen Heerführern wurde durch die Wühlarbeit Lenins der Sieg an der Ostfront zwar leicht gemacht, aber es war nur ein Scheinsieg, da der Friede von Brest-Litowsk Deutschland nichts eingebracht, den Bolschewiken aber die Bahn freigemacht hat für ihre politischen, sozialen und religiösen Umsturzideen. Der schlaue Kommunistenführer kannte die Seele des russischen Volkes zu gut, als daß er an die Verwirklichung seines Programmes geglaubt hätte, ohne vorher mit der Religion vollständig aufzuräumen. Er selbst äußerte damals wörtlich: „Niemals wird es uns gelingen, den Kommunismus in Rußland einzuführen, wenn wir nicht das Hindernis aus dem Wege geräumt haben, die Religion des

russischen Volkes.“ Ein Kampf bis aufs Messer gegen alles religiöse Empfinden und jede Äußerung der Religion kennzeichneten daher seit den ersten Tagen des politischen Umschwunges in Rußland das Vorgehen der Bolschewiken.

Der Angriff richtete sich zuerst gegen die orthodoxe Kirche. Diese war ja wegen ihrer Verknüpfung mit dem Zarentum das letzte Überbleibsel der alten Staatsform. Da ihr nach dem Sturze des Zaren der äußere Halt genommen war, glückte die Zerstörungsarbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit. Die Staatskirche sank in Trümmer, höllisches Jubelgeschrei begleitete ihren Ruin. Pamphlete mit Karikaturen niedrigster Art zeigten Thron und Altar unter Trümmerhaufen, über denen siegreich die rote Fahne flatterte. Nun begann eine unglaubliche Propaganda gegen alles, was religiösen Stempel an sich trug; den Gläubigen blieb nur die Wahl zwischen Verfolgung, Marter und Tod oder Verleugnung ihres Glaubens. Eine nicht unbedeutende Anzahl orthodoxer Bischöfe und Priester wollte lieber sterben als Gott die Treue brechen.

Da erwachte mit Urgewalt das religiöse Bewußtsein des russischen Volkes. Die für kurze Zeit eingeschüchterten Gläubigen fanden den Weg zur Kirche wieder; die Beteiligung am Gottesdienste war derart, daß bolschewistische Kommissäre von einer religiösen Epidemie sprachen und die Sowjetführer in Moskau stuzig wurden. So beschloß man auf dem vorjährigen kommunistischen Kongress von allen Gewaltmaßnahmen abzustehen. Eifrige Propaganda durch Flugblätter, Konferenzen und vor allem Jugendzirkel sollten den Kommunismus in das Volk hineintragen. Der Erfolg hat gezeigt, daß der rechte Weg gefunden war. Auf gleiche Weise ist ja bekanntlich die Loge in den westlichen Ländern Europas vorgegangen. Die heutigen Zustände in Frankreich beweisen, was in kurzer Zeit erreicht werden kann.

In allen Städten Rußlands und deren näherer Umgebung sind heute siebenzig Prozent der Schüler, Studenten und Arbeiter bolschewistischen Zirkeln angeschlossen. In diesen Vereinen geht alles darauf aus, den christlichen Glauben aus dem Herzen zu reißen, die Lehren des Kommunismus mit der Überzeugung an dessen endgültigen Triumph auf der ganzen Erde einzuschärfen.

Einheit, Gleichheit in jeder Beziehung ist nun wie bei der Französischen Revolution das bezaubernde Lösungswort. Wer den unwürdigen Zustand der Knechtung des russischen Volkes unter dem Zarentum gekannt hat, wird sich nicht wundern, daß es gerade in Rußland dem Bolschewismus möglich wurde, solche Triumphe zu feiern. Es bewahrheitet sich in der Geschichte immer wieder, was Horaz schon vor zweitausend Jahren gesungen: Eine gemäßigte Gewalt begünstigen die Götter, der Absolutismus wird unter den eigenen Trümmern zermalmt.

Die Bolschewiken glauben fest an das bevorstehende goldene Zeitalter auf dieser Welt, der Ausgang im Jenseits gilt ihnen als ein leerer Traum. An Lockmitteln lassen es die Lenisten nicht fehlen. Zu allen Vergnügungslokalen, Kinos, Theater, Kabarettts haben die Mitglieder ihrer Zirkel freien Zutritt; da kann sich ein jeder auf Staatskosten nach Belieben austoben. In den Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen kommt nur mehr der Kommunismus zu Wort; außerdem gibt es besondere Anstalten, eine Art höhere Normalschulen,

wo die zukünftigen Lehrer des Atheismus zu geeigneten Werkzeugen für Unterricht, Propaganda und Vorträge herangebildet werden. Diejenigen jungen Leute, die sich dem Einfluß des Bolschewismus bis zum militärpflichtigen Alter entzogen haben, werden in der Kaserne doch erfaßt. Auf Unterricht in den kommunistischen Grundsätzen wird dort ebensoviel Wert gelegt, wie auf militärische Ausbildung. Die Machthaber in Moskau sagen sich mit Recht, daß, wenn der junge Mann einmal von der Richtigkeit der bolschewistischen Lehren überzeugt ist, er von selbst Mut und Entschlossenheit gegen die Feinde Rußlands zeigen wird. Zwei Jahre in der Kaserne genügen meistens, das Ziel zu erreichen. Im elterlichen Hause werden die in die Heimat zurückgekehrten Soldaten die eifrigsten Verkünder der neuen Lehre. Der Glaube an Gott und Vergeltung wurde in täglichen Unterrichtsstunden gründlich ausgerottet, bolschewistische Grundsätze eingeschärft.

Bekanntlich ist in ganz Rußland durch strenge Erlasse jeder religiöse Unterricht an junge Leute unter 18 Jahren verboten. Dieses Verbot wurde kürzlich aufs neue zur Kenntnis gebracht. Zu gleicher Zeit erging an die christliche Verbindung „Altrussischer Studenten“ die Aufforderung, sich unverzüglich aufzulösen. Aus allen höheren Schulen und Universitäten wurden ihre Mitglieder verjagt. Nur Studenten, die sich öffentlich zum Atheismus bekennen, haben dort Zutritt. So wird jeder Christ in diesem Lande der Gleichheit als Mensch niederen Ranges betrachtet, den man beiseite schiebt oder zertritt, wenn er im Wege steht. Die Reaktion macht sich jedoch auch hier bereits bemerkbar.

Religion und Sozialismus.

Das Wesen einer Partei wird keineswegs ausschließlich charakterisiert durch Programme. Dieselben sind im allgemeinen nicht der Niederschlag, sondern nur ein Ausschnitt des grundsätzlichen Willens, der zudem noch durch Bedingtheiten der Entwicklung und Erwägungen taktischer Art stark verbrämt wird. Die sind Begezeichen der Etappe, die oft genug das Endziel dem Auge entrücken. Das Heidelberger Programm der Sozialdemokratie ist dafür ein Schulbeispiel. Wer es ohne Kenntnis der verbindenden Zusammenhänge liest, mag des Glaubens sein, daß die aufgestellten Richtlinien eine Abkehr bedeuten von dem überkommenen sozialistischen Doktrinarismus auf staatspolitischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete. Man fordert das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Recht der Minderheiten auf demokratische und nationale Selbstverwaltung. Und wenn auch die „Arbeiterklasse die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht bewirken kann, ohne in den Besitz der politischen Macht gelangt zu sein“, so gelte der Kampf doch „jeder Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen ein Volk, eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse“. Also Evolution statt Revolution. Die Staatsverabsolutierung ist verschwunden, da die Eigenständigkeit der Wirtschaft anerkannt wird. Der Klassenkampf richtet sich nicht gegen das Eigentum als solches, sondern nur gegen den kapitalistischen Miß-

brauch der Produktionsmittel, die der Kontrolle der Gesellschaft unterworfen werden sollen. Er erscheint also hier als Hüter des Gesamtinteresses gegen monopolistische Ausnutzung. Völlig ausgemerzt wurde der Satz: „Religion ist Privatsache.“

Und doch empfindet man nirgends stärker als hier die bewußte Absicht, den sozialistischen Betätigungskreis zu verbreitern. Dr. Nölting hat das in der Schlussfizierung offen ausgesprochen: „Mit nüchternem Wirklichkeitsfönn prüfen wir um uns den politischen Raum. Die kapitalistische Basis wird immer enger. Es entstehen neue Schichten, an die wir heran müssen. Die alte Formel: Hier Proletarier, hier Bourgeois ist zu primitiv geworden. Wir müssen die neuen Schichten der Beamten, Angestellten, Kleinbauern, des neuen und des lange nicht überwundenen alten Mittelstandes für uns gewinnen, wenn nicht unsere Demokratie versanden soll. Wir können den westfälischen Bauern nicht sagen: wir schaffen den lieben Gott ab und sozialisieren dein Land. Damit gewinnen wir nicht einen Bauern. Diesen Bauern, der nicht leicht zu illusionieren ist, gewinnen wir nur mit nüchterner, auf seinen politischen Instinkt eingehender Gegenwartsarbeit. Darum begrüße ich es, daß unser neues Programm neben den grundsätzlichen Dingen, die Ewigkeitswert haben, auch ein Aktionsprogramm für die Gegenwart enthält.“ Das Beispiel vom westfälischen Bauern beleuchtet blickartig die Situation. Man merkt daran, wie sehr die revisionistischen Taktiker sich gegenüber den immerhin ehrlicheren Draufgängern des linken Flügels durchgesetzt haben, ohne daß sie auch nur ein Haar breit ihres letzten Willens preisgegeben hätten. Denn die Verachtung der Religion wird in der „Kultur und Schulpolitik“ bis zur Verneinung des Lebensrechtes jeder religiösen Betätigung gesteigert. Die öffentlichen Einrichtungen für Erziehung, Schulung, Bildung und Forschung sind weltlich. Jede öffentlich-rechtliche Einflußnahme von Kirche, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften auf diese Einrichtungen ist zu bekämpfen. Trennung von Staat und Kirche, Trennung von Schule und Kirche, weltliche Volks-, Berufs- und Hochschulen. Keine Aufwendung aus öffentlichen Mitteln für kirchliche und religiöse Zwecke. Dieses ist aber vom christlichen Standpunkte aus ganz verwerflich.

Frau und Kirche.

Zu diesem Thema bringt die „Frauenstimme“ (Beilage zum „Vorwärts“, dem Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei) in ihrer Nummer vom 3. September 1925 Ausführungen, die einen interessanten Beitrag zu dem Kapitel: Sozialdemokratie und Religion bilden.

In diesen Ausführungen wird ersucht, einen Gegensatz zwischen Religion und Kirche zu konstruieren, um sodann um so besser über die letztere herfallen zu können. Wir geben nachstehend die Ausführungen wieder:

„Sind nun Religion und Kirche miteinander identisch?“ Im Gegenteil. Ich möchte behaupten, die Kirche, gleich welcher Färbung sie sei, ist eine Gegnerin jeder Religion und jeder Religiosität. Weder der Formelkram der Kirche noch

ihre Predigten, noch auch ihre Wohltätigkeit haben irgend etwas mit Religion zu tun. Sie dienen vielmehr als Mittel zur Erringung der Macht über die einzelnen Menschen und die Gesellschaft.

Macht euch das klar, ihr Frauen, die ihr so an der Kirche hängt. Aber noch mehr. Wen schützt die Kirche? Die Machthaber, die Reichen, denn sie lehrt: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, denn sie ist von „Gott selbst eingesetzt“. Sie verweist euch zum Trost dafür, daß ihr hier arm seid, auf die ewigen Himmelshallen, wo es euch nach eurem Tode besser gehen wird. Aber sie bekämpft eure Kämpfe um bessere Arbeitsbedingungen, um menschenwürdigeres Leben, um höhere Löhne als religionsfeindlich.

Die Kirche verhindert durch ihren Einfluß, daß eure Kinder, wenn sie begabt sind, vorwärts kommen. Sie hat zuerst die verschiedenartige Ausbildung von Armen und Reichen geschaffen, der Staat hat sie nur aus Zweckmäßigkeitsgründen beibehalten, weil es ihm so leichter wurde, das ungebildete Volk zu beherrschen. Die Kirche verlangt für eure Kinder aus diesem Grunde auch den Religionsunterricht. Nicht um ihnen die Segnungen einer wahren Religion zuteil werden zu lassen. Nicht um sie zu lehren: „Liebet eure Feinde“ und „ihr sollt nicht töten“, sondern um sie in Abhängigkeit und Gehorsam gegen die gottgewollte Obrigkeit, wie sie sich dieselbe denkt, zu erziehen und willenlose Werkzeuge aus ihnen zu machen.

Und ihr Frauen seid es, auf die sich die Kirche dabei stützt. Ihr seid es, die sich aus Gefühlsgründen gegen die Befreiung vom Religionsunterricht gegen den Austritt aus der Kirche wehren. Aus Gefühlsgründen — aber was sagt eure Vernunft dazu? Wollt ihr Kanonenfutter aus euren Kindern machen? Wollt ihr sie zu Knechtseelen oder zu freien Männern und Frauen erziehen?

Männer und Frauen, die im innersten Herzen religiös sind, betrachten es als selbstverständlich, dem Bedrängten zu helfen, und Menschen ohne Unterschied der Rasse und Nation zu lieben, den Krieg und die damit zusammenhängenden Kulturwidrigkeiten zu hassen und zu bekämpfen. Wollt ihr solche Menschen aus euren Kindern machen, dann müßt ihr sie zu Sozialisten erziehen.

Wollt ihr dies aber erreichen, ihr Frauen, dann bekämpft die Kirche, die Feindin der Arbeiterschaft, mit allen euren Kräften, tretet aus den Landeskirchen aus, nehmt eure Kinder vom Religionsunterricht fort und lehrt sie selbst die Lehren verstehen, die sie zu freien, klugen und guten Menschen machen sollen.“

Also die Kirche ist mit Religion nicht identisch, sogar Gegnerin jeder Religion. Und solchen Kohl glaubt man den Arbeiterfrauen noch verzapfen zu dürfen. Das ist ungefähr das gleiche, wie wenn wir behaupten wollten, daß die sozialdemokratische Partei mit den sozialdemokratischen Ideen und Lehren nicht identisch, sondern deren Gegnerin sei. Nein, mit einer solchen Verdrehung der Tatsachen vermag man keinen vernünftigen Menschen zu überzeugen. Die obigen Ausführungen bestätigen wieder einmal die Wahrheit von Bebels Ausspruch: Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser.

Offenes Bekenntnis zur christlichen Weltanschauung.

I.

Ehre sei Gott in der Höhe! Dieser Gedanke muß immer und überall zur Tat werden. Die christliche Religion will und muß überall Segen und Gnade ausgießen über die Völker und Staaten sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben.

Auf zur Arbeit! Auf zum Kampf „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“ Auf zum Kampf gegen Unglaube und Unzucht, gegen Alkoholismus, gegen Nacktkultur, gegen den Meuchelmord des kindlichen Lebens im Mutterleib, gegen die ekelhafte Lustfeuche in Literatur und Kunst, zur Rettung der katholischen Schule, zu einer gesunden und vernünftigen Erziehung der Jugend, für Diaspora und Missionen, für Volk und Vaterland!

Dieses „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste“, dieses Kraftwort und Machtwort, dieses Flammenwort nehmen wir mit in unsere Häuser und Gemeinden und in alle Lande. In diesem Heiltruf bleiben wir verbunden miteinander! Verbunden mit der Kirche, verbunden mit dem dreieinigen Gott und wir wollen jetzt alle mit lauter Stimme, aus einem Munde, aus einem Herzen und aus einer Seele rufen:

„Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfang, so jetzt und allezeit und in Ewigkeit. Amen.“

Die programmatisch republikanischen Parteien vertreten eine Staatsidee, die der Form und dem Inhalt nach mit der christlich-organischen Staatsauffassung, mit der von Katholiken zu vertretenden Staatsidee so gut wie keine Berührungspunkte gemein hat.

Von rechts lauert der Protestantismus evangelisch-bündlerischer Prägung, der Protestantismus politischer Vormachtstellung auf den Tag, da er dem Katholizismus seine Gleichberechtigung rauben, ihn an die Wand drücken kann. Von links lauert der Atheismus, der Religionshaß überhaupt, um im gegebenen Augenblick zum Schlage gegen das Christentum auszuholen.

Rechts ist das staatliche Schulmonopol mit Religionsunterricht als Anhängsel. Links das noch schärfere, bis in die Kinderschule reichende Staatsmonopol auf die Schule, aber hier als absolut religionslose Schule. In der Mitte die Ablehnung des staatlichen Schulmonopols, die Forderung der Unterrichtsfreiheit. Verfechtung der Elternrechte, Forderung der wahrhaft christlichen, der konfessionellen Schulen, Forderung, daß der Staat der Kirche und den Eltern das Recht eigener Schulen zubilligt.

Kirchenpolitisch: Rechts die Unterwerfung der Kirche unter den Staat, Erniedrigung der Kirche zur Magd des Staates. Links die absolute Trennung von Kirche und Staat, der absolut weltliche Staat. In der Mitte Staat und Kirche gleichberechtigt neben- und miteinander. Durchdringung des ganzen staatlichen Lebens mit wahrhaft christlichem Geiste; der christliche Staat.

Links restloser Staatssozialismus, ausmündend in Kommunismus. In der Mitte freies Spiel der Kräfte, aber gebunden an die christlichen Grundsätze, Solidarismus, organisch-ständische Gliederung. Christlicher Eigentumsbegriff.

Rechts Nationalismus gepaart mit Staatsomnipotenz. Links unnatürlicher, verwaschener Internationalismus. In der Mitte Ablehnung der Staatsomnipotenz, der restlosen Staatsouveränität auch nach außen. Friede und Versöhnung nach den Grundsätzen des Rechts und Gerechtigkeit.

Diese wenigen knappen, vielleicht schlagwortartigen Gegenüberstellungen dürften doch schon mit aller Deutlichkeit aufzeigen, daß der Kirche eine ganz besondere, aus der katholischen Weltanschauung wurzelnde Aufgabe innerhalb der Parteien zukommt.

Man sieht, wie unendlich viel der Katholizismus dem deutschen Volke zu geben hat, und welche heilige Pflichten daraus dem katholischen Christen gegenüber Volk und Vaterland, gegenüber der Kirche erwachsen. Das Parlament ist die Stätte des Ringens der Geister der Entscheidungen.

Rechts im parteipolitischen Leben wird alles nationalistisch, liberalistisch immerfort unterbaut, an die große liberale Idee erinnert. Links wird alles orientiert am Sozialismus, an der modernen Demokratie, an den Irrlehren der großen Französischen Revolution. „Es lebe der Liberalismus!“ „Es lebe der Sozialismus!“ sind die immer wiederkehrenden Rufe. In der Mitte aber wurde seit Jahren vermieden, die Orientierung von der katholischen Weltanschauung aus bei den verschiedensten Fragen laut und vernehmlich zu betonen. Ist der Katholizismus minder denn Liberalismus und Sozialismus? Traut man dem katholischen Gedanken nicht die große Stoßkraft zu?

Gerade in der heutigen Zeit des überspannten Parlamentarismus wäre mehr denn je notwendig, daß dem Volke im politischen Leben auch allüberall katholische Wegweiser, katholische Richtlinien und Orientierungstafeln gegeben werden für das politische Leben.

Deshalb muß jeder Christ im privaten wie im öffentlichen Leben an katholischen Grundsätzen und Lehren festhalten und an deren Verwirklichung auf allen Gebieten eifrig mitarbeiten trotz der immer wieder entgegenstehenden Hindernisse. Dieses ist unbedingt notwendig zum zeitlichen und ewigen Wohle der Menschheit.

II.

Seitdem das preußisch-bismarcksche Reich im Siegesmut den Religionsfrieden gebrochen hat, ist das katholische Volksdrittel bezüglich seiner religiösen Freiheit von dem guten oder schlechten Willen der protestantischen Mehrheit abhängig. Seit dem Westfälischen Frieden von 1648, teilweise bereits seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 galt der Grundsatz, daß auf den Reichstagen in Glaubenssachen keine Überstimmung, also kein Zwang durch Mehrheitsbeschluß stattfinden dürfe. Der Deutsche Bund führte das weiter: Die deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 (Art. 7) bestimmte zunächst: die Verschiedenheit der Konfession dürfe keinen Unterschied hinsichtlich der bürgerlichen und politischen Rechte bilden; dann untersagte er

auch die Majorisierung, d. h. Vergewaltigung des einen oder anderen Teils in Religionsfachen. Die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 erklären ebenfalls, es dürfe in Religionsangelegenheiten kein Beschluß durch Stimmenmehrheit stattfinden.

Als aber der Protestantismus durch Hinausdrängen Österreichs aus dem Deutschen Bund 1866 und durch die Gründung des neuen Kaisertums 1871 die Mehrheit erlangt hatte, brachen seine Politiker diesen Religionsfrieden und verlangten, daß die Katholiken sich den Religionsgesetzen unterwerfen müßten, welche die Regierung vorgelegt und welche die Volksvertretung — Abgeordnetenhaus oder Reichstag — mit Mehrheit beschlossen hätten. Das bedeutete die Unterwerfung der katholischen Minderheit unter den Willen der protestantischen Mehrheit. Die Katholiken weigerten sich und damit begann der sog. Kulturkampf. Jene Gesetze wollten zunächst die katholischen jungen Theologen zwingen, an den staatlichen Hochschulen zu studieren: dort wären sie mit dem modernen Geiste des Unglaubens erfüllt worden, und so hoffte man, sie allmählich zum Abfall vom Papsttum veranlassen und durch sie dann das katholische Volk in eine romfreie deutsche Nationalkirche zu bringen. An der Standhaftigkeit von Klerus und Volk scheiterte der Plan. Alle Polizeischikanen, alle Geld- und Gefängnisstrafen, selbst das Brotkorbgesetz versagte an diesem Widerstand und so gab Bismarck 1886 den Kampf zunächst auf. Nun entstand der Evangelische Bund, um den Kampf, gestützt auf das ganze protestantische Volk, weiterzuführen. Der ganze Protestantismus, vom demokratischen Freisinn über die vornehmen Nationalliberalen bis zu den Konservativen und ihrer „Kreuzzeitung“, jedes in seiner Art, machte den Kampf mit; es war eine ungeheure Front von gewaltiger Angriffskraft. Das Ergebnis ist bekannt: der Kulturkampf hat dem Katholizismus gar manchen Schaden gebracht, drang aber nicht in das Innere, der Protestantismus aber verlor weithin seinen ganzen christlich-übernatürlichen Inhalt. Der Geist des Umsturzes breitete sich mächtig aus, weil der Kampf gegen den Katholizismus stets auch die Grundlagen von Gesellschaft, Staat und Königtum untergräbt. Je mehr aber die Sozialdemokratie ihre Millionen Anhänger zum Umsturz vorbereitete, desto heftiger tobte in der Presse und in den Parlamenten der Kampf gegen den Katholizismus unter Führung der Nationalliberalen und des Evangelischen Bundes. Die Unduldsamkeit der protestantischen Mehrheit zeigte sich besonders in Sachsen, Thüringen, Mecklenburg und Braunschweig, wo mit Hilfe der staatlichen Gesetzgebung den Katholiken eine geordnete Seelsorge mit Religionsunterricht und Schule so gut wie unmöglich gemacht wurde, damit sie aussterben sollten, eine Wirkung, die auch vielfach eintrat. Vergebens suchte der Toleranzantrag des Zentrums von 1899 den dortigen Katholiken die Freiheit zu geben. Anfangs waren auch manche protestantische Abgeordnete über die Unduldsamkeit ihrer Glaubensgenossen in jenen Staaten erstaunt, zuletzt stimmten aber nur noch die Sozialdemokraten für den Antrag, nachdem der Evangelische Bund jeden Abgeordneten, der dafür gestimmt hatte, mit dem Verlußt seines Reichstagsitzes bedroht hatte.

Im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege entstand der Großblock, 1905 in

Baden, dann rasch auch in Bayern und Elsaß-Lothringen, in den andern Ländern, von den Sympathien des Liberalismus begleitet. Unter Zustimmung der Regierungen vereinigten sich in jenen Staaten die Liberalen mit den Sozialdemokraten bei den öffentlichen Wahlen zum gemeinsamen Sieg über das Zentrum mit dem Schlagworte „Lieber Rot als Schwarz“ — im Namen der gemeinsamen Weltanschauung, wie den Wählern erklärt wurde. In diesem Schlagwort lag der Gedanke, daß der Thron, daß die gesamte politische und soziale Ordnung, die von der Sozialdemokratie aufs schärfste bekämpft wurden, nicht so wichtig seien wie der Vernichtungskampf gegen den Ultramontanismus, d. h. die katholische Kirche und das Papsttum.

Beim Wiederaufbau des neuen Reiches in Weimar fanden sich die bürgerliche Demokratie und die Sozialisten zusammen in dem Gedanken der Trennung von Staat und Kirche. Die Freiheit der Religionsübung wurde gewährleistet und den Religionsgesellschaften zugleich die Rechtspersönlichkeit zuerkannt. Damit war die Staatskirche beseitigt, die alte Unduldsamkeit, die vom protestantischen Staat unterstützt wurde, hatte keinen Rechtsboden mehr. Obwohl die gänzliche Trennung von Staat und Kirche dem katholischen Ideal nicht entspricht, hat die Zentrumsparthei diese Verfassungsbestimmungen angenommen, weil sie die Erfüllung ihres fünfzigjährigen Kampfzieles, die Religionsfreiheit, brachten. Sie stimmte daher der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 zu, während die Nationalliberalen und Konservativen, jetzt Deutsche Volkspartei und Deutschnationale Volkspartei genannt, dagegen stimmten. Sie wollten sich überhaupt nicht auf den Boden der neuen Verhältnisse stellen, haben aber auch im Verlauf der letzten sechs Jahre noch nicht ernstlich bekundet, daß sie die Religionsfreiheit der Katholiken vorbehaltlos annehmen. Zwar haben wir in den ersten Jahren nach der Weimarer Verfassung einen scheinbaren Religionsfrieden in Deutschland gehabt, Presse und Parlamente, die seit 1866 von derartigen Kämpfen widerhallten, waren ruhig, aber es war eine Täuschung. Allmählich erhob die Heze wieder ihr Haupt, der Evangelische Bund, der nach dem Sturze des Kaiserreichs und der Staatskirche wie in schreckhafter Erstarrung sich befand, begann seine Arbeit von neuem. Der deutsche Protestantismus kann sich immer noch nicht entschließen, dem Beispiele Englands, Nordamerikas, Dänemarks und Hollands zu folgen, die, obwohl protestantische Staaten, doch den Katholiken längst die volle Religionsfreiheit und die volle Gleichberechtigung gegeben haben. Die Katholiken fürchten dort nicht, daß ihnen diese beiden Rechte wieder genommen werden. Jene vier Staaten haben dadurch nicht nur sich selbst einen großen Vorteil zugebracht, den inneren Frieden, der es ihnen ermöglicht, alle gesunden Kräfte der Nation unter dem Hauche der gleichen Freiheit in Einigkeit zusammenzufassen, sie haben auch die staatsverhaltenden, sozial ausgleichenden sittlichen Kräfte des Katholizismus in den Dienst des Gesamt Vaterlandes gestellt. Kein vernünftiger Mensch jammert dort über „außen nationale Einflüsse“ unter den Katholiken oder sieht gar im Papsttum eine feindliche Macht; die Jesuiten und alle anderen Orden sind in ihrer Wirksamkeit vollkommen ungestört, widmen sich der Seelsorge, haben große Unterrichtsanstalten,

die sehr besucht sind und niemand stößt sich daran. Nur der deutsche Protestantismus will nicht aus dem 16. und 17. Jahrhundert heraus! In England kehren jährlich rund 12000 Personen zur alten Kirche zurück und alles bleibt ruhig, auch wenn einmal eine besonders hervorragende Konversion stattfindet. Wenn aber die deutschen Katholiken von ihrem verfassungsmäßigen Rechte der freien Niederlassung und religiösen Betätigung in einer protestantischen Gegend Gebrauch machen, was der Protestantismus in den katholischen Gegenden schon seit einem Jahrhundert unbeanstandet tut, erhebt sich Lärm; „Rom“ wolle die Gegenreformation weiterführen und den Protestantismus erdroffeln!





Das Christentum und das moderne Wirtschaftsleben.

Eer religiöse Mensch, der gläubige Katholik, schaut nämlich die Welt und Menschheit als Gottes Schöpfung und Gottes Reich mit Gottes Auge. Er sieht, daß darin der Gottesgedanke einer schönen Ordnung von Wahrheit, Gutheit und Heiligkeit verwirklicht werden soll. Er weiß, daß der Mensch, der am Schöpfungsmorgen zum Beherrschen und Bebauen der Erde berufen wurde, mitwirken soll an dem Aufbau dieser schönen Ordnung, indem er ein Wirtschafts-, Staats- und Kulturvolk, dazu ein christliches Volk Gottes aufrichtet. Der religiöse Mensch trachtet deshalb danach, daß er gläubig Gottes Absichten, den Plan seiner Vorsehung erfäßt und bejaht, seinen heiligen Willen in Gottes- und Bruderliebe freudig erfüllt. Er glaubt, daß er damit Gottes Ehre und das zeitliche und ewige Glück der Menschen erfüllt. Sein Gewissen sagt ihm aber auch, daß, so oft der Mensch diese Gottesordnung mißachtet, er die Ordnung zerstört, die Pläne der Vatergüte Gottes verhindert, sich und die Menschheit ins Unglück bringt.

Wie weit müssen wir uns von Gottes Absichten entfernt haben, wenn heute das deutsche Wirtschaftsleben in Zwietracht und Haß gespalten ist, darob immer mehr verarmte! Denn vom deutschen Wirtschaftsvolke gilt das Wort des Heilandes: „Jedes Haus, das in sich uneins ist, muß zerstört werden.“

Welchen Sinn Gott der Verschiedenheit der Berufe und Stände, dem daraus folgenden Miteinander- und Füreinanderleben der Menschen in der großen deutschen Volksgemeinschaft gegeben hat, können wir am deutlichsten ersehen an der häuslichen Familie, die ein Wirtschaftsvolk im kleinen ist. Die Familie ist ihrem Wesen nach eine seelische Treue- und Liebesgemeinschaft, die durch das Sichverschenken der Herzen auf das höchste beglücken soll; und doch geht das Tagewerk von Vater, Mutter und helfenden Kindern zum größten Teil auf in der Sorge und Mühe um die Gewinnung des täglichen Brotes, um die Befriedigung der Bedürfnisse des Haushalts. So ist für uns an den Leib gebundenen Menschen die Hauswirtschaft das stärkste Mittel, um die Familie als

Treue- und Liebesgemeinschaft des Sorgens und Arbeitens füreinander täglich zu betätigen. Ihr schönstes Sinnbild ist der Familientisch, der immer wieder Eltern und Kinder vereint und ihnen zum Bewußtsein bringt, daß sie von Gott berufen sind, füreinander zu sorgen und zu arbeiten, dadurch in Treue und Liebe zu verwachsen, einander menschlich etwas zu werden. Darum hat auch Christus als höchstes Sinnbild der Gottes- und Christusfamilie den Familientisch des heiligen Abendmahles gewählt, an dem wir ihn als das Brot des Lebens empfangen.

Was aber der Familientisch, den Vater, Mutter und Kinder bestellen, in der Hauswirtschaft der Familie ist, das ist einem Volke der Volkswirtschaft der Volkswirtschaft, den die einzelnen Berufstätigen und Berufsstände bestellen. Denn der Beruf im Wirtschaftsleben verbindet am stärksten die nicht blutsverwandten Menschen eines Volkes, wenn sie seinen Sinn, das Dienen an den Volksgenossen aus Genossenschaftsgeist erfüllen; erst recht aber, wenn dieser naturwüchsige Genossenschaftsgeist verklärt und geheiligt ist von der Bruderliebe der Religion Christi. Eben deshalb spaltet und verfeindet aber auch nichts gewaltiger die Glieder eines Volkes, als der wirtschaftliche Interessengegensatz und Klassenhaß, weil darin diejenigen gegeneinander feindliche Stellung nehmen, die vom Schöpfer zur Lebensgemeinschaft der Treue und Liebe im sozialen Gewissen verbunden sind.

Dem christlich gläubigen deutschen Volke galt darum bis zum Einbruche der glaubenslosen Aufklärung jedes Dienstverhältnis von Wirtschaftsleitern und Wirtschaftsgesellschaft, jedes Leistungsverhältnis von Gütererzeugern und Güterverbrauchern, von Verkäufern und Käufern als ein Treueverhältnis, als eine Lebensgemeinschaft genossenschaftlichen Füreinandersorgens und Füreinanderarbeitens. Andererseits galt die Genossenschaft der Berufstätigen nicht, wie zumeist heute, als nackte Interessenorganisation, sondern als die Lebensgemeinschaft des Berufsstandes, der vor dem ganzen Volke seine Ehre hatte, weil er durch die Bildungs- und Willenszucht an seinen Mitgliedern die Erfüllung ihres Treuedienstes am Volke gewährleistete. Diesen überlieferten Berufs- und Genossenschaftsgeist wollten in unsern Tagen die von Adolf Kolping gegründeten Gesellenvereine im Handwerk, wollten die Bauernvereine im Bauernstande wecken und pflegen. Dazu sollten die von Franz Hitze gegründeten Arbeitervereine ihre Mitglieder erstmals bilden und erziehen. Als Volksgemeinschaftsgeist will diesen Genossenschaftsgeist der Volksverein in allen Berufsständen in Stadt und Land wecken und pflegen, dadurch die Glieder aller Stände wiederum vertraut machen mit den vielfältigen Lebensgemeinschaften des Volkes, in die sie der Schöpfer hineingeboren werden ließ, in denen sie täglich tätig sein sollen.

Der Geist des Kapitalismus brachte die Lehre auf, jedes Arbeits-, Dienst- und Handelsverhältnis sei nur ein Geschäftsvertrag über Leistung und Gegenleistung, der frei sei von allen Lebensgemeinschaftsverpflichtungen für Unternehmer und Arbeiter, für Verkäufer und Käufer. Beide seien mit der Arbeitsleistung oder Lieferung der Waren einerseits, der Barzahlung des bedungenen Lohnes oder Preises andererseits miteinander quitt, von allen mensch-

lichen Verpflichtungen gegeneinander abgelöst. Das bedeutete die roheste Vergewaltigung der dem Menschen vom Schöpfer eingepflanzten Lebensgemeinschaftsgefühle, die sich nunmehr im Klassenkampf des Sozialismus aufbäumten; das brachte weiterhin den rücksichtslosen, verbitternden Interessenkampf, der unter den Nichtsozialisten das Volksgemeinschaftsleben immer mehr spaltet, verfeindet, beunruhigt und lähmt. So hat das deutsche Volk es seit der sozialen Revolution mit der Zerrüttung, Lähmung und Verarmung der Volkswirtschaft teuer bezahlen müssen, daß es den deutschen Genossenschaftsgeist als Berufsgeist und Volksgemeinschaftsgeist, dazu die Bruderliebe der Religion Christi als die höchste gemeinschaftsbildende Kraft mißachtete und aus dem Wirtschaftsleben ausschaltete.

Die katholische Kirche hat dagegen zu allen Zeiten den von Gott geheiligten Charakter jeder, auch der geringsten Arbeit in der Volkswirtschaft als Beruf hochgehalten. Sie hat die Berufsstände gepflegt als die Lebensgemeinschaften der Berufstätigen, denen die Pflege ihrer Standesehre und ihres Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber der Volksgemeinschaft obliegt. Sie hat den Berufsständen einen Ehrenplatz im Gotteshause, in den kirchlichen Umzügen, im Pfarrgemeindegewähr, ihnen Schutzheilige und Altäre gegeben. Im Beichtspiegel hält die Kirche jeden Berufstätigen zur Erforschung seines Gewissens darüber an, wie er seine Berufs- und Standespflichten im Dienste der Volksgemeinschaft erfüllt hat. In der neuern Zeit hat die katholische Kirche die vielfältigen katholischen Standesvereine zur Pflege der standesbildenden Kräfte und der Standeskultur gegründet. Vor allem hat sie getreu dem Worte des Herrn: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“, den Geist des Kapitalismus als bloße mammonistische Gewinnsucht, die keine Rücksicht auf Menschenglück nimmt, zuerst und am nachdrücklichsten bekämpft. Sie hat schon vor Jahrzehnten vorausgesagt, daß die Volkswirtschaft, das Wirtschafts- und Staatsvolk an der Entfesselung des Klassen- und Interessenkampfes zugrunde zu gehen droht. Sie hat dabei warnend an das Wort des Heilandes erinnert: „Was Gott (zu Treue und Liebe) verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Wollen wir darum als Söhne unserer katholischen Kirche mitwirken an der Wiederaufrichtung und seelischen Erneuerung unseres zerrütteten und verarmten deutschen Wirtschaftsvolkes, so müssen wir zuerst in uns selbst, dann aber auch in den einzelnen Berufsständen ausrotten den widergöttlichen, unchristlichen Mammongeist, der als Geist des Kapitalismus nach rücksichtslosem Gewinnmachen auf Kosten der eignen Volksgenossen trachtet und die Volksgemeinschaft zerstört. Diesen Kampf gegen alle Schleichwege des Mammonismus in uns selbst und in den Interessengruppen werden wir am sichersten und kräftigsten führen, wenn wir dagegen in uns selbst und unter den einzelnen Berufsgruppen wecken und pflegen den Berufsgeist, der alle Arbeit in der Volkswirtschaft als Dienst an den Volksgenossen leistet. Vollauf pflegen können diesen Berufsgeist nur christliche Berufsstände, zu denen wir die heutigen Interessenorganisationen umwandeln müssen. Als Kraftwurzeln des Berufsgeistes und des Berufsstandes müssen uns gelten der deutsche Genossenschaftsgeist und die Bruderliebe der Religion Christi, welche letztere vom Heiland als das zweithöchste Gesetz

in der Christenheit erklärt ist. Erst dann schaut jeder einzelne von uns seine Arbeit in der deutschen Volkswirtschaft mit dem Auge Gottes, verwirklicht er den darin lebenden Gottesgedanken; erst dann ist er in seinem Wirtschaftsleben ein wahrer Christ und ein Katholik der Tat.

Was soll uns dazu helfen?

Allsonntäglich wollen wir im Gotteshause, wo wir uns als Familie der Kinder Gottes versammeln, unsere wirtschaftliche Berufsarbeit Gott weihen, indem wir ihr die gute Meinung geben, in ihr nach Gottes Absicht und Willen unsern Brüdern und Schwestern zu dienen mit einer Treue und Liebe, die ähnlich jener ist, mit der wir in der Hauswirtschaft unserer Familie jede Arbeit aus Wohlwollen und Hilfsbereitschaft gegeneinander zu verrichten gewohnt sind.

Täglich wollen wir unsere Berufsarbeit heiligen, indem wir sie nicht wie murrende Knechte als eine Last auf uns nehmen, sondern in der „Freiheit der Kinder Gottes“ sie als Gelegenheit schätzen, allen denen menschlich etwas zu sein, denen unsere Arbeit frommt; also zunächst unserer Familie, dann allen Volksgenossen, denen sie Sorgen abnimmt, das Leben erleichtert und Freude bereitet.

Unser Standesberuf soll uns als Ruf Gottes heilig, lieb und wert sein, eine Lebensaufgabe, ein sittlicher Lebensinhalt, als ein Vertrauensamt in der deutschen und christlichen Volksfamilie. Dann erwächst aus ihm auch echte Berufsfreude. Dann hat er auch seine Ehre vor der Volksgemeinschaft. Nicht aber soll er uns herabsinken zur bloßen Gelegenheit des Geldverdienens, des gewinnbringenden Geschäftes.

Wir wollen die Ehre unseres Berufsstandes heilig halten durch die treue Erfüllung seiner Pflichten als eines Gliedes unserer Volksfamilie. In unsern Standes- und Berufsvereinen wollen wir christliches Standesbewußtsein und Pflichtbewußtsein, christliche Standesehre pflegen. Dann werden wir keine Mammonsdiener.

Mit den andern Berufsständen in der Volksgemeinschaft wollen wir uns über Leistung und Gegenleistung, über die Vertretung der eignen Interessen auseinandersetzen als solche, die Kinder des einen unzertrennlichen deutschen Volkes sind, als deutsche Brüder, dazu als Brüder in Christus, als Kinder des einen Vaters im Himmel. Dann streiten wir uns nicht im Interessen- und Klassenkampfe, sondern wir suchen ehrliche Verständigung und aufrichtiges Vertrauen. Dann sind wir darin einander das gute Vorbild der Verständigung und des Vertrauens, gewinnen langsam dafür die Widerstrebenden nach dem Worte Christi: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und den Vater loben, der im Himmel ist.“

Die Kraft dazu wollen wir schöpfen aus den beiden großen Lebenskräften Glaube und Liebe Gottes, die Gott als Gaben der Natur und der Gnade in unsere Seele gepflanzt hat, die wir aber ehrfürchtig heilig halten, zu denen wir ständig eine Andacht pflegen müssen: Gott und Jesus Christus, der Held der ganzen Welt sowie die Bruderliebe der Religion Christi als der Familiengeist der Kinder Gottes und der Jünger Christi. Er hat bei seinem Abschiede gesagt: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebet.“

Der heilige Joseph unser Vorbild.

Wer ist auf dieser Welt gewesen
 Der glücklichste, der reichste Mann?
 Das kann man ohne Worte lesen,
 Schaut nur Sankt Josephs Bild mal an.
 Der Himmel strahlt aus diesen Zügen,
 Dem Höchsten dient sein Arm als Thron,
 Er hat das seligste Genügen,
 Hält Gott, den Herrn, und heißt Ihn Sohn!

Und dennoch war vor Menschenblicken
 Er nur ein armer Zimmermann,
 Und mußte sich in vieles schicken,
 Bis er des Tages Brot gewann
 Für seinen Sohn, den göttlich hehren,
 Für seine Braut, die Jungfrau rein,
 Nur ihnen will zu Lieb' und Ehren
 Er seines Lebens Arbeit weihn!

So ist er arm an Erdengaben,
 Doch reich, wie keiner es je war
 Und keiner wird, denn Gott zu haben
 Ist Glück, wie kein's so wunderbar.
 Und dieses Glück ist grad der Armen,
 Der Kleinen und Geringen Theil,
 Sie schau'n schon hier des Herrn Erbarmen,
 Und einst gewiß des Himmels Heil.

Nicht wohnt das Glück auf Fürstenthronen,
 Nein, nur in eines Frommen Brust,
 Die Reinheit nur wird Gott belohnen
 Mit seiner Liebe Himmelslust.
 Gerechter aber, herzensreiner
 Als Joseph war kein Mann der Welt,
 Und darum glücklich auch wie keiner,
 Er, der den Herrn am Herzen hält.

(E. Wöhler.)



Die österreichischen Bischöfe im Jahre 1925 über die sozialen Fragen der Gegenwart.

Eine Sonderausgabe des Wiener Diözesanblattes veröffentlichte eine gemeinsame Kundgebung der Bischöfe Österreichs, „Lehren und Weisungen über die sozialen Fragen der Gegenwart“ im Dezember 1925.

Die Kundgebung hat folgenden Wortlaut: Die neue Zeit, die Zeit der vielen Erfindungen auf allen Gebieten der Technik, die Zeit des ungeheuren Aufschwunges der Industrie, des Handels und des Verkehrs schien einen großen Fortschritt der Volkswirtschaft, einen neuen Völkerfrühling zu ermöglichen. Aber diese Hoffnungen sind stark getrübt worden, weil dieselbe Zeit von vielen Übeln erfüllt ist. Papst Pius XI. entwirft in seiner Friedensenzzyklika ein düsteres Bild dieser Übel. Nachdem er von den auswärtigen Feindseligkeiten der Völker und den bitteren Folgen des Weltkrieges gesprochen, bemerkt er: „Hierzu gesellen sich innere Streitigkeiten, durch welche der Bestand der Staaten und die ganze bürgerliche Gesellschaft gefährdet werden; an die erste Stelle muß man den Klassenkampf setzen, welcher wie ein tödliches Geschwür am Herzen der Völker sich eingefressen hat und Arbeit, Handwerk und Handel, ja alle Elemente der privaten und öffentlichen Wohlfahrt verwundet. Was diese Gebrechen noch weit gefährlicher macht, ist die wachsende Gier nach äußeren Gütern auf der einen Seite und auf der anderen das zähe Festhalten am Besitz und die beiden Teilen gemeinsame Habsucht und Herrschsucht. Daraus entspringen oft bald freiwillige, bald aufgezwungene Arbeitseinstellungen, Volksaufstände und staatliche Zwangsmaßnahmen zur großen allgemeinen Belästigung und Benachteiligung . . . Dies ist um so verhängnisvoller, je mehr das Volk wie bei den gegenwärtigen Staatsformen am Staatsleben Anteil hat. — Das Übel ist bis tief in die Wurzel der menschlichen Gesellschaft, zum Familienleben hinabgedrungen und hat auf viele Art die Verwilderung der Sitten großgezogen. — Bei den Menschen jeglichen Alters und jeglicher Stellung pflegt eine Unruhe des Geistes, Unzufriedenheit und Unverträglichkeit vorzuherrschen. Auch hat ein großer Widerwille gegen den Gehorsam, eine große Abneigung gegen die Arbeit eingerissen. So sieht man statt Vertrauen und Sicherheit überstürzte Sorge und aufgeregte Furcht, statt Unternehmungslust und Arbeit Untätigkeit und Nichtstuerie, statt ruhiger Ordnung, die den Frieden einschließt, Verwirrung und Ratlosigkeit in allen Dingen. Die Unternehmungen der bürgerlichen Betriebsamkeit liegen darnieder, der Handel zwischen den Völkern erschlapft, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen erlahmen. — Die menschliche Gesellschaft scheint auf dem Rückschritt zur barbarischen Verwilderung begriffen.“ Dieses Bild des Verderbens drängt förmlich, nach den Ursachen zu forschen. Der Papst verweist auf das Wort des Herrn: „Alle diese Übel gehen aus dem Innern des Menschen hervor“ (Mark. 7, 23). Aus der Begierde nach Wollust, aus der Begierlichkeit, der Habsucht, aus dem Stolz der Menschen. Die Haupt-

ursache von all dem aber ist nach den Worten des Papstes, daß „die Menschen Gott und den Heiland Jesus Christus verlassen haben“. Deshalb sind sie aus dem Zustande des früheren Glückes in dieses Gewirr von Übeln hineingeraten und aus diesem Grunde schlägt zumeist fehl, was immer sie in Angriff nahmen, um die Schäden zu heilen, und zu erhalten, was aus dem großen Umsturz noch übrig geblieben ist.

Darauf gründet nun der Papst die Aufmunterung zur „katholischen Aktion“, das heißt zu dem gemeinsamen und eifrigen Bemühen der Katholiken, das Reich Gottes auszubreiten und den Frieden Christi in diesem Reiche herstellen zu helfen. Der Papst meint „den großen Kampf für Altar und Herd, der auf vielen Gebieten zu führen ist“. „Die katholische Kirche kann und muß“, sagt der Papst, „große Kräfte zur Herstellung des Friedens in weltlichen Verhältnissen darbieten.“

Dieser Mahnung des Papstes Pius IX. folgend, sprechen wir Bischöfe Österreichs von sozialen Fragen der Gegenwart; am besondern von der einen großen, alles beherrschenden Aufgabe, die Gesellschaft der Gegenwart in Christo zu erneuern.

Wir warnen vor der ungemessenen, ungehemmten Sucht nach Reichtum und Macht, vor wirtschaftlichem Liberalismus und mammonistischem Kapitalismus, deren Verderben die jetzige Zeit mehr denn eine frühere christliche Zeit erlebt.

Wir warnen vor dem Sozialismus in seinen vielgestaltigen Auswirkungen, auf dessen Verwerflichkeit schon Leo XIII. hingewiesen hat.

Auf seinen Lehren wie auf einer sicheren Grundlage weiter bauend, gibt der jetzige Heilige Vater seine Weisungen. Wir rufen endlich Lehren des Christentums in Erinnerung, welche für die Ordnung der jetzigen Verhältnisse von unbestreitbarer Notwendigkeit sind.

Wir reden von all dem mit inniger Liebe zur Arbeiterwelt, deren Schicksal hiemit auf das engste verknüpft ist. Zugleich in banger Sorge um das Wohl der ganzen Gesellschaft, das so sehr gefährdet ist (durch Unglaube und Sittenlosigkeit).

Die Bischöfe Österreichs über Arbeit und Eigentum.

Die heutige Zeit muß an dem Gedanken Gott genesen. Die Kirche Christi verkündet hierfür die Lehren der göttlichen Offenbarung. Sie verkündet:

1. Würde und Pflicht der Arbeit, Pflichten und Rechte der Arbeiter.

Vor dem Sündenfall war die Arbeit reine Lust und Freude. Nach dem Sündenfall ist sie Mühe und Plage, deshalb ein Mittel der Buße und Genugtuung, ein Mittel der sittlichen Läuterung, aber auch Mittel der inneren Veredlung. In ihr kommen die körperlichen, die geistigen, die sittlichen Eigenschaften und Kräfte des Menschen zur Geltung und zur Entfaltung. Im Christen-

tum wird sie durch höhere Auffassung noch mehr geadelt und erleichtert. Das Christentum verkündet den sittlichen Wert der Arbeit und erhöht ihn, Müßiggang wird als Anfang alles Bösen verurteilt. Arbeit ist auch wirtschaftliche Notwendigkeit. Je mehr Menschen sich der Berufsarbeit entziehen, desto mühevoller wird sie für die anderen. Wer in der Gesellschaft lebt und von der Gesellschaft Nutzen zieht, muß auf irgendeine Weise ihr nützlich sein, eine Lebensarbeit leisten, welche ihr zugute kommt, sei es körperliche, sei es geistige, wie auch die geistliche Arbeit am Heil der Seelen. Deshalb hat die Berufsarbeit gesellschaftlichen Wert. Das Christentum mahnt jeden, für seinen eigenen Lebensunterhalt besorgt zu sein, andern so wenig als möglich zur Last zu fallen, dafür andern zu nützen trachten. Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Es wird davor gewarnt, Unrecht zu verüben und andere zu übervorteilen (1. Kor. 6, 8). „Wer gestohlen hat,“ mahnt der Apostel (Eph. 4, 28), „stehle nicht mehr, sondern erwerbe sich durch die Arbeit seiner Hände sein Gut, damit er auch dem Bedürftigen mitteilen könne.“ Das Christentum fordert ehrliche, aber auch gewissenhafte Arbeit und weckt die Freude daran, durch die Lehre von Verdiensten und durch den Hinweis auf das Beispiel Christi. „Wir Starken“, sagt der Bölkerapostel, „sollen die Schwachheiten der Nichtstarken tragen und nicht selbst uns zu Gefallen leben.“ Nach christlicher Auffassung ist solche Arbeit ein heiliger Beruf und eine sittliche Verpflichtung.

Das aber begründet die

Rechte des Arbeiters

— aller Arbeiter, all derer, die nur ihre Arbeitskraft, geistige und körperliche haben, um sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Die Großindustrie hat das Heer der Lohnarbeiter vervielfältigt. Der Schutz ihrer Rechte tritt derzeit in den Vordergrund aller wirtschaftlichen Fragen. Ihre Lebensstellung muß eine Sicherung erfahren. Der Lohnarbeiter hat Rechtsanspruch auf jenen Lohn, der einerseits dem Erfolg und der Bedeutung der Arbeit entspricht, denn es ist unnatürlich, alle Arbeit gleich zu bewerten, andererseits eine standesgemäße Lebensführung wie auch die Gründung und Erhaltung einer Familie ermöglicht, denn nur das kann dem sittlichen Wert der Arbeit als einer sittlichen Tat eines sittlichen Menschen entsprechen. Ebenso muß auch für die Tage der Krankheit und des Alters gesorgt werden. Der Arbeiter soll die Möglichkeit der Arbeit haben, soll bürgerliche Rechte und Ehren genießen, wie sie der Würde der Arbeit in der christlichen Gesellschaft entsprechen.

Wie spricht die Heilige Schrift von der

Lohnfrage?

Sie sieht im Lohn das rechtmäßige Mittel zur Deckung der Lebenskosten. Wir lesen im Alten Testamente: „Du sollst dem dürftigen und armen Bruder seinen Lohn nicht versagen, denn er erhält damit sein Leben, damit er nicht wider dich zu dem Herrn rufe und es dir zur Sünde gerechnet werde“ (5. Mos. 24, 14). „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert“ (Luk. 10, 7). Das Christentum lehrt

2. Das Recht auf Eigentum und die Pflichten der Besitzenden.

Der Mensch hat die Pflicht zur Arbeit. Er hat auch die Pflicht, für seine Angehörigen zu sorgen und den Armen zu helfen. Das kann er aber nicht tun, wenn er nicht den gebührenden Ertrag der Arbeit nach eigenem Ermessen für sich und die Seinigen verwenden darf. Darauf gründet sich das

Recht auf Privateigentum,

zunächst auf jenes, das sich aus dem Erträgnis der Arbeit bildet; auch das Recht auf Privateigentum an Grund und Boden, der bearbeitet wird. Von diesem Rechte spricht das tiefinnerste Bewußtsein aller Menschen. — Das Privateigentum ist ein mächtiger Antrieb zur Arbeit. „Gib jemandem einen Felsen zum Eigentum“ — sagt ein russisches Sprichwort — „und er macht einen Garten daraus.“ Dieses Recht auf Privateigentum schützt das Christentum mit dem Gebote Gottes: „Du sollst nicht stehlen!“ und mit der Ankündigung, daß Diebe und Habsüchtige das Reich Gottes nicht besitzen werden (1. Kor. 6, 10). Aber das Christentum spricht nicht weniger von den

Pflichten des Eigentums

und auch darin stimmt es mit den Lehren der Volkswirtschaft überein, die sagen, daß Eigentum nur insoweit gerechtfertigt sei, als es seine wirtschaftliche Aufgabe erfüllt. „Teile von deinem Besitze dem Nächsten mit“ — mahnen schon die Apostolischen Konstitutionen — (VII, 12) „und nenne nichts dein unbeschränktes Eigentum, denn alles ist ein Geschenk Gottes, welches allen Menschen dienen soll.“ Wie könnte anders die Ernährung des ganzen Menschengeschlechtes sichergestellt werden als durch solche Pflichten des Eigentums an Grund und Boden?

Der Hl. Augustinus sagt (zu Ps. 142): „Fremdes Eigentum behältst du zurück, wenn du Überflüssiges zurückbehältst.“ Und der heilige Chrysostomus (Hom. 66 zu Matth. K. 4) verlangt immer wieder: „Daß sich der Reiche, daß sich der Besitzer nur als ein eifriger und guter Verwalter der von Gott ihm anvertrauten Güter ansehe und bewähre.“ Diese Auffassung und nur sie gleicht die Ungleichheit, die aus der Menschenwelt nie verschwinden wird, aus. „Arme und Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beide geschaffen“ — sagt die Heilige Schrift (Spr. 22, 2) und das wird immer so bleiben. Mit Recht warnt daher das Christentum vor den Gefahren des Reichtums.

Der Reichtum ist nicht schon selbst Sünde, aber er wird zum ungerechten Mammon, wenn er durch Übervorteilung anderer Menschen entsteht oder in Ungerechtigkeit sich betätigt.

„Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Rost und Motte sie verzehren, wo Diebe einbrechen und sie stehlen; sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motte sie verzehren und wo Diebe nicht einbrechen und sie stehlen“ (Matth. 6, 19). Das Wort ist wahr, auch wenn an Stelle von Rost und Motte die Geldentwertung tritt und der Diebstahl durch ungerechte Bankoperationen und Börsenmanöver ausgeübt wird.

3. Das Christentum verkündet die Würde des Christen und predigt heilige Gemeinschaft.

Der Mensch ist „ein Bild und Gleichnis Gottes“ (Gen. 1, 26) und berufen zur Kindschaft Gottes, bestimmt „ein Erbe Gottes und Miterbe Christi“ (Röm. 8, 17) zu sein. Er ist darum ausgestattet mit der Fähigkeit des Rechtes und der Würde der Persönlichkeit. Jeder Christ ist berechtigt, den allmächtigen, ewigen Gott Vater zu nennen. Bei Gott ist kein Unterschied zwischen der Seele des Fabrikarbeiters und der Seele des Fabrikherrn.

Das Christentum predigt desgleichen heilige Gemeinschaft. Das ist mehr als das, was gewöhnlich mit dem Worte „Brüderlichkeit“ gemeint wird, das ist eine viel innigere Gemeinschaft, als es im natürlichen Bereiche geben kann. Christus nennt sich selbst den Weinstock und die Gläubigen die Reibzweige (Joh. 15), die vom Weinstocke Saft und Leben erhalten und mit ihm leben. Solche Grundsätze bringen in das soziale Leben der Gegenwart Ordnung.

4. Das Gebot der Gerechtigkeit und Nächstenliebe.

Die Gerechtigkeit verpflichtet jeden Menschen, die Rechte aller anderen Menschen, und seien es welche immer, anzuerkennen und zu wahren. Jeder erkennt sein Recht auf das Leben, sein Recht auf Eigentum, sein Recht auf Ehre und guten Namen, sein Recht auf Arbeit, sein Recht auf Lohn, sein Recht auf Familienglück, sein Recht auf ungestörte Arbeitsfreude, sein Recht auf Ruhe und Friede und menschenwürdige Behandlung, sein Recht auf Schutz seiner Ehre. — Es braucht dazu einen Antrieb, und dieser Antrieb ist uns die Liebe. Um das wird jeder gefragt, darauf jeder geprüft, darüber jeder gerichtet. „Bleibet niemand etwas schuldig“, sagt der Apostel, „es sei denn die gegenseitige Liebe“. Diese läßt sich nicht abwägen und berechnen wie die Forderungen der Gerechtigkeit.

5. Das Christentum verkündet die ewige Seligkeit als Ziel des Menschenlebens und ordnet alles Zeitliche dem Ewigen unter.

Man hat geglaubt, der Arbeiterwelt eine Freudenbotschaft zu verkünden, als man ihr sagte: Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen! Aber nach der Last und Mühe dieses Erdenlebens verlangt die Seele jedes Arbeiters nach einem wahren und dauernden und beseligenden Glück. Das kann es nur in der Ewigkeit geben. Es ist traurig, wenn die Arbeiterwelt darum betrogen wird. Seit den vielen Enttäuschungen der letzten Jahre im Wirtschaftsleben der Völker geht ein Sehnen nach höherem Glück durch die Menschen. Die Welt von heute vermag wieder mehr Verständnis für das Wort des Herrn zu gewinnen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles übrige wird euch beigegeben werden“ (Matth. 6, 23). Alles übrige kommt an zweite Stelle. Und das ist der entscheidende Grundsatz der christlichen Wirtschaftslehre. In der christlichen Zeit des Mittelalters war die Wirtschaft auf Deckung des Bedarfes eingestellt. Das wollte man erwerben, was man zum Leben brauchte, um sich dann höheren Zielen zuwenden zu können. Damals hatte auch die Arbeiterwelt Zeit und Stimmung und Freude, das Sehnen der Seele nach ewigen Gütern zu erfüllen.

Geht das gesellschaftliche Leben den dargelegten Weg des Heiles, dann wird es zur Wahrheit und Wirklichkeit werden, was unser Heiliger Vater Pius IX.

vom Reiche Christi schreibt: „König ist Jesus Christus im Geiste der einzelnen Menschen durch seine Lehre, König ist er in den Herzen durch die Liebe, König in der ganzen Lebensführung durch Beobachtung seines Gesetzes und seines Beispiels. König ist er auch in der Familie, wenn sie, aufgebaut im Sakramente der christlichen Ehe, dasteht wie ein unentweihetes Heiligtum, wenn in ihr die elterliche Gewalt jene göttliche Vätergewalt zum Ausdruck bringt, von der sie Ursprung und Namen hat, wenn in ihr die Kinder dem gehorsamen Jesusknaben nacheifern und überhaupt die ganze Lebensweise, die Heiligkeit der Familie von Nazareth atmet. König ist endlich Jesus, der Herr, im Staate, wenn Gott die höchste Ehre zuerkannt wird, wenn von ihm Ursprung der obrigkeitlichen Gewalt und das Recht hergeleitet wird, damit den Befehlen nicht das Maß, der Gehorsamspflicht die Würde nicht fehle. König ist ferner Jesus der Herr in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn der Kirche jener würdevolle Rang zugewiesen wird, den ihr Stifter ihr verliehen, jene Würde einer vollkommenen Gesellschaft, einer Lehrerin und Führerin der übrigen; einer Gesellschaft, welche die Gewalten der anderen durchaus nicht schmälert — sind sie doch in ihren Ordnungen vollkommen —, sondern glücklich ergänzt wie die Gnade die Natur. So werden diese Gesellschaften den Menschen eine kräftige Hilfe sein zur Erreichung ihres höchsten Zieles, das die ewige Glückseligkeit ist, und schon dem diesseitigen sterblichen Leben werden sie um so sicherer reichliche Segnungen bieten.“

Christliche Politik und Staatsform.

Die Frage nach der Legitimität einer Staatsform und einer Regierungsgewalt beschäftigt mehr denn je die Gemüther in Deutschland und in Bayern. Hierbei wird recht oft die Bibel oder der Katechismus oder ganz allgemein die kirchliche Lehre als Beweis für eine Anschauung vorgebracht, die alles andere denn vernünftig ist. In dem Wirrwarr der Meinungen scheint es notwendig zu sein, einmal klare Begriffe zu schaffen. Daher soll hier die Grundlage geboten werden, auf der jeder Katholik aufbauen muß, der in der Frage Republik oder Monarchie, soweit die Frage der Legitimität in Frage kommt, mitreden will. Nicht für ein System zu werben, eine Bewegung zu fördern oder eine andere zu bekämpfen, ist der Zweck dieser Ausführungen, sondern lediglich eine grundsätzliche Darlegung der katholischen Lehre.

Diese Anschauung ist falsch. Leo XIII. sagt hierüber in einem Brief an die französischen Bischöfe vom 3. Mai 1892: „Man möge doch wohl bedenken, wenn die staatliche Gewalt auch immer von Gott ist, so folgt daraus nicht, daß die göttliche Verleihung immer und unmittelbar auch die Arten, wie diese Gewalt übertragen wird, oder die zufälligen Formen, in denen die Gewalt erscheint, oder die Personen, die ihre Träger sind, angeht. Die Verschiedenheit dieser Formen bei den verschiedenen Völkern zeigt unwiderleglich den menschlichen Charakter ihres Ursprungs. Ja noch mehr, es ist nicht möglich, daß die menschlichen Einrichtungen, mögen sie auch auf noch

so guter Rechtsgrundlage beruhen, und mögen sie auch aus noch so heilsamen Absichten eingeführt worden sein, damit nämlich durch sie das Gemeinschaftsleben einen möglichst festen Stand erhalte und einen möglichst kräftigen Aufschwung gewinne, für alle Zeit lebenskräftig bleiben, weil sie eben nur der kurzen und beschränkten Voraussicht menschlicher Weisheit ihren Ursprung verdanken."

Die Worte Leos XII. sind klar. Danach stammt zwar die Herrschergewalt von Gott. Aber göttliches Gesetz ist nur, daß eine Ordnung, eine Regierung bestehe. Der Fürst besitzt die von Gott gewollte Herrschaftsgewalt jedoch nicht kraft göttlichen, sondern kraft menschlichen Rechts. Ferner kann keine Verfassung Anspruch auf Unabänderlichkeit machen. Die legitimen Ansprüche der Fürsten auf ihre Throne können sogar erlöschen, ohne daß freiwillig Verzicht geleistet wird. Leo XIII. schreibt hierüber in dem oben genannten Briefe:

"In der Politik stellen sich mehr als sonst wo unvorhergesehene Änderungen ein. Gewaltige Monarchien, wie die alten morgenländischen Reiche und das römische Kaisertum stürzten zusammen oder zerstückelten sich; das eine Herrscherhaus löste das andere ab. Wie z. B. Kapetinger die Karolinger in Frankreich. An die Stelle bestimmter geltender Staatsformen traten andere, wofür unser Jahrhundert zahlreiche Beispiele aufweist. Diese Veränderungen sind keineswegs immer im Anfang geschmacklos, es hält sogar schwer, daß sie es seien, dennoch macht das „Kriterium“ des Gemeinwohls und der öffentlichen Ruhe die Anerkennung dieser neuen Regierungen zur Pflicht, die sich an Stelle der früheren, jetzt tatsächlich nicht mehr vorhandenen Regierungen, im wirklichen Besitzstand befinden. Auf diese Weise erscheinen die gewöhnlichen Regeln für die Weiterleitung der Gewalten einstweilen aufgehoben, und es kann sogar geschehen, daß sie mit der Zeit gänzlich abgeschafft werden. Wie es sich nun auch mit diesen außerordentlichen Umwandlungen im Leben der Völker verhalten mag, deren Gesetze zu berechnen, Gott allein zusteht, während die Menschen aus ihren Folgen den rechten Nutzen ziehen müssen, auf jeden Fall fordern Ehre und Gewissen eine aufrichtige Unterwerfung unter die eingerichteten Regierungen. Diese ist geboten im Namen jenes höchsten, unbestreitbaren und unveräußerlichen Rechtes, das da heißt: die Rücksicht des Gemeinwohls. In der That, wo bleiben Ehre und Gewissen, wenn es dem Bürger erlaubt wäre, die Wohltaten der öffentlichen Ruhe seinen persönlichen Ansichten und seinen Parteibestrebungen zu opfern?"

Leo XIII. schreibt in einem Rundschreiben vom 16. Februar 1892: „Wie gehen nun diese eben erwähnten politischen Veränderungen vor sich? Sie sind mitunter die Folge heftiger, sehr oft sogar blutiger Krisen, durch die die bisherigen Gewalten tatsächlich verschwinden; dann herrscht zunächst die Anarchie; bald ist die öffentliche Ordnung bis in die tiefsten Grundlagen erschüttert. Damit tritt eine gesellschaftliche Notwendigkeit gebieterisch an die Nation heran: sie muß ohne Verzug für sich selber sorgen; denn wie sollte sie nicht das Recht, ja mehr noch die Pflicht haben, sich zu schützen vor einem Stand der Dinge, der sie so tief erschüttert, und den öffentlichen

Frieden in der frühern Ruhe und Ordnung wieder herzustellen? Nun wohl, diese gesellschaftliche Notlage enthält die Rechtfertigung für die Schaffung und den Bestand neuer Regierungen, welche Form sie auch immer annehmen mögen; denn bei der Voraussetzung, von der wir ausgingen, sind diese neuen Regierungen unbedingt gefordert durch die öffentliche Ordnung, da ohne eine Regierung jede öffentliche Ordnung schlechtthin unmöglich ist. Daraus folgt, daß bei ähnlichen Ereignissen alle Neuheit sich beschränkt auf die politische Form der staatlichen Gewalten oder auch die Art ihrer Weiterleitung; dagegen berührt sie in gar keiner Weise die Gewalt in sich selbst betrachtet. Diese ist nach wie vor unveränderlich und heischt nach wie vor Achtung; denn sie ist ihrer Natur nach begründet und gefordert durch die Sorge für das Gemeinwohl, das als höchstes Ziel der menschlichen Gemeinschaft überhaupt erst ihren Ursprung gibt. Mit andern Worten: die staatliche Gewalt als solche ist unter jeder Voraussetzung und in jedem Fall von Gott: „denn es gibt überhaupt keine Gewalt als von Gott“ (Röm. 13. 1). Sobald darum die neuen Regierungen, die diese unwandelbare Gewalt vertreten, sich konstituiert haben, ist deren Anerkennung nicht nur erlaubt, sondern geboten, geboten nämlich durch die gebieterische Notwendigkeit des gesellschaftlichen Wohles, das sie geschaffen hat und erhält. Das gilt um so mehr, als die Erhebung gegen sie den Haß unter den Bürgern schürt, Bürgerkriege hervorruft und die Nation in das Chaos der Anarchie zurückwerfen kann. Und diese ernste Pflicht der Achtung und Unterwerfung muß fort dauern, solange die Bedürfnisse des Gemeinwohls sie erheischen; denn nach Gott ist das Gemeinwohl das erste und das letzte Gesetz in der Gemeinschaft.“

Man vergleiche mit diesen letzten Sätzen Leos XIII. wiederum das „Bayer. Vaterland“: „Wo keine rechtliche Überlieferung gegeben ist, gibt es überhaupt keine Autorität, zumal auf dem Revolutionsverbrechen der Fluch des Himmels so lange lastet, bis es gut gemacht ist.“

Daß diese Anschauung, die ohne rechtliche Überlieferung keine Autorität anerkennen will, der Lehre Leos XIII. widerspricht, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung mehr. Im übrigen sollte man mit dem Fluch des Himmels etwas vorsichtiger umgehen, darüber haben schließlich andere Instanzen zu entscheiden als das „Bayer. Vaterland“. Auch mit dem Satze, daß aus einem Verbrechen keine Autorität entstehe, sollte man etwas behutsamer sein. Schließlich gab es nämlich auch einige Königreiche, die ihre Entstehung, nicht einer legitimen Gewalt, sondern dem Verbrechen und der brutalen Macht verdanken, die durch die sogenannte Säkularisation, ein schöner Name für einen häßlichen Raub, sich mehr als ein Unrecht zuschulden kommen ließen.

Das „Bayer. Vaterland“ schreibt: „Der Redner Speck, der schon längst von einer echten bayerischen Maus aufgefressen gehört, sagte beim jüngsten Landesparteitag der Bayer. Volkspartei, daß eine Änderung nur auf verfassungsmäßigem Wege herbeigeführt werden darf. Und sein Freund Wohlmutth betonte gleich darauf am selben Tage, daß das für alle Zukunft nicht gelingen wird.“

Es sei eine Aufgabe des Volkes, selbst die Verfassung zu ändern. Das ist gewiß nicht der Standpunkt jenes Meisters, der da sagte: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“

Leo XIII. sagt in seinem Rundschreiben über die Staatsgewalt: „Es liegt kein Grund vor, weshalb die Kirche die Herrschaft eines einzelnen oder vieler verwerflich finden müßte, wenn diese Herrschaft selbst nur gerecht ist und auf das allgemeine Wohl abzielt. Vorausgesetzt, daß die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, ist es darum den Völkern unbenommen, jene Regierungsform bei sich einzuführen, die ihrer Eigenart oder den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren mehr entspricht.“ Speck und Wohlmut sind also im Recht. Leo XIII. versichert ja, daß das Volk das Recht habe, die Verfassungsart sich selbst zu schaffen. Darum ist es Aufgabe des Volkes, die Verfassungsänderung vorzunehmen, ist es Aufgabe des Volkes, die Monarchie wieder einzuführen und das Unrecht der Revolution wieder gutzumachen.

Aus allen Kundgebungen Leos XIII. geht unzweideutig hervor, daß das Gemeinwohl höher steht als das Fürstenrecht, daß das Bestehen einer Autorität schlechthin wichtiger ist als die Form der Autorität. Erfüllt man diese Pflicht, die Autorität zu stärken, indem man Tag für Tag die bestehende Regierungsgewalt als unrechtmäßig hinstellt? Entweder ist die Regierung Held rechtmäßig, also legitim, oder Held ist ein Usurpator! Entweder ist Hindenburg rechtmäßig Reichspräsident oder ein Usurpator! Es gibt immer nur eine rechtmäßige Regierungsgewalt.

Zusammenfassend ist also zu sagen: der Standpunkt der Führer der Bayer. Volkspartei ist gerechtfertigt. Die Bayer. Volkspartei hatte recht, als sie nach der Revolution sich an der Verfassungsarbeit beteiligte. Ministerpräsident Held ist kein Usurpator, er übt seine Regierungsgewalt völlig rechtmäßig aus. Die Bayerische Volkspartei ist im Recht, wenn sie jede gewaltsame Änderung der Verfassung ablehnt. Solche gewaltsamen Verfassungsänderungen würden heute einen Bürgerkrieg hervorrufen. Oberstes Gesetz aber ist es, dem Gesamtwohl zu dienen.

Abzulehnen aber ist, von den Staatsbürgern das Opfer der Überzeugung zu verlangen. Es ist nicht notwendig, daß man sich zur Republik bekennt, weil sie die bestehende Staatsform ist. Die Katholiken haben vielmehr das Recht, der einen Regierungsform vor der anderen den Vorzug zu geben und auch nach der Verwirklichung der eigenen Ideale zu streben, allerdings immer nur in dem Maße und auf die Weise, daß darunter das Gesamtwohl nicht leidet. Man verwehre es den Katholiken nicht, wie es manche „Führer“ gerne tun wollen, auch heute noch Monarchisten zu sein!

Es war ja kein Geringerer als der große Papst Leo XIII., der sich in einer eigenen Enzyklika für weitgehendste Sozialpolitik einsetzte. Hätte und würde man sich mehr nach seinen Worten für die Lösung der sozialen Fragen eingesetzt haben bzw. einsetzen, dann wäre uns vieles in Wirtschaft und Staat erspart. Was will denn eigentlich die Sozialpolitik. Nichts anderes als die Ersetzung des Standesstaates durch den Sozialstaat. Der Sozialismus will im Gegensatz zu uns die Abschaffung der Klassen und Stände;

da dies nicht möglich und für Wirtschaft und Staat verderblich und unnatürlich und auf die Dauer doch nicht haltbar ist, artet der Sozialismus in Klassenkampf aus bzw. er will den Sieg einer Klasse über die andere zur Aufrichtung einer Klassenherrschaft bzw. -diktatur. Daß dies verderblich und unmöglich ist, beweist ja Rußland. Und die Arbeiter, die an eine Verwirklichung der sozialistischen Klassenherrschaft glauben, irren, wenn sie meinen, daß durch Verwirklichung des Sozialismus sich ihre Lage im Grunde genommen ändert. Sie werden nichts anderes als einen Tausch der „Herren“ erreichen. Und diese neuen „Herren“ sind oft schlimmer als die alten. Beispiele weist die Geschichte zur Genüge auf. Daß es ein Irrwahn ist, zu glauben, man könnte die Klassen und Stände abschaffen, bedarf wohl keines Beweises. Klassenkampf und Klassenherrschaft müssen daher verhindert werden; an ihre Stelle muß Klassenversöhnung und harmonisches Zusammenwirken der Stände in Wirtschaft und Staat im sozialen Staat treten; das ist der eigentliche Sinn der Sozialpolitik.

Zu erreichen wird dies nur sein durch Verwirklichung der christlichen Liebe und Gerechtigkeit in der Wirtschaft und im Staat. Vorbild hierfür muß die Familie sein. Die dauernde, echte Lösung der sozialen Frage wird daher davon abhängen, daß jeder einzelne ein ganzer Christ und jede Familie eine echt christliche Familie ist. Wie in der echt christlichen Familie Ordnung und Zufriedenheit herrschen, wenn die Autorität des Vaters und der Mutter durch christliche Gerechtigkeit und Liebe erfüllt und gefestigt ist, so können auch in Wirtschaft und Staat nur dann Ordnung und Zufriedenheit eintreten, wenn diese Grundpfeiler die Autorität im Wirtschafts- und Staatsleben stützen. Wenn aber in der Familie die erwachsenen Söhne und Töchter immer nur als Kinder behandelt werden, die man wohl hier und da mit Zeichen der Liebe umgibt, sie sonst aber, auch wenn sie schon vollwertige Dienste im Erwerbsleben leisten, nicht für vollkommen ernst und gleichberechtigt nimmt, wird Unbotmäßigkeit und Unzufriedenheit die Folge sein. Sollte es sich im Staat und in der Wirtschaft anders verhalten? Wenn einmal ein Stand sich konsolidiert hat und sich seines Wertes voll bewußt ist, dann verlangt er auch, daß er nach seinem Wert eingeschätzt und dementsprechend behandelt wird. Das ist die moderne soziale Frage. Der vernünftige Vater wird seinem Sohne, der in seinem Geschäft ausgelernt hat, den ihm zukommenden gleichberechtigten Platz anweisen, mit ihm all das im Geschäft Vorkommende besprechen und ihn um seine Meinung in geschäftlichen Dingen befragen; tut er es nicht, so wird der Sohn, wenn er kann, dem Geschäft des Vaters den Rücken kehren; kann er dies nicht, dann wird er gezwungen im Geschäft bleiben, in ständiger Unzufriedenheit dahingleben oder sogar der Feind seines Vaters werden. Stellen wir einmal den einen Vergleich nach dieser Hinsicht in bezug auf den Arbeitnehmer in der modernen Wirtschaft und im modernen Staat an, und nehmen wir noch hinzu, daß der Arbeitgeber ihn jederzeit auf die Straße stellen kann, dann verstehen wir die Bedeutung der sozialen Frage und auch so manche Ereignisse vor und nach dem Kriege.

Je nüchterner wir die Dinge betrachten, desto besser und schneller werden wir die Dinge einsehen und Abhilfe suchen können. Wir brauchen dazu nur ein

paar Beispiele aus dem Leben zu nehmen. Ein Bauer hat mehrere Söhne. Nur einer kann den Hof erben, die andern müssen anderswo sich um Arbeit schauen, denn als Knecht auf dem väterlichen Hofe bleibt niemand gern. Das Gefühl, daß der eine Herr, der andere sein Knecht sein soll, verbittert die Beziehungen. Kann er aber sich mit der Abfindung sonstwie selbständig machen, dann verschwindet dieses bittere Gefühl. Ein Fabrikbesitzer hat sich zu seiner Vertretung einen erfahrenen Procuristen bestellt, der sich in langjähriger Tätigkeit sehr bewährt hat. Unterdessen ist der Sohn des Besitzers groß geworden, der tritt in die Leitung des Geschäftes ein, der Procurist wird kalt gestellt, wenn nicht gar entlassen. Und erst die modernen Aktienfabriken. Die Aktien sind alles, die Arbeitnehmer Waren im Dienste des Geldes, Figuren in der Hand einiger weniger, die oft nicht so sehr nach Können und Verdienst als vielmehr durch gute Beziehungen und Verwandtschaft in die Spitze der Unternehmungen kommen. Es gibt naturgemäß auch Ausnahmen. Die moderne Wirtschaft hat es mit sich gebracht, daß der einzelne Arbeitnehmer in kein inneres Zugehörigkeitsgefühl mehr zu seiner Arbeitsstelle kommen kann, weil er ja jederzeit durch eine andere Arbeitnehmernummer ersetzt werden kann. Die Hauptsache ist, daß das hineingesteckte Geld sich rentiert, das Wohl und Weh der in der Wirtschaft beschäftigten Arbeitnehmer kommt erst in letzter Linie, d. h. wenn man sie nicht mehr nutzbringend verwerten kann, kümmert man sich nicht mehr um sie, sie sind für die Wirtschaft erledigt.

Daß der Staat an diesem Problem nicht vorbeigehen konnte, ist selbstverständlich. Zweck der Wirtschaft wäre es nicht bloß, den Konsum zu befriedigen, sondern auch den in ihr Beschäftigten ein der jeweiligen Kulturhöhe und dem allgemeinen Wohlstand entsprechendes Leben zu ermöglichen, Aufgabe der Volkswirtschaft möglichst allen Volksgenossen Arbeit, Verdienst und Vorsoorge für alle Fälle des Lebens zu sichern. Der Staat als solcher hat daher die Pflicht, durch Eingreifen dort Abhilfe zu schaffen, wo Hindernisse der Verwirklichung dieses Zieles im Wege stehen bzw. Maßnahmen zu ergreifen, die dieses Ziel verwirklichen helfen.

Der Staat hat natürlich so lange keinen Anlaß in diese Pflichten der einzelnen Wirtschaften und der Volkswirtschaft einzugreifen, als die Pflichten erfüllt werden und der Wirtschaftsprozess sich ohne das Staatswohl zu gefährden, vollzieht. Das Aufkommen revolutionärer Parteien ist aber nicht nur die Folge revolutionärer Elemente, sondern die Grundlage hierfür bilden die ungesunden Verhältnisse in der Wirtschaft und das Empfinden, daß der Staat deswegen keine Abhilfe schafft, weil diejenige, welche die ungesunden Verhältnisse verschuldet, der Staat beherrschen, oder weil die Staatsführer alle Gefahren nicht sehen können oder wollen oder auch weil diejenigen, welche an den ungesunden Verhältnissen leiden, im Staat nicht genügend zur Geltung kommen. Wenn die Staatsführer die richtigen Mittel ergreifen und die richtigen Wege gehen, welche den ungesunden Verhältnissen der modernen Wirtschaft abhelfen, und allen Volksgenossen den gebührenden Anteil im Staatsleben gewährleisten, dann können sie, ohne Widerstand fürchten zu müssen, gegen die aus Prinzip jeder Staatsautorität Widerstrebenden vorgehen.

Gedanken zum allgemeinen Wiederaufbau der Welt.

(Hirtenbrief des Kardinals Faulhaber.)



Die Gegenwart unseres Volkes ist Armut und Verwüstung. Was der vierjährige Krieg übriggelassen, hat die fünfjährige Revolution weiter zerstört und was die fünfjährige Revolution übriggelassen hat, soll jetzt der weiß Gott wie vieljährige sogenannte Kulturkampf gegen die heilige Kirche vollends verwüsten. Da gilt das Wort des Propheten: „Was die Raupen verschonten, haben die Heuschrecken aufgefressen; was die Heuschrecken übrig ließen, haben die Käfer verzehrt“ (Joel 1, 4). Wie vor hundert Jahren das elfte Jahrhundertgedächtnis zeitgeschichtlich umdunkelt war von der ausgegangenen Säkularisation, der kirchlichen Güter und von der sogenannten Aufklärung, so hat auch das diesjährige zwölfte Jahrhundertgedächtnis des heiligen Korbinian einen überaus dunklen zeitgeschichtlichen Hintergrund: Wirtschaftliche Sorgen um das tägliche Brot und um die notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, soziale Zerklüftung und erbitterte Gegensätze bis zur Selbstzerfleischung, schleichende Fortsetzung des Krieges und andere Plagen sind aus sieben Schalen über unser armes Volk ausgegossen. Aber gerade in solchen Zeiten der wirtschaftlichen Armut und sittlichen Verwüstung pilgert unsere Seele gerne in die Vergangenheit zu den Reichtümern und unverwüstlichen Denkmälern unseres heiligen Glaubens, um sich dort Zuversicht und Trost für das Elend der Gegenwart zu holen.

Die Gegenwart unseres Volkes ist Wunde und heillose Not. „Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist kein gesunder Fleck an ihm. Nichts als Wunden, Striemen, große Beulen, nicht verbunden, nicht mit Heilmitteln gepflegt, nicht mit Öl gelindert“ (Jf. 1, 6). Ich spreche mit dem Propheten: „Betrübt bin ich für das Elend meines Volkes, voll Trauer gehe ich meinen Weg, ein Grausen hat mich ergriffen. Gibt es keinen Balsam mehr in Gillead? Oder ist dort kein Arzt mehr? Warum wurde die Wunde meines Volkes nicht verbunden?“ (Jer. 8, 21 f.) Es gäbe noch einen Arzt und einen Balsam für die Wunden unseres Volkes, wenn es nur zu dem Heiland wallfahren wollte, der das tröstliche Wort gesprochen hat: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“ (Mat. 9, 12). Durch die Mission des heiligen Korbinian und seiner Nachfolger wurde das gemeinschaftliche Leben des Volkes an den Ufern der Isar und am Fuße der Alpenberge unter den Segen der christlichen Zivilisation gestellt. Soweit die öffentliche Sittlichkeit eines Volkes von den Altären des Christentums sich entfernt, soweit geht es mit der Kultur eines Volkes abwärts, und soweit das Volksleben zu den sittlichen Geboten und Grundsätzen des Glaubens zurückkehrt, soweit geht es mit der Wohlfahrt eines Volkes wieder aufwärts. Seit den Tagen des heiligen Korbinian, seit dem achten Jahrhundert, hat vieles sich verändert und gewandelt im Strome der Zeiten, Christus aber war gestern wie heute (Hebr. 13, 8), die Heilkraft des Christentums ist heute die gleiche geblieben. Wie es keinen anderen Namen unter dem Himmel gibt, durch den wir das Heil erlangen (Apg. 4, 12), so ist auch für die irdische Wohlfahrt des Volkes kein anderer Grundstein gelegt als Jesus Christus (1 Kor. 3, 11).

Die Gegenwart unseres Volkes offenbart Haß gegen Rom und die römisch-katholische Kirche. Auch in früheren Zeiten wurden die Päpste geschmäht und verfolgt, damit sie würdige Nachfolger des heiligen Petrus seien, der vor dem Hasse eines Herodes den Staub des Judenlandes von seinen Füßen schüttelte und später in Rom gleich seinem gekreuzigten Meister die Wundmale des Kreuzes trug. An den frischen Gräbern der Hunderttausende von katholischen Soldaten, die für ihre deutsche Heimat in den Tod gingen, ist der Lügenfeldzug gegen unsere heilige Kirche ein Verbrechen, das laut zum Himmel schreit. Keiner ist katholisch, der nicht den Heiligen Vater in Rom als Oberhaupt der Kirche anerkennt. Keiner ist katholisch, der nicht mit ganzer Seele betet: „Ich glaube an die Eine, heilige katholische und apostolische Kirche.“ Sankt Korbinian ist zweimal nach Rom gepilgert, hat zweimal die damals mit großen Mühen und Gefahren verbundene Reise zur Ewigen Stadt gemacht. Dort in Rom am Grabe des Apostelfürsten hat er seine Seele bis zum Rande gefüllt mit jenem apostolischen Geist, der ihn für die Missionsarbeit beseelte. Dort in Rom hat er vom Statthalter Christi die feierliche Sendung erhalten, das Evangelium zu verkünden.

Die Gegenwart ist eine Stunde neuer Sekten. Regionsweise sind sie ausgezogen, um Unkraut unter den Weizen zu säen und das Wasser ihrer Irrlehren, die von Fleisch und Blut geoffenbart waren, in den Wein des Evangeliums zu gießen. Wie der Apostel Paulus den Galatern, könnte heute der heilige Korbinian den Irregegangenen sagen: „Ich bin erstaunt, daß ihr euch so schnell zu einem andern Evangelium umdrehen lasset. Und doch gibt es kein anderes Evangelium. Es gibt nur gewisse Menschen, die euch verwirren und das Evangelium Christi fälschen möchten“ (Gal. 1, 6f.). Der Apostel Paulus sagt: „Ich beschwöre dich vor Gott und Christus Jesus . . . Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob es ihnen paßt oder nicht paßt, weise zurecht, warne mit aller Geduld und Lehrweisheit! Denn es kommt eine Zeit, da man die gesunde Lehre nicht verträgt und nach eigenen Gelüsten immer neue Führer sucht“ (2. Tim 4, 1—3). Die heilige Kirche ist „die Säule und Grundfesten der Wahrheit“ (1. Tim. 3, 15), sie führt die Schlüssel des Himmelreiches und hält in ihren Händen den Kelch des Heiles.

Die Gegenwart ist eine Zeit des Unfriedens unter den Völkern. Es hat fast den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt verlassen hätten und alle bösen Geister des Unfriedens die Welt besessen hielten. Es hat fast den Anschein, als hätten die Völker vergessen, daß sie alle vom gleichen Erdboden getragen und von der gleichen Sonne erwärmt werden, daß alle Menschen durch Adam zum Tode verurteilt wurden und alle in Christus zum Leben wiedererweckt werden sollen (Röm. 15, 22) und daß alle berufen sind, die Gerechtigkeit Gottes zu verkünden und seine Herrlichkeit zu schauen (Röm. 9, 6). Der heilige Korbinian hörte in seiner Heimat bei Paris das Wort des Herrn: „Ziehe fort aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft, und komme in das Land, das ich dir zeigen will. Ich will dich zu einem großen Volke machen und dich segnen und seinen Namen groß machen“ (Gen. 12, 1f.). Und er zog fort aus seinem Lande, wanderte zuerst nach Italien und kam von dort als Wanderbischof zurück in das Land, das der Herr ihm gezeigt hatte. So wurde er sozusagen

eine lebendige Brücke unter den verschiedenen Völkern, eine lebendige Botschaft der Versöhnung, wenigstens des Versöhnungswillens. Wir können und müssen um den Frieden unter den Völkern beten, wenn es auch nicht in unserer Macht steht, den Völkerfrieden wirklich zustande zu bringen. Wohl aber steht in unserer Macht, den einzelnen Seelen den Frieden zu geben, die einzelnen Seelen mit ihrem Gott und mit dem Kreuz des Lebens zu versöhnen.

Ein gewisser Alfred Miller schreibt ein Buch: „Der Jesuitismus als Volksgefahr“, und leistet sich folgende Gehässigkeiten:

„Der Jesuitenorden ist die Sturmtruppe zur Eroberung der päpstlichen Universalherrschaft und diesem Ziel wird alles untergeordnet, und um dieses Ziel zu erreichen, ist kein Mittel zu schlecht. Mord und Totschlag, Lüge, Meineid, alles steht im Dienste dieser Idee. Ja, es ist gerade ein Spezifikum des Jesuitenordens, daß er Verbrechen legal, Gesetzlichkeit und Recht zu Verbrechen und Unrecht stempeln kann. Er stellt, um zum Ziele zu gelangen, Recht und Sittlichkeit auf den Kopf, macht Lüge zur Wahrheit, entschuldigt Falschheid, gestattet den Mord . . .“

Kein Katholik kann Parteien die Stimme geben, die nicht von derartigen ungeheuerlichen und oft widerlegten Lügen und Hezen abrücken. Gegen die Kulturkampfslust ist unsere Waffe nach wie vor ein starkes Zentrum!

Weltkirche und Weltfriede.

Nur ein Wort steht in der Verkündigung des Christentums jenem Worte voran, in dem den Menschen, die guten Willens sind, der Friede verheißt wird: das ist das Wort von der Ehre Gottes (Luk. 2, 14). Friede und Christentum sind unzertrennlich miteinander verbunden. Man kann die Blätter der Heiligen Schrift des Neuen Bundes wenden, so oft und wie man will, man wird immer auf das Wort vom Frieden stoßen. War doch das Wort Friede ein Lieblingwort des göttlichen Heilandes; war es doch ein Bestandteil seines Grußes an die Seinen; war doch der Friede der Gegenstand seines hohepriesterlichen Gebetes, und in diesem Sinne finden wir auch in den liturgischen Büchern der Kirche, im Meßbuch, im Brevier, immer wieder den Frieden erwähnt.

Merkwürdigerweise findet man aber, wenn man Weltkirche und Weltfriede nebeneinander stellt, nicht die erwartete Harmonie zwischen Friede und Kirche.

Kommt man von der einen Seite, von der Seite der Weltkirche, von den ihr ergebenen Katholiken her, trifft man gegenüber den Bestrebungen und Bewegungen, die auf die Herstellung des Weltfriedens gerichtet sind, auf eine gewisse Skepsis: es handle sich dabei, sagt man, um eine Utopie; in den vergangenen Jahrhunderten sei es nicht gelungen, die Kriege zu beseitigen, sie würden auch in Zukunft wiederkommen. Die Einrichtungen, die zu schaffen man sich müht, um einen dauernden Frieden in der Welt zu sichern, sähen nicht sehr hoffnungverheißend aus. Man hat dabei wohl auch das Gefühl, daß man sich als Katholik den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen nicht so ganz anschließen könne; einerseits weil sie irgendeinen allgemeinen, verwachsenen

Menschheits- und Menschlichkeitstraum entstammen und weil sie anderseits die Gefahr von Pflichtenkollisionen mit sich zu bringen drohten, in denen man sich kaum zurecht finden könne. Wenn allen Friedenshoffnungen zum Trotz das eigene Volk, die eigene staatliche Autorität zum Kriege rufen sollte, wie müßte sich dann der katholische Pazifist verhalten?

Umgekehrt finden wir bei jenen, die sich der Weltfriedensbewegung verschrieben haben, in den weitaus meisten Fällen ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Weltkirche. Hier steht an Stelle der Skepsis die Kritik: die Kirche, die vom Friedensfürsten gegründet ist und in deren heiligen Schriften das Wort vom Frieden so oft vorkommt, scheint ihnen nicht alles getan zu haben, um den Menschen den Frieden zwischen den Staaten zu geben; denn immer wieder habe es trotz dem unleugbaren, großen Einfluß der Kirche Kriege gegeben. Und in der That, so fragt man, hat sie nicht sogar die Waffen derer, die in den Krieg zogen, gesegnet, und zwar nicht nur in vergangenen Jahrhunderten, sondern auch im letzten und größten Kriege? Sie hat also ihre Aufgabe, den Frieden auf Erden zu bringen, nicht erfaßt. So urteilt man auf pazifistischer Seite über die Weltkirche.

Was nun diese Kritik anlangt, ist nicht zu leugnen, daß die Weltkirche allerdings verschiedenes nicht getan hat, was sie nach der Ansicht der Pazifisten hätte tun müssen, um den Weltfrieden zu sichern; sie hat in den ihr anvertrauten Quellen der Offenbarung nirgends ein Verbot des Krieges schlechthin gefunden und daher auch nicht ein solches Verbot als ein göttliches Verbot verkündet; ebenso hat sie nicht, wie es die eine oder die andere Sekte getan hat, ihren Angehörigen das Tragen und den Gebrauch von Waffen verboten oder sie gar zur Dienstverweigerung, zum Ungehorsam gegen die Staatsautorität aufgefordert, wenn diese zum Kriege ruft; und sie hat — das ist vielleicht das Stärkste an der Kritik, die man an der Weltkirche zu üben pflegt — auch nicht jene geistige und sittliche Umgestaltung der Menschen erreicht, die notwendig wäre, damit nicht mehr Konflikte zwischen den Völkern der Erde ausbrächen oder die trotz allem vorhandenen Konfliktstoffe so ruhig und leidenschaftslos behandelt würden, daß aus ihnen kein Krieg hervorgehe. Es liegt auf der Hand, daß dies alles keine Vorwürfe sind, die der Kirche wirklich zur Unehre gereichten. Sie kann nicht, auch nicht aus der schönsten Friedensliebe heraus, göttliche Gebote und Verbote erfinden, die in den Quellen der Offenbarung nicht enthalten sind. Sie kann nicht, auch nicht dem Ideal des Völkerfriedens zuliebe, direkt gegen andere sichere Gebote des Herrn vorgehen und etwa die weltliche Autorität auf Erden untergraben. Sie ist auch noch lange nicht am Ende ihres Wirkens angelangt und sie behauptet gar nicht, daß ihre ganze Aufgabe in der Umgestaltung der Menschen bereits erfüllt sei, sie hat vielmehr noch jene Zeit vor sich, die Gott dem Leben der Menschheit auf Erden überhaupt gesetzt hat, und sie wird in Zukunft noch Erfolge erringen können, die ihr bisher versagt geblieben sind. Man kann der Weltkirche nicht zum Vorwurf machen, daß sie noch nicht dort steht, wo sie vielleicht am Ende ihres Wirkens ist.

So viel über das, was die Kirche nicht getan hat. Nicht wenig ist aber, was sie positiv geleistet hat. Sie hat vor allem sehr gut verstanden, was ihr gött-

licher Stifter über den Frieden sagte. Sie hat sich gehütet, das Wort Frieden nur in einem einzigen Sinn zu nehmen, während es doch einen vielfältigen Sinn hat. Die Kirche hat immer verstanden, daß der Friede ein großes einheitliches Gut ist und daß daher alle Arten oder Zweige des Friedens in einem inneren Zusammenhang stehen. Ich rede vom Frieden des Menschen in sich selbst, der darin besteht, daß die geistige und die sinnliche Natur im Menschen in das richtige Verhältnis zueinander gesetzt werden; ich rede vom Frieden zwischen den Menschen in allen Verbänden, in denen sie leben, vom Frieden zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern und in größeren Familien zwischen Verwandten überhaupt, vom Frieden in den Gemeinden, vom Frieden zwischen den verschiedenen Berufsständen und Klassen des Volkes, also vom sozialen Frieden. Der Friede als Gegensatz zum Krieg ist nur ein Teil des Weltfriedens, und zwar ein Teil, der gar nicht wirklich von irgend jemand wird errungen werden können, der ihn von den übrigen Teilen des Friedens loslöst. Haben wir die Wahrheit von der Einheit und Unteilbarkeit des Friedens recht erfaßt, dann sehen wir, wie berechtigt die Skepsis der Katholiken gegenüber den pazifistischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte war. Denn es war ein großer Irrtum, das Weltfriedensproblem unter Einengung des Friedensbegriffes lediglich zu betrachten auf den Gegensatz zum Krieg der Staaten hin mit todbringenden Waffen, und es bleibt ein Irrtum zu glauben, die Vermeidung blutiger Kriege werde möglich sein, wenn das Friedensproblem nicht größer und weiter aufgefaßt und angefaßt wird.

Die Kirche hat den Frieden im engeren Sinn, den Frieden zwischen den Staaten, gefördert. Aber sie hat es ohne Nervosität, ohne jede Unruhe getan, die die kleinen Menschen, die nur auf das Irdische und auf das, was sich in einem Menschenleben erschöpft, eingestellt sind, so leicht befängt. Die Kirche hat die Verheißung für sich, bis ans Ende der Zeiten bestehen und arbeiten zu können; sie kann daher schrittweise vorgehen, sie kann organisch aufbauen, sowie sie es z. B. im Kampf gegen die Sklaverei getan hat. Bis in das 19. Jahrhundert herauf hat es sogar noch in einigen christlichen Staaten die Sklaverei gegeben, bis sie endlich durch den Geist des Christentums überwunden wurde. Die Kirche hat zunächst die Sklaverei gemildert, die natürlichen Menschenrechte auch der Unfreien anerkannt, die Menschen zuerst vor Gott gleich gemacht, aber nicht gleich eine soziale Revolution hervorgerufen. Sie hat es als das Wichtigere erkannt, daß ein sozial unrichtiger Zustand noch eine Zeitlang fortdauere, als daß etwa plötzlich ein Chaos, ein Zusammenbruch des gesamten wirtschaftlichen Lebens eintrete. Genau so macht es die Kirche in ihrem Wirken für den Frieden unter den Nationen. Sie hat niemals darauf verzichtet, auch die öffentlichen Angelegenheiten als den moralischen Gesetzen unterworfen zu betrachten, sie hat niemals zugegeben, daß es ein wahres Christentum geben könne, daß sich nur im Privatleben auszuwirken habe. Sie hat auch die Härten und Schrecken des Krieges gemildert. Zuzeiten hat sie den Gottesfrieden, wenigstens für gewisse Teile des Jahres aufrechtzuerhalten versucht; schon damals, aber noch mehr, als die Fortschritte der Kriegstechnik eine vorübergehende Einstellung der Kampfhandlungen ohne ernstliche Schädigung der einen oder anderen Kriegs-

partei nicht mehr zuließen, hat sie versucht, die Nationen in größere Gemeinschaften zusammenzufassen, innerhalb derer es Autoritäten und damit Instanzen zur friedlichen Schlichtung internationaler Konflikte gab oder doch geben sollte. So war es die Kirche, die über die Zeit der Völkerwanderung hinaus die römische Idee des *imperium mundi*, des Weltreiches, aufrecht erhielt. Sie hat diese Idee durch die Annahme des Lehenssystems, nicht nur innerhalb der Staaten, sondern auch zwischen ihnen, verstärkt. Als auch dieses System wieder versagte, als schon die konfessionellen Gegensätze in der Christenheit die Aufrechterhaltung einer katholischen Völkerfamilie unmöglich machten, tat die Kirche dennoch immer das Möglichste, um wenigstens ein Völkerrecht bestehen zu lassen, das nicht nur in den Zeiten des Friedens, sondern auch in denen des Krieges gelten sollte. Wenn wir beobachten, wie gerade in den stolzeſten Zeiten der Menschheitsentwicklung der Zerfall der Völkerfamilie vor sich gegangen und die Lehre von der unbedingten Souveränität die einzelnen Staaten aufgekominen ist; wenn wir sehen müssen, wie mühsam es jetzt ist, einen Ersatz für das zu schaffen, was in der Vergangenheit schon da oder doch schon der Verwirklichung näher war, so wissen wir doch, nicht die Kirche trifft die Schuld, daß das Völkerrecht in der Zeit, in der es als eine eigene Wissenschaft anerkannt ist und in der seine Kodifikation angestrebt wird, weniger wirksam ist als damals, da beides noch nicht war.

So viel über die Vergangenheit. Was wird aber die Kirche in Zukunft tun? Wie wird sie sich von nun an der Weltfriedensbewegung gegenüberstellen? Wir können leichter prophezeien, was sie nicht tun wird. Sie wird die Überzeugung vom Zusammenhang aller Arten des Friedens nicht aufgeben. Ebenſowenig wird sie nicht organisch aufbauende Friedensbewegung restlos zu der ihrigen machen, sondern sie wird dem Weltfriedenswerk durch beharrliche, stille Arbeit für den universellen Frieden mehr dienen als durch das bloße Aufnehmen des Schlagwortes dem dauernden Frieden unter den Völkern allein. Gleichzeitig wird sie die Unterlagen schaffen, die notwendig sind, damit irgend einmal der dauernde Friede kommen kann. Die Voraussetzungen sind, daß der Wahn von der Souveränität der einzelnen Staaten abgebaut werde; daß die Völker und Staaten wieder zu einer organischen Gemeinschaft, zu einem echten Völkerbund oder einer Völkerfamilie zusammenwachsen; daß es eine internationale Autorität über den Staaten gebe und daß man den Völkern und Staaten ausreichende Mittel für die friedliche Schlichtung ihrer Konflikte gebe. Ist das geschehen, dann und nur dann wird man auch direkt den Krieg verbieten können.

Dürfen wir nun glauben, daß die Kirche sich in der Zukunft mit der Frage des Weltfriedens mehr als in der Vergangenheit befassen werde? Sehen wir schon Anzeichen hiervon? Ich antworte: Ja! Indem ich dieses Ja etwas erkläre, rechtfertige ich abermals ein wenig das Verhalten der Kirche in der Vergangenheit. Hätte es einen Sinn gehabt, den Fragenkomplex vom Weltfrieden zum Gegenstand allgemeiner Weisungen und für alle verbindlicher Vorschriften in einer Zeit zu machen, in der der größte Teil der Menschheit mit dieser Frage überhaupt noch nicht befaßt war und in der es noch keine Demokratie, daher

auch keine Verantwortung der einzelnen für das Verhalten des Staates gab? Damals war es Aufgabe der Kirche, auf jene wenigen Menschen und jene verhältnismäßig kleinen Klassen einzuwirken, die vor dem Aufkommen der Demokratie für die Vorkommnisse in der politischen Welt maßgebend waren. Dies ist immer geschehen, im Wege der Ermahnung oder der Klüge, vor allem aber dadurch, daß die Kirche zu allen Zeiten ihre hohe moralische Autorität zur Verfügung gestellt hat, wenn es sich darum handelte, irgendeinen einzelnen Konflikt unter den Staaten durch einen Schiedsspruch zu beseitigen. Solche päpstliche Schiedssprüche gab es bereits zu einer Zeit, als fast noch niemand etwas von anderen Schiedsgerichten wußte. Das war in jenen Zeiten genug. In unseren Zeiten aber hat die Demokratie in allen Teilen der Welt, vor allem in Europa, so große Fortschritte gemacht, daß jeder einzelne Mensch auch sein Maß an Verantwortung für das, was unter den Staaten geschieht, trägt. Nun ist es notwendig, daß sich alle Katholiken mit diesen Fragen beschäftigen und daß sie dafür ihre Orientierung durch die Kirche empfangen. Solange es in einer Übergangszeit noch mehr die Sache einzelner Gelehrter ist, sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, genügt jene Orientierung, die sich aus der Kirchengeschichte gewinnen läßt. Je mehr mit dem Erstarken der Demokratie und ihrem Eindringen ins Bewußtsein der Menschen die Fragen des dauernden Friedens auch jene, die nicht selbst die Wege der Forschung gehen können, beschäftigen werden, um so mehr und um so eher wird die Kirche selbst zu diesen Fragen Stellung nehmen und uns sagen, wie wir uns zur Friedensbewegung zu verhalten haben. Wir wären im Unrecht, und es wäre wieder nur ein Ausfluß kleinlicher Ungeduld und Nervosität, wenn wir es nicht erwarten könnten, bis sich die Kirche mit der Friedensfrage in dem Maße beschäftigen wird, wie sie in den Tagen Leos XIII. dem drängenden Bedürfnis der Zeit entsprechend die soziale Frage aufgegriffen hat. Inzwischen müssen wir uns innerlich bereit machen, an dem Wirken für den dauernden Frieden unter den Völkern mit jener Kraft teilzunehmen, die uns, den Zeitgenossen des Weltkrieges, aus der besseren Erkenntnis der Übel des Krieges notwendig zufließt. Einen Grund, denen neidisch oder auf sie eifersüchtig zu sein, die sich der Friedensbewegung früher zugewendet haben als wir, haben wir nicht. Wir Katholiken werden nichts versäumen, wenn wir etwas später auf den Plan treten, dafür aber bessere Methoden, weiteren Ausblick und tiefere Einsicht in das Wesen und in die Zusammenhänge der Dinge mitbringen. Machen wir nur das scheinbar der Zeit nach Versäumte durch einen um so glühenderen Friedenswillen wett! Die Zukunft wird zeigen, wer mehr für die Sache des Friedens getan hat, jene, die einen wirklichen organischen Frieden nach Schaffung der unerläßlichen Voraussetzungen aufzubauen suchen, oder die anderen.



Arbeiterrecht und Arbeiterpflichten.

Nach § 105 der Gewerbeordnung ist die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen Gegenstand freier Übereinkunft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die Arbeiter sind deshalb auf Grund geltenden Rechts mit dem Arbeitgeber gleichberechtigt. Durch das große Abkommen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände vom 15. November 1918 sind die Gewerkschaften als die berufene Vertretung der Arbeiterschaft anerkannt worden. Auf Grund dieses Abkommens bestehen für die meisten Berufe Reichsrahmenverträge, Bezirks- und teilweise auch Reichslohnabkommen, Bezirks- und Reichsschlichtungsinstanzen. Somit ist die Gleichberechtigung auch gegeben und die Arbeiter haben in den Gewerkschaften Einrichtungen, durch die sie auf Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse wesentlichen Einfluß haben. Auf die praktische Gleichberechtigung, die in der Verfassung, in dem Betriebsrätegesetz, in der sozialen Versicherung, im Reichswirtschaftsrat usw. verankert ist, sei besonders noch hingewiesen.

Wenn somit der Staat den Arbeitern das Recht eingeräumt hat, mit den Arbeitgebern die Lohn- und Arbeitsbedingungen selbständig zu regeln und eine große Anzahl wirtschaftlicher und sozialer Fragen gleichberechtigt mit zu lösen, dann müssen die Arbeiter auch selbständig für die Finanzierung der wirtschaftlichen Kämpfe sorgen. Denn keine Rechte ohne Pflichten. Lohnfragen sind meistens Machtfragen, es werden wirtschaftliche Kämpfe nicht ganz zu vermeiden sein. Die Finanzierung der wirtschaftlichen Kämpfe erfolgt dadurch, daß sich die Arbeitnehmer den Gewerkschaften anschließen und dort ihre Beiträge zahlen. Durch die rege Mitarbeit in den Gewerkschaften können die Arbeitnehmer auch schon wesentlich mit dazu beitragen, daß sich die Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme möglichst reibungslos vollzieht. Und wenn sich die Parteien möglichst gleich stark gegenüberstehen, wird es sich jede Partei zweimal überlegen, ob sie es zu einem Wirtschaftskampfe kommen läßt.

Der für die chemische Industrie auf seiten der christlichen Gewerkschaften zuständige Zentralverband christlicher Fabrikarbeiter hat auf seiner letzten Generalversammlung durch Neugestaltung seines Unterstützungswesens dafür gesorgt, daß seine Mitglieder bei Wirtschaftskämpfen und sonstigen Nöten nicht zum Wohlfahrtsamte zu laufen brauchen, wenn sie einen zeitgemäßen Beitrag zahlen. Ausgenommen sind selbstverständlich die sozialen Versicherungszweige, die in Anspruch zu nehmen auf Grund der Beitragsleistung ein gutes Recht ist. So zahlt der Zentralverband christlicher Fabrikarbeiter bei Wochenbeiträgen von 20 Pfg. bis 2 M. pro Woche:

1. Streikunterstützung bis 45 M. pro Woche. Für Verheiratete Frauen- und Kinderzulage bis 3 M. pro Woche.
2. Erwerbslosenunterstützung bis 24 M. pro Woche.
3. Umzugsunterstützung bis 100 M.
4. Sterbegeld bis 420 M. Für weibliche Mitglieder ferner:
5. Wöchnerinnengeld bis zu 40 M.
6. Aussteuerunterstützung bis zu 200 M.

7. Rechtsschutz bei allen aus den Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzen sowie aus dem Arbeitsverhältnis rechtlich begründeten Klagesachen, ferner in allen Fällen von Streitigkeiten, die auf die Verbandstätigkeit des Mitgliedes zurückzuführen sind.

8. Die Verbandszeitung wird den Verbandsmitgliedern gratis zugestellt.

Die christlich gesinnten Arbeitnehmer der chemischen Industrie haben deshalb alle Ursache, sich dem Zentralverbande christlicher Fabrikarbeiter anzuschließen. Dadurch kommen sie zu wirtschaftlichem und sozialem Einfluß und schützen sich somit vor Not und Gefahr.





Kulturbilder aus deutschen Kolonien, sowie aus anderen Ländern alter und neuer Zeit.

Verfolgung der Kirche in Mexiko.

Sieher 20000 Mexikaner sind während der letzten zwei Jahre in die Diözese Dallas ausgewandert, um den kirchenfeindlichen Gesetzen ihres Landes zu entgehen. Dem Gesetze nach besteht die Kirche in Mexiko überhaupt nicht mehr. Priester und Ordensleute werden systematisch verfolgt, Laien fortwährend beunruhigt und bedroht, Kirchen geschlossen und in Museen und Theater verwandelt, Schulen konfisziert und die Studenten ausgewiesen oder ins Gefängnis gebracht. Eine schismatische Bewegung wird von der Regierung in jeder Weise, besonders durch Geld, unterstützt. Angesichts dieser schweren Verfolgungen scharen sich die Katholiken zur Verteidigung in gewaltigen Verbänden zusammen, die Jugendlichen im Katholischen Jugendbund, der jetzt schon in 25 Diözesen besteht und fast 20 000 Mitglieder hat, die Erwachsenen im Nationalbund zur Verteidigung der katholischen Religion mit 40 000 und im Katholischen Arbeiterbund mit 25 000 Mitgliedern. Dazu kommen noch Eltern- und Frauenvereinigungen. Die größten Erfolge aber haben die Kolumbusritter mit über 5000 Anhängern, die Abend- schulen einrichten, Stipendien gewähren zum Besuch der Schulen und in jeder Not praktische Hilfe leisten. „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Kulturbild aus der deutschen Wolgakolonie in Rußland.

(Von Bischof Dr. Kehler-Tiraspol.)

(Mariental.)

Vor dem Weltkrieg wußten nur wenige im Westen Europas von der Existenz jener Deutschen, die unter der Regierung der russischen Zarin Katharina II. und des Zaren Alexander I. Deutschland auf immer Lebenswohl sagten und sich teils an dem Wolgaström, teils im Gebiet des Schwarzen Meeres ansässig machten. Erst von deutschen Kriegs- gefangenen und österreichischen und deutschen Truppen, die bis Kursk vorge-

drungen waren, wurden sie — entdeckt. Wie staunten diese, als sie in dem Lande „der Bären“, wo sie nur wilde oder halbwilde Volksstämme zu treffen meinten, mehrere hundert große und kleine Dörfer fanden mit deutschen Bewohnern, deutscher Sprache, deutschem Volkstypus und deutscher Volksart. Da die deutschen Kolonisten Rußlands aus allen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs stammen, hörte jeder unter ihnen sogar die Mundart seiner Heimat.

Während die Deutschen des Schwarzmeergebietes sich ihre Wohnorte wählen durften, hatte die Regierung der Zarin die Wolgadeutschen als Lehrer verschiedener Handwerke und Aufklärer der russischen Bevölkerung eingeladen, sie aber dann genötigt, am unteren Lauf der Wolga sich anzusiedeln, die Steppen urbar zu machen und sich mit Ackerbau zu beschäftigen. Dabei galt ihr vor allem, jene wilde Gegenden mit einem Volksstamm zu besiedeln, der dem Ansturm der wilden Nomaden Asiens gegenüber standhalten und der übrigen Bevölkerung Rußlands gleichsam als lebendige Schutzmauer dienen sollte. Da sämtliche Kolonisationsversuche mit Russen bisher mißlungen waren, wollte man den Versuch mit deutschen Auswanderern machen, die, fern von ihrer alten Heimat, nicht leicht an eine Rückkehr denken konnten. Die zarische Regierung hatte sich in ihren Berechnungen nicht getäuscht. Die Besiedlung jener Gegenden gelang, wenn auch die Geschichte der Ansiedler unter den gegebenen Verhältnissen eine sehr tragische werden mußte. Besonders tragisch gestaltete sich das Schicksal der großen Kolonie Mariental am großen Karaman.

Es war im Sommer 1774, im achten Jahre nach der Gründung des Dorfes, als man von den uralischen Steppen her sich eine große Staubwolke in der Richtung nach der Wolga vorwärts bewegen sah. Die auf dem „Magazinberg“ bei Mariental in die Ferne spähende Wache erblickte schon früh am Morgen des 15. August den himmelhoch aufwirbelnden Staub. „Das sind unsere Freischärler,“ sagte der Späher, „Gott gebe, daß sie glücklich die Räuber erwischt hätten und unsere weggeschleppten Brüder, unser geraubtes Vieh und Sachen zurückbrächten.“ Mariental war nämlich wenige Wochen zuvor von räuberischen kirgisischen Banden überrumpelt worden. Die Räuber hatten viel Vieh weggetrieben, Kleider geraubt, ja sogar mehrere Menschen weggeschleppt. Auch andere deutsche Siedlungen, die tiefer in den Steppen liegen, hatten von herumziehenden Horden nicht wenig gelitten. Es hatte sich daher eine Schar Freiwilliger gebildet, die unter der Führung des lutherischen Pastors Wernborner von Katharinenstadt den Feind selbst im eigenen Lager angreifen wollte. Mit großem Mut waren die Freischärler hinausgezogen, der kirgisischen Horde entgegen. Indessen, sie kamen nicht einmal bis zur äußersten Grenze der deutschen Siedlungen, als sie plötzlich auf eine tausendköpfige Räuberbande stießen. Angesichts der ihnen zehnfach überlegenen Zahl sank den Freischärlern der Mut, und sie ergriffen, ohne einen Angriff gemacht zu haben, schleunigst die Flucht.

Dank der eintretenden Abenddämmerung gelang es den meisten, ihr Leben vor dem verfolgenden Feinde in Sicherheit zu bringen. Wer aber das Unglück hatte, den wilden Steppenbewohnern in die Hände zu fallen, wurde mit einem Strick von Pferdehaaren um den Hals an den Sattelknopf festgebunden und mit Knutenhieben getrieben, mit den dahinrennenden Pferden gleichen Schritt zu



Mit Genehm. des Photosrelig. Kunst-Verlags von Franz Vöham, München.

Das Herz des Friedensfürsten.

halten. Die nach Hause fliehenden Freischärler brachten Mariental und den umliegenden Dörfern die traurige Kunde vom herannahenden Verderben.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, setzten die Kirgisen ihren Ritt fort. Die überlebenden Gefangenen sollten ihnen den Weg nach Mariental, dem größten und wohlhabendsten Dorfe, zeigen, wenn überhaupt von Wohlstand die Rede sein konnte. Da diese den Räubern aber eine andere Richtung angaben, drang plötzlich der Schall der Glocke von Mariental an ihr Ohr. Es war die Einladung zum Gottesdienst. So lieblich den treuen Söhnen der Kirche das Glockengeläute früher gewesen, so schrecklich kam es ihnen jetzt vor: es war ihr Todesgeläute. Denn schäumend vor Wut über den Betrug warfen sich diese Unmenschen auf ihre unglücklichen Opfer: dem Pastor Wernborner schnitten sie die Zunge aus dem Halse, anderen stachen sie die Augen aus oder unterwarfen sie den verschiedensten und grausamsten Martern, wozu nur die vertiertesten Menschen fähig sind.

Die räuberischen Kirgisen wurden durch das soeben vergossene Menschenblut wie berauscht. In rasender Eile galoppierten sie auf das unglückliche Mariental los. Die Bewohner hatten in aller Eile die Brücke über den Fluß, der sie von den Räubern trennte, abgerissen, mit den Waffen der Bauern, mit Sensen, Mistgabeln, Beilen, Arten und einigen Jägerflinten sich auf dem Ufer aufgestellt, um hier den Feind zu empfangen. Sie hofften, nur wenige würden den breiten und tiefen Fluß überschwimmen können. Da sie aber sahen, wie die Räuber ihre Pferde in das Wasser trieben und mit Leichtigkeit auf das linke Ufer zuschwammen, verloren auch die Entschlossensten den Mut.

Ganz besonders entmutigte die gutmütigen Bauern das wilde Gebrüll und Geschrei, unter dem die Horden das steile Ufer heraussprengten und auf das Dorf losstürmten. Sämtliche bewaffneten Bauern ergriffen in panikartigem Schrecken die Flucht; jeder suchte sich, so gut es ging, zu verstecken. In schäumender Wut zertrümmerten die Banditen Fenster und Türen der Häuser, Wirtschaftsgeräte. Wer ihnen in die Hände fiel, wurde schonungslos mit der Knute geschlagen, dann mit Stricken von Pferdehaaren gebunden und fortgeschleppt. Während die Kirgisen die Männer am Sattelknopf anbanden und durch Knutenstriebe nötigten, mit den davonrennenden leichtfüßigen Pferden vorwärts zu laufen, setzten sie die Frauen, Mädchen und Knaben auf ihre Packpferde, banden dieselben an den Füßen unter dem Bauch der Pferde fest und eilten den kirgisischen Steppen zu.

Wehe jenen Jünglingen oder Männern, die nicht neben den Reitern herspringen konnten, die die Kräfte verließen oder unterwegs niedersanken. Ein Stich mit der Lanze oder Pike machte ihrem unglücklichen Dasein ein schnelles Ende. Die unmenschlichen Räuber sahen bald ein, daß die Kinder und Greise, die sie mitgenommen hatten, sie hinderten, schnell vorwärts zu kommen. Durch einige Stiche mit der Pike entledigten sich die Barbaren dieser unliebsamen Last, entkleideten sie und warfen die Leichen neben den Weg, den Wölfen zum Fraß.

So war schon damals der Weg von Mariental in die kirgisischen Steppen mit Leichen besät, wie in unseren Tagen der Weg, der von Mariental und vielen anderen deutschen Dörfern nach Deutschland führt, von den Leichen ihrer noch unglücklicheren Nachkommen besät wurde.

Nach der Erzählung der Alten bot der dichte Wald bei Mariental den verfolgten Bewohnern den sichersten Schutz. Zwar durchstreiften die Nomaden auch den Wald, konnten aber niemanden finden. Man bemerkte bei diesen unheimlichen Menschen geradezu eine gewisse Scheu vor dem Dickicht des Waldes. Hätte Gott nicht für ein so natürliches Versteck gesorgt, Mariental hätte das Schicksal anderer kleinen Dörfchen geteilt: es wäre von der Erde verschwunden; nur ein Kirchhofskreuz erinnerte heute noch wie in Chasselois, Leitsinger und Keller an seine ehemalige Existenz.

Bei den trägen Verkehrsverhältnissen, dem Mangel an geregelterm Postwesen gelangte die Kunde von der Plünderung der deutschen Ansiedlungen im Wolgabiet erst nach Monaten nach Petersburg. Viel Schuld an der verzögerten Nachricht tragen ohne Zweifel die örtlichen russischen Beamten und das deutsche Kontor zu Saratow. Geht heute noch, ungeachtet der Eisenbahnen, des Telegraphen und Telephons alles im Zarenreich sehr langsam, so darf niemand wundernehmen, daß erst nach Monaten von der russischen Regierung Schritte getan wurden, um die Überfälle der Nomadenvölker zu verhindern. Die zahlreichen kirgisischen Räuberbanden konnten daher ihr blutiges Werk noch eine geraume Zeit fortsetzen. Allein beim Vordringen gegen die Wolga stießen sie auf nicht geringen Widerstand von seiten der Kolonisten selber. Diese hatten Zeit gefunden, sich zusammenzuscharen und zur Gegenwehr zu organisieren.

In Seelmann an der Wolga, so berichtet die Geschichte, schoß ein Kolonist 18 Kirgisen vom Pferde herunter. Um die Befreiung der aus Mariental weggeschleppten Bewohner hat sich indessen der Major Gogol, der in den Kolonien gut bekannt war, besonders verdient gemacht. Sein Name lebt fort in der dankbaren Erinnerung der Kolonisten. Dieser Mann sammelte einige Duzend russische Bauern, die früher in den Husarenregimentern gedient hatten, und deutsche Kolonisten und eilte den Kirgisen nach. In der Metschet, einem Nebenfluß des Karamans, stieß er auf eine große Schar kirgisischer Reiter; es war dieselbe, die Mariental ausgeplündert hatte. An Zahl seiner Mannschaft um das Zehnfache ihnen unterlegen, verlor Gogol dennoch nicht den Mut: er setzte sein Vertrauen auf Gott, der allein den Sieg schenkt, und ermutigte zu demselben Gottvertrauen und zur Tapferkeit seine Getreuen. Seine Mannschaft wollte ohne Zögerung die beiden Kanonen, die sie mit sich führten, losfeuern und von der anderen Schießwaffe Gebrauch machen. Es kostete den Führer alle Überredungskunst, seine Soldaten einstweilen noch zurückzuhalten. Der besonnene Major fürchtete, beim Schießen die gefangenen Kolonisten zu treffen; diese wollte er ja vor allem retten und befreien.

Mittlerweile näherte sich eine kleinere Schar unter der Führung ihres Häuptlings dem Major. Die Kirgisen hatten offenbar in den Russen nicht einen Gegner vermutet. Blizschnell schoß Gogol mit seiner Sattelpistole zwei derselben nieder, während er mit seinem Säbel die gegen ihn geschwungene Pike parierte und dem Führer der Horde den Schädel spaltete. Nun ergriffen die übrigen mit dem Ruf Hussar, Hussar! die Flucht. In wilder Panik folgte ihrem Beispiel die ganze kirgisische Horde, nachdem sie sich der nun lästig und hinderlich werdenden Gefangenen in aller Eile durch Durchschneiden der Haarstricke, womit diese an

den Sattelknopf angebunden waren, entledigt hatten. Die Packpferde mit der Beute, mit den Frauen, Mädchen und Knaben überließen sie sich selber. Jetzt erst gab der Major das Zeichen zum Schießen auf den fliehenden Feind. Seine Mannschaft machte denn auch von der Schußwaffe den ausgiebigsten Gebrauch. Sie verfolgten die fliehenden Räuber bis tief in die kirgisischen Steppen hinein. Über hundert Kirgisen fanden den Tod: die Steppe war von Leichen besät. Der tapfere Führer der Russen hatte auch nicht einen einzigen Mann verloren. Er machte auch einige Gefangene, die er mit nach Mariental brachte. Unweit des Dorfes ließ er den ältesten derselben, der eine führende Stellung zu haben schien, lebendig verbrennen. Auch diesmal bewahrheitete sich das Wort der Schrift: „Nicht von der Größe des Heeres kommt der Sieg; die Tapferkeit ist vom Himmel.“

Indessen nicht alle von den Kirgisen weggeschleppten Kolonisten konnte der Major nach Hause bringen, viele waren von den Räubern bereits über den Ural in die Steppen Asiens gebracht, andere waren unterdessen auf den asiatischen Märkten als Sklaven verkauft worden. Im Jahre 1777 beauftragte die Zarin die uralischen Kosaken, die deutschen „Sklaven“ loszukaufen. Sie setzte außerdem einen Lohn von 2000 Rubel für jeden wiederheimgebrachten Deutschen fest. Die Kosaken haben sich bereitwilligst dieses Auftrages entledigt.

Kulturbilder aus Afrika.

Der Stamm der Giur in Afrika.

Der Stamm der Giur, wie er im Munde der Negerstämme heißt, oder der A-luo, wie er sich selbst nennt, gehört mit den Gallas, den Massai, den Denka und noch einigen anderen Negerstämmen zu jener Familie, der man wohl unter den zahlreichen anderen Negervölkern Afrikas allein das Prädikat „die schönste“ beilegen kann. Die Giur, überzeugt von der ihnen anhaftenden Auszeichnung, nennen sich darum auch „die Menschen mit Vorzug“ (A-luo), wie auch die anderen oben angeführten Stämme in ihren verschiedenen Mundarten besondere Ausdrücke haben, um ihre alle anderen überragende Stellung zu kennzeichnen. Die Giur und mit ihnen ihre stammverwandten Nachbarn bewohnen zu einem großen Teile die Bahr-el-Ghazal-Provinz und stellen somit auch ein Hauptkontingent der noch zu bekehrenden Heidenwelt.

Wie bei fast allen Völkern der Erde bildet auch bei den Giur die Familie die Grundlage der ganzen sozialen Entwicklung. Nur derjenige, welcher verheiratet ist und eine Familie hat, besitzt bei ihnen soziale Rechte. Dem Vater kommt es zu, den Aufenthaltsort der Seinigen zu bestimmen, und er kann sich darum auch den Regenten aussuchen, dessen Oberherrlichkeit er sich unterwerfen will. Während er bei seiner erstmaligen Verheiratung in bezug auf die Wahl seines Weibes vom Vater abhängig ist, bleibt er in der Auswahl seiner übrigen Frauen, die er sich außerdem noch hält, vollkommen frei.

Aber oft erhizen sich die Gemüter bei Ehestreitigkeiten, wo es gewöhnlich beide Parteien bis aufs Äußerste ankommen lassen, besonders wenn Angehörige verschiedener Dörfer oder solcher Stämme darin verwickelt sind, unter welchen ohnedies fast beständig Spannung und Eifersucht wegen der Jagddistrikte herrscht. Wenn die Häuptlinge und Ältesten die Ihrigen noch zu bemeistern imstande sind, so wird ein Schiedsrichter aus einem dritten Dorfe gewählt. Wollen aber die Parteien dieses Mittel nicht anwenden oder schlägt dasselbe fehl, so ist ein friedlicher Ausgleich nicht mehr möglich. Manchmal kommt es schon zur Zeit der Verhandlungen zu Zusammenstößen, besonders zwischen den Burschen. Wehe, wenn dann die einzelnen oder gar ganze Gruppen aneinander geraten! Selten geht es da ohne Blutvergießen ab, ein Umstand, der dann gewöhnlich einen langwierigen Krieg zur Folge hat.

Die A-luo genossen einst den Ruf einer außerordentlichen Wildheit, und noch im vorigen Jahrhundert zierten sie ihre Hütten mit den Schädeln erlegter Feinde. Heute ist davon nur mehr die Sitte übriggeblieben, immer mit zwei oder drei Lanzen und einer Art Keule bewaffnet auszugehen. Einige tragen auch Helme, aus Leder verfertigt, wie sie bei den Denka gebräuchlich sind; ihrer Schilde jedoch, meist aus Büffelleder hergestellt, bedienen sie sich nur bei festlichen Gelegenheiten.

Das Strafverfahren beruht bei den Giur auf dem alten Grundsatz: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“. Doch da sie ein Völkchen sind, das aus allem seinen Vorteil zu ziehen sucht, so lassen sie sich, wenn der erste Zorn verraucht ist, leicht in Unterhandlungen ein, und dies sogar mit dem Mörder eines Verwandten, allerdings dann nur durch Mittelspersonen. Daß in diesem letzteren Falle die Angehörigen des Ermordeten ihre Forderungen sehr hoch schrauben, ist klar; denn es wird dabei nicht darnach gefragt, ob die Tötung des anderen eine beabsichtigte war oder eine rein zufällige. Der des Totschlages Beschuldigte zahlt darum auch alles, was man von ihm fordert, da er einerseits um jeden Preis sein Leben retten will und andererseits weiß, daß jede Untersuchung über schuldig oder nicht schuldig unnütz wäre. Zudem steuern ja auch seine Verwandten nach Kräften bei.

Diebstahl, Ehebruch usw. werden mit Güterverlust bestraft. Wenn einer Lust hat, so kann er sich der Feuer- oder Giftprobe unterziehen. Die erstere besteht darin, daß man dreimal den bloßen Unterarm in siedendes Wasser taucht, letztere, daß man einen Gifttrank nimmt. Besteht man eine der Proben, ohne Schaden zu nehmen, so wird man für unschuldig erklärt. Dies muß jedoch vor gewählten Richtern und vor Zeugen stattfinden, die jede Partei stellt. Auch die Berufung von anderen Richtern kommt mitunter vor, welche letztere aber ebenfalls von den streitenden Parteien gemeinsam anerkannt werden müssen. Ohne Zweifel stehen diese wilden Neger in kultureller Beziehung viel höher als die Komunisten in den europäischen Ländern!

Die Religion der Giurneger.

Die A-luo oder Giurneger im Südwesten von Bau im oberen Sudan in Afrika waren bisher Heiden und haben keinerlei religiöse Aufzeichnungen oder

heilige Bücher. Sie würden dieselben auch gar nicht zu entziffern imstande sein, da Schreiben und Lesen dem weitaus größten Teile des Stammes ein Rätsel sind. Sie haben auch keine Gebetsstätten, und selbst Priester im eigentlichen Sinne sind ihnen fremd. Alles auf Religion Bezügliche wird durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt, während die Stammesältesten die geborenen Diener der Religion sind.

Die Giur haben sich die Idee eines einzigen Gottes bewahrt, der in ihrer Sprache *Malo*, d. h. der Höchste, genannt wird. Ihn betrachten sie als den Schöpfer und Herrn der ganzen Welt und lassen von ihm alles Gute ausgehen. Bezüglich des zweiten Gebotes Gottes sagen die Giur: „Wie kann man denn von Gott schlecht reden, der doch allen nur Gutes erweist?“ Diese wenigen Worte zeigen, welche Begriffe die Giur von ihrem höchsten Wesen haben.

Schade ist es nur, daß sie, wie übrigens der größere Teil der Menschheit, in ihrem Kult mehr Furcht vor etwaigen Unglücksfällen an den Tag legen als Erkenntlichkeit für empfangene Wohltaten. Da sie die ersteren nicht Gott zuschreiben können, so halten sie einen bösen Geist (*Gjuok*) für den Urheber derselben. An diesen richten sie daher auch ihre Gebete und Beschwörungen und bringen ihm sogar Opfer, meist Hühner und Schafe, dar. Ist jemand krank, so hat *Gjuok* von ihm Besitz genommen; ist der Fischfang schlecht ausgefallen, so hat wieder er die Schuld. Gebete und Opfer müssen ihn günstig stimmen und ihn veranlassen, daß er den Schaden eher den Feinden zufüge und dort sein Unwesen treibe. Infolge dieser eifrigen Verehrung *Gjuoks* glaubte man anfangs, daß die Giur diesen als ihren Gott anerkennen, doch sind sie in Wirklichkeit weit davon entfernt. Schon der eine Umstand, daß sie Diebe, Mörder usw. als Söhne des Teufels bezeichnen — *ngade giuok* —, beweist dies zur Genüge. Außer diesem bösen Geiste aber gibt es, so meinen sie, noch eine Menge anderer Geister, die jedoch zumeist nur in einzelnen Familien und Dörfern ihr Unwesen treiben.

Die *A-luo* glauben an ein Fortleben nach dem Tode und daß bei demselben die Guten belohnt, die Bösen dagegen bestraft werden würden; sie sind sich aber nicht recht im klaren über den Ort, an welchem sich ihre Verstorbenen aufhalten. — Ist ein *A-luo* aus dem Leben geschieden, so beginnt alsogleich unter großem Lärmen und Schreien die Totenklage; haben sich für dieses Geschäft einige berufsmäßige Klageweiber eingefunden, so ziehen sich die Angehörigen des Toten eiligst zurück. Während das Grab ausgeschaufelt wird, — meist nur einen oder zwei Schritte von der Hütte entfernt —, muß tiefstes Schweigen herrschen, ja die Totengräber verstopfen sich sogar die Ohren; lautlos wird der Leichnam in Leinwand gehüllt und zugleich mit einigen ihm besonders teuer gewesenen Gegenständen zur letzten Ruhe bestattet. Hierauf wird das Grab zugeschüttet, die Erde festgestampft, und nicht selten wird noch außerdem eine ordentliche Steinschicht darüber ausgebreitet. Ist diese Bestattung vorbei, so beginnen die Klageweiber von neuem ihre Totengesänge. Ein gleiches geschieht am achten und am dreißigsten Tage. Nunmehr haben die Verwandten des Verstorbenen die Pflicht, für ihn ein Totenopfer darzubringen.

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die *A-luo* einen großen Respekt vor ihren Toten haben, der aber mehr in der Furcht, weniger in der

Pietät seinen Grund hat. Deswegen werden zur Bestattung niemals Verwandte herangezogen, sondern stets nur Fremde. Erstere halten sich vielmehr sorgfältig verborgen und beobachten tiefes Schweigen, damit der Tote nicht erfahre, wo er liege, und auf diese Weise auch seinen Hinterbliebenen nicht zu schaden vermöge.

Daß die Giur an die Unsterblichkeit der Seele glauben, beweisen auch die Vorstellungen, die sie mit den Namen „Quell“ und „Tschien“ bezeichnen. Unter „Quell“ verstehen sie die Geister jener Verstorbenen, die ihre Feinde mit dem Aussatz, mit der Stummheit und mit dem Tode heimsuchen. Besonders verfolgen sie diejenigen, die zufällig oder absichtlich einen Zweig von dem Strauche abbrechen, der auf ihrem Grabe gepflanzt wird. „Tschien“ dagegen sind die Seelen jener, die das Opfer einer Verleumdung geworden sind. In der Nacht suchen sie ihre Verleumder auf und quälen sie so lange, bis sie sterben.

Es gibt bei den A-luo keine eigentlichen Priester, dafür aber um so mehr Zauberer. Gegen alle möglichen Unglücksfälle wissen diese Betrüger Mittel. Zur Ehre der A-luo aber sei es gesagt, daß die ihrigen meist von den Denka kommen. Auch muselmännische Fakire bereichern sich auf Kosten des leichtgläubigen Volkes, indem sie Amulette und anderes Zeug als Schutzmittel gegen böse Geister verkaufen; ja selbst die Beschneidung haben sie auf diese Weise eingeführt.

Aus ihrer religiösen Vorstellung schimmert noch ganz deutlich die Uroffenbarung durch, und es wäre nur zu wünschen, daß der Missionär bei allen heidnischen Völkern so viele Anknüpfungspunkte hätte wie bei den Giur. Diese Neger lassen sich also zu guten Christen und zu tüchtigen Bürgern bilden. Freilich bedarf es hiezu der Gnade Gottes und vieler Mühe seitens des Missionärs, ehe es so weit kommt.

Gebe Gott, daß recht bald schon der Augenblick eintrete, wo auch sie, diese Unglücklichen, von oben erleuchtet, die Ketten des Satans abstreifen und eintreten in das Reich Gottes und in das Licht seiner Wahrheit!

Kulturbilder aus Japans alter und neuer Zeit.

Japan war das Land der Hoffnung für den großen Missionar der Gesellschaft Jesu, den hl. Franz Xaver († 1552), die Wonne seines Herzens, wie er „das Land der aufgehenden Sonne“ zu nennen pflegte. In zehn Jahren wollte er es zu einem christlichen Reiche machen; doch war ihm nur eine kurze Wirksamkeit von wenig mehr denn zwei Jahren unter dem liebgewonnenen, ritterlichen japanischen Volke beschieden. Seine Ordensbrüder führten das begonnene Werk mit Erfolg weiter, so daß die Kirche Japans 60 Jahre nach der Landung Franz Xavers nach der niedrigsten Schätzung 750 000 Christen zählte. Viele Fürsten und Große des Reiches nannten sich stolz Katholiken, und bei Hof stand das Christentum im höchsten Ansehen. Prachtvolle Rittergestalten, durch und durch christliche Edelleute, wie sie sonst nur noch das deutsche Mittelalter aufzuweisen hat, begegnen uns in dieser Blütezeit der japanischen Kirche. Da brach eine furchtbare Christenverfolgung,

die nahezu 50 Jahre mit bald größerer bald geringerer Hefigkeit wütete, über das Land daher. Es war die Feuertaufe für die junge Streiterschar Christi, in der sie sich glänzend bewährte. Unzählige gingen in die Verbannung, um das ihnen anvertraute Glaubensgut zu bewahren. Tausende besiegelten nach den grausamsten Martern mit ihrem Blute den Glauben, den die Väter der Gesellschaft Jesu in ihre Herzen gepflanzt und zur herrlichsten Blüte gebracht hatten. Über 100 Jesuitenmissionare erlitten das Martyrium an der Spitze der Glaubensstreiter.

Japans Kirche war so gut wie vernichtet. Über 200 Jahre blieb das Land den christlichen Glaubensboten verschlossen; erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts öffnete es ganz allmählich wieder seine Tore den Abgesandten des Gottesreiches. Aber jetzt war die Zeit der großen Ernte vorbei. Die Missionare sahen sich vor eine unsäglich schwierige und dornenreiche Arbeit gestellt. Ein stolzes Kulturvolk fanden sie vor, das selbstbewußt wie kein anderes auf seine Vergangenheit zurückschaut und auch auf große Fortschritte in der jüngsten Zeit hinweisen kann. Zur selben Zeit mit der Zulassung der Missionare öffnete es sich den Einflüssen westlicher Kultur, und diese begann mit ihren äußerlichen Errungenschaften jetzt einen Siegeslauf, der an Schnelligkeit nur dem des Christentums im 16. Jahrhundert zu vergleichen ist. Das Land schickte seine Söhne in großer Zahl auf europäische Hochschulen, und sie brachten von da die neuesten Resultate ungläubiger und gottloser Wissenschaft mit in die Heimat. Die Industrie hielt ihnen Siegeszug ins Land, schuf starke Klassengegensätze, untergrub die Gesundheit weiter Volksschichten, beförderte eine übertriebene Vergnügungsfucht, lockerte die Sittenzucht, stumpfte ab gegen alles religiöse Empfinden. Ein denkbar ungünstiger Boden für die Botschaft vom Kreuze Christi!

Die Ordensbrüder des hl. Franz Xaver betraten diesen Boden erst wieder im Jahre 1908 auf persönliche Anordnung Pius' X. hin. Es ward ihnen der Auftrag, in den schon bestehenden Diözesen ihre Ordensstätigkeit auszuüben und vor allem ihre Aufmerksamkeit auf das höhere Schulwesen zu lenken. Mühsig machten die Patres sich an die Arbeit, langsam ging's voran, ihr Einfluß bei den Gebildeten wuchs mehr und mehr, und heute haben wir als Frucht ihrer Bemühungen die angesehene, blühende katholische Jesuitenhochschule in Tokio vor uns. In den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit mußten die Patres sich auf gelegentliche Vorträge und Konferenzen wissenschaftlichen und religiösen Inhalts und auf persönliche Fühlungnahme mit einflußreichen Männern unter den Gebildeten beschränken. 1911 konnte man dann einen bescheidenen Anfang der Schultätigkeit machen durch Eröffnung von Sprachkursen in Englisch und Deutsch, zunächst noch unter fremdem Dache, bis es 1912 gelang, zwei Bauten im Mittelpunkt der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Kaiserpalastes, nebst einem ausgedehnten Grundstück käuflich zu erwerben. Im folgenden Jahre erhielten die Patres von der Regierung, die sich recht freundlich zeigte, die Genehmigung für eine Handelsschule. Sofort wurde dieses Werk begonnen mit einem zweijährigen Vorbereitungskurs, der den Oberklassen unseres Gymnasiums entspricht; daran schließt sich eine höhere Abteilung von drei Jahren an, in der Philosophie (hauptsächlich natürliche Sitten- und Gotteslehre), Literatur

und Handelswesen gelehrt wird. Die Regierung zögerte nicht, der Schule weitere Vergünstigungen zuteil werden zu lassen, unter anderem das Militärprivileg, das unserem Einjährig-Freiwilligen entspricht. Neben der Lehranstalt errichteten die Jesuiten ein Pensionat, in das zunächst Christen und Heiden gemischt Aufnahme fanden; doch mußte man verschiedener Unzuträglichkeiten halber bald von der Zulassung von Heiden absehen, während die Schule nach wie vor von Heiden besucht wird.

Die Zahl der Bekehrungen war zu Anfang naturgemäß sehr gering und wuchs auch mit den Jahren nur langsam; es ist eben harte Pionierarbeit zu leisten, die ihre Früchte erst nach Jahren zeitigen wird. Die Heiden werden vor allem im Philosophieunterricht mit christlichen Gedankengängen mehr und mehr vertraut gemacht, und steter Tropfen höhlt den Stein. Die Jesuitenanstalt ist heute sehr angesehen im Lande, und ihre ehemaligen Zöglinge erhalten mit Vorzug Anstellungen in großen Handelshäusern und in den Staatsämtern. Mehrere Patres lehren außer an der eigenen Schule noch an der kaiserlichen Universität in Tokio, in deren philosophische Fakultät der Deutsche P. Dahmann seit 1920 als ordentlicher Professor aufgenommen ist. Die katholischen Studenten der Kaiserlichen Universität traten im Jahre 1920 aus eigenem Antrieb an die Studienleitung der katholischen Hochschule mit der Bitte heran, für sie einen katholisch-philosophischen Lehrgang zu eröffnen, eine Bitte, der man natürlich gerne nachkam. Wie groß das Ansehen der Patres ist, zeigt auch die Tatsache, daß im Jahre 1921, als am Ersten Kaiserlichen Obergymnasium ein Verein für das Studium der Religion gegründet wurde, der Direktor der Jesuitenhochschule, P. Hoffmann, ebenfalls ein Deutscher, den Eröffnungsvortrag halten mußte. Als schönsten Erfolg kann die Anstalt einige Priesterberufe buchen; drei ehemalige Zöglinge befinden sich im Noviziat der niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu (Bonifatiushaus bei Emmerich). Ein anderer macht in Rom am Collegium Urbanum seine theologischen Studien als erster Priesterkandidat für die Mission Hiroshima in Japan, in der seit Anfang vorigen Jahres Erzbischof Döring S. J. und einige andere Patres der niederländischen Jesuitenprovinz wirken.

So hat die Hochschule in Tokio in den 10 Jahren ihres Bestehens zwar stille und nicht sehr sichtbare, aber doch recht schöne Arbeit geleistet, und es ist ihr sicher noch eine segensreiche Zukunft beschieden. Voll Gottvertrauen haben die Patres sofort Hand ans Werk gelegt, um die Universität aus den Trümmern zu neuer Größe erstehen zu lassen. Gegenüber dem rastlos vordringenden Protestantismus, der mit amerikanischen Dollars und englischen Pfund die Gründung großartiger Hochschulen betreibt, ist die Katholische Universität von Tokio neben der Handelsschule der Marianisten das einzige Bollwerk katholischer höherer Bildung im japanischen Inselreich.

Ein zweites neues Arbeitsfeld wurde den Söhnen des hl. Ignatius 1921 in der Mission von Hiroshima anvertraut. Dieses Gebiet ist eine Hochburg des Buddhismus. Es weist eine starke Industrie auf und zählt unter 5 Millionen Einwohnern kaum 500 Katholiken. Bitten wir den Herrn der Ernte, daß er noch mehr Arbeiter auch in diesen Weinberg sende!

Christliche Kulturbilder auf den Philippinen.

(P. Merg, Missionar vom hl. Herzen in Sydney.)

Auf ewige Zeiten wird die Geschichte der Philippinen in den drei letzten Jahrhunderten ein Ruhmesblatt in der Geschichte Spaniens als eines Kolonialstaates bleiben und erzählen von dem Eifer und der Selbstlosigkeit dieses katholischen Landes. Mit dem einzigen Ziele vor Augen, den katholischen Glauben zu verbreiten, eroberten die Spanier diese Inseln ohne Blutvergießen, zivilisierten sie durch die emsige Mitwirkung von Ordensleuten, und anstatt die Insulaner auszubeuten und auszurotten, regierten sie mit soviel Umsicht, daß die Gesamtbevölkerung der Philippinen jetzt die stattliche Zahl von acht Millionen Menschen erreicht. Mit Ausnahme von etwa 200 000 Heiden und Mohammedanern, die das Binnenland von Luzon und Mindanao bewohnen, gehören die Philippinos alle zur katholischen Kirche und sind ein friedliches und bescheidenes Volk. Es ist allgemein bekannt, wie nach dem Aufstande auf den Philippinen und dem für Spanien so unglücklich verlaufenen Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika (1896—98) eine große Anzahl spanischer Ordensleute aus Gründen religiöser und politischer Art ihre Klöster und die Inseln verlassen mußten, und niemand da war, um an ihre Stelle zu treten. Große Strecken Landes wurden aufgegeben, und es entstand eine Herde ohne Hirten. Die Gotteshäuser wurden baufällig und zerfielen; die Sterbenden mußten ohne den Trost der hl. Sakramente die Welt verlassen; die Kinder wuchsen auf ohne Taufe, ohne religiöse Anleitung, und das Volk, das drei Jahrhunderte lang Zeuge des mit soviel Pomp und Feierlichkeit sich entfaltenden Gottesdienstes gewesen, sah seine Kirchen geschlossen und die kirchlichen Versammlungen aufgehoben. Allenthalben trat eine trostlose Verwahrlosung in religiösen Dingen ein, die an Verwüstung grenzte.

Der Heilige Stuhl, stets auf das Wohl der Gläubigen in der ganzen Welt bedacht, empfand alsbald die schweren Verluste, welche die Kirche auf den Philippinen infolge der dort eingekehrten traurigen Umstände zu erdulden hatte, und suchte rechtzeitige Hilfe zu bringen, indem er apostolische Legaten entsandte, um die Ausbreitung des Übels zu studieren und Mittel und Wege zu suchen, das kirchliche Leben auf den Philippinen zu heben. Fürwahr, keine leichte Aufgabe angesichts der vielen Mißstände und Übel, die den Glauben, den Frieden und das Glück dieser Inseln bedrohten.

Mit der amerikanischen Regierung war auch der Geist der Freiheit auf den Philippinen eingezogen. Wie schnell aber dieser Geist der Freiheit in Auflehnung gegen jedwede Autorität, nicht zuletzt Gottes und der Kirche ausartet, dazu liefert uns Frankreich und in letzter Zeit Portugal einen traurigen Beleg. Die Philippinos waren am allerwenigsten reif für die Freiheit. Drei Jahrhunderte hatten sie zufrieden unter der spanischen Regierung gelebt, drei Jahrhunderte auch treu zur katholischen Kirche gestanden und ihren Lehren und ihren Gesetzen sich unterworfen. Das Wort „Freiheit“, das die neuen Herrscher überall im Munde führten, wurde von den Philippinos falsch aufgefaßt und besonders

falsch gedeutet und angewandt durch einige Unzufriedene, die schon seit längerer Zeit sowohl auf politischem wie auf religiösem Gebiete den Geist der Auflehnung gegen die spanische Herrschaft gepflegt und genährt hatten. Der Regierungswechsel ermutigte sie, der Kirche den Gehorsam zu kündigen und die religiöse Einheit durch Gründung einer sogenannten „Unabhängigen Philippinischen Nationalkirche“ zu zerstören. An die Spitze der Bewegung stellte sich der unselige Priester-Apostat Aglipay, der sich selbst zum „Obispo-Maximo-Oberhirten der schismatischen Kirche ernannte, einige ehrgeizige Priester zu Bischöfen weihte und schismatische Priester in mehreren Pfarreien anstellte, die von den Ordensleuten verlassen waren.

Andererseits hatte die amerikanische Regierung eine große Anzahl Kirchen, Pfarrwohnungen und andere kirchliche Gebäulichkeiten in Beschlag genommen, um in denselben während des Krieges die Truppen unterzubringen. Dadurch hatten diese Gebäulichkeiten stark gelitten; ein Teil zerfiel in Trümmer, ein anderer Teil konnte nur unter enormen Unkosten restauriert werden.

Der empfindliche Mangel an Priestern, um so viele Gläubige zu pastorieren, zeigte sich überall. Im Jahre 1895 zählte man 1013 Priester im ganzen Archipel; im Jahre 1903 blieben nur noch 246 übrig, also ein Verlust von 767 Priestern. In der Diözese Bigna (Nord-Luzon), Provinz Ilicos Norte, gab es für 150 000 Katholiken nur zwei Priester; in verschiedenen anderen Provinzen derselben Diözese hatten zahllose Pfarreien überhaupt keinen Seelsorger. In der Diözese Cebu waren 50 Pfarreien verwaist, in Jaro 150. Die eingeborene Geistlichkeit war zu gering an Zahl und wohl auch nicht geschult genug, um die Leitung der verwaisten Pfarreien zu übernehmen. Von allen Ordensleuten blieben allein die Jesuiten auf ihren Posten und oblagen unter diesen traurigen Umständen ihren schweren Missionspflichten mit solchem Eifer, daß sowohl das Volk wie die Regierung nur Worte des höchsten Lobes für sie hatten. Doch war es ihnen unmöglich, überall dort einzuspringen, wo früher spanische Ordensleute gewirkt hatten. Man mußte sich nach neuen Arbeitern umsehen und sie für diesen großen, verlassenen Teil des Weinbergs gewinnen.

Diese und noch andere Schwierigkeiten erwarteten die apostolischen Delegaten, als dieselben in Manila landeten. Sowohl Msgr. Guidi, der erste Delegat, wie auch sein gegenwärtiger Nachfolger Msgr. Agius O. S. B., gingen an die schwere Arbeit mit jener Hingabe und Klugheit, die stets die Gesandten des Heiligen Stuhles gekennzeichnet hat. Dem apostolischen Delegaten und seinem eifrigen Sekretär Msgr. Depelli war es vorbehalten, die Bemühungen mit sichtbarem Erfolg gekrönt zu sehen. Mit Vertrauen trat die Kirche in die neue Zeit ein, die mit der neuen Regierung für die Philippinen gekommen war, paßte sich den neuen Umständen an und sah den Frieden auf den heimgesuchten Inseln bald wieder hergestellt.

Das Schisma von Aglipay stirbt in allen Pfarreien aus, wo katholische Priester wieder die Leitung der Gläubigen übernommen haben. Im Jahre 1904 war es aus der Diözese Jaro (Ilo-ilo) bereits verschwunden. In der Diözese Bigan kehrten viele eingeborene schismatische Priester in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Infolge einer Übereinkunft zwischen dem apostolischen

Delegaten und der amerikanischen Regierung mußte alles Eigentum, durch schismatische Priester in Beschlag genommen, der katholischen Kirche zurückgestellt werden. Infolgedessen verliert die Irrlehre immer mehr an Einfluß, und das Volk, das mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit zu ihr hält, beginnt mehr und mehr einzusehen, daß es irreführt worden, und kommt, wie vordem, zu seinen rechtmäßigen Hirten, um von ihnen Unterricht und Hilfe zu erhalten. Bezeichnend ist, daß unlängst Aglipay dem Erzbischof von Manila seine eigene sogenannte Kathedrale zum Verkauf anbot, die mit unerschwinglichen Schulden belastet ist. Die Errichtung einer amerikanischen Hierarchie hat dem Schisma den Gnadenstoß gegeben. Nun wurde dem einfältigen Volke klar, daß nicht alle Amerikaner Protestanten sind, und daß im Lande ihrer neuen Eroberer und Herrscher die katholische Kirche eine mächtige und achtungsgebietende Stellung einnimmt.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte der apostolische Delegat und die neue bischöfliche Hierarchie der gründlichen Heranbildung des philippinischen Klerus. Priesterberufe sind auf diesen Inseln zahlreich, denn der katholische Glaube ist dort tief eingewurzelt. Aber die Zukunft hängt von der guten Erziehung und Ausbildung der jugendlichen Leviten ab. Die Seminare sind einer gründlichen Reform unterzogen worden und werden nach einiger Zeit eine Elite von inländischen Priestern liefern, die von wahren Berufseifer erfüllt sind. Das Seminar des Erzbistums Manila allein zählt 120 philippinische Studenten und ist seit einigen Jahren der Sorge der Jesuiten anvertraut. Die Fragen finanzieller Art wurden in äußerst zufriedenstellender Weise zwischen der Kirche und der amerikanischen Regierung geregelt, und es hat Msgr. Agius durch sein geschicktes und ausdauerndes Vorgehen in dieser Angelegenheit wie in vielen anderen einen Erfolg gehabt, der die Beziehungen zwischen Kirche und Staat nicht nur freundlicher, sondern auch für die Interessen der Kirche günstiger gestaltet hat.

Mit ganz besonderer Freude gewahrte der apostolische Delegat, daß seine Bemühungen um apostolische Mitarbeiter über alle Erwartungen mit Erfolg gekrönt wurden. Australien kommt die Ehre zu, die ersten Glaubensboten nach den Philippinen entsandt zu haben. Vor einigen Jahren folgten die Redemptoristen von Waratah N. S. W. dem Rufe des hochw. Bischofs von Cebu, Msgr. Dr. Hendrick. Sie haben sich in der Nähe der Bischofsstadt Cebu niedergelassen und wirken segensreich unter den ihnen anvertrauten 20000 Seelen, besonders durch Abhaltung von Volksmissionen.

Nach ihnen kamen die Patres von Mill-Hill in England und haben mit großer Selbstlosigkeit die Seelsorge in verschiedenen Provinzen der Insel Ponay übernommen.

Neun Jahre war diese Bevölkerung sich selbst überlassen gewesen, und heute ist die Ernte so groß, daß die Patres trotz aller Anstrengung sie allein nicht einzuheimen vermögen; sie rufen nach Hilfe, nach zahlreichen Mitarbeitern. Zum Beweise diene, daß am Tage vor Fronleichnam ein Missionar von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr Beicht hören mußte. Bei einer anderen Gelegenheit war der Andrang von Beichtkinderen so groß, daß er noch nachmittags um 3 Uhr

im Beichtstuhl saß, um hierauf diesen Gläubigen die heilige Kommunion zu reichen, die aus weiter Ferne gekommen und bis dahin nüchtern geblieben waren, um an diesem Fasttage kommunizieren zu können. Im selben Distrikte wurde eine katholische Kirche eröffnet, um der staatlichen religionslosen Schule entgegenzuarbeiten. Nach Verlauf von einigen Monaten besuchten alle katholischen Kinder, etwa 450 an der Zahl, die katholische Schule, und die amerikanische Schule, wie man hier die öffentlichen Schulen nennt, mußten aus Mangel an Schülern geschlossen werden.

Eine weitere Schar Missionare kam aus Scheut bei Brüssel (Belgien), um die 150 000 Igorrots zu bekehren, jene scharfsinnigen Bergbewohner aus dem nördlichen Luzon, die, obschon noch Heiden, sehnlichst nach Glaubensboten verlangten. Als vor längerer Zeit der apostolische Delegat ein Dorf in dieser rauhen Gebirgsgegend besuchte, entboten ihm die Kinder den Willkommgruß auf Englisch, während die Erwachsenen ihn baten, doch einen Priester zu schicken. Und als er das Dorf verlassen wollte, trat ein altes Mütterchen an ihn heran, legte ihm vertrauensvoll die Hand auf die Schulter und sagte: „Vergiß nicht, einen Priester zu uns zu schicken.“ Kurz vor dem amerikanischen Kriege hatten die Augustiner-Patres bereits 40 733 Katechumenen im Unterricht. Ungefähr zehn Jahre stöckte das Bekehrungswerk, bis die belgischen Missionare ausgesandt wurden, um es wieder aufzunehmen. Überall werden sie mit Freuden aufgenommen, und die Bergbewohner angesichts der Selbstlosigkeit und Hingabe ihrer Glaubensboten bieten alles auf, um denselben anständigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Die Steyler Patres haben ihrerseits einen Wirkungskreis auf den Philippinen übernommen.

Eine ganze Provinz auf der großen Insel Mindanao mit 75 000 Katholiken ist seit Januar 1909 der holländischen Provinz der Missionare vom hl. Herzen Jesu anvertraut worden.

So bilden all diese noch jugendlichen Missionsgenossenschaften eine starke Kette vom Süden zum Norden und einen mächtigen Damm gegenüber dem Vordringen des Protestantismus, der die schlichten und einfachen Philippiner in seine Netze zu ziehen sucht. Sie werden den bedrohten Glauben schützen und das kostbare Erbstück, welches das katholische Spanien diesen Inseln gebracht, und das drei Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen ist, den nachkommenden Generationen bewahren.

Der katholische Glaube ist tief gegründet im Herzen der Philippiner. Das Senfförnlein, das die spanischen Ordensleute in den Boden dieser Inseln gesenkt haben, hat sich nicht bloß äußerlich zu einem großen Baum entwickelt, sondern ist auch mit dem Volksleben derart verästelt, daß Sitten und Gewohnheiten ganz von ihm durchdrungen sind. Ein nichtkatholischer Philippiner ist ihnen nicht denkbar, sie halten das für ebenso unmöglich wie wir einen Menschen ohne Kopf.

Msr. Dr. Harty, Erzbischof von Manila, schreibt von seinem Volke: „Sie sind katholisch bis ins Mark. Sonntags vermögen die Kirchen die Gläubigen nicht zu fassen. Nur wenige Familien findet man, in denen nicht gemeinschaftlich das Morgen- und Abendgebet verrichtet wird. Noch immer wird die alte spanische

Gewohnheit hochgehalten, während der Fastenzeit die Geschichte vom bitterm Leiden und Sterben unseres Heilandes vor den versammelten Familienmitgliedern in der Muttersprache vorzulesen. Die guten Früchte dieser frommen Gewohnheiten zeigen sich in der bewunderungswürdigen Sittenreinheit der jungen Frauen, in der Bescheidenheit und dem sittsamen Benehmen der Männer und Jünglinge und in der Hochachtung vor der elterlichen Autorität. Nie wird in einer Familie irgendein Beschluß von Wichtigkeit gefaßt, ohne daß man den Rat der Eltern eingeholt hat. Infolgedessen zeugen ihre Beschlüsse von weiser Überlegung, und Frieden und Eintracht bleiben in den Familien bewahrt. Das Familienleben der Philippiner übet einen unwiderstehlichen Reiz aus auf alle, die mit demselben in nähere Berührung treten.“

Nachstehende kleine Begebenheit zeigt uns, wie diese schöne, väterliche Sitte auf den Philippinen in Ehren gehalten wird: An einem Sonntagmorgen, als das Volk nach der hl. Messe aus der Kirche strömte (ein prächtiges Bild, die Scharen in ihrer malerischen Sonntagstracht zu sehen) und heimwärts ging, sah ich eine Anzahl älterer Frauen, den traditionellen Schleier auf dem Haupte, ein Buch und einen Rosenkranz in der Hand. Einige Schritte vom Kloster oder Pfarrhaus blieben sie stehen, in ein ruhiges, aber ernstes Gespräch vertieft. Zufällig kam ein etwa fünfzehnjähriger Knabe aus der entgegengesetzten Richtung auf die Frauengruppe zu; er erkannte seine Mutter unter den Frauen, ging auf sie zu, hörte ruhig den Worten zu, die sie an ihn richtete, und als er sie verließ, erfaßte er ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Die große Anzahl von Gläubigen, die man auch an Wochentagen zur hl. Messe in der Kirche sieht, ist auch ein herrliches Bekenntnis ihres Glaubens. An Sonn- und Festtagen sieht man die Philippiner bereits um 4 oder 5 Uhr in der Frühe aus allen Richtungen zur Kirche eilen. Die Frauen und Mädchen erscheinen in der Kirche nie ohne den Schleier, der nur zu diesem Zwecke gebraucht wird. Während der Fastenzeit sieht man ganze Scharen mit großer Andacht den Kreuzweg gehen und vor jeder Station den Boden küssen. Die Karwoche wird feierlich begangen. Gründonnerstag und Karfreitag sind vorgeschriebene Feiertage. Am Gründonnerstage ziehen sie scharenweise von einer Kirche zur andern, den Rosenkranz betend, um das allerheiligste Altarsakrament, im Grabe feierlich ausgesetzt, zu verehren. Karfreitag findet die in ihrer Pracht einzig dastehende Prozession des „Begräbnisses unseres Herrn“ statt. Tausende von Menschen aus jedem Alter und Geschlecht nehmen daran teil. Alle tragen brennende Kerzen von außergewöhnlicher Größe, und hinter den Scharen folgt die mit Gold, Silber und Kerzen verzierte Bahre, auf der eine Abbildung des Leichnams Christi ruht, die in die herrlichsten Gold- und Seidenstoffe gehüllt ist.

Der Philippiner hat eine tiefe Ehrfurcht vor dem hl. Sakramente. Nie wird er an einer Kirche vorübergehen, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, die Kopfbedeckung zu lüften und eine Verbeugung zu machen. Darin kennt er keine Menschenfurcht, auch wenn er sich in Gesellschaft von irr- oder ungläubigen Amerikanern befindet. Begegnet er einem Priester, sei es in den belebten Straßen der Stadt oder auf einsamen Pfaden, so grüßt er ihn durch Abnehmen der Kopfbedeckung, küßt ihm ehrfurchtsvoll die Hand und geht weiter seines Weges.

Auch die Frauen bekunden auf letztere Art dem Priester ihre Verehrung. Die Kinder wetzeln miteinander, wer von ihnen zuerst beim Priester ist, und verlassen ihn erst, nachdem ein jedes ihm die Hand geküßt hat. Fürwahr, ein glückliches Volk mit seinen wenigen Bedürfnissen und seiner schlichten Lebensweise. „Eines der glücklichsten Völker der Erde,“ sagt E. Reclus, ein protestantischer Schriftsteller. Aber seitdem sie von der bitteren Frucht der Revolution und der „Freiheit“ verkostet haben, ist ihr Glückstaat gänzlich umgeändert. Ein spanischer Missionar schreibt: „Seitdem die Amerikaner sich in diesem Archipel befinden, haben sie innerhalb zehn Jahren mehr Philippiner verurteilt als die Spanier in drei Jahrhunderten; denn in diesen zehn Jahren begingen die Philippiner mehr Morde als in den vorausgehenden 300 Jahren.“

Dazu wendet der Protestantismus alle Mittel an, um religiöse Spaltungen unter den einst im katholischen Glauben so stark gecintten Philippinos hervorzurufen. Amerikanisches Geld ist die Hauptmacht, und es fließt in Strömen, um die Glaubensspaltungen zu nähren und zu begünstigen. Und um besser dieses Ziel zu erreichen, scheuen die Lehrer des Irrtums nicht, in den Mantel des guten Hirten sich zu hüllen. In der Diözese Bigan tragen zwei amerikanische Missionaristen den römischen Salar, lesen die Messe, läuten zum Engel des Herrn, reichen dem Volk ihre Hand zum Kusse und folgen in allem den katholischen Gebräuchen. Doch das Schlimmste ist, daß die alten, spanischen Schulen im ganzen Lande, die natürlich ohne Ausnahme von katholischen Kindern besucht werden, in den Händen der Amerikaner sich befinden, die amerikanische Lehrer und Lehrerinnen angestellt haben, die zum größten protestantisch oder glaubensgleichgültig durch ihr schlechtes Beispiel einen traurigen und höchst verderblichen Einfluß auf die Schulkinder ausüben, selbst für den Fall, daß diese nicht direkt vom Glauben abfallen. Die Erwachsenen stehen der Irrlehre fest genug gegenüber, aber die jüngere Generation wird schwer unter dem Einfluß des Unglaubens leiden. Zwar werden die amerikanischen Protestanten auf den Philippinen nicht viel Eroberungen machen. Der Erfolg ihrer Bemühungen wird kläglicher sein, als sie es erwarten, und während sie voll Eifer die Saat der Irrlehre austreuen, werden sie, wie in Armenien und im Osten, nur Rationalismus und Unglauben in seinen krassen Erscheinungen einheimen.

Trotz all dieser Schwierigkeiten liegt wenig Gefahr vor, daß der wahre Glaube von diesen Inseln verschwinde. Ein Werk von 300 Jahren ist nicht so schnell zerstört. Nein, die Philippinos sind nicht reif für den kalten, amerikanischen Protestantismus. Man Sorge nur für gute, gelehrte und eifrige Priester, für zahlreiche katholische Schulen, und trotz aller Anstrengungen des Feindes wird der Archipel katholisch bleiben.

Es wäre schade, in dieser flüchtigen Skizze über die Kirche auf den Philippinen nicht der Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten zu gedenken. Auch in dieser Hinsicht verdient Spanien höchstes Lob. Nicht nur befanden sich in jeder Stadt und in jedem Dorfe Elementarschulen für das Volk, auch den besseren Klassen war an den höheren Schulen reichliche Gelegenheit zur Ausbildung geboten.

An der katholischen Universität von San Tomazo in Manila konnten die jungen Philippinos sich die Doktorwürde erwerben in der Theologie, Philo-

sophie, Medizin, Rechtswissenschaft, in den Künsten und Wissenschaften. Das Ateneo der Jesuiten wird von 200 Internen und 1200 Externen besucht, die dort für alle höheren Posten und Stellungen erzogen und ausgebildet werden. Andere Kollegien oder Gymnasien unter der Leitung verschiedener Ordensgenossenschaften verfolgen dasselbe Ziel und weisen stattliche Scharen von Studierenden auf. In jeder Bischofsstadt ist das Seminar ein Zentrum der Gelehrsamkeit. Es wird besucht nicht bloß von Priesterkandidaten, sondern von vielen anderen jungen Leuten, die auf eine höhere Ausbildung Anspruch erheben.

Dieselbe Arbeit, welche die Ordensleute für die jungen Philippinos geleistet, verrichten jetzt auch Ordensschwestern für die dortige weibliche Jugend. Die spanischen Schwestern der göttlichen Liebe, die Schwestern der Himmelfahrt Maria, die Benediktinerinnen und viele andere leiten große Pensionate, die mit allen anderen der gleichen Anstalten konkurrieren können. Spitäler und Waisenhäuser bestehen seit Jahrhunderten in Manila.

Wer immer in das innere Leben dieser Inseln eindringt, der wird bekennen müssen, daß Spanien dort ein herrliches Werk vollführt hat und sich über den Verlust seiner ostindischen Kolonien mit dem Gedanken trösten kann, dort ein großes, katholisches Volk gelassen zu haben, dessen es sich nie wird zu schämen brauchen. Und wenn diejenigen, die das edle Erbe Spaniens dort angetreten haben, sich vielleicht brüsten werden, dem Lande größere materielle Vorteile gebracht zu haben, nie werden sie sich einer sittlichen Erhebung, wie ihre Vorgänger, die Spanier, sie den Philippinen gebracht haben, rühmen können.

Die heilige Karwoche auf den Philippinen.

(P. G. Baptist, Missionar vom hlst. Herzen.)

Am Vorabend von Gründonnerstag beginnt mit den Finstermetten die erhabene, eindrucksvolle Feier der drei Kartage. Sobald die Dämmerung einsetzt, rufen die Glocken das Volk zur Kirche, wo die sogenannten *tenieblas* = Finstermetten gehalten werden. Daß es sich um Finstermetten handelt, tritt hierzulande mehr in die Erscheinung als in den europäischen Kirchen; denn in Europa findet die Feier in hellerleuchteten Kirchen statt, und nur die Dunkelheit in der Natur rechtfertigt in etwa die Bezeichnung „Finstermetten“. In unseren Kirchen fehlt elektrische oder Gasbeleuchtung, selbst Petroleumlicht ist unbekannt. Die einzige Beleuchtung rührt von einer Anzahl in der Kirche verteilter Kerzen her.

Der Küster richtet alles für die Feier, d. h. vor dem Hauptaltar ist ein großes Tuch gespannt, das nach dem Gottesdienst am Gründonnerstagmorgen das ganze Priesterchor den Augen der Gläubigen entzieht. Vor dem Priesterchor ist ein Seitenaltar errichtet, an dem der Gottesdienst an den beiden letzten Kartagen gehalten wird. Dort ist auch das Nötige für die Abhaltung der Finstermetten bereitet. Der Pfarrer nimmt Platz auf einem Sessel, und hinter ihm sitzen die Sänger, die jetzt zahlreicher sich eingestellt haben, als dies beim gewöhnlichen Gottesdienst der Fall ist. Am liebsten singen sie das ganze Offi-

zum, nämlich Metten und Laudes. Niemand stößt sich daran, ob die Feier eine oder zwei oder noch mehr Stunden dauert. Im Gegenteil, je länger desto lieber. Besucht der Philippiner die Kirche, dann ist ihm auch mit einer kurzen Andacht nicht gedient. Viele kommen stundenweit her und wollen für ihre Bemühungen etwas haben. Übrigens sorgen die Sänger schon dafür, daß die Metten nicht zu schnell zu Ende seien. Die schönen, ergreifenden Lamentationen = Klagelieder des Propheten Jeremias werden alle gesungen und am liebsten zweistimmig mit Begleitung von Blechinstrumenten. Da die Sänger von alters her die Gesänge auswendig kennen, singen sie den Text ohne Beihilfe einer Notenbeilage.

Am Ende der Feier wird gemäß kirchlicher Vorschrift ein „leises Geräusch“ gemacht zur Erinnerung an das Erdbeben und die Spaltung der Felsen beim Tode Christi. Sobald das Zeichen zu dem „leisen Geräusch“ gegeben wird, setzt ein ohrenbetäubender Lärm ein. Kinder und junge Burschen, die sich wohl hüten, dem Gottesdienst selbst beizuwohnen, strömen gegen Ende der Feier in die Kirche, um den Schluß mitzumachen, d. h. um mitzulärmen: sie rufen, schreien, schlagen mit Stöcken oder Büchern gegen Türen und Wände, stampfen auf den Fußboden und sorgen dafür, daß die kirchliche Vorschrift des „leisen Geräusches“ zu ihrer vollen Geltung kommt. Alles Winken und Mahnen zur Ruhe ist nutzlos, und es bleibt dem Küster schließlich kein anderes Mittel, als die lärmende Schar zum Tempel hinaus zu befördern.

Aus den Carrios = entfernten Weilern ist das Volk am Abend zur Stadt gekommen, um an den drei Kartagen dem ganzen Gottesdienst beizuwohnen zu können. Auf verschiedenen Wegen konnte man sie gruppenweise ankommen sehen, und zwar im Gänsemarsch hintereinander; denn mag der Weg noch so breit sein, die Philippinos gehen nie neben-, sondern stets hintereinander. Auf dem Kopfe tragen sie ein Bündel mit den besten Kleidern, die sie an den drei Kartagen anlegen; denn diese Tage werden als Sonntage betrachtet und als solche gehalten. Der Karfreitag erfordert sogar eine besondere Tracht.

* * *

Gründonnerstag! Schon in aller Früh füllt sich die Kirche mit Gläubigen, und ist sie sonst viel zu groß in Anbetracht der Besucher, heute und an den nächstfolgenden Tagen vermag sie die Scharen kaum zu fassen. Nur mit Mühe kann der Priester sich einen Weg zum Beichtstuhl bahnen. Zur bestimmten Stunde beginnt das feierliche Hochamt mit der nachfolgenden Prozession durch die Kirche, bei der das Allerheiligste zum Aussetzungsalter gebracht wird. Bei dieser Prozession finden wir einen recht eigenartigen Brauch, der noch eine Erinnerung bildet an Eintracht zwischen Kirche und Staat unter der spanischen Herrschaft. Der Stadtpräfekt besitzt ein kleines, reich mit Gold und Silber durchwirktes Fähnchen, das immer in der Kirche steht. Bei der Prozession am Gründonnerstag muß er sein Fähnchen selbst tragen und geht dabei unmittelbar vor dem Priester her, der das Hochwürdigste trägt.

Ehe die Feier zu Ende ist, kommt der Präfekt wieder bis vor den Altar, um den Tabernakelschlüssel in Empfang zu nehmen. Der Tabernakel ist geleert

worden, und nun ist es Aufgabe des Präfekten, als der weltlichen Obrigkeit, während der drei Kartage den Schlüssel zu bewahren, um ihn später wiederum an den Stufen des Altares in die Hände des Priesters zurückzustellen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß gegenwärtig die Stadtpräfekten wenig geeignet sind für diesen Ehrenposten, der früher der Stolz ihrer Vorgänger war. Weit entfernt, eine Stütze der Kirche zu sein, legen sie ihr alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg. Sie kümmern sich weder um Gott noch um Gebot, denn sie sind amerikanische Regierungsbeamte und als solche über jede Religion erhaben. So weigerte sich jüngst noch unser Stadtpräfekt, den altherwürdigen kirchlichen Brauch des Fahnen- und Schlüsseltragens mitzumachen und überließ dies seinem Stellvertreter.

Übrigens beeile ich mich hinzuzufügen, daß viele dieser schönen, religiösen Gebräuche zwar beibehalten werden, aber ohne daß man ihre tiefe Bedeutung erfaßt. Ja, es kommt vor, daß diejenigen, die zu deren Ausführung mitwirken, ihren Spott damit treiben und in ihrer dummen Unwissenheit das Ganze als eine Komödie betrachten.

Doch wir wollen über diese traurige Erscheinung hinweggehen, um uns nicht den Genuß der Schönheit unserer liturgischen Gebräuche zu verderben. Ich werde darum dem Leser nur eine Beschreibung der verschiedenen Zeremonien geben und mich weiterer Betrachtungen darüber enthalten.

Die zweite große Feier am „Jueves Santo“ = Gründonnerstag ist das sogenannte „Apostelmahl“. Die Helden des Tages sind die zwölf Apostel, zwölf arme, hilflose Greise, die ältesten der Gemeinde, die heute in ein festliches Gewand gehüllt werden, dessen Hauptbestandteil ein weißes Tuch bildet, das tief am Rücken herabhängt. Ursprünglich nahm das Apostelmahl folgenden Verlauf: Ein großer Tisch wurde aufgestellt, an dessen oberen Ende der Pfarrer Platz nahm, während die zwölf Apostel in Reihen von je sechs zu beiden Seiten sich niedersetzten. Am Schlusse des Mahles hielt der Pfarrer eine Rede: die Abschiedsrede Christi an seine Apostel. Nach dem Mahle wusch der Pfarrer den Aposteln die Füße. Dieses Mahl wurde durch das Municipium = städtische Verwaltung angeboten und bezahlt, also durch die weltliche Obrigkeit. Die Vornehmsten der Stadt, unter ihnen das städtische Oberhaupt, dienten bei Tisch. Heute haben diese kirchlichen Gebräuche an vielen Orten manches, ja alles von ihrer tieferen Bedeutung eingebüßt. Nicht die weltliche Behörde veranstaltet das Apostelmahl und kommt für die Unkosten auf, sondern der Pfarrer hat dafür zu sorgen, und muß zugleich die Würdenträger des Ortes und manch andere bei dieser Gelegenheit bewirten. Der kirchliche Geist dieser Einrichtung ist völlig geschwunden und hat einer ganz weltlichen Auffassung und Einrichtung weichen müssen.

Wie dem auch sei, das Apostelmahl bildet auch heute noch einen besonderen Glanzpunkt in der Feier des Gründonnerstags. Der Pfarrer sitzt mit den zwölf Aposteln zu Tisch, während in der Nähe einige Sänger mit Instrumentalbegleitung das Leiden Christi in der Landessprache singen.

Der Passionsgesang ist auch ein eigenartiger, tiefgläubiger Brauch. Die ganze Leidensgeschichte Christi ist in der wohlklingenden tagaalschen Sprache in

Versen verfaßt. Beinahe jede katholische Familie besitzt ein „Mahal na Passion“ = das hl. Leiden. Während der ganzen Fastenzeit vernimmt man in Häusern den Passionsgesang. Hier singt einer allein, dort versammeln sich mehrere zu gemeinsamem Gesang. Gegen Abend wird damit begonnen und die ganze Nacht hindurch gesungen, bis die Passion zu Ende ist. Jeder weiß selbstredend den ganzen Gesang auswendig. Verschiedene Sängler sitzen rund um einen Stuhl oder einen kleinen Tisch, auf dem das Textbuch liegt. Es verschlägt wenig, daß für einige die Buchstaben auf dem Kopfe, für andere in schräger Richtung stehen, alle finden sich schon zurecht, und was der eine nicht weiß, das weiß der andere. Zuerst singen einige einen Teil der Passion, und sind sie müde, so lösen die anderen sie im Gesang ab.

Das Apostelmahl ist beendet und das Pfarrhaus, das mit Zuschauern dicht besetzt war, leert sich langsamer Hand. Etwas später am Nachmittag findet die dritte Feierlichkeit in der Kirche statt, nämlich die Fußwaschung. Der Pfarrer, mit einem Leinentuch geschürzt, beginnt die Fußwaschung. Er kniet vor jedem der zwölf Greise nieder, wäscht ihm die Füße, küßt sie und gibt dem Armen ein Almosen. Auch an dieser Feier beteiligten sich ehemals die weltlichen Würdenträger im Namen des Staates; jetzt halten sie sich meist davon fern.

* * *

Gegen Abend beginnen wieder die Finsternetten, die heute noch mehr Volk herbeilocken, weil eine Prozession den Abschluß bildet, und den Philippinos eine Prozession über alles geht.

Ist es stockfinster geworden, so bildet sich die Prozession zu Ehren des leidenden Heilandes. Das Volk stellt sich in zwei Reihen auf, und der Zug setzt sich in Bewegung, erleuchtet durch die Kerzen, die alle Teilnehmer in der Hand tragen oder die an den mitgenommenen Heiligenfiguren befestigt sind. Diese Bilder geben der Prozession ihre volle Bedeutung. An der Spitze der Prozession wird in Lebensgröße das Bild des kreuztragenden Christus getragen. Das Bild ist ein in dunkelrotes, sammetnes Kleid gehüllt und trägt ein schweres Holzkreuz auf der Schulter. Vier Männer haben alle Mühe, das auf einem breiten Postament befestigte Christusbild zu schleppen. Hierauf folgen die Bilder der Gottesmutter, der hl. Maria Magdalena, der hl. Martha, der hl. Maria Salome und der Apostel Petrus und Johannes. Nach Aussage des Küsters führte man noch weit mehr Bilder mit, u. a. auch solche von Juden, die den Heiland auf dem Kreuzweg begleiteten und unter dem Kreuz ihn verspotteten. Diese Bilder sind entweder unbrauchbar oder vernichtet worden. Nur ein Mitglied vom Kirchenvorstand soll noch das Bild eines Juden besitzen. Übrigens sind sämtliche Bilder Privateigentum und befinden sich in Privatbesitz. Nur an den Kartagen werden sie in die Kirche gebracht, um nach der Feier wieder ihren Besitzern zurückgestellt zu werden.

Diese Prozession am tiefdunklen Abend macht einen eigenartigen Eindruck nach dem ergreifenden Gottesdienste in der Kirche. Aus dem Lichtmeer der vielen Kerzen, die in zwei Reihen rechts und links des Weges sich fortbewegen,

ragen gespensterhaft die Bilder hervor. Die Prozession zieht durch den ganzen Ort und begibt sich hierauf zur Kirche zurück. Das kreuztragende Christusbild wird nach vollendeter Prozession aus der Kirche in das Haus des Eigentümers zurückgebracht, denn am anderen Morgen tritt an dessen Stelle das Bild des gestorbenen Erlösers. Auch die Bilder Mariens und der hl. Frauen werden zurückgetragen, um nächsten Tags in schwarzen Trauergewändern wieder zu erscheinen.

Das Hochwürdigste, das noch immer zur Anbetung auf dem Seitenaltar ausgesetzt ist, darf nach hiesigem Brauch während der Nacht nicht in einen Tabernakel reponiert und abgeschlossen werden. Abwechselnd halten Gruppen von Anbetern die Ehrenwache. Leider gerät dieser schöne Brauch langsam in Verfall. Zu bedauern ist auch, daß die meisten, die in der reinsten Absicht und mit der innigsten Andacht all den Feierlichkeiten beizohnen, deren tieferen Sinn nicht erfassen. Das Volk hängt nun einmal an all diesen Außerlichkeiten, und wehe dem Geistlichen, der darin eine Änderung einführen wollte; seine Stellung würde unhaltbar werden. Mein lieber Christ, vertiefe dich auch recht ernst in das Leiden Christi!

Schädlichkeit des Kommunismus.

Mit dem Kommunismus hat ein australischer Sozialist Wilhelm Lane in der Republik Paraguay einen praktischen Versuch gemacht, der gründlich mißlungen ist. Mit Überzeugung und Begeisterung trug er in Australien die Lehre vor, daß nur das Privateigentum an Armut und Elend, Ungerechtigkeit und Verbrechen schuld sei, und warf selbst 20 000 Mark in die allgemeine Kasse. Im Juli 1893 bewog er 240 Männer, Frauen und Kinder, ihr gesamtes Hab und Gut zu veräußern und den Erlös in die Staatskasse zu geben und mit ihm nach Paraguay, das er Neu-Australien nannte, auszuwandern. Hier hofften sie, den vollen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen. Die Regierung stellte ihnen 450 000 Morgen fruchtbares Acker- und Wiesenland und holzreichen Urwald zur Verfügung. Das Land wurde Gemeingut, ebenso das Gewerbe, die Wohnungen und die Lebensmittel. Für alle wurde die gleiche Arbeitszeit von acht Stunden festgesetzt. Das Geld wurde abgeschafft und der gemeinsam hervorgebrachte Arbeitsertrag ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Beruf, Fähigkeiten und Leistungen gleichmäßig unter die verschiedenen Mitglieder verteilt. Das erregte Unzufriedenheit und Erbitterung, sätete Zwietracht und Mißgunst und förderte Langsamkeit, Faulheit und Mißwirtschaft. Denn bald wollten die meisten die leichte Arbeit des Auffehens und Essentragens tun, während sich nur sehr wenige zu der schweren Arbeit des Baumfällens hergaben. So blieb der Holzreichtum unausgebeutet, das Land verkam, der Ertrag der Ernte nahm ab, Wohnungen und Geräte wurden beschädigt und bald fehlte es an Lebensmitteln und Kleidung. Der Diebstahl und andere Verbrechen wurden allgemein, zumal man auch die Religion abschaffte und die Gerichte und die Polizei aufhob. Der Staat erhielt

völlige Selbstverwaltung. Nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung wurde das Staatsschiff nur durch Mehrheitsbeschluß aller Genossen geleitet. Das kostete viele Zeit und ließ es selten zu schnellen und durchgreifenden Beschlüssen kommen. Alle diese Zustände führten dazu, daß bereits nach zwei Jahren Mitglieder, der Unfreiheit und der schwierigen Lebensbedingungen überdrüssig, wieder auswanderten. An ihrer Stelle kamen dann wieder 190 neue Einwanderer hinzu. Lane war nun zur Einsicht gekommen, daß sein Glaube an die guten Wirkungen der Abschaffung des Privateigentums ein Aberglaube war und daß im Staat eine feste, einheitliche Leitung nötig sei. Er riß die Leitung an sich und nützte sie so aus, daß die Einwohner sich bald mehr als Sklaven, denn als selbstbewußte Bürger fühlten. Die Unzufriedenheit im allgemeinen und mit dem Regiment Lanes wuchs derart, daß er sein Amt niederlegte und das Land verließ. Nach seinem Weggang wurden aber die Verhältnisse noch schlimmer. Man sah daher ein, daß es mit dem bisherigen Weg nicht ging. Man schlug einen anderen ein. Die Verfassung wurde geändert. Die Genossen durften wieder nach ihrem eigenen Gutdünken arbeiten und den Ertrag ihrer Arbeit für sich behalten. Jeder erhielt 60 Morgen Land und schuf sich auf diesem Besitz bald wieder eine auskömmliche Existenz. Dadurch wurde die Quelle von Zwist, Hunger und Verbrechen verstopft, und an ihre Stelle trat schon bald wieder Zufriedenheit, Wohlstand und Ordnung. So erzählt Karl Jünger in Nr. 30 der „Allg. Rundschau“ 1917.

Der Bolschewismus.

I.

Der Unglaube ist der grauenhafteste Rückschritt und die furchtbarste Verirrung der Menschheit. Eine seiner größten Lügen ist das Vorgeben, eine bessere soziale Welt zu schaffen. Die Gemeinschaft des ganzen Volkes wird dabei verleugnet und nur auf eine Klasse, die ungläubige Arbeitermasse, will man die Welt aufbauen. Die Sozialdemokratie hat oft den lügenhaften Vorwurf erhoben, das Christentum sei nur ein Mittel, um die Arbeiter geduldig zu machen. Dieser Vorwurf trifft aber voll und ganz die gottlosen Arbeiterführer, welche durch ihre christentumsfeindliche Heze verdummte Massen dazu auserschen haben, sich selbst gutbezahlte und sorgenfreie Lebensstellungen ohne Besitz hinreichender wirtschaftlicher Kenntnisse zu sichern und dafür unbeschränkte Genußsucht zu predigen. Das größte Unheil weiter Arbeitermassen ist ihre Abkehr von Gott und ihr offener Unglaube, der oft von gesinnungslosen, kulturlosen, halbasiatischen jüdischen und mit sich selbst zerfallenen Elementen in Wort und Schrift gepredigt und befördert wird mit rücksichtslosem Fanatismus. Darüber schreibt der Osservatore Romano in der Nummer vom 9. Juli 1920 folgendes: „Während der Regierung Karolhis in Ungarn bemühten sich die Sozialisten in ihren populär wissenschaftlichen Vorträgen zu beweisen, daß der Terror unter gewissen Umständen erlaubt und gerecht sein kann. Diese ihre Überzeugung setzten sie in Wirklichkeit um mit

einer unerhörten Brutalität, indem sie die vaterländischen und christlichen Druckereien und Druckerzeugnisse zerstörten. Mit aller Gewalt hinderte man christliche Redner daran, christliche Ideen zu verteidigen. Die gewöhnlichen Gerichte wurden abgeschafft und Schreckensgerichte eingesetzt, die von unwissenden und blutdürstigen Kommunisten verwaltet wurden. Am Schlusse einer jeden amtlichen Mitteilung dieser sozialistischen Räteherrschaft war betont: „Wer dem Befehle nicht folgt, wird von den revolutionären Komiteen abgeurteilt werden.“ Dabei sprachen noch wilde Soldatenhorden auf eigene Faust die schlimmsten Verurteilungen aus mit sofortiger Vollstreckung. Tausende von Unschuldigen wurden auf diese Weise zum Tode verurteilt. Zahllose Menschen aus den verschiedenen Ständen, Beamte, Priester, Lehrer usw. wurden ungerechterweise festgenommen und unschuldigerweise in die Gefängnisse geworfen, wo sie häufig umkamen, ohne daß sich jemand um sie kümmerte.“ Zu solchen himmelschreienden Ungerechtigkeiten führt der organisierte Unglaube, der Sozialismus und Kommunismus die Menschen. Dieses sehen wir auch klar und deutlich bestätigt an Rußland mit seiner bolschewistischen Regierung. Darüber schreibt die Reichspost in Wien im Juli 1920 folgendes: „Das Sowjetheer in Rußland gliedert sich in ca. 20 Armeen. Jede Armee besteht aus 2—3 Divisionen, die Division aus 2 Brigaden oder 4 Regimentern usw. Die Kommandanten bis zu den Regimentern sind entweder ehemalige russische Offiziere oder verkommene Elemente, Schauspieler u. a. Vom Bataillon aufwärts sind Kriegskommissäre aufgestellt, welche mit begehrenswerten Machtmitteln ausgestattet und sehr gut bezahlt sind. Die Kommissäre sind unumschränkte Herrscher über Leben und Tod der ihnen unterstellten Genossen. Dabei gibt es noch außerordentliche Kommissionen, welche aus wilden Elementen, ehemaligen Verbrechern und größtenteils aus 18—20 jährigen Juden und Jüdinnen bestehen. Die geringste Kleinigkeit bildet gleich einen Anlaß, um unbeliebte Personen vor diese Kommissionen zu bringen. Das Schicksal dieser Leute ist dann furchtbar. Die gebräuchlichsten Martern sind Ausstechen der Augen, Abhacken der Gliedmaßen und langsames Verblutenlassen. Heraus schneiden von Riemen aus dem Rücken, Gesicht und Brust, Niederstechen, Herausreißen von Fingernägeln, Aufschlitzeln des Bauches und elender Tod. Solche und ähnliche Arten von Martern sind an der Tagesordnung und werden von beiden Geschlechtern vollzogen. Ich selbst bin Augenzeuge derartiger Szenen gewesen. Ein Einschreiten oder auch nur eine Bemerkung kosten dem Betroffenen selbst das Leben.“ So roh und grausam ist der Unglaube, wenn er sich frei betätigen kann. Die roten Armeen im Ruhrgebiet, Berlin und München trieben es auch nicht viel besser. Der von den sozialistischen Agitatoren und Zeitungsschreibern gepredigte oder beschützte Unglaube ist daher das größte Verbrechen an der Menschheit. Deshalb zurück zum Glauben an Gott auf allen Gebieten und in allen Ständen!

II.

Über die Zustände in St. Petersburg unter kommunistischer (bolschewistischer) Herrschaft werden von den Zeitungen übereinstimmend schreckliche Einzelheiten berichtet. — So schreibt eine Frau, die am 13. Januar 1919 St. Petersburg

verlassen hatte und unter großen Schwierigkeiten nach Libau kam, unter anderem der „Köln. Volkszeitung“: „Man muß das Leben in St. Petersburg gesehen haben, um sich die Schrecken und das Unglück vorzustellen, in denen die Menschen dort leben. Auf der Straße geht ein matter, müder Mensch und fällt hin und ist gestorben. So fallen täglich Menschen auf der Straße tot hin. Überall, wohin man nur schauen mag, bitten unglückliche Menschen um Hilfe. Da sitzt am Straßenrande eine Frau mit ihrem Kinde, jammert und fleht, man möge doch ihr ein kleines Stüchchen Brot geben, sonst müsse sie mit dem Kinde sterben; dort bettelt ein Student, dort ein gewesener Offizier, selbst Generäle bitten um milde Gaben, um noch einen Tag ihr Leben fristen zu können. Überall Bittende, überall Leidende. Nichts anderes hört man auf der Straße als Seufzer und Klagen und Jammerschreie. Man vermeidet es, auf die Straßen zu gehen, weil man nicht die Kraft hat, so viele Menschen zugrunde gehen zu sehen. Und es ist niemand da, der ihnen helfen könnte; sind doch alle in derselben jammervollen Lage. Das ist die in Rußland durchgeführte „Gleichheit“, daß alle unglücklich und alle vom Tode bedroht sind. Alle Menschen sitzen, ohne auszugehen, zu Hause. Wohin sollte man auch gehen; Arbeit gibt es ja keine. Das einzige, was man noch tut, ist, daß man daran denkt, wo man zu essen bekommen könnte. Die Krankenhäuser sind überfüllt, man erwartet mit Ungeduld seine Reihe, um hineinzukommen.

In der Stadt wüten Typhus und die Grippe, und täglich stirbt in den Krankenhäusern eine unzählbare Menge von Menschen. Und doch hält das ermattete Volk das Krankenhaus für den einzigen Ort, wo allein es noch möglich ist zu leben und von den Qualen sich zu erholen. In den Wohnungen friert man, da es kein Brennholz gibt; kostet es doch das Hundertfache von früher. Das sind die Folgen des Hungers. Tatsächlich kann man Lebensmittel im freien Verkauf nicht erhalten, alle Handlungen sind geschlossen und die Märkte leer. Während so das ganze Volk in unsagbaren Qualen dahinvegetiert, geht es nur den bolschewistischen Kommissären und ihren Freunden gut; ihnen fehlt es nicht an Lebensmitteln, und sie sind zufrieden. Die Mehrzahl der Kommissäre sind Juden, deren es dafür in der Roten Armee keine gibt; in den bolschewistischen Behörden bekleiden sie allerlei Ämter. Am Anfang der Revolution im Jahre 1917 hatte St. Petersburg 2 700 000 Einwohner, von denen jetzt kaum mehr eine halbe Million übrig geblieben ist.

Die Mängel der bolschewistischen Wirtschaftspolitik, die sich schon im Verlaufe des ersten halben Jahres herausgestellt haben, waren vornehmlich folgende: 1. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiter innerhalb der einzelnen Betriebe (Produktivität und Intensität) gingen zurück, weil die Leitung und die Disziplin versagte; 2. die zentralistische Verteilung, die Anpassung der Produktion an den Bedarf, ohne dessen vorherige Organisation, erwiesen sich als undurchführbar; 3. die gemeinwirtschaftliche Organisation versagte grundsätzlich auf einigen Gebieten. Die bolschewistischen Führer kamen selbst zur Ansicht, daß es, so wie es im Programm stand, nicht gemacht werden kann. In der Sitzung des allrussischen zentralen Vollzugsrates der Sowjets der Deputierten am 29. April 1918 erstattete der Jude und Präsident Lenin ein Referat „über die nächst-

liegende Aufgabe der Sowjetmacht", in welcher er den Nachweis erbrachte, daß es so wie bisher nicht weiter gehen, daß man die gesamten Organisationen des Wirtschaftslebens auf eine grundsätzlich neue Basis stellen und eine Art kapitalistisch-sozialistische Kompromißwirtschaft einzurichten trachten müsse. Folgende Leitsätze wurden als „Resolution“ des Allrussischen zentralen Volkzugrates angenommen: 1. Um die Produktivität und Intensivität der Arbeit in den einzelnen Betrieben zu steigern, wird als notwendig erachtet, die Gewährung hoher Gehälter an die Betriebsleiter, die Einführung einer strengen Disziplin in den Betrieben: die Anwendung des Taylorsystems, Einführung des Akkordlohnes, die Anpassung der Löhne an die allgemeinen Arbeitsergebnisse einer Fabrik oder die Betriebsresultate des Transports durch die Eisenbahnen und auf Wasserwegen usw.; die Organisierung des Wettbewerbs zwischen einzelnen Produktions- und Konsumgesellschaften. 2. Um die Gesamtorganisation durchzuführen, Produktion und Bedarf in Einklang zu bringen, die Verteilung richtig zu bewerkstelligen, ist die Organisation in Konsumgemeinden notwendig. Dieses ist nur möglich im engen Zusammenarbeiten mit den bürgerlichen Genossenschaften. Deshalb hat die Sowjetmacht mit diesen ein Abkommen geschlossen, in dem auf eine ganze Reihe von sozialistischen Grundsätzen verzichtet werden mußte. Es wird anerkannt, daß die Sozialisierung nur in dem Maße sich verwirklichen kann, als der Bedarf stabilisiert und organisiert ist.“ Wenn man dieses Programm sich ansieht, das Lenin in der Aprilsitzung des zentralen Volkzugrates aufgestellt hat, und das betrachtet, was nun bisher von den Bolschewiki praktisch auf dem Gebiete der Wirtschaftsorganisationen geschaffen ist, so ist man versucht, auszurufen: Und darum so viele Räuber und Mörder?! und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Hätte man dieses Ziel, das sich ja schließlich die Rechtssozialisten auch stecken, nicht mit wenigen Opfern an Blut, mit weniger Lärm und weniger Zerstörung erreichen können? Stellt man sich auf den Standpunkt des Christen, so muß man diese Frage sicherlich bejahen. Die Politik der Bolschewiki, zumal ihre Wirtschaftspolitik, war im gegenwärtigen Augenblicke ganz gewiß verfehlt, und jede Bestrebung in einem anderen Lande, das Programm der Bolschewiki zu verwirklichen und ihre Taktik zu befolgen, wird sogar von jedem, sogar sozialistischen Politiker mit aller Entschiedenheit bekämpft werden müssen.

Jeder, der sein Volk lieb hat, wird alles daran setzen müssen, damit es von den Irrtümern und vor den Gefahren des Bolschewismus bewahrt bleibe.

Die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands läßt sich in drei Abschnitte zerlegen. Zunächst kam die Periode der „Freien Arbeit“, dann kam die Proklamierung der „Arbeitspflicht“ und zuletzt „die Verkündung der Zwangsarbeit“.

Die „Freie Arbeit“ wurde begonnen mit dauernder Herabsetzung der Arbeitszeit, mit dem Verbot von Überstunden, mit ungestraftem Vertrödeln der Zeit und dem Anspruch auf dauerndes Nichtstun. Da alles „sozialisiert“ wurde, so wurden die Betriebe den Arbeitern überantwortet und das erste war, daß das russische Proletariat alle Besitzer, Betriebsleiter, Ingenieure, Meister, kurzum alle Vorgesetzte „entfernte“. Meistens geschah diese „Entfernung“ in der mildereren Form, den Vorgesetzten nach russischer Sitte Schimpf anzutun,

indem man sie in Schubkarren setzte und diese vor den Fabrikatoren dann umkippte. Häufig aber geschah auch diese Entfernung in gründlicherer Form, indem man die Borgesezten einfach ermordete, was häufig genug in bestialischer Weise geschah. Nun entwickelte sich unter der Herrschaft der „Betriebsräte“ ein geradezu katastrophaler Niedergang der Arbeitsleistung und eine vollkommene Beseitigung jeder Disziplin. Hand in Hand damit ging eine durch Streiks und Sabotage aller Art erzwungene, wahnwitzige Lohnsteigerung, die keineswegs eine Berechtigung in der bereits einsetzenden Verschlechterung der Valuta finden konnte. Gleichzeitig aber ging damit Hand in Hand eine überstürzte „Sozialisierung“, die bei der gänzlich zügellos gewordenen Arbeiterschaft immer mehr in Raub und Diebstahl ausartete.

Angesichts dieser Entwicklung sprach man nunmehr die „Nationalisierung“ aller Betriebe aus. Die Besitzer und Leiter wurden, soweit man ihrer habhaft werden konnte, mit Gewalt zurückgeholt. Man setzte sie zunächst als Geschäftsführer ein. Weigerten sich diese Persönlichkeiten, so wurde das als Sabotage gegen die Volksfreiheit erklärt und wurde mit härtester Strafe geahndet, häufig sogar mit der Todesstrafe. So waren also die früheren Besitzer und Leiter als Leibeigene an die Werke gefesselt und sie mußten ihre Arbeit verrichten unter unerhörten Beschimpfungen und Vergewaltigungen der übermütigen „Betriebsräte“.

Diese waren mittlerweile zur gänzlichen finanziellen Auszehrung der Werke übergegangen. Alle Guthaben der Besitzer wurden gesperrt. Die Besitzer durften nur eine ganz geringe Summe abheben, erheblich weniger, als selbst der niedrigste Lohn der Arbeiter betrug. Dafür aber mußten alle Beträge ausbezahlt werden, die durch Bescheinigung der „Betriebsräte“ als „Lohn“ bezeichnet wurden. Daß der gänzliche finanzielle Zusammenbruch aller Betriebe die unausbleibliche Folge war, versteht sich von selbst.

Aus diesem finanziellen Zusammenbruch heraus beschritt man verschiedene Wege. Der erste und nächstliegende war der, daß die Regierung „Vorschuß“ gab, der zur Sicherheit des Staates „eingetragen wurde“, bis zuletzt geradezu phantastische Summen eingetragen waren.

Der zweite Weg, der namentlich in solchen Betrieben beschritten wurde, die leicht abzusetzende Waren anfertigten, wie Textilwaren, Schuhe, Geschirre, Kleineisenwaren, war der, daß die Arbeiter zunächst alle vorhandenen Materialien aufarbeiteten, sich dann einfach der fertigen Waren bemächtigten, mit welchen sie gruppenweise zum Hausieren auf Wanderschaft gingen. Nachdem die Ware so abgesetzt war, diese Einnahmequelle also erschöpft war, zehrten die Arbeiter die Werke derart mit Stumpf und Stiel aus, daß sie alles auf Abbruch verkauften oder stahlen, was irgendwie zu verkaufen war: Maschinen Werkzeuge usw., schließlich Türen und Fensterrahmen, Dachbelag usw., so daß schließlich die Gebäude so nackt und kahl dastanden, wie nach einem Brande; ja selbst die übrig gebliebenen Mauern wurden da niedergelegt, wo sich eine Absatzmöglichkeit für Ziegelsteine, Eisenkonstruktion usw. bot.

Der dritte Weg endlich führte zur Übernahme durch den Staat, was namentlich für kriegswichtige Betriebe der Fall war. Bei der immer toller einreißenden

Lotterwirtschaft war aber nichts damit erreicht, denn die meisten öffentlichen Betriebe gerieten in kürzester Zeit in Verfall. Die brotlos gewordenen Arbeiter verließen sich oder sie wurden kurzerhand in die rote Armee gepreßt.

So sank das russische Wirtschaftsleben tiefer und tiefer. Von ursprünglich 6 Millionen Arbeitern wurden Anfang 1918 nur noch $2\frac{1}{2}$ Millionen beschäftigt und Anfang 1919 gab es in Rußland nur noch knapp 1 Million Arbeiter. Die riesigen Petersburger Werke, wie Baltische Fabrik, Putilow, Obuchow usw., die in Friedenszeiten Hunderttausende von Arbeitern beschäftigt hatten, beschäftigten Anfang 1919 nur noch 5 Prozent ihres früheren Arbeiterstandes. Die Putilowwerke beispielsweise, die früher halbjährlich 90 Lokomotiven herstellten, hatten im ersten Halbjahr 1919 nur 5 und im zweiten Halbjahr 1919 sogar nur 2 Lokomotiven hergestellt. Kennzeichnend für die eingerissene Gleichgültigkeit gegenüber jedem Verantwortungsgefühl war u. a. der Zustand auf Lokomotivreparaturwerkstätten. Obgleich diese Reparaturen als lebenswichtig mit äußerster Dringlichkeit behandelt wurden, erforderte jede Reparatur nunmehr 150 Arbeiter, wo früher etwa 15—20 benötigt wurden. Das ganze Transportwesen war infolgedessen fast völlig zusammengebrochen und dem gesamten Wirtschaftsleben droht die restlose Vernichtung.

Die Herrschaft des Bolschewismus hat sowohl in Rußland wie auch in Ungarn zu einem vollständigen Zusammenbruch des ganzen Wirtschaftslebens geführt. Interessante Mitteilungen über den Erfolg bolschewistischer Wirtschaftsmethoden in Rußland bringt die englische Zeitung „The Ironmonger“ (vom 4. Okt. 1919) der wir folgendes entnehmen:

„Eines der führenden Mitglieder der bolschewistischen Regierung, Kasaloff, gibt in einem Artikel der amtlichen Zeitung des Arbeiterrates unumwunden zu, daß der Plan der Räteregierung, Fabriken durch Arbeiterausschüsse zu betreiben, vollständig versagt hat. Im Sommer dieses Jahres überstiegen die Gesamtlöhne aller Arbeiter und Angestellten der russischen Metallindustrie den Gesamtbruttowert der in den Werken erzeugten Güter um 5 Prozent. Aus amtlichen Erhebungen ging hervor, daß der Gesamtwert der in einer großen Anzahl hervorragender Metallfabriken erzeugten Ware im ersten Jahre der bolschewistischen Herrschaft nur 70 Prozent des Gesamtkapitals jener Werke ausmachte. In einer Generalversammlung der Petersburger Räte gab Sinovieff, einer der hervorragendsten jüdischen bolschewistischen Führer, zu, daß die großen Putilowwerke in Petersburg während eines gewissen Zeitraumes von der bolschewistischen Regierung Bargeldunterstützungen in Höhe von 96 Millionen Rubel erhalten haben. Von dieser Summe wurden 66 Millionen in Löhnen ausbezahlt; der Gesamtwert der in dem gleichen Zeitraum erzeugten Güter betrug weniger als 15 Millionen Rubel. Der Wert der gesamten industriellen Produktion von Sowjetrußland beträgt weniger als die Hälfte der gesamten Beträge, welche die bolschewistische Regierung zur Unterstützung der industriellen Unternehmungen auszahlte.“

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Ungarn. Die „Weltwirtschaftlichen Nachrichten“ aus dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel brachten darüber folgende Schilderung:

Die rote Regierung in Ungarn ist gestürzt, aber auch damit die ganze Industrie zusammengebrochen. Die Wirtschaftslage ist zurzeit derart, daß jeder geschäftliche Verkehr still steht und auch noch längere Zeit wenig Aussicht auf Besserung sein wird. Alle Fabriken haben am 6. August den Betrieb eingestellt und inventieren, um die Verluste während der Bolschewistenregierung feststellen zu können. Viele Unternehmen haben zur Fortführung des Betriebes kein Geld. Andererseits kann man zu den hohen Preisen, die uns die Kommunisten beschert haben und die die 15- bis 20-fache Höhe der Verkaufspreise vom Jahre 1914 betragen, nicht mehr verkaufen. Die Preise sind daher jetzt auf ungefähr die zehnfache Höhe von 1914 herabgesetzt, jedoch ist auch dabei noch wenig Aussicht auf Verkauf. Daher sind die Fabriken noch fast alle außer Betrieb. Die Straffinerien, die Glühlampenfabriken und die elektrische Apparatenfabrik arbeiten.

Die Rohmaterialien sind sehr teuer, die Preise mandymal das 20-fache von 1914. Kohle gibt es nicht. Das Zatabanyaer Bergwerk förderte 1914 täglich 800 Waggon Kohle. Die Leistung ging während des Krieges auf 400 Waggon herab, während des Kommunismus auf täglich 80 Waggon. Nach dem Kommunismus ist sie bis auf 170 Waggon gestiegen bei der gleichen Arbeiterzahl von 1914.

Die Arbeitslöhne in den Fabriken sind um 50 Prozent niedriger gestellt worden als sie während des Kommunismus waren. Die Leistung der Arbeiter ist sehr gering, wie auch aus dem Beispiel bei der Kohlenproduktion zu ersehen ist. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht möglich, zu fabrizieren. Es werden daher nur die nötigen Ausbesserungen an den Fabriken selbst ausgeführt.

Die ungarische Sowjetregierung, welche den Arbeitern die Freiheit bringen wollte und ihnen goldene Berge versprach, mußte schließlich zu drakonischen Maßnahmen greifen, um die Arbeiterschaft überhaupt zum Arbeiten zu bewegen und die Disziplin hochzuhalten. In einer Verfügung aus dem Juli 1919 heißt es:

„Die Vorteile der sozialen Produktion können nur dann zur Geltung kommen, wenn die Arbeiter eine selbstbewußte Arbeitsdisziplin halten. Da die Verletzung der Arbeitsdisziplin die Interessen der Arbeitenden schwer gefährdet, so ist gegen die die Disziplin verletzenden Arbeiter in den unten aufgezählten Fällen eine Disziplinarstrafe — oder die sofortige Entlassung am Plage.

In den sozialisierten Industrie-, Bergwerks- und Verkehrsbetrieben, Geschäften, kommerziellen und technischen Unternehmungen, Geld- und Versicherungsinstituten, Zentralen und den nicht aufgezählten sonstigen sozialisierten Betrieben und Unternehmungen begeht jeder Arbeiter, der die Arbeitsdisziplin schwer verletzt, ein Arbeitsdisziplinarvergehen. Ein solches Vergehen be-
geht der Arbeiter insbesondere dann:

1. wenn er dem Betrieb oder seinen Arbeitsgenossen absichtlich einen Schaden zufügt;
2. wenn er die zum Schutze der körperlichen Unversehrtheit und Gesundheit der Angestellten dienenden Regeln auch nach wiederholter Warnung verletzt;
3. wenn er in der Erfüllung seiner Dienstpflichten Nachlässigkeit an den Tag legt oder in sonstiger Weise die Fortsetzung des Betriebes durch sein absichtliches Verhalten im wesentlichen Maße erschwert.

Gegenüber dem ein Arbeitsdisziplinvergehen begehenden Arbeiter können der Schwere des Vergehens entsprechend die nachstehenden Strafen angewendet werden:

1. Öffentliche mündliche Verwarnung; 2. schriftliche Verwarnung und deren Anschlag auf der Ankündigungstafel oder in der Lokalität des Betriebes; 3. Transferierung zu einer anderen Arbeitsstelle; 4. Proportionierung des Arbeitslohnes entsprechend der faktischen Arbeitsleistung; 5. sofortige Entlassung; 6. Verbot der Anstellung in einem sozialisierten Betrieb; 7. Antrag auf Ausschließung aus der Gewerkschaft.

Der Angestellte der sozialisierten Betriebe, Geschäfte, Institute und Unternehmungen kann ohne Einhaltung der Kündigungsfrist außer im Falle der oben bezeichneten Arbeitsdisziplinvergehen auch dann sofort entlassen werden, wenn er wegen eines aus Gewinnsucht herrührenden oder gegen die Räterepublik begangenen Deliktes rechtskräftig verurteilt wurde, oder wenn ein anderer wichtiger Grund obwaltet, der die sofortige Entlassung im Interesse der Aufrechterhaltung der Arbeitsdisziplin motiviert. Gegenüber jenen Angestellten, die sich gegen die Arbeitsdisziplin besonders schwer vergehen, kann außer der sofortigen Entlassung gleichzeitig auch noch eine Disziplinstrafe angewendet werden."

Kommunistische Gewaltherrschaft.

Viele Arbeiterkreise und Parteiagitatoren haben von dem Bolschewismus in Rußland eine ganz falsche Vorstellung und suchen hierüber sich und andere fahrlässigerweise zu ihrem eigenen Schaden schwer zu täuschen. Für diese unverbesserlichen törichten Weltverbesserer mag folgender Bericht hierüber, der aus ganz zuverlässiger Quelle stammt, angeführt werden.

In der „Freiheit“ vom Juli 1920 bezeichnet das Mitglied der nach Rußland entsandten Delegation der Unabhängigen Wilhelm Dittmann seine aus eigener Anschauung geschöpften Schilderungen der Zustände in Sowjetrußland als die Grundlage, auf der allein das Sowjetregiment möglich sei, die kulturelle Rückständigkeit des russischen Bauern, der 75 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, und den das revolutionäre Regiment durch die Zuteilung des Landes der Gutsherren für sich gewann. Dittmann fährt fort:

Sozialismus und Kommunismus gibt es in Rußland auf dem Lande zunächst noch nicht. Aber auch die städtische Bevölkerungsmasse sei bei Ausbruch der bolschewistischen Revolution für die demokratische Selbstverwaltung der Wirtschaft und des Staates im sozialistischen Sinne nicht reif und nicht fähig gewesen. Nur auf dem Fundament der Passivität und Kulturlosigkeit der russischen Volksmassen in Stadt und Land konnte die bolschewistische Diktatur errichtet werden. Die Bolschewiki betrachten sich als Vormund des Proletariats, der es erst zur Mündigkeit erziehen müsse. Sie wollen den Sozialismus von oben her verwirklichen und bedienen sich dabei der neuen Sowjetbürokratie und der Roten Armee. Beide werden von der Partei beherrscht. Aber auch

die Partei besteht in ihrer Masse aus Mitgliedern, denen Sozialismus und Kommunismus noch wenig vertraut sind. Zur Sicherung seiner Diktatur hat nun der Führerkreis der Partei eine straffe militärische Organisation durchgesetzt. Der organisierte Terror hat noch in der kurzen Zeit vom 15. Juni bis 15. Juli 1920 893 Opfer gefordert. Nicht eingerechnet diejenigen Personen, die auf administrativen Befehl, also nicht durch das revolutionäre Tribunal, zum Erschießungstode verurteilt wurden.

Pressfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit und persönliche Freiheit sind für andere als Kommunisten so gut wie aufgehoben, die Wahlen zu den Sowjetkörperschaften erfolgen öffentlich in Versammlungen, geheime Wahl ist verboten. Die Wahlen sind meist indirekte und erfolgen unter terroristischem Druck, so daß eine Opposition schwer aufkommen kann, unbequeme Wahlen werden kassiert. Darüber habe ich in Moskau aus absolut zuverlässiger Quelle allerlei Beweismaterial erhalten. Die allgemeine Wehrpflicht ist wieder eingeführt, Deserteure werden erschossen. Ebenso ist das Wirtschaftsleben militarisiert, Arbeiter und Angestellte dürfen nicht streiken, sonst werden sie als „Deserteure der Arbeitsfront“ in Konzentrationslagern zur Arbeit gezwungen. Für Frauen besteht die Arbeitspflicht vom 18. bis zum 40., für Männer vom 18. bis zum 50. Lebensjahre. In den Betrieben ist die Herrschaft der Betriebsräte längst beseitigt. Der Betrieb untersteht einer Verwaltung, die von oben eingesetzt wird. Die Betriebsräte haben nur für soziale Fürsorge, Arbeitsdisziplin und Parteiagitation zu sorgen, in die Betriebsverwaltung aber haben sie nicht dreinzureden, sie sind nur Hilfsorgane der Kommunistischen Partei und der Staatsbürokratie. Das gleiche gilt von den Gewerkschaften. Alle Arbeiter eines Betriebes sind zwangsweise Gewerkschaftsmitglieder, die Beiträge werden vom Lohn abgezogen. Da das Mitgliedsbuch der Kommunistischen Partei als Anwartschaft auf irgendein Amt in der Sowjetbürokratie angesehen wird, drängen sich unausgesetzt zweifelhafte Elemente in die Partei, die man durch summarische Reinigungen in periodischen Abständen wieder auszuschneiden sucht, wobei rein willkürlich verfahren wird. Ein Teil der alten Beamten und der Intellektuellen, Angestellten, Kaufleute usw. sucht, vom Hunger getrieben, in den vielen Büros der Sowjeteinrichtungen Unterschlupf und treibt dort vielfach Sabotage. Von den Mitgliedern der „Kommunistischen Partei“ ist der größte Teil in irgendeiner Sowjeteinrichtung angestellt. Nach der letzten offiziellen Statistik des Zentralkomitees der Partei waren von den 604 000 Mitgliedern, die sie in ganz Rußland zählte, nur noch 70 000, d. h. 11 Prozent, als Arbeiter tätig! Von den übrigen 89 Prozent der Mitglieder sind tätig 36 000 (6 Prozent) als Parteibeamte, 12 000 (2 Prozent) als Gewerkschafts- und Genossenschaftsbeamte, 162 000 (27 Prozent) als Militärbeamte und Soldaten, 318 000 (53 Prozent) als Staats- und Munizipalbeamte, und 6000 (1 Prozent) als Handlungsgehilfen. Die ganze Partei verwandelt sich also allmählich in ein Heer von Bürokraten, die mit ihrer Existenz unmittelbar an der Aufrechterhaltung der Diktatur interessiert sind. Man spricht bereits von der neuen „Sowjet-Bourgeoisie“. In Moskau zählt man kaum 100 000 Arbeiter, aber 230 000 Sowjetbeamte und -beamtinnen aller Grade.

Zu den Veröffentlichungen des Abgeordneten Dittmann in der „Freiheit“ über die Zustände in Sowjetrußland bemerkt der „Vorwärts“, daß der Niedergang Sowjetrußlands und das materielle Aussterben der russischen Städte erst von der bolschewistischen Revolution an datiere. Jetzt sei der Riesenbetrug, der an dem deutschen Proletariat seit bald zwei Jahren mit der Sowjetherrschaft systematisch versucht werde, restlos aufgedeckt.

Die Bolschewisten wollen ihr politisches Ziel eher in Deutschland erreichen, als die von ihnen geführte verblendete Masse die Wahrheit erkannt hat. Und diese Wahrheit ist die, daß der Sozialismus und der Kommunismus nicht aufbauen, sondern niederreißen, keine Werte schaffen, sondern nur Werte zerstören kann. Diese Zerstörung aber bringt dem Arbeiter nicht das erhoffte Heil der Befreiung vom Kapitalismus und allem sonstigen Zwang, sondern führt ihn im Gegenteil in so grausame Knechtschaft, wie sie menschliche Phantasie kaum ausdenken kann.

Wie in Rußland, so sind es auch bei uns haltlose, weltfremde Schwärmer, die die Idee des Kommunismus predigten. Sie wurden einstens hier wie dort ob ihrer Utopien verlacht, ernst nahm sie niemand. Im gesunden Staatswesen würden diese sonderbaren Heiligen auch nie irgendwelchen nennenswerten Anhang gefunden haben. Aber Rußland sowohl wie Deutschland waren kein gesundes Staatswesen mehr. Hier wie dort hatte das Gift des gemäßigten Kommunismus, des Sozialismus nämlich, den Staat zerfressen. Hier wie dort hat die sozialistische Revolution den Boden vorbereitet für die Verwirklichung der kommunistischen Irrlehre. Während aber Rußland den kommunistischen Schwärmern erlegen ist, während es heute mit unzähligen Leiden versucht, sich aus der Welt der Zerstörung, die der Kommunismus über es gebracht hat, herauszuarbeiten, will Deutschland noch nicht recht dagegen kämpfen.

Die grausamste Despotie des Altertums war ein Kinderspiel gegen die Despotie der heutigen russischen Gewalthaber, denn der Despot des Altertums konnte durch persönliches Wohlwollen manches mildern, was aber bei der heutigen russischen Diktatur vollständig ausgeschlossen ist. So weit ist es gekommen, und mußte es kommen, wenn wirtschaftlicher Unverstand der Vernunft gebieten will.

Durch russische Agenten, unterstützt durch russisches Geld, wird bei uns der Boden weiter vorbereitet, der zur Vernichtung unserer Wirtschaft, genau wie in Rußland, führen muß. Die Führer unserer abhängigen Sozialisten und Kommunisten sind die Werkzeuge in den Händen dieser russischen Agenten. In unbegreiflicher Verblendung folgen ihnen weite Kreise unserer Arbeiter. Der Kapitalhaß macht sie blind, daß sie nicht erkennen, wie die „Vernichtung“ des „Kapitals“, also der Wirtschaft, sie in die ärgste persönliche Leibeigenschaft führen muß. Und am russischen Beispiel ist doch wahrlich unser Schicksal zu erkennen. Nur unsere, der Sozialdemokratie und dem Kommunismus anhängende Arbeiterschaft weiß nichts von den Zuständen in Rußland. Angstlich vermeidet die Presse dieser Parteien irgendwelche Aufklärung über Rußland, sie hat sogar die Dreistigkeit alle Veröffentlichungen, die die bürgerlichen Zeitungen über die dortigen Zustände bringen, als „kapitalistische Lügen“ zu bezeichnen.

Christentum und Kapitalismus.

Nieselweitig erschallt der Ruf, der Kapitalismus ist der Feind des Menschen besonders des Arbeiterstandes; daher fort mit ihm. Eine unzählige, gedankenlose und gottentfremdete Menge von Leuten läßt sich dadurch betören, obgleich es feststeht, daß gerade jene Kreise und Volksbeglucker, die angeblich am meisten gegen den Kapitalismus kämpfen wollen, die größten Gönner und Beschützer desselben sind. Alle sozialistischen, spartakistischen, kommunistischen und andere unchristlichen Volksredner und Zeitungsschreiber, Parteiführer und Agitatoren und arbeitscheue Elemente stehen so sehr in den Klauen des Kapitalismus, daß es sie nicht verschmähen, sich bei jeder Gelegenheit dadurch zu bereichern, eine sorgenfreie gutbezahlte Stellung im Staate oder in der Gemeinde zu erhaschen, auf Kosten anderer gemütlich und ohne ernste Arbeit ein schönes Dasein zu fristen oder sonst lustig zu leben ohne entsprechenden Verdienst. Ja, gerade der sozialistische und revolutionäre Staat selbst treibt in höchstem Maße planlose Förderung des Kapitalismus durch hohe Steuern, Abgaben, Post- und Eisenbahntarifen u. a., nur um ein zahlloses Heer von Parteiführern und Leuten, die oft nichts gelernt haben, für das praktische Leben zum Wohle der Allgemeinheit, in sorglose und gutbezahlte Lebensstellungen zu bringen. Der Kapitalismus wird also trotz vieler Großsprechereien nicht abgeschafft, sondern nur weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Ohne Kapital kommen wir nun einmal nicht mehr aus. Auch der idealistische Zukunftsstaat könnte ohne Kapital seinen Pflichten und Aufgaben nicht genügen. Was das Christentum bekämpft, das ist die Ausartung in der Kapitalwirtschaft, der kapitalistische Geist, durch den das Geld Herr der Menschen und durch den der Erwerb des Geldes Beruf und Selbstzweck geworden ist. Die sozialistisch organisierte Arbeiterschaft, auch heute noch unter der verkehrten geistigen Führung des gottlosen Karl Marx stehend, erhoffte die Überwindung des Kapitalismus auf der Basis der Revolution. Die christlich-soziale Arbeiterbewegung dagegen wollte das Ziel erreichen auf der Basis der Reform. Die Unabhängigen und Kommunisten wünschen sich im Sinne des christenfeindlichen Marx den Zusammenbruch, damit eine neue Gesellschaftsordnung werden kann, wobei es ihnen allerdings ganz gleichgültig zu sein scheint, ob die gegenwärtige Generation leiblich und geistig samt dem Kapitalismus zugrunde gehen muß. Wenn man wüßte, daß mit den Opfern der jetzigen Generation die künftige neues, besseres, schöneres, freieres, glücklicheres Dasein erlangen könnte, dann wäre es wert, das Opfer des Einsatzes zu wagen. Aber die ganze Vergangenheit lehrt uns, daß Menschen immer Menschen bleiben. Auch heute finden wir täglich die Beweise, und so kann ich nicht anders, denn es als einen Fehler ansehen, daß man in Bekämpfung des Kapitalismus sich selbst vernichten will, da man doch durch zielbewußtes Wollen ein wertvolleres Resultat erzielen könnte. —

Das Christentum verlangt im Kampfe gegen den Kapitalismus ein Leben der Arbeit in möglichster Kraftentfaltung, eine Arbeitsbetätigung als Lebensbedingung, als Lebenspflicht und als Grundlage des kulturellen Aufschwunges



Jesús, der göttliche Kinderfreund.

und Fortschrittes nach außen. Wir müssen mit den Talenten, die uns Gott verliehen, wuchern. — Wir müssen uns alle in diesen heiligen Dienst stellen. Kein Unterschied zwischen Kopf- und Handarbeiter darf Platz greifen, denn alle müssen sich auf ihre Arbeitspflicht besinnen und die Arbeitsscheu bekämpfen, denn ohne diesen Geist gehen wir alle durch eigene Schuld dem Untergange zu. Das Christentum verlangt im Kampfe gegen den Kapitalismus ein Leben des Verzichts und der Opferbereitschaft in absolutester Lebensbejahung. Der Besitz und das Kapital sind die inneren Grundlagen zur Volkswohlfahrt. Es hat noch kein Volk ohne Privateigentum existiert. Es darf nicht sein, daß, wenn einer sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, ein anderer kommt, der nichts getan und ihm sein Eigentum, die Früchte seiner Arbeit, entreißt. Doch dürfen Kapital und Besitz nicht Selbstzweck werden, sonst setzt die Ausartung und der Mißbrauch der Kapitalwirtschaft ein. Kapital und Besitz dürfen nicht ins Unermeßliche wachsen, sonst wird dies zum Verhängnis des gesamten Volkes ausschlagen. Hier verlangt das Christentum Verzicht und selbstlose Opferbereitschaft, die glücklich und zufrieden macht. Als Fundamentalforderung stellt das Christentum die Ausübung der Nächstenliebe auf, um der Härtherzigkeit, der ungezügelter Ausbeutung und dem Wuchergeist zu begegnen. Einfachheit, Pflichttreue und Gottesfurcht müssen wieder zu Tugenden des ganzen Volkes werden, denn das sind die wahren Stützen gegen die krankhaften Auswüchse des gottlosen Zeitgeistes. Wir müssen die Mühsale des Tages auf uns nehmen und Gott, den Herrn, um Kraft und Stärke bitten; sie zu ertragen. Erst wenn dieser Geist, dieser christliche Idealismus, wieder seine Auferstehung gefeiert hat, dann werden wir Sieger bleiben über Mammonismus und Kapitalismus, Wucher, Schleichhandel, Arbeitsscheu und Aufruhr gegen jegliche Ordnung.

(Dr. Moriz, Weihbischof von Feldkirch.)

Die Sozialdemokratie verdammt zwar den Kapitalismus. Und doch ist es das heißeste Bestreben sehr vieler Sozialisten, sich rasch und gründlich auf kommunistischen Pfaden und auf anderen Wegen zu verruchten Kapitalisten zu machen. Kautsky z. B. wettert seit Jahrzehnten in seinen Schriften gegen den Kapitalismus und Mammonismus, und sobald die Gelegenheit günstig war, machte er sich durch Verkauf seines Buches aus amtlichen Materialien zum steinreichen Mann. Und gar die ehemaligen ungarischen Kommunisten sind die schlimmsten Kapitalisten gewesen. Zwischen dem Kulturideal des Sozialismus und der praktischen Verwirklichung des Sozialismus klappt bis zur Stunde ein himmelweiter Unterschied. Was der Arbeiter heute an neuem Lohn errang, riß ihm morgen der Kapitalismus durch noch größere Preissteigerungen restlos wieder heraus. Die Schichten aber, die größtenteils weniger verdienten als der Arbeiter, wurden erst recht bis auf den letzten Heller ausgepreßt zugunsten des — Kapitalismus, den man zu bekämpfen glaubte. Der Kapitalismus wäre durch Arbeit und durch Preisabbau zu bekämpfen, nicht aber durch eine systematische Faulenzerei im Zusammenhang mit phantastischen Lohnforderungen. Diese Methode mußte wirklich zur Verelendung der Massen führen, weit über die Reihen der Arbeiter hinaus. Der Sozialismus war in seiner Ge-



Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin.

Vergib uns unsere Schuld.

Nach dem Gemälde von W. Firlc.

sinnung durch und durch materialistisch-kapitalistisch wie der Kapitalismus selbst. Im Materiellen war der Kapitalismus trotz allem der Stärkere, und da im übrigen nichts zugunsten der Sozialdemokratie sprach, mußte der Kapitalismus über sie triumphieren.

So steht die Sozialdemokratie blamiert mit ihrer Kunst da. Der Trotz, mit dem sie von neuen Kämpfen spricht, verbirgt ihre Verlegenheit nur schlecht. Mit diesem trotzigem Beharren bei bankerotten Methoden wird sie vielen nicht mehr imponieren. Will sie Sozialismus im guten Sinne, so muß sie auch ehrliche Demokratie wollen, nicht den Klassenkampf, der, weil er antisozial ist, nicht zur sozialen Versöhnung führen kann. Aus Sozialismus und Demokratie ließe sich schon etwas machen, aber man müßte sie richtig verstehen und ehrlich meinen. Bisher hat die Sozialdemokratie entweder das eine oder das andere oder sogar beides nicht getan. Ihr Sozialismus war in Wirklichkeit nur Egoismus, Massenegoismus, der schließlich die eigenen Träger entzweien muß, weil im unregelmässigen Massenegoismus auch der unregelmässige Einzelegoismus nicht untergeht, sondern den einen zum Gegner und Feind des andern werden läßt. Ihre Demokratie war nur ein Schlagwort zur Betäubung der Massen, ein Schlagwort mit dem Hintergedanken: Sobald wir nur eine Stimme über die Mehrheit haben, werden wir die Demokratie genau so verstehen und praktizieren wie den Sozialismus, als Klassenherrschaft!

Befreien kann die Arbeiterschaft nur die Erlösung von der Sozialdemokratie, von der Mehrheitspartei sowohl wie von den Unabhängigen und Kommunisten. Daß das deutsche Volk trotz all ihrer Künste noch lebt, ist ein Verdienst derer, die doch allerlei Wasser in den sozialdemokratischen Wein zu gießen wußten, ist aber auch ein Beweis für die Lebensfähigkeit dieses Volkes, von der wir hoffen, daß sie sich erst recht bewähren wird, wenn es sich losgemacht hat von der Sozialdemokratie.





Gott und der Mensch.

1. Eh' ich dies heut vollendet habe,
Sinkt diese Hütte vielleicht ein,
Und vielleicht ruht in dunklem Grabe
Nach drei Tagen mein Gebein.
2. Wie, wenn ich heut noch sterben sollte,
Wie wär' o Seele dir zumut'?
Bist du, wie Gott dich haben wollte,
In seinen Augen rein und gut?
3. Wirst du vor deinem Gott bestehen,
Vor ihm, der heilig, heilig ist?
Scheust du dich nicht, den anzusehen,
Durch den du wurdest, was du bist?
4. Wie? heute hörtest du mit Freuden
Die Stimme: du mußt sterben, an?
Gern wolltest du vom Leibe scheiden,
Noch heute gehn die dunkle Bahn?
5. Sieh nicht zu schnell, nicht zu gelinde,
Dich täusche keines Schmeichlers Mund!
Wird deine Hoffnung nicht zu Winde,
Erwägt du deiner Laten Grund?
6. Aus welcher Absicht, welchem Triebe
Quillt dein gerühmtes Christentum?
Erfüllt dich Jesu Christi Liebe,
Nicht Lüsterheit nach Menschenruhm?
7. Im Sterben, ach im Sterben sinken
Der falschen Tugend Stützen ein.
Den Wahn=Christ stellt der Herr zur Linken,
Wem Christi Geist fehlt, ist nicht sein.
8. Suchst du in allem Gottes Ehre?
Lebst du nur Christus und nicht dir?
Wie, wenn dir Jesus sichtbar wäre
Und täglich sagte: Folge mir!?
9. Ist nichts als Sünde dir verhafter?
Fühlst du zu jedem Siege Kraft?
Bekämpfst du auch die liebsten Laster?
Bist Herr du deiner Leidenschaft?
10. Ach nein! Ich muß mich selbst verdammen,
Ich bin nicht heilig, kein wahrer Christ;
Ich sehe des Gerichtes Flammen
Vor mir, wenn du nicht gnädig bist.
11. Ja, zagen müßt' ich und erbeben,
Prüfst du vor deinem Thron mich heut.
Ach Vater! laß mich länger leben'
Und gib zur Buße mir noch Zeit!
12. Ach Vater! laß es ernst mir werden,
Zeig' täglich mir des Todes Nacht,
Laß mich so heilig sein auf Erden,
Daß mir der Tod nicht bange macht.

Amen.

(Bischof Sailer von Regensburg.)





Christliches Wissen und Bildungswesen.



Kirche und Kunst.

S dürfen in keiner Kirche oder kirchlichem Gebäude Wiederherstellungsarbeiten vorgenommen werden, ohne daß zuvor die schriftliche Genehmigung der zuständigen Kommission eingeholt ist. Alle vier bis fünf Jahre sind Freskobilder, Stukowerke zu säubern, alle anderen Jahre die Altarbilder und Statuen aufzufrischen . . ." Diese und andere Grundsätze sind in ausführlichen Anordnungen des Papstes vor einiger Zeit an die italienischen Diözesen hinausgegeben worden, wobei die Erhaltung und Pflege der unendlichen Kunstschätze, die Italiens Kirchen in sich bergen, den verantwortlichen Stellen besonders eingeschärft wurde. An der Spitze des in Rom bestellten Zentralkomitees für kirchliche Kunst hat das Vertrauen des hl. Vaters den Benediktinerabt von San Paolo Ildelfons Schuster (einen geborenen Römer) berufen. Unter seinen 23 Mitarbeitern befinden sich die bekanntesten Autoritäten kirchlicher Kunst. Dem Zentralkomitee unterstehen die Diözesan- und örtlichen Komitees, die nach seiner Anleitung die Verzeichnisse der Kunstwerke aufzustellen haben, Diözesanmuseen einzurichten bzw. zu ordnen, alle Entwürfe von Restaurierung und Neubauten zu prüfen und Verständnis für Kunstwerte unter dem Klerus zu pflegen. Aus den Anordnungen seien noch die folgenden Grundsätze herausgehoben: „Die wahren künstlerischen Erfordernisse sind niemals im Gegensatz mit den liturgischen Vorschriften. Einfachheit, sogar würdevolle Armut entehren nicht das Haus des Herrn. Schönheit ist mit Einfachheit, Schlichtheit und Ordnung eng verbunden. Darum ist aufdringlicher Schmuck, vor allem Nachgemachtes, zu vermeiden, als: Papierblumen, künstliche Palmen, bemaltes Blech, bemalte Gipsfiguren, Holzdrucke.“ — Diese bisher nur an Italien erlassenen Anordnungen sind neuerdings an alle Diözesen der Welt hinausgegeben worden.



Erbauung des Münsters zu Aachen.

Nach einem Freskogemälde im Kaiseraal zu Aachen; entworfen von A. Kethel, ausgeführt von Mehren.

Sehnsucht nach Gott.

(Pater Lippert S. J.)



Die heutige Not kann nicht gestillt werden außer in Gott, in dem sichtbar werdenden Gott: wir wollen Gott selber schauen, wollen ihn gleichsam spüren.

Weil wir Gott schauen möchten, darum ist so viel die Rede von neuer „Geisteswissenschaft“, die ein neues Schauen geben soll, das ins Verborgene dringt, in die Geheimnisse der okkulten Welt. Darum ist so viel die Rede von Mystik und Versenkung und Geistern und Astralleibern, die uns nicht mehr beschweren und in Blindheit einmauern sollen. Darum ist die Welt voll von Prophetenstimmen und Vorgesichten. Aber all die Stimmen und die Gesichte trügen, und so wird die Menschheit immer nervöser und ungeduldiger. Sie lauscht mit fliegenden Pulsen, wie ein Verirrter auf ferne Stimmen lauscht, sie tastet um sich wie ein Kindlein im Alleinsein, das die Mutter ergreifen will, ja sie schlägt um sich wie ein Fieberkranker, der eine starke, tröstende Hand nimmer finden kann. Die Hand Gottes möchten sie spüren, daß wir unsere Hand hineinlegen könnten, wie Kinderhände sich hineinkuscheln in Vaterhände. Ach, Vater im Himmel, gib uns deine Hand, daß wir sie spüren!

Da tritt die katholische Kirche vor uns hin und reicht uns ihre Hand und spricht: „Kommet zu mir, ihr mühseligen und beladenen Menschenkinder, ich will euch erquicken.“

Sie kommt aus fernen Weltreichen und dunklen Völkerwanderungen, aus zahllosen Kriegen, Revolutionen und Katastrophen, sie kommt aus den Tälern der Vorzeit, wo sie auch die Jugend unseres Volkes fand und trug und nährte, sie kommt über die sieben Hügel aller Weltperioden geschritten. Und sie ist immer da, und immer die gleiche in allen Umwälzungen der Menschendinge; über allen Aufgängen und Untergängen der Völker steht sie wie ein ewiger Himmel, der sich weit über sie wölbt.

Ist sie nicht das Sinnbild des ewigen Gottes, den wir suchen? Wer ist diese Kirche? Sie trägt ewige Dinge in ihrem Herzen, Dinge, die in der Tat sicher zu sein scheinen vor der Zeit und der Bewegung: Überzeugungen, Gewisheiten, Grundsätze, Forderungen, Verheißungen, an denen der Zweifel, die Laune und die Begierde von Jahrhunderten noch nichts zu ändern vermochten. Vor ihrem Glaubensbewußtsein sind tausend Jahre wie ein Tag. Was ist das für ein Geist, der Jahrtausende umspannt mit einem einzigen, einheitlichen, stets gleichen Blick, ein Geist, der auch vor dem Inquisitionsgericht der Weltgeschichte sich nicht widerspricht? Die katholische Kirche ist uns eine Erscheinung der Ewigkeit, die standhält nicht nur vor unseren Sinnen, sondern auch vor unserer Wissenschaft, weil sie auf die Gesetze des Geistes gebaut ist, weil sie den Geist selbst in ihren Bann zieht, weil sie die Schwerkraft besitzt, der die Sterne des geistigen und sittlichen Lebens folgen: ja sie hält stand selbst vor dem Schicksal, weil sie das Schicksal selbst in sich trägt, wie in ihren Tempeltiefen, wo die ewige Lampe glüht, der ewige Gott selbst wohnt, der da spricht: „Ehe Abraham ward, bin ich. Ich bin der Erste und der Letzte. Ich bin der ich bin.“

Nationalkirchen und selbsterfundene Religion.

Der Ruf nach einer deutschen Religion, die Versuche und Gründungen deutscher Kirchengesellschaften tauchen wieder heftiger auf. Der deutsche Zusammenbruch, die Sehnsucht nach deutscher Auferstehung, das Versagen zahlreicher Anhänger des Christentums kommen dem entgegen. Es gibt viele, die unsere Kirche dem „Völkischen“ feindlich erhalten. Das ist ein großer Irrtum. Katholizität ist weit, so weit wie Gottes Schöpfer-tum. Katholizität ist Ehrerbietung und Liebe gegen das Naturhafte und Natur-artige. Sie sät den Samen Christi und läßt ihn aufgehen nach der Art des Bodens, des Blutes, des Volkes und Völkischen. Sie fördert das Wachstum aus diesen Gründen und Wurzeln heraus. Bedenke doch wie gleich das Christentum überall ist und wie gleichzeitig die christliche Religiosität und Frömmigkeit: so italienisch in Italien, so polnisch in Polen, so spanisch in Spanien, so deutsch in Deutschland! War je später einmal die Religiosität so deutsch, wie sie es im Mittelalter war: die deutsche Mystik, die Dome, die Feste, die alten Kirchenlieder, die Spiele, die Bilder, die Heiligen und die ganze Kultur und Religion? Wie ist gegen diese gewachsene, wurzelhafte Religion, die so ganz christlich und gleichzeitig so ganz deutsch ist, wie ist da alles so gemacht, so unecht, wurzellos, so farblos und blutleer, was sich früher und jetzt wieder als „deutsche Religion“ aufzutun möchte! Diese Mache ist ein Bruch mit einer tausend-jährigen nicht nur christlichen, sondern auch deutschen Entwicklung. Der neue Botanismus ist eine Leichengalvanisierung, eine Spielerei, die nur kleine und große Kinder ernst nehmen können. Wie überhaupt ein Mensch von einem Nationalgott, einer Nationalreligion reden kann? Wie ungeistig und wider-göttlich und ganz gegen den Sinn aller wirklichen Religion der Begriff einer National- oder deutschen Religion ist! Wenn es irgendeine einheitliche und gemeinsame Angelegenheit der Menschheit und des Menschentums gibt, so ist es das Verhältnis zu Gott, also die Religion. Und so sind „deutsche Religion“ oder „deutscher Glaube“ wie Ummatur und Theater, weder Deutschtum noch Religion.

Kardinal Dr. Faulhaber von München hat bei einer Rede vor den katholischen Studenten im Löwenbräukeller darauf hingewiesen, daß es für das deutsche Volk eine Irrung wäre, durch Gründung einer deutschen Nationalkirche den zentrifugalen Weg zu gehen, während Frankreich das Trennungsgesetz von 1905 und den Kulturkampf abbaue. Er hat weiterhin konstatiert, daß seit Jahrhunderten alle dreißig Jahre im deutschen Volke der Plan auftauche, eine deutsche Nationalkirche zu gründen.

Da die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker ist, dürfte es interessant und allen Lesern willkommen sein, die Versuche zur Gründung dieser deutschen Nationalkirchen im vergangenen Jahrhundert, die tieferen Ursachen ihres Entstehens, ihres Verdegangs und ihres raschen Zusammenbruchs kennenzulernen: Konfrefreie Gemeinden, Kongerummel, Ultrakatholizismus u. a.

Münchener Zeitungen, die trotz allem auch in „streng christlichen“ Familien Aufnahme finden, ja sogar von einer katholischen Organisation als Insertions-

organ benützt werden, empfehlen „rechtzeitig zum 90. Geburtstag des großen Naturforschers und Philosophen Ernst Haeckel“ dessen „erste Gesamtausgabe in 6 Bänden“ „einem weiteren Leserkreis“, „auch gegen günstige Monatszahlungen“. „Hier zum erstenmal sind die Dokumente der Weltanschauung Haeckels in ihrer ganzen Ausdehnung, in ihrer Geschlossenheit wie in ihrer Detaillierung zu einem wuchtigen Gesamteindruck vereinigt. . .“

Der bekannte Apostel der Affentheorie und des Monismus, dem bei rein „wissenschaftlichen“ Fachexperimenten öffentlich grober Betrug nachgewiesen wurde, sollte endlich auch für ganz inferiore Ungläubige erledigt sein. Lange genug hat Haeckel phantastische, unbewiesene Hypothesen als Ergebnisse der Wissenschaft ausgegeben, lange genug alles, was das Christentum hoch und heilig hält, in wildester Form bekämpft, die Kirche verhöhnt, dem Volke den Glauben aus dem Herzen gerissen und die Keime religiöser Anarchie eingimpft. Haeckels Schuld ist es, daß so viele, auch brave und ehrliche Menschen, durch seine „Forschungsergebnisse“ den Christenglauben als endgültig überwunden halten. Auf Haeckels Schuldkonto steht, daß er zur Verrohung der sog. ungebildeten Menschheit und zur geistigen Verwahrlosung aller Halbgebildeten und philosophischen wie naturwissenschaftlichen Dilettanten ein vollgerütteltes Maß beigetragen hat.

Der protestantische Religionsphilosoph Universitätsprofessor Dr. Paulsen, Berlin,¹⁾ urteilt: „Man weiß wirklich nicht, worüber man mehr staunen soll, über den Mangel an Kenntnissen oder über den fröhlichen Leichtsin, mit dem Haeckel von allen Dingen redet, von denen er von ferne gehört hat“ (S. 168) . . . „Ich habe mit brennender Scham dieses Buch („Welträtzel“) gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung unseres Volkes. Daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte. . ., das ist schmerzlich“ (S. 187). Dasselbe Wert nennt Professor Seeburg, Berlin, ein „Buch voll bornierter Unwissenheit“, und Professor Wundt,²⁾ der große Psycholog und Philosoph, konstatiert: „Bei Haeckel fühlt man sich trotz moderner Anspielungen in die Zeit zurückversetzt, wo die Kunst des streng logischen Denkens noch nicht entdeckt war und die positive Wissenschaft sich noch auf ihrer Kindheitsstufe befand.“

Armes deutsches Volk, so wirst du um dein Christentum und um deine Seelenruhe betrogen!

Ein berufener Naturforscher, Professor der Botanik an der Universität Kiel, Dr. Reinke³⁾ fällt über die „Welträtzel“ das vielsagende Urteil, daß deren Inhalt sich zu den wirklichen Wissenschaften verhält wie astrologischer Aberglaube zur Astronomie.

Auf den Freidenkerversammlungen wird immer wieder der Satz aufgestellt, daß Glaube und Wissenschaft unvereinbar seien. Dazu folgendes Vorkommnis aus der Universitätsstadt Freiburg in Baden. Dort wurden im Oktober 1919 religionswissenschaftliche Diskussionsabende veranstaltet, in denen der bekannte Naturwissenschaftler Jesuitenpater Wasmann seine auf gläubigem Boden

¹⁾ Paulsen, „Phil. mil.“, S. 168, 187. ²⁾ Wundt, System. Phil. „Kultur der Gegenwart“ I, b. S. 124. ³⁾ Reinke, „Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion“, Freiburg, Herder.

stehenden naturwissenschaftlichen Anschauungen vertrat. Er führte u. a. aus: Man solle auch auf der gegnerischen Seite anerkennen, daß man an dem Volk eine Irreführung begehe, wenn man mit Haeckel seit Jahrzehnten die Abstammung des Menschen vom Tiere immer als historische Tatsache vortrage und dabei sofort weiter gehe und aus der „Tatsache“ Schlüsse ziehe, die nicht einmal bündig wären, wenn die Tatsache wirklich vorläge, nämlich Schlüsse auf eine Weltentstehung ohne Gott. Man solle anerkennen, daß die ernste Naturwissenschaft nicht zur Gottlosigkeit führe.

Dem Drängen Wasmanns konnte nun, wie Professor Dr. Krebs mitteilt, die ehrliche und hochstehende Gruppe der wirklichen Gelehrten auf der Gegenseite nicht widerstehen, und so erhob sich denn Geh. Rat Aschoff zu einem Bekenntnis, das aus solchem Munde inmitten dieser riesigen Menge atemlos lauschender Studenten einen geradezu feierlichen und erhebenden Charakter gewann. Der von seinen Studenten hochverehrte Lehrer und Forscher führte aus:

Auch er sei in jungen Jahren von Haeckels Materialismus geblendet worden, dies um so mehr, als damals Haeckels Ideen noch den Glanz der Neuheit auf der Stirne trugen. Er habe sich im Laufe seiner Forscherarbeit zu der Erkenntnis durchgerungen, daß Naturwissenschaft allein keine letzten Lösungen geben könne. Wie viele Lücken weist unser naturwissenschaftliches Wissen heute noch auf und wird es dauernd aufweisen!

Er habe sich als Protestant zu seinem Gottesglauben zurückgefunden, den er in jugendlichem Forschungseifer einige Zeit verloren habe. Naturwissenschaft und Religion seien für ihn keine Gegensätze. Der Gottesglaube störe nicht seine Gewissenhaftigkeit als Forscher. Und daß auch die katholische Religion die Forscherarbeit des Naturwissenschaftlers nicht störe, „dafür, meine Herren,“ hob Aschoff mit Betonung hervor, „ist uns doch Herr Vater Wasmann, der hier vor uns steht, ein lebendiges Zeugnis“. Außerdem erinnere er sich aus früheren Jahren, mit welcher Ehrfurcht er am Grabe Pasteurs gestanden und dieses in einer streng nach katholischem Ritus eingerichteten Kapelle gefunden habe. Auf seine erstaunte Frage habe man ihm gesagt, Pasteur sei gläubiger Katholik gewesen. So seien denn wahre Naturwissenschaft und katholische Gläubigkeit sicherlich ganz vereinbar miteinander, und nie werde ein Student deshalb, weil er ernstlich Naturwissenschaft treibe, seinen Glauben verlieren müssen.

Man kann sich denken, welche Bedeutung ein solches Bekenntnis aus solchem Munde in solcher Umgebung gewinnen mußte. Der starke Eindruck, den es hinterließ, wurde vertieft durch die Einstimmigkeit, mit welcher von allen Diskussionsrednern, auch den radikalsten, der Haeckelsche Monismus abgelehnt wurde.



Religion.

I. Notwendigkeit.

Man spricht und liest so viel von Religion und Religionen. Man redet von Religiosität und Religionslosigkeit. Der gläubige Mensch sagt mit Überzeugung: „Ich habe Religion, meine religiösen Anschauungen verbieten oder gebieten mir dies oder jenes.“ Der Ungläubige sagt mit einem Lächeln der Verachtung: „Ich habe keine Religion.“

Religion bedeutet die Verbindung des Menschen mit Gott. Nun sind alle Geschöpfe mit Gott verbunden; alle sind geschaffen, um ihn zu verherrlichen und alle erfüllen diesen Zweck, ein jedes in seiner Weise. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre; Sonne, Mond und Sterne verkünden seine Herrlichkeit.“ Donner und Blitz, das Rauschen des Meeres, das Blümlein am Wege mit seiner Farbe und lieblichem Duft, die Lerche über unseren Häuptern, die Nachtigall im Busch — alle, alle loben Gott und zeigen so, in welcher Verbindung sie zu ihm stehen. Der Mensch ist ein vernünftiges und freies Wesen. Seine Verbindung mit Gott muß deshalb eine vernünftige und frei gewollte sein. Darum sagen wir: Religion ist Erkenntnis und Bekenntnis Gottes und freie Hingabe an ihn, an seinen Willen.

Religion ist deshalb weiterhin die Verehrung, die der Mensch Gott darbringt, um ihn als den unendlich Erhabenen und den Ursprung aller Dinge anzuerkennen. Die Gottesverehrung muß also zum Ausdruck kommen, wie schon ein alter Römer — Cicero — ganz richtig sagt. Die Religion ist also nicht ein bloßes Gefühl von unserer Abhängigkeit von dem Unendlichen. Religion ist auch nicht frommes Gemüt, wie die Pietisten glauben, nein, Religion hat ihren Sitz im Willen. Der Mensch will Gott als seinen Herrn anerkennen, will sich ihm hingeben, will ihn verehren.

Religion ist also naturnotwendig. Der Mensch muß Religion haben. Es folgt dies aus seiner Natur. Ob ein Kind sein natürliches Verhältnis zu seinem Vater anerkennen will oder nicht, das Verhältnis, und zwar das allerinnigste ist nun einmal da. Ob nun der Mensch sein Verhältnis zu seinem Gott, seinem Schöpfer anerkennen will oder nicht, er steht nun einmal zu ihm in einem Verhältnis, das viel inniger ist als das zwischen Vater und Kind. Wahrheit und Gerechtigkeit aber gebieten dem Menschen, dies Verhältnis anzuerkennen. Deshalb ist Religion das Gesetz des einzelnen Menschen. Religionslosigkeit ist deshalb Ungerechtigkeit, Verkennung und Vernachlässigung der ersten und wichtigsten Pflicht des Menschen, ist ein Verbrechen schlimmer als Rebellion gegen den Landesherrn, denn sie ist eine Auflehnung gegen den höchsten Herrn.

Deshalb ist Religion auch Gesetz der ganzen Menschheit. Sie ist allgemein, und zu allen Zeiten finden wir Religion und Übung der Religion. Wo immer Menschen wohnten, da war Religion, da betete man, da waren Opfer. Schon der alte Heide Plutarch konnte deshalb schreiben: „Du kannst Städte sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Schrift, ohne Münzen, aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Übungen und Opfer hat noch niemand gesehen.“

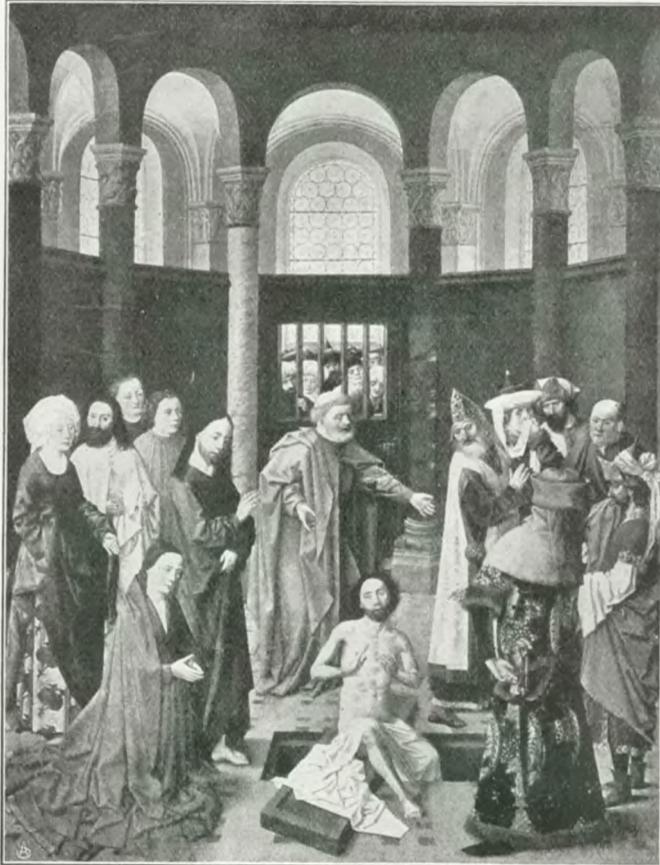
II. Macht der Religion.

Religion ist mächtig, ja sie ist die größte und mächtigste Macht, die es nur gibt. „Religion ist immer eine Quelle von Kraft und Energie gewesen“, sagt ein großer, englischer Redner. Und in der That! Welch andere Macht hat so viel geleistet als die Religion? Welch andere Motive haben einzelne und ganze Völker zu großartigeren Unternehmungen begeistert als religiöse Beweggründe? Man denke nur an die Kreuzzüge. Aber was ist all dieses,

verglichen mit dem, was Tausende, ja Millionen aus religiösen Gründen geleistet haben. Welcher Heldenmut ist erhabener, reiner, selbstloser und darum größer als der religiöse? Jedes Blatt unserer katholischen Kirche ist angefüllt von den herrlichsten Beispielen religiöser Heldenmutes.

Der hohe Rat läßt die Apostel geißeln, weil sie sende aus allen Ständen, Alter und Nationen lassen sich lieber hinschlachten, als daß sie ihren Glauben verleugnen. Ja, wie viele Kerker und Ketten sind seit den Tagen der Apostel mit Bekennern geheiligt worden, die da überzeugt waren, „daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen“.

Die ganze Geschichte der Missionen ist eine glorreiche Geschichte des religiösen Heroismus. Ein hl. Franz Xaver, der Sohn vornehmer Eltern, verläßt alles, um sein Leben rastloser Arbeit und unbeschreiblicher Entbehrungen als Missionär im fernen Osten zu führen. Und wie er, sind Tausende von begabten jungen Männern hinausgezogen. Mühen, Leiden, Verfolgungen, ein früher Tod: das waren die Aussichten, die sie auf Erden hatten.



Auferweckung des Lazarus.
Gemälde von Albert van Duwater.

den Glauben an den Auferstandenen predigten.

„So aber zogen sie von dannen, frohlockend, weil sie gewürdigt worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.“

Dann folgten die drei Jahrhunderte der Verfolgung, in denen die ganze Macht, List und Bosheit der Welt das Christentum im Blute seiner Bekennner zu ersticken suchte. Was geschah? Tausende

Einen nicht geringen religiösen Heldenmut zeigt uns das katholische Ordensleben. Da ist ein junger Mann von großem Talent, guten Manieren, der Stolz seiner Eltern, Liebling seiner Umgebung. Da heißt es, er will in einen Orden treten. Er reißt sich los von allem, geht nun in einen fernen Weltteil, will auf einer einsamen Insel der Südsee seine Religion, für die er mit Begeisterung erfüllt ist, rohen Menschen predigen. Da ist eine junge Dame, schön, reich, bewundert, „angebetet“ von allen. Die besten Partien sind ihr geboten, aber sie hat einen anderen Bräutigam erkoren, den „Mann der Schmerzen“, Jesus, den Gefreuzigten. In den stillen Räumen des Klosters weicht sie ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Liebe zu Gott in Gebet und Buße.

Wahrhaftig, wie viele Triumphe hat die Religion schon gefeiert in den Tausenden, die mit dem hl. Franziskus von Assisi die Armut Christi zu ihrer Braut erwählten. Ja, Könige und Königinnen steigen vom Throne, legen Krone und Hermelin ab und bringen ihre Lage im rauhen Büßergewande zu. Wahrhaftig, wo ist eine andere Macht auf Erden, die solches zu leisten vermöchte?

Auch aus dem täglichen Leben, aus der Übung der Sittlichkeit kann die Macht der Religion bewiesen werden. Wer erfüllt überhaupt am besten die Anforderungen der Sittlichkeit? Wer hält sein Versprechen, achtet die Ehre des Mitmenschen, läßt dessen Eigentum unangetastet, lebt enthaltsam und rein? Ist es der religiöse oder der religionslose Mensch? Die Antwort wird nicht schwer sein.

Der religiöse Mensch wird am sichersten und besten die Anforderungen der Sittlichkeit (Moralität) erfüllen. Allerdings sind schon manche aufgetreten und haben einer Sittlichkeit, die von einer Religion unabhängig ist, das Wort gesprochen. Doch das geht nicht.

Man hört oft diese Grundsätze einer von der Religion unabhängigen Sittlichkeit in folgender Weise ausdrücken: „Ich kümmere mich um Religion nicht, bin aber ein Ehrenmann und tue meine Pflicht.“ Oder man hört oft die entrüstete Frage: „Kann man denn nicht auch ohne Religion ein rechtschaffener Mensch sein?“

Nun, zunächst ist nur der ein rechtschaffener Mensch, ein Ehrenmann, der alle seine Pflichten erfüllt. Wie wir aber schon gesehen, ist es eine notwendige Pflicht für jeden Menschen, Religion zu haben, d. h. Gott seinen Schöpfer und Herrn anzuerkennen und zu verehren.

Ein Kind, das wohl seine Geschwister liebte, aber nicht seine Eltern, würde sich schwer verfehlen. So auch der Mensch, der seinen Pflichten gegen seine Mitmenschen, seine Brüder, wohl nachkäme, aber die wichtigste Pflicht gegen Gott vernachlässigen würde. Kann sich der „rechtschaffen“ nennen?

Fragen wir einen sog. Religionslosen: Wem wird er sein Geld am ehesten anvertrauen? dem, von dem er weiß, er glaubt, daß Gott dem Menschen die 10 Gebote gegeben, und das 7. Gebot achtet und beobachtet, oder einem anderen, von dem er annehmen kann, er kennt zwar die Gebote, befolgt aber ein anderes, das elfte, wie der Volksmund sagt: Tu' all das, aber laß dich nicht erwischen.

Kirche und Volksbildung.

Wissen ist Macht und Bildung für alle! Dies sind Schlagworte, welche man nirgends so oft hört, als von den Lippen der Sozialdemokratie, wenn sie zum Kampf ruft wider Kirche und Pfaffen. Dabei passiert ihr aber das sonderbare Unglück, daß sie zwei Schlagworte gewählt hat, welche Pfaffen zu ihren Urhebern haben: das erste einen katholischen Franziskanermönch, das andere einen katholischen Papst; beide in der Zeit des finsternen Mittelalters lebend, wo nach der Vorstellung gewisser Leute eine ägyptische, mit Händen zu greifende Finsternis über die Menschheit gelagert haben soll.

Diesen Anschauungen entsprechend hat die der Bildungsfeindlichkeit angeklagte Kirche auch gehandelt und überall Schulen ins Leben gerufen und mit großen materiellen Opfern unterstützt, angefangen von der Dorfschule bis zur Hochschule. Aber, was nicht minder bedeutsam ist, die Kirche hat der Schule nicht bloß den Tisch gedeckt, sondern auch ihr die Kraft und die Tugend zahlreicher Heiliger und Orden geopfert. Sind doch für nichts mehr religiöse Genossenschaften gegründet und approbiert worden, als gerade für das Gebiet der Erziehung und des Unterrichts. In allen Ländern hat hier katholischer Opfergeist die herrlichsten Triumphe gefeiert und zahllose Schulen ins Leben gerufen. Nur ein paar Namen.

Der hl. Hieronymus Nemilianus stiftete 1532 die Kongregation von Somaſcha, welche nicht bloß unzählige Waisenhäuser gründete, sondern auch ebenso viele Schulen, nachdem 1530 die drei Mailänder Edelleute N. M. Zaccaria, Bartholomäus Ferrari und Antonio Morigia mit der Gründung der Barnabiten zum selben Zweck vorangegangen waren. Philippus Meri, der unerreichte Freund der Jugend, stiftete 1548 die Oratorianer, die dann Schulen aller Art gegründet und unterhalten haben. Ihm folgte 1597 der hl. Joseph von Calasanz mit der Gründung des Piaristenordens, dessen Zweck besonders der Schulunterricht ist.

Neben Italien steht Frankreich nicht zurück. Berühmt auf der ganzen Welt sind ja da „die christlichen Schulbrüder,“ 1679 in Rheims von Joh. B. de la Salle gestiftet, denen zwei Jahre nachher die 1681 zu Rouen gegründete Genossenschaft „der Brüder der christlichen und liebevollen Schulen vom Jesukinde“ an die Seite trat.

Nicht minder bedeutsam sind die weiblichen Kongregationen, für die Erziehung der weiblichen Jugend bestimmt, wie der „Orden der Heimsuchung“, gestiftet von der hl. Franziska von Chantal, die „Ursulinerinnen“, „die Schwestern der Schule des Kindleins Jesu“. Daß diese Ordenschulen leistungsfähig sind, beweist besser als alles der Umstand, daß ihre heutigen Gegner, die französischen Kulturkämpfer, es nicht wagen, sich zur Rechtfertigung ihres Schulsturmes auf etwaige mangelhafte Leistungen derselben sich zu berufen.

Über die Absichten, aus welchen die Kirche die Pflege der Volksbildung sich besonders angelegen sein ließ, enthüllt das Wort Benedikts XIII.: „Die Unwissenheit ist die Wurzel aller Übel, besonders bei denen, welche von ihrer Hände Arbeit leben.“



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Sonntagsfrieden. Nach einem Gemälde von J. Prösch.

Dürfen wir einmal den Spieß umkehren und fragen, welche Leistungen auf dem Gebiete der Volksbildung diejenigen aufzuweisen haben, welche sich für berechtigt halten, der Kirche ob deren Vernachlässigung Vorwürfe zu machen? Statt vieler ein Beispiel. Keiner hat die Kirche deshalb so laut gescholten, als Voltaire. Und derselbe Voltaire schrieb in einem Briefe vom 19. März 1766: „Man muß das Volk regieren, aber man braucht es nicht zu belehren, es ist dessen nicht wert“, wie er denn in einem weiteren Briefe an Damilaville vom 1. April 1766 sich direkt gegen den Unterricht des Volkes, „des Pöbels, der von seiner Hände Arbeit lebt,“ und derer, die ihm als „unwissende Bettler“ erscheinen, wendet. Weiter als dieser Freigeist kann man in der Verachtung der „Kanaille“, wie er sagte, d. h. des Volkes nicht gehen. Und diese Maulhelden, deren ganze Tätigkeit im Geschrei wider die Pfaffen besteht, wollen die Kirche anklagen, der Volksbildung hemmend entgegengetreten zu sein! Wenn irgend- eine Institution vor dem Richterstuhl der Geschichte den Anspruch erheben kann, im Dienste der Volksbildung nicht bloß geredet, sondern auch gearbeitet zu haben, so ist das die katholische Kirche.

Der Glaube an Gott.



Der Glaube ist eine von Gott verliehene Tugend, wodurch wir alles unbezweifelt für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und durch seine unfehlbare Kirche zu glauben vorstellt. Also Gott hat zu den Menschen gesprochen: Gott, die ewige Weisheit und Wahrheit. Wie billig ist es, Ihm Glauben zu schenken! Man glaubt einem des Irrtums fähigen Menschen; Torheit ist es, daher einem unfehlbaren Gott nicht zu glauben. Und diese Tugend ist uns bei der heiligen Taufe eingegossen worden. Der Glaube ist ein übernatürliches Licht, welches die beruhigendste Klarheit verbreitet über Zeit und Ewigkeit, über unsern Ursprung und unsere Bestimmung. Wie das Sonnenlicht uns alle Dinge in ihrer wahren Gestalt erkennen läßt, so gibt uns der christliche Glaube die richtige Anschauung über alles, was über uns, unter uns, in uns ist; im Lichte des Glaubens sehen wir über uns den allgegenwärtigen Gott, den wir nicht ungestraft beleidigen dürfen; unter uns eine Hölle, das entsetzliche Strafgericht für die Sünde; in uns eine unsterbliche Seele, den Hauch Gottes, dazu bestimmt, Gott ewig zu erkennen, zu lieben und anzuschauen. Alle diese Wahrheiten lebhaft glauben und dennoch sündigen, ist nicht leicht möglich. Verschließe deine Seele niemals diesem heilsamen Lichte! Der Glaube ist eine übernatürliche Himmelsgabe, die Gott uns schenkte ohne irgendwelches Verdienst von unserer Seite; während Tausende und Millionen unglückseliger Menschen noch im Schatten und in der Finsternis des Todes zeitlich verkommen und ewig zugrunde gehen, verleih der Glaube die kostbarsten Verheißungen für das jetzige und das zukünftige Leben. Der Glaube ist die Richtschnur deiner Handlungen: er lehrt dich Gott kennen und dein Verhältnis zu Gott, und folglich die Pflichten, welche aus diesem Verhältnis hervorgehen. Lebe also nach den Vorschriften deines Glaubens. Der Glaube stärkt dich in der Versuchung,

erleuchtet dich im Zweifel, tröstet dich im Leiden, ermutigt dich in der Prüfung, stählt dich in der Widerwärtigkeit, rettet dich in der Gefahr, leitet dich im Leben, beruhigt dich im Sterben. Der Glaube ist die Grundlage der Rechtfertigung: „Wer Mein Wort hört und dem glaubt, der Mich gesandt hat, der hat das ewige Leben“ (Joh. 5, 24). Der Glaube ist das unüberwindliche Schwert, mit dem du siegst über alle deine Feinde: „Denn das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1. Joh. 5, 4). Der Kampf für den Glauben ist der kurze Inbegriff all unseres Streitens auf der Welt, denn für diesen siegreichen Kampf erwartet der heilige Paulus die Krone des ewigen Lebens. „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Glauben bewahrt; . . . mir ist hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit“ (2. Tim. 4, 7). Ohne Glaube keine Hoffnung, ohne Glaube keine Liebe, keine Verdienste; der Glaube ist ein fester Grund für das, was man hofft, eine gewisse Überzeugung von dem, was man nicht sieht“ (Hebr. 11, 1). Der Glaube muß aber sein allgemein: Du mußt alle Lehren für wahr halten, welche Gott geoffenbart hat. Denn alle beruhen auf der nämlichen Grundlage, der unfehlbaren Aussage der ewigen Weisheit und Wahrheit Gottes und auf der Unfehlbarkeit seiner vom Heiligen Geiste geleiteten Kirche. Der Glaube muß ferner sein lebendig. Wie die Seele deinen Leib, so soll der Glaube alle deine Handlungen durchdringen; die Triebfeder sein all deiner Wünsche, deiner Bestrebungen, deiner Absichten und deiner Handlungen. Wie der durch Brennstoff genährte Feuerherd, so wird er lebendig erhalten durch deine guten Werke. Er erlischt gar leicht in einem von Sünden besudelten Herzen; das reine Herz ist so recht die eigentliche Atmosphäre des Glaubens. Durch den Glauben weißt du, daß der Christen Leiber Glieder Christi und Tempel des heiligen Geistes sind — wie könntest du deinen Leib entweihen durch die Sünde? Durch den Glauben weißt du, daß du ein Ebenbild Gottes bist; wie könntest du dich entehren durch das Laster? Durch den Glauben weißt du, daß dein Nebenmensch ein Kind Gottes und für den Himmel bestimmt ist, wie du; wie könntest du ihn hassen oder ihn verführen? Der Glaube muß endlich standhaft sein. Bekenne stets deinen Glauben durch die Tat und, wenn es nötig ist, durch das Wort. Laß dich niemals einschüchtern weder durch Drohungen, noch täuschen durch Trugschlüsse, noch beeinflussen durch Verspottungen, noch betören durch Anreizungen glaubens- und sittenloser Menschen und Schriften. Denn die Spötter sind entweder feige, elende Menschen, die den Mut nicht haben, das auszuüben, was sie in ihrer Seele für gut und edel halten müssen, oder Unwissende, die das nicht kennen, was sie verhöhnen; weder auf die einen noch auf die andern ist Rücksicht zu nehmen. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird auch der Menschensohn Sich Schämen, wenn Er kommen wird in seiner Herrlichkeit“ (Luk. 9, 26). „Wer Mich aber vor den Menschen bekennen wird, den will Ich auch vor Meinem Vater bekennen, der im Himmel ist“ (Matth. 10, 32). Sprich wie der königliche Prophet: „Es sitzen die Fürsten wider mich; aber dein Knecht übt sich in deinen Sätzen“ (Ps. 118, 32). Bewahre sorgfältig das kostbare Kleinod des Glaubens. Fliehe alles, was denselben gefährden könnte: schlechte Bücher, gefährlichen Umgang, verdächtige Verbindungen, Religionspötter und religionswidrige Gesellschaften. Hast du

den Glauben verloren, so hast du alles verloren. O trostvoller Glaube, du holder Himmelstrahl, der aus der lichten Höhe des Paradieses in die Nacht unserer irdischen Wanderschaft so hell und sanft herüberleuchtet, erhellte uns stets die verschlungenen Wege unseres dunkeln Tränantals, damit wir, stets in deinem Lichte wandelnd, nicht zur Anschauung und zum Besitz der ewigen Wahrheit gelangen, wo der Glaube sich in das Erkennen und die Hoffnung sich in den Besitz Gottes verwandeln wird. Die Wunder, die der Heiland wirkte, waren gewöhnlich die Belohnung dieses lebendigen Glaubens; zum Hauptmann, dessen Sohn Er heilte (Matth. 8), zum Blinden von Jericho, dem Er das Augenlicht wiedergab (Luk. 18), zum Aussätzigen, den Er reinigte (Luk. 17), zum Weibe, das am Blutflusse litt (Matth. 9), zum kananäischen Weibe, dessen Tochter Er geheilt, sprach Er jedesmal: „Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.“ Ja, sogar die Auferweckung des Lazarus war eine Frucht des Glaubens, denn so sprach Jesus zu Martha: „Wer an Mich glaubt, wird leben“ (Joh. 11, 25). Du glaubst an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; du glaubst an ein höchstes Wesen, an den allmächtigen Gott, und diesen Gott nennst du deinen guten, liebenden Vater; drum bete Ihn mit Ehrfurcht an und liebe Ihn aus ganzem Herzen! Schenke dem Schöpfer die Ehre und dem Vater die Liebe, die Ihn gebührt. Du glaubst an seinen eingeborenen Sohn, der für uns Mensch geworden, aus Maria, der Jungfrau, geboren ist, und dich erlöst hat; nun dann wirf dich nicht mehr dem Teufel in die Arme, aus dessen Gewalt dich Christi Blut erkaufte hat. Du glaubst an den Hl. Geist den Heilig- und Lebendigmacher; nun, dann bewahre die heiligmachende Gnade, das übernatürliche Leben deiner Seele — wodurch Er dich heilig und lebendig gemacht hat. Leider gibt es so manche katholische Christen, welche gar nicht wert sind des wahren Glaubens, da sie die katholische Religion und alleinigmachende Kirche nicht zu schätzen wissen!

Es gibt nur einen wahren Glauben.

Jesus Christus hat nur eine Kirche gestiftet, wie er auch nur einen Glauben gelehrt und ein Oberhaupt eingesetzt hat. Er sprach: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“, und nicht meine Kirchen (Matth. 16, 18). — Diese eine von Christus gestiftete Kirche kann man leicht erkennen, denn Christus hat eine sichtbare Kirche gestiftet und ihr bestimmte Kennzeichen gegeben, die da sind: einig, heilig, katholisch und apostolisch. Die wahre Kirche Christi muß einig sein, weil kein Reich bestehen kann, daß wider sich selbst uneins ist; heilig, weil ihr Zweck die Heiligung der Menschen ist; katholisch oder allgemein, weil Christus seine Kirche für alle Völker und alle Zeiten gestiftet hat; apostolisch, weil sie von Christus auf die Apostel gegründet ist und nur durch deren rechtmäßige Nachfolger fortdauern kann. — Diese vier Kennzeichen hat offenbar nur die römisch-katholische Kirche, nämlich jene, die den Papst zu Rom als ihr Oberhaupt anerkennt. Diese ist einig, weil sie allzeit und überall denselben Glauben, dasselbe Opfer und dieselben Sakramente und

ein gemeinsames Oberhaupt hat; sie ist heilig, weil ihre Lehre heilig ist, sie alle Heiligungsmittel treu bewahrt und auspendet und es in ihr allezeit Heilige gegeben hat, deren Heiligkeit auch durch Wunder von Gott bestätigt wurde; sie ist katholisch, d. h. allgemein, weil sie von Christus an alle Zeiten hindurch fortbestanden und sich über alle Erdteile ausgebreitet hat und noch immer weiter ausbreitet; sie ist endlich apostolisch, weil sie bis auf die Apostel zurückreicht, ihre Lehre die Lehre der Apostel ist und ihre Vorsteher, Papst und Bischöfe, rechtmäßige Nachfolger der Apostel sind. Somit ist die römisch-katholische Kirche, die wahre, von Christus gestiftete Kirche. — Keine der nichtkatholischen Religionsgesellschaften hat diese vier Kennzeichen der wahren Kirche Christi: sie haben kein gemeinsames Oberhaupt und sind in ihrer Lehre uneins, sie haben keinen durch Wunder bestätigten Heiligen aufzuweisen, sie sind alle erst lange nach Christus durch Lostrennung von der katholischen Kirche entstanden und haben keinen rechtmäßigen Nachfolger der Apostel zu Vorstehern. Deshalb ist bei ihnen auch niemals das rechte und wahre Christentum zu suchen und zu finden.

Die Spaltung im Glauben.

Der Weltapostel Paulus, zu dem Katholiken wie Protestanten bewundernd emporschauen, sagt: „Wir haben nur einen Gott, den Vater, von dem alles kommt, und für den wir sind.“ (1. Kor. 8, 6.) Wir kommen von Gott, wir wallen zu Gott. In ihm hoffen wir einstens unsere Seligkeit zu finden, indem wir unverhüllten Blickes seines unendlichen Wesens Herrlichkeit schauen und lieben. Doch die Wege zu diesem Ziele spalten sich. Denn wir Katholiken glauben, daß zur Erreichung dieses erhabenen, die ganze Natur übersteigenden Zieles eine gnadenvolle Erhebung der Menschennatur, vor allem die heiligmachende Gnade, notwendig ist; der Protestantismus verwirft diese übernatürliche Erhebung mit allen aus ihr fließenden Folgerungen.

„Einer ist Gott und einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst als Lösegeld hingegeben hat für alle.“ (1. Tim. 2, 5f.) Von ihm allein erwarten Katholiken wie Protestanten ihr Heil. Aber die Antwort auf die Frage, wie wir des Heilandes Verdienst ergreifen, scheidet die Christusgläubigen in zwei Heerlager. Nach katholischer Auffassung wendet uns der Heilige Geist die Erlösung zu, indem er der Seele die rechtsfertigende und heiligmachende Gnade eingießt und durch seinen Beistand erhält und mehrt; der Protestantismus lehrt, das gläubige Vertrauen auf Gottes Erbarmung und Christi Verdienst genüge allein schon zum Heile.

Der Heiland aller hat eine Kirche, nur eine Kirche gestiftet. Wo ist sie? Wir Katholiken sehen sie in jener großen Gemeinschaft, deren Mittelpunkt der Papst zu Rom bildet; der Protestantismus kennt eine solche, alle Gläubigen des Erdkreises umfassende, äußere Gemeinschaft nicht und verwirft insbesondere das Papsttum und die ganze kirchliche Hierarchie.

Dieser Glaubenszwiespalt, der bis in die tiefsten Tiefen der Herzen dringt, steht aber in grellem Widerspruch mit Gottes Wesen. Gott ist die

Wahrheit und darum die erhabenste Einheit, kann uns folglich keine einander entgegenstehenden Lehren offenbart haben. Eben deshalb kann es ihm auch nicht gleichgültig sein, ob wir uns anbetend vor der schlichten Broteshülle niederwerfen, weil wir darin die ganze Gottheit verborgen sehen, oder ob wir diese Anbetung einen Götzendienst nennen und das Brot nur als ein Sinnbild des Leibes unseres Herrn betrachten. Wer an Gott glaubt, empfindet darum auch die Wucht des Wortes, mit dem Paulus die Verdammung über jeden Glaubenszwist ausspricht: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.“ (Eph. 4, 5.)

Und Christus, der für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, verwirft die Trennung im Glauben. Einheit will er. Am Vorabend seines Leidens sitzt er mit den Aposteln zu Tisch. Er ist so feierlich und ernst, so herablassend und milde. Wie ein sterbender Vater nimmt er Abschied von den Seinen. In dieser erhabenen Stunde betete er zu seinem Vater für die Apostel und die Gläubigen, „damit sie alle eins seien, Vater, wie du in mir bist, und ich in dir bin, damit auch sie in uns (eins) seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“ (Joh. 17, 21.) Wie die Personen der heiligsten Dreifaltigkeit durch eine innige, wunderbare Lebensgemeinschaft verbunden sind, so soll auch unter den Jüngern des Herrn eine ähnliche Einheit herrschen. Dazu reicht aber die Liebe allein nicht aus. Denn wie sehr auch der Heiland deren Notwendigkeit für die Seinen betont, wären sie im Glauben geschieden, so entbehrten sie der Einheit in der Erkenntnis und könnten nicht ein Bild der Einheit in der heiligsten Dreifaltigkeit darstellen. Die Einheit der Erkenntnis ist ja gleichsam der Urquell der göttlichen Dreifaltigkeit und Dreieinigkeit. Durch die Erkenntnis nämlich, die Gott von seinem unendlichen Wesen hat, erzeugt er den Sohn, und aus der Erkenntnis zwischen Vater und Sohn geht die wesentliche Liebe, der Heilige Geist hervor. Wer sich demnach trennt von der Glaubenseinheit, die die wahren Bekenner Christi zur innigsten Gemeinschaft zusammenschließt, zerschneidet damit auch die Verbindung mit den Glücklichen, für die der Heiland jenes erhabene Gebet um Einheit an seinen Vater gerichtet hat.

Die Trennung im Glauben widerspricht dem Wesen und dem Berufe des Christen. Denn Christus hat uns von Gottes Zorn, der ehemals wie eine düstere, drohende Gewitterwolke auf dem Adamskinde lag, erlöst und einen Bund der Liebe und des Friedens zwischen Gott und den Menschen gestiftet. Alle, denen seine Erlösungsgnade zuteil wird, empfangen das hohe, beglückende Recht, den Allerhöchsten Vater zu heißen. „Vater unser“ beten wir alle, und untereinander sind wir Feinde! Als Gotteskinder sollen wir einmal unsers Vaters Herrlichkeit und Seligkeit erben. Zur Heimat, zum Vaterhaus pilgern wir. Warum denn aber die gegenseitige Befehdung? Warum muß der Pilger dem Pilger den Weg erschweren? Ist's nicht genug an den Dornen, die uns die Sünde auf den Weg gestreut, müssen wir einander den blutenden Fluß noch mehr verwunden? Ist's nicht genug an den Hindernissen, die uns von den Feinden des Heiles vorgeschoben werden, müssen wir einander noch hemmendes Steingeröll auf den Weg werfen?

Ein Boden nährt uns, eine Sprache leiht uns ihre Laute, um einander als Bürger und Brüder zu grüßen, ein Vaterland macht unsere Herzen in Liebe

glühen, in Begeisterung zittern. Wie unwürdig, daß die Glaubensfrage uns entzweit! Und ein Strom des Jammers hat sich aus diesem Spalt über unser Vaterland ergossen. Die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte liefert dafür den erschütternden Beweis, und noch immer erfahren wir, daß die Glaubensspaltung in Wahrheit ein nationales Unglück ist.

Wiedervereinigung.

Alle Gläubigen, alle Christusjünger, alle Vaterlandsfreunde müssen demnach den tiefen, breiten Riß aufs tiefste beklagen und den Tag herbeisehnen, wo wieder eines Glaubens Botschaft in allen deutschen Gauen erklingt. Aber sollen die Katholiken protestantisch werden oder die Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehren? Diesem entscheidenden Entweder-Oder kann man nicht ausweichen mit dem Vorschlage, die beiden Gegensätze in einer höheren Religionsform aufzulösen. Ein solches religiöses Gemisch lehnen Katholiken und Protestanten ab. Nein, ausgleichen, überbrücken lassen sich die uns trennenden Glaubensfragen nicht.

Die Stellung, die wir Katholiken in der Frage der Wiedervereinigung im Glauben einnehmen, ergibt sich aus der Auffassung, die wir von dem Wesen und dem Zweck der Kirche haben. Nachdem Gott im Alten Bunde durch Moses, die Propheten und andere heilige Männer gesprochen, hat er endlich Christus als den „Führer und Lehrer der Völker“ (Jes. 55, 4) gesandt. Und Christus lehrte nicht nur selbst, sondern übertrug auch seinen Herolden das Lehramt. Mit dem Tode der Apostel war Gottes übernatürliche Offenbarung an die Menschheit abgeschlossen. Zur Hüterin und Auslegerin des Gotteswortes hat Christus die von ihm gestiftete Kirche bestellt. Sie ist eine in sich selbständige Gesellschaft, die die Rechtgläubigen unter Leitung der rechtmäßigen Hirten zur ewigen Heimat führen soll. Um ihre hohe Aufgabe erfüllen zu können, hat sie von ihrem Gründer die Gabe der Unfehlbarkeit empfangen, durch die sie vor jedem Irrtum in Sachen des Glaubens und der Sitte beschützt wird. Deshalb hegen wir die frohe Überzeugung, daß wir durch die gläubige Annahme ihrer Lehre in den Besitz der Wahrheit gelangen.

Die Wahrheit aber kennt keine Duldung des Irrtums. Mit eherner Miene weist sie die Zumutung, dem Irrtum auch nur das mindeste Zugeständnis zu machen, zurück. Sie haßt den Irrtum; denn er ist ihr Tod, ihre Vernichtung.

Folglich können wir nur für eine Glaubenseinheit arbeiten, die aus dem Boden des katholischen Dogmas erblüht. Unsere Bemühungen um Deutschlands Wiedervereinigung sind darum auch nichts anderes als ein Streben nach Wiedergewinnung der Getrennten.

Gegen diese Missionsarbeit kann auch ein gläubiger Protestant nichts einwenden, da er dieselben Wünsche und Hoffnungen im Dienste seiner Religionsgemeinschaft zu verwirklichen sucht. Darum schrieb ein orthodoxer Lutheraner, der den Katholikentag zu Aachen 1912 besucht hatte: „Die evangelische Kirche

wenn sie die Wahrheit hat oder zu haben glaubt, kann ja gar nicht anders als fort und fort zu ringen, ihr Werk fortzusetzen, ihr Licht leuchten zu lassen, ihre Wahrheit zu vertiefen, kurz, die katholische Kirche zu sich herüberzuziehen. Dergleichen aber kann die katholische Kirche, nachdem der Riß da ist, auch nicht anders als wünschen, beten, arbeiten, hoffen, daß dieser Riß wieder geheilt werde, daß die Wahrheit, in deren Besitz sie zu sein glaubt, immer mehr ausgebreitet werde und die vielen Mißverständnisse, die sicher an der Trennung viel Schuld tragen, beseitigt werden möchten.“¹⁾

Das Dasein Gottes.

Es gibt sogar „Gebildete“, die an den Zufall glauben und fest und steif behaupten: nicht bloß der erste Baum, sondern die ganze Welt und alles, was es auf und in ihr gibt, verdanke sein Dasein einzig und allein der Allmacht des Zufalls. Was ist denn der Zufall? Sagen wir es offen heraus: der Zufall ist die liebste Ausrede jener, die nicht gern denken oder über die Wahrheit sich hinwegtäuschen wollen. Der berühmte Sternkundige Athanasius Kircher¹⁾ hat einen gelehrten Freund gehabt, der es auch mit dem Zufall hielt. Im Winkel seines Zimmers hatte Kircher einen schönen Globus aufgestellt, und wie der ungläubige Freund einmal zu Besuch gekommen ist, bewunderte er diesen Globus und fragte, wem er gehöre und woher er sei. „Niemandem gehört er,“ antwortete Kircher, klug überlegend, wie er seinen Freund bekehren könnte, „niemandem gehört er, er muß überhaupt ganz zufällig entstanden und in die Ecke meines Zimmers gekommen sein.“ „Du beliest zu scherzen, mein Freund“, hat der Ungläubige darauf gemeint; Kircher ist aber ganz ernsthaft bei seiner Erklärung geblieben: dieser Globus sei zufällig entstanden und dahin gekommen. Als endlich der Besucher unwillig geworden, lenkte Kircher ein und sagte: „Siehst du, Freund, du willst nicht glauben und hältst es für albern, daß dieser kleine Globus von selbst und zufällig da ist. Wie kannst du alsdann glauben, daß der Sternenhimmel mit seinen Fixsternen, Planeten und Trabanten von selbst durch einen bloßen Zufall so geworden sei, wie wir ihn jetzt sehen?“ Das wirkte. Schweigend hat der Ungläubige dem gelehrten Priester recht gegeben. — Der Zufall bringt keine Straße und kein Haus zusammen, wie viel weniger eine Blume, einen Baum oder gar die ganze Welt!

So stehen wir also bei der Frage: Woher der erste Baum? Entweder ist er von Ewigkeit her oder nicht. Wenn nicht, so hat er sich entweder selbst gemacht oder ist von jemand anderem gemacht worden. Hat ihn jemand anderer gemacht, so hat ihm entweder eine unbewußte Macht, der blinde Zufall, das Dasein gegeben oder eine bewußte Macht, die tätig ist mit Verständnis und Kraft. Eine andere Möglichkeit ist ausgeschlossen. Nun aber wissen wir, daß der erste Baum nicht von Ewigkeit herkommen kann, daß er sich nicht selbst geschaffen, daß auch der Zufall nicht sein Vater sein kann. Somit bleibt für den, der vernünftig denkt, nichts anderes übrig, als daß ihn eine bewußte Macht erschaffen

¹⁾ Lebte 1601—1680.

hat, ein vernünftiges und mächtiges Wesen, das gesprochen: „Es werde!“ und es ward. Und dieses Wesen nennen wir „Gott“, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ein Wüstenbewohner Arabiens ist einmal gefragt worden, wie er denn dessen gewiß sei, daß es einen Gott gibt. Darauf hat er die Antwort gegeben: „Wie ich dessen gewiß bin, daß es einen Gott gibt? Ganz auf die gleiche Weise, wie ich es aus den Spuren im Sande erkenne, ob ein Mensch oder ein Tier vorübergegangen ist.“ In der ganzen Schöpfung finden wir Spuren der Allmacht, Güte und unendlichen Weisheit des Schöpfers. Rings um uns, angefangen vom Stäubchen auf der Straße bis zu den mächtigsten Bergen, vom Grase der Wiese bis zu den rauschenden Wäldern, vom Wurme im Graben bis zum Meisterwerk der Natur, dem Menschen — lauter Spuren Gottes; und über uns im sternbesäten Himmel — nichts als Spuren Gottes; und unter uns in den tiefen Schichten der Erde — überall Spuren Gottes; und in uns im Leibe sowohl als in der Seele — es sind Spuren Gottes, des Allmächtigen, des Gütigen, des Allweisen, des Gerechtesten.

Es ist nicht schwer, diesen Weg zu entdecken, wenn nicht Stolz und Leidenschaft das Auge des Geistes blenden. Da ist einmal ein Student von der Hochschule heimgekommen, um Ferien zu machen. Prahlend mit seinem Wissen, verspottete er die christliche Lehre und tat groß mit seinem Freisinn. Die Welt, sagte er, sei keineswegs das Werk eines Schöpfers, sondern von selber entstanden. Seine Mutter, eine schlichte, christlich-fromme Frau, hörte ihm ruhig zu, und endlich fragte sie ihn: „Wenn du alles so genau weißt, so sag' mir: was ist zuerst in der Welt gewesen, das Ei oder die Henne?“ „Natürlich das Ei,“ hat der Sohn rasch und siegesstolz entschieden; „die Hühner kriechen ja doch aus dem Ei hervor.“ Darauf die Mutter: „Das ist doch nicht möglich; das Ei kommt ja von der Henne, also muß die Henne vor dem Ei gewesen sein.“ Das hat dem jungen Gelehrten eingeleuchtet; „Mutter,“ hat er gesagt, „du kannst recht haben.“ „Aber wie kann ich denn wohl recht haben, wenn es keine Henne gibt, die nicht aus dem Ei kommt?“ Beschämt schwieg der Student; es ist ihm klar geworden, daß es nicht angeht, immer zu sagen: das Ei von der Henne, die Henne vom Ei; es muß einmal eine Henne gewesen sein, die nicht vom Ei gekommen, sondern von Gottes Allmacht erschaffen worden ist. Und wie die Mutter das Nachsinnen des Sohnes wahrgenommen, sagte sie: „Du wirst immerfort unwissend bleiben, wenn du nicht an den Schöpfer glaubst. Die ganze Welt wird dir zum Rätsel, nur der Gottesglaube vermag es zu lösen.“

„Frag' nur die Tiere, und sie lehren es dich, und die Vögel des Himmels, und sie zeigen es dir an, und es erzählen's die Fische des Meeres. Wer weiß nicht, daß dies all' die Hand des Herrn getan?“¹⁾ sagt so schön der fromme Dulder Job. Und im Buche der Psalmen heißt es: „Der Himmel erzählt die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände.“²⁾ „Wisset, daß der Herr, er selber, Gott ist; er hat uns gemacht, und nicht wir uns selbst.“

Wer hat recht: die christliche Lehre oder die Weltanschauung des Freisinnis? Wir, wenn wir bekennen: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer

¹⁾ Job 12, 7 ff. ²⁾ Ps. 18, 2.

Himmels und der Erde“, oder der Freisinn, wenn er sagt: „Ich glaube an den Zufall und an die Selbstentwicklung des Stoffes?“ Der Unglaube, der von einem Widerspruch in den andern stürzt, oder der Glaube, der den Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt? Die Entscheidung fällt nicht schwer. „Wir haben einen Gott, den Vater, von dem alles ist und für den wir sind.“¹⁾

Darum ist verwerflich die sogenannte Weltanschauung des Freisinns, die nichts anderes ist als Leugnung des heiligen Glaubens; wir halten zur christlichen Lehre, zum Glauben von Gott, in den wir stets mehr uns vertiefen.

Doch sagt der hl. Paulus: „Nachdem sie Gott erkannt hatten (also wirklich erkannt), haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständlich Herz ward verfinstert. Sie gaben sich für Weise aus, sind aber Toren geworden.“²⁾ Also nicht die Wissenschaft, o nein, die Trägheit im religiösen Leben hat sie so weit erniedrigt, daß sie Toren sind, während sie meinen, Gelehrte zu sein.

Die christliche Weltanschauung und nur sie allein beruht auf Wahrheit.

O wie arm ein jeder, der den Gottesglauben verliert und gottlos lebt. Wir lesen im Buche der Offenbarungen Gottes den Satz: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit“,³⁾ „außer Gott lieben und ihm allein dienen“,⁴⁾ setzt ein Geistesmann erklärend bei. Und wirklich, es ist so. Was immer es gibt, ohne Gott ist es wertlos. Geld, Ehre, Gesundheit, Freundschaft, Freude, Genuß, und was sonst von den irdischen Gütern als begehrenswert gilt —, es kann den Menschen nicht wahrhaft glücklich machen, ja gar oft sind es gerade diese Güter des zeitlichen Lebens, die den Menschen zur Sünde reizen und ins Unglück stürzen für Zeit und Ewigkeit. Sie sind nichts ohne Gott, und auch wir selber sind nichts ohne Gott. Nichts eine gottlose Jugend, nichts die Jahre der Kraft, nichts ein gottloses Alter, und das allerschlimmste ist ein gottloser Tod!

Soll unser Leben, unser Arbeiten, Leid und Freud was wert sein, dann müssen wir leben und arbeiten, leiden und uns freuen mit Gott und für Gott und in Gott. Der Wandel mit Gott ist die Frucht der christlichen Weltanschauung; der Wandel mit Gott hält uns ab vor dem Mißbrauch der Güter, bewahrt uns die Ruhe des Gewissens, verleiht Befriedigung des Geistes und führt uns zu den Freuden des Himmels. „Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus Unsichtbarem Sichtbares würde.“⁵⁾ Darum verschließe das Ohr den Propheten des Unglaubens; bleibe bei der Lehre des hl. Glaubens in froher Erwartung dessen, was der Fürst der Apostel beschrieben: „Ihr werdet durch Gottes Kraft mittels des Glaubens aufbewahrt für eine Seligkeit, welche bereit steht, daß sie geoffenbart werde in der letzten Zeit, wo ihr euch freuen werdet, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wenn es sein soll, durch mancherlei Anfechtungen betrübt werdet, damit die Prüfung eueres Glaubens viel köstlicher als durch Feuer erprobtes Gold erfunden werde zum Lobe und Preise und zur Ehre bei der Erscheinung Jesu Christi, auf den ihr euch freuet, weil ihr das Ziel eueres Glaubens erlangen wollet: die Seligkeit der Seelen.“⁶⁾

¹⁾ 1. Pfl. 99, 3. ²⁾ 1. Kor. 8, 6. ³⁾ Röm. 1, 21 f. ⁴⁾ Epl. 1, 2. ⁵⁾ Nachf. Chr. I. 1, 3. ⁶⁾ Hebr. 11, 3.

Höre auf die Sprache der Natur; sie lehrt dich Gott erkennen.

„Alle Menschen sind eitel, die keine Erkenntnis Gottes haben, die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen.“ Weisheit 13. 1.



Die hl. Theresia nennt die Natur „ein Erbauungsbuch der frommen Seele“. Schon das Dasein der Dinge führt uns zur Erkenntnis des Schöpfers.

Wenn wir irgendwo Ordnung treffen, wenn wir finden, daß dort Planmäßigkeit herrscht, daß ein Gesetz vorhanden ist, so sind wir außer Zweifel und wissen, daß diese Ordnung jemand geschaffen, diesen Plan jemand ausgedacht, dieses Gesetz jemand gegeben hat, der das Verständnis und die Macht dazu besitzt. Finden wir nun Ordnung, Plan, Gesetz in der Schöpfung, so muß jemand da sein, dem die Natur das alles verdankt. Das ist klar. Es kommt also nur darauf an, festzustellen und zu zeigen, daß in der Schöpfung wirklich Ordnung, Plan und Gesetz vorhanden sind, kurz gesagt, daß es ein Naturgesetz gibt.

Die Gelehrten der alten Zeiten sind darüber sich einig gewesen, daß es ein höchstes Wesen, einen persönlichen Gott gibt und geben muß. Die Liebe zur Freiheit der Leidenschaft hat aber sogenannte Gelehrte erzeugt, die alles dem Zufall und der Selbstentwicklung überlassen. Diesen Herren gegenüber hat schon Cicero¹⁾ eine treffliche Antwort gegeben. „Schütt' einmal“, so hat er gesagt, „eine Menge Buchstaben auf den Boden. Ist es wohl glaublich, daß diese ganz planlos hingeworfenen Buchstaben sich selber, also ganz zufällig, so zusammenlegen, daß daraus die Jahrbücher des (Dichters) Ennius²⁾ entstehen? Noch viel weniger ist es zu glauben, daß durch zufälliges Zusammenstoßen der einzelnen Stoffteilchen die so planvoll geordnete Welt entstanden sei.“ Und was die Selbstentwicklung des Weltstoffes anbelangt, so kommt mir das gerade so vor, als wenn ich behaupten wollte, der Teig in der Bäckerei entwickle sich von selbst, ohne Zutun des Bäckers, zum Brot in seinen verschiedenen Formen.

Doch, meine Christen, wozu vergeuden wir die Zeit mit jenen, die nur Ausreden suchen, weil sie den Glauben fürchten und hassen? Wenden wir uns erbaulicheren Gedanken zu. Zur Zeit des Kaisers Liberius³⁾ ereignete sich folgendes: Ein Günstling des Kaisers, namens Marius, hat einmal, um seine Macht zu zeigen, einen Mann von geringem Stande zur Tafel geladen. Während des Gastmahles ließ er dessen Haus bis auf den Grund zerstören. Der gute Mann, ganz bestürzt beim Anblick der Verwüstung, hat es gar nicht begreifen können, daß in so kurzer Zeit sein Haus verschwunden sei. Am andern Tag lud ihn Marius wieder zu Gaste und ließ zugleich während des Mahles durch zahlreiche Arbeiter an dem nämlichen Platze, wo das frühere Haus gestanden, ein neues, schöneres und viel größeres Haus bauen. Wie der Gast nun, abends zurückkehrend, das neue Haus sah, ist er in Zweifel geraten, ob er wache oder träume. „Sieh, ich hab dein Haus sowohl niederreißen als auch wieder bauen lassen. Erkenne daraus, mit welcher Sorgfalt du mich als Freund erhalten sollst, da ich dir an einem Tag so viel schaden und so viel nützen kann.“ Und wenn du die Welt anschaust, mein Christ, mit all ihren Herrlichkeiten und Kräften,

¹⁾ Lebte 1515—1582. ²⁾ I. Petr. 1, 5 ff. ³⁾ Lebte 106—43 v. Chr. 6.

die dir ebenso leicht nützen als dich verderben können, so gedenke des Schöpfers, deines Herrn, der dich nicht weniger als die ganze Natur in seiner Macht hat, von dem du abhängst in allem, was du hast und bist. Die gleiche Natur, welche dir Gesundheit, Nahrung und Kraft verleiht, kann dich niederwerfen auf das Krankenbett und hineinlegen in das Grab, selbst in der Blüte deiner Jahre, und dieselbe Natur, welche täglich Millionen und Billionen Menschen und Tieren den Tisch deckt, kann sich verschließen und alle des Hungers sterben lassen. Ja, in guten Tagen ist es so leicht, des Schöpfers zu vergessen, aber in der Not da lernt gar mancher glauben und beten, auch wenn er schon lange seine Hände nicht mehr gefaltet hat.

„Du siehst so vieles,“ sagt daher die Hl. Schrift, „wirst du's nicht behalten? Du hast offene Ohren, wirst du nicht aufmerken?“¹⁾ „Was von Gott erkennbar ist, das ist unter den Menschen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart. Denn das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar: nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß die Menschen (wenn sie Gott nicht kennen) keine Entschuldigung haben.“²⁾

Was ist Gott.

Was Gott ist, kann kein geschaffenes Wesen richtig sagen und begreifen. Aber die Offenbarung lehrt uns, daß er ein Geist ist. Zur Zeit, als Johannes der Täufer vom Vierfürsten Herodes ins Gefängnis gesetzt worden war, verließ Herr Jesus Christus die Landschaft Judäa und reiste durch Samaria nach Galiläa. Nahe der Stadt Sichar, dort wo einstmals der Patriarch Jakob einen Brunnen gegraben, kam er zu einem samaritanischen Weibe, das des himmlischen Arztes gar sehr bedurfte. Schon nach kurzem Gespräche erkannte sie, daß Jesus ein Prophet sein müsse. Sie benützte sogleich die Gelegenheit, eine Frage anzubringen, deren Entscheidung für alle Samariter von Bedeutung war. „Unsere Väter“, sagte sie, „haben auf diesem Berge (Garizim) Gott angebetet, und ihr (Juden) sagt, daß Jerusalem der Ort sei, wo man anbeten müsse.“ Darauf gab Jesus zur Antwort: „Weib, glaube mir: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“³⁾ Wäre Gott ein körperliches oder geistig-körperliches Wesen, so wäre er beschränkt und darauf angewiesen, an einem bestimmten Ort zu wohnen. Dann hätte es einen Sinn, zu fragen, wo er anzubeten ist: auf Garizim oder zu Jerusalem oder sonstwo in der Welt. Diese Frage läßt der Heiland ganz beiseite. Was kümmert dich der Ort, will er sagen, ob Garizim oder Jerusalem, ob das freie Feld oder das stille Kammerlein? Gott ist kein Körper und hat keinen Körper, er ist der reinste Geist und darum auf keinen Ort beschränkt. Bet' ihn an, wo du bist, aber bet' ihn an im Geiste und in der Wahrheit.

Daß Gott ein Geist ist, der reinste aller Geister, das haben die Menschen von Anfang an sehr wohl gewußt. Weil aber der Mensch geneigt ist, das Geistige

¹⁾ Lebte 233—169 v. Chr. ²⁾ Regierte 14—42. ³⁾ Jf. 42, 20.

zu verkörpern, darum hat der Herr in seiner Weisheit dem auserwählten Volke des Alten Bundes es streng verboten, sich ein Bild Gottes zu machen, damit es nicht auch wie die Heidenvölker ringsum durch das Bild zum Götzendienste verleitet würde. „Du sollst dir kein Bild machen, noch irgendein Gleichnis von dem, was im Himmel oben; du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen“,¹⁾ wie es eben die Heiden getan haben mit ihren Götzen aus Holz, Metall und Stein. Wozu dieses Verbot, meine Lieben? Das ist klar: es sollte die Erkenntnis der Wahrheit sichern, daß Gott ein Geist ist.

Wenn Gott ein Geist ist, so hat er nicht Fleisch und Bein, wie der göttliche Heiland zu seinen Jüngern sagte. Das ist gewesen am Tage der Auferstehung. Die Emausjünger sind nach Jerusalem zurückgekehrt und haben „den Elfen und die mit ihnen waren“ erzählt, was sich auf dem Wege zugetragen und wie sie ihn am Brotbrechen erkannt hätten. „Während sie dieses redeten, stand (plötzlich, trotz der verschlossenen Türen) Jesus mitten unter ihnen und sprach: Der Friede sei mit euch. Ich bin es; fürchtet euch nicht! Sie aber erschrafen und fürchteten sich und meinten, einen Geist zu sehen. Und er sprach zu ihnen: Warum seid ihr erschrocken und warum steigen solche Gedanken in euren Herzen auf? Seht meine Hände und Füße; ich bin es selbst. Tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.“²⁾ Auf diese Weise bemühte sich der Heiland, die Seinen zu überzeugen, daß er wirklich vom Grabe auferstanden sei und sie nicht etwa sein Geist besuche. Wäre er nur sein Geist, so hätte er nicht Fleisch und Bein. Wenn nun der Heiland erklärt: „Gott ist ein Geist“, so folgt daraus, daß Gott seiner Natur nach keinen Leib besitzt.

Der hl. Thomas von Aquin erklärt die Körperlosigkeit Gottes in folgender Weise. „Gott“, so sagt er, „ist das edelste aller Wesen.“ Nun aber ist es unmöglich, daß ein Körper das edelste Wesen sein kann. Warum? Hört, wie der gelehrte Heilige sagt: „Ein Körper ist entweder belebt oder unbelebt. Ein belebter Körper ist offenbar edler als ein unbelebter. Der belebte Körper lebt aber nicht, insofern er Körper ist, sonst müßte ja jeder Körper leben; also lebt er durch etwas anderes, wie unser Körper durch die Seele lebt. Dasjenige nun, wodurch der Körper lebt, ist edler als der Körper, und darum ist es unmöglich, daß Gott ein Körper, ein körperliches Wesen sei. Ist er aber kein körperliches Wesen, so ist er ein geistiges.“

Doch, lehrt denn nicht die hl. Schrift selbst, daß Gott einen Körper hat? Lesen wir doch vom Auge Gottes, von seinen Ohren, seinem Munde, seinem Arme, vom Finger Gottes usw. Und ist nicht der Herr zu Abraham gekommen in Menschengestalt? Der hl. Geist ist bald wie eine Taube, bald wie Feuerzungen auf Erden erschienen, und der Sohn Gottes ist als Mensch unter Menschen gewandelt. Wer kann da noch sagen: Gott ist ein Geist? — Vom göttlichen Erlöser wissen wir, daß er seine Gottesnatur mit der Menschennatur verbunden hat in der Einheit der zweiten göttlichen Person. Er ist Mensch geworden, ohne aufzuhören Gott zu sein; er hat nicht die Gottesnatur verkörpert, sondern die Menschennatur angenommen, um das Werk der Erlösung zu vollbringen. Was die anderen Gotteserscheinungen betrifft, so wissen wir, daß der

¹⁾ Röm. 1, 19, f. ²⁾ Pf. 93, 9.

angenommene Körper kein wirklicher, sondern ein Scheinkörper gewesen ist. Wie wir himmlische Wahrheiten mit Vorliebe in menschlich anschauliche Gleichnisse kleiden, so hat sich Gott mehrmals in menschlich anschaulicher Weise gezeigt, indem er Körpergestalt annahm, den Menschen zuliebe, die ja so schwer das Geistige zu erfassen vermögen. Und endlich die Ausdrücke: „Hand, Finger, Auge, Arm Gottes“ betreffend, erklärt der hl. Thomas von Aquin: „Solche Körperteile werden in der hl. Schrift Gott zugesprochen, wegen einer gewissen Ähnlichkeit der Berrichtungen. So z. B. ist die Berrichtung des Auges das Sehen. Spricht man vom „Auge Gottes“, so wird damit das geistige Sehen, nicht aber ein körperliches Sehen Gottes gemeint. Geradeso ist es auch bei den übrigen Körperteilen, die Gott (gleichnisweise) zugeschrieben werden.“ Also alle diese Bedenken stoßen die Lehre von der Geistigkeit Gottes nicht um.

Was ist denn das größte Hemmnis des menschlichen Geistes, wenn nicht der Leib? Schau, mein Lieber, ich nenne „Wien“. Dein Gedanke ist jetzt wirklich schon in Wien. Doch wie lange brauchst's, bis auch der Leib dorthin kommt. Der Maler, der Bildhauer hat die schönste Gestalt in seiner Vorstellung; aber wie lange braucht die Hand, bis sie das Bild zustande bringt! Deine Seele nährt die besten Vorsätze christlicher Vollkommenheit, aber der Leib hält dich ab, und es braucht Monate, Jahre, bis du von Tugend zu Tugend dich erhebst. Und nun, mein Christ, ein solches Hemmnis soll auch Gott, das unendlich vollkommene Wesen mit sich schleppen? Ganz unglaublich!

Alles ganz gut und schön, sagt da ein Freigeist, aber ich glaube an keinen Geist. „Oh,“ sagte ein solcher einmal in einer abendlichen Gesellschaft, „die Wissenschaft hat riesige Fortschritte gemacht; in die ungezählten Millionen Meilen hinein hat sie das Weltall durchsucht, doch nirgends einen Himmel, einen Herrgott, einen Thron Gottes entdeckt. Darum, ich sag' es offen heraus, das alles gibt es nicht!“ Warum denn nicht? „Nun, aus dem einfachen Grunde, weil man nichts davon sieht.“ — „Aber Freund!“ entgegnete ein Tischgenosse, „wenn dem so ist, dann hast du keinen Verstand.“ — „Wie, bitte, du willst mich doch nicht beleidigen?“ — „Ah, beileibe nicht, mein Lieber! Ich schließe nur aus deinen eigenen Worten: Was man nicht sieht, das gibt es nicht; Gott sieht man nicht; also gibt es keinen. Das ist dein Gedankengang. Erlaube gütig, daß ich dir meinen Gedanken zeige: Was man nicht sieht, das gibt es nicht; deinen Verstand sieht man nicht; also hast du keinen!“ — Das hat gewirkt; die ganze Gesellschaft hat herzlich gelacht, und der Freigeist wäre am liebsten draußen in der finsternen Nacht verschwunden. Aber es ist so, meine Christen, wer von Gott und von der Verantwortung los zu sein wünscht, erblickt in jedem Strohhalme ein Rettungsschiff, mit dem er vielleicht auskommen kann. Doch die Geistigkeit Gottes hilft dem Gottesleugner nicht hinaus.

Über Gott sollen wir gerne und oft die Heilige Schrift, christliche Bücher, besonders die Schriften Heiliger lesen. Gerade die Geistigkeit Gottes hat der hl. Thomas von Aquin mit einer Gründlichkeit behandelt, die wir kaum in einem anderen Werke entdecken. Dabei bespricht er auch die Frage, wie es denn kommt, daß die dritte göttliche Person „hl. Geist“ genannt werde, da doch auch der Vater ein heiliger Geist ist und dergleichen auch der



Morgensonne. Nach einem Gemälde von D. Kethel.

Sohn. Darauf gibt Thomas folgende Antwort: „Betrachtet man die Natur und Wesenheit Gottes, so kommt der Name ‚Hl. Geist‘ einer jeden der drei göttlichen Personen zu; denn nicht nur der Hl. Geist, sondern auch der Vater ist ein Geist, und der Sohn ist ein Geist, und der Vater ist heilig, und der Sohn ist heilig. Betrachtet man aber in Gott die Personen, so kommt der Name ‚Spiritus sanctus‘ (Hl. Geist) derjenigen als Eigennamen zu, welche der Hauch der Liebe des Vaters und des Sohnes ist.“ Also darf sich niemand daran stoßen, daß nur die dritte göttliche Person „Geist“ genannt wird; denn die Geistigkeit gehört zum Wesen Gottes selbst.

Die Unvollkommenheit des Leibes, das Hemmnis, das er uns bereitet, gestattet nicht zu denken, daß Gott, das unendlich vollkommene Wesen, zur Körperwelt zählt. Wir fragen Vernunft und Offenbarung, und die Antwort ist dieselbe, die der Heiland gegeben: „Gott ist ein Geist“, der reinste Geist.

„Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ „Gott ist körperlos,“ bemerkt der hl. Johannes Chrysostomus,¹⁾ „darum muß auch die Gottesverehrung die Eigenschaft der Körperlosigkeit an sich tragen.“

¹⁾ Lehte 347—407.



Dein Gott.

Wem sollt' ich sonst vertrauen,
Auf wen denn könnt' ich bauen,
Als nur auf Dich allein?
Dir sei mein ganzes Leben
Geopfert und gegeben,
Dein will ich auch im Sterben sein.

Was Du in diesem Leben
Mir nehmen willst und geben,
Das sei Dir heimgestellt!
Die Liebe kann nicht wählen:
Nimm, Bräutigam der Seelen,
Nimm alles, was Dir nicht gefällt.

Das Liebste, was ich hege
Und tief im Herzen pflege,
Auch das ist, Vater, Dein;
Du kannst auf bessere Weiden
Dein armes Schäflein leiten:
Nur dein soll meine Liebe sein!

(L. Hensel.)

Christus und die Kinder.

Unter den Fehlern des kindlichen Gemüths sind Eigensinn und Trotz wohl am häufigsten anzutreffen. Eigensinnige und trotzig Kinder gibt es überall, in Stadt und Land, in vornehmen Häusern und in armen Familien. Allen Eltern dürfte es hinlänglich bekannt sein, worin sich diese geistige Kinderkrankheit kundgibt. Das eigensinnige und trotzig Kind respektiert nicht den Willen der Eltern und derjenigen Personen, die vermöge ihres Amtes eine erziehlliche Einwirkung auf das Kind auszuüben haben; es beharrt auf seinem eigenen Sinne, auf seinem eigenen Willen und hat für alle Vorstellungen und Vernunftgründe absichtlich ein taubes Ohr. Wird sein Wille nicht erfüllt, so zeigt sich das, was man „Trog“ nennt, nur zu deutlich in seinen Mienen und Gebärden, in seinem ganzen Verhalten.

Geht man den Ursachen dieser Erscheinung auf den Grund, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß sich bei Kindern eine gewisse mehr oder minder starke Naturanlage zum Eigensinn vorfindet. Helfen nun noch die Eltern diese Anlage, die bei richtiger Behandlung des Kindes sich zu einem gewiß nicht zu verwerfenden starken, entschiedenen Willen ausbilden würde, durch eine verkehrte Erziehungsmethode in dieser falschen Richtung weiter entwickeln, so ist allerdings nicht zu verwundern, wenn sie in späteren Jahren stets über Eigensinn und Trotz ihres Kindes zu klagen haben. Gerade aus letzterem Umstande ist die so große Verbreitung dieses einer weiteren Erziehung so überaus hinderlichen Übels zum größten Theile zu erklären. Viele Eltern wissen nämlich ihre Kinder nicht richtig zu behandeln. Und besonders sind es die Mütter, die schwachen, weichherzigen Mütter, die sich hierbei große Vorwürfe machen müssen.

Das Mutterherz ist schwach, besonders gegenüber den Kindern, die einstmals an ihm geruht haben, und die noch mit tausend Fäden an ihm haften. Aber gerade dieser Umstand, wie natürlich er auch ist, ist der vornehmste Grund dafür, daß es in unzähligen Familien eigensinnige und trotzig Kinder gibt. Da

ist z. B. der sechsjährige Karl. Als er noch in der Wiege lag, konnte er seinen Willen schon recht gebieterisch zum Ausdruck bringen, und selbstverständlich war Mütterchen sofort zur Hand, das Begehren des Kindes zu erfüllen. Das Kind wußte noch nicht, daß und warum es etwas wollte; aber soviel merkte es doch schon, daß lieb Mütterchen seinen Willen erfüllte. Als der Junge größer wurde, verlangte er bald dies, bald jenes, und jegliches Verlangen wurde ihm von der schwachen Mutter erfüllt. Kam es einmal ausnahmsweise vor, daß die Mutter



Jesus segnet die Kindlein.

zögerte, auf den Wunsch Karlchens einzugehen, dann gab's ein heftiges Schreien, daß Mütterchen schließlich, wie man zu sagen pflegt, klein beigab und tat, was das liebe Kindchen verlangte, um nur ja nicht weiter von ihm belästigt zu werden. Ein hartes Wort konnte die Mutter Karlchen nicht sagen. Es schlagen? Ach, das hätte ja dem süßen Kindchen wehe getan! So hat denn Karlchen gesiegt, und das erfüllt sein kleines Inneres mit freudigem Stolz. Bei nächster Gelegenheit wird der Junge es geradeso machen; das Mittel hilft, Karlchen weiß es aus eigener Erfahrung.

Geht's nicht so in unzähligen Familien zu? Ist es darum zu verwundern, das es so viele Kinder gibt, die nur noch ihren eignen Willen und nicht den der Eltern kennen?

Das Kind muß sich schon von frühesten Jugend daran gewöhnen, seinen eignen Willen dem der Eltern unterzuordnen; nicht sein Wille darf maßgebend sein, sondern der der Eltern. Auf das erste Wort müssen die Kinder hören, freudig und ohne Murren gehorchen. Nicht dürfen sie fragen: Warum soll ich dies oder jenes tun oder nicht tun? Weil der Vater, die Mutter es gesagt hat, muß das Kind gehorchen. In den späteren Jahren des schulpflichtigen Alters ist nichts dagegen einzuwenden, wenn ihnen zuweilen die Gründe für das Gebot oder Verbot angegeben werden.

Was ist nun aber zu tun, wenn das Kind sich eigensinnig und trotzig zeigt?

Das Kind muß einsehen lernen, daß es mit seinem Eigensinn nichts erreicht; es muß an sich selber erfahren die Wahrheit des Sprichwortes: Bei Eigensinn ist kein Gewinn. Damit dieses Mittel auch wirklich helfen soll, ist Festigkeit und Konsequenz auf seiten der Eltern durchaus notwendig. Kein Weinen und Jammern, kein Bitten und Schmeicheln darf die Eltern unter diesen Umständen zur Nachgiebigkeit bewegen. Der Eigensinn und Troß muß gebrochen werden; daran läßt sich nichts ändern.

Ofter kommt es auch vor, daß der Eigensinn zurückzuführen ist auf die Stütze, die das Kind bei der Mutter gegenüber dem Vater findet, oder umgekehrt. Hier muß der Rückhalt beseitigt werden. Vater und Mutter müssen in dem Erziehungsgeschäft Hand in Hand gehen, einig sein, sonst ist keine rechte Erziehung denkbar.

Gefahren in der Jugend.

Wie es auf weiter See zahlreiche Klippen gibt, die der Schiffer auf seiner Fahrt nach fernen Ländern und Gegenden ängstlich zu meiden sucht, wenn nicht Tod und Verderben sein Los sein sollen, so gibt es auch auf der Pilgerfahrt des Menschen durch dieses Erdental Klippen gar schlimmer Art, und besonders ist es die leichtsinnige, sorglose und unerfahrene Jugend, der diese Klippen gar sehr gefährlich werden können, wenn nicht diejenigen, welche ihnen in erster Linie Führer und Leiter auf der Fahrt durch das stürmische Meer dieser Welt sein sollen — die Eltern nämlich — sie mit aller Sorgfalt vor denselben bewahren. Einige dieser Klippen seien im folgenden einer kurzen Besprechung unterzogen.

Eine sehr gefährliche Klippe für unsere Jugend sind die schlechten Bücher und Schriften. Unzählige Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen sind an dieser Klippe jählings gescheitert und mit Leib und Seele elendiglich zugrunde gegangen. Wenn doch alle Eltern sich immer der furchtbaren Gefahren bewußt wären, die ihren Kindern aus der schlechten Lektüre drohen! Mit der Jugend unserer Tage sähe es weit besser aus, als es leider der Fall ist.

Aber sind denn die Gefahren der schlechten Lektüre in der That so groß? Ja, sie sind groß, sehr groß, weit größer, als es sich viele Väter und Mütter in ihrer Unkenntnis und Sorglosigkeit träumen lassen! Es hat keine Zeit gegeben,

die soviel Büchergift fabriziert hat, als gerade unsere Zeit; und es hat nie so viele Prediger des Unglaubens und der Sittenlosigkeit in Gestalt von Schand-, Schundgeschichten und -bildern gegeben, als gerade in unsern Tagen. Mag auch das Auge des Gesetzes strenge darauf achten, daß manches Gift aus dem Schriftenwesen der Gegenwart entfernt oder ferngehalten wird, so vermag es doch nicht zu hindern, daß noch immer ungezählte elende Nachwerke, die den Glauben verspotten und die Tugend verhöhnern, den Weg in die Hände besonders der jüngeren Generation beiderlei Geschlechts finden und ungeheuren Schaden an der Seele des Nachwuchses unseres Volkes anrichten. Darum seid auf eurer Hut, christliche Eltern! Das Lesen könnt ihr freilich euren Kindern nicht verbieten; wohl aber könnt ihr durch eure Wachsamkeit viel, sehr viel dazu beitragen, daß eure Kinder nur gute Bücher und Schriften lesen. Duldet nicht, daß sie Schriftwerke lesen, von deren Reinheit in religiöser und sittlicher Hinsicht ihr nicht überzeugt seit, und habt ihr nicht die Fähigkeit, über den Wert oder Unwert irgendeines Buches zu urteilen, so fragt unterrichtete und zuverlässige Leute um Rat! Die Väter aber, die der Wissenschaft obliegen und in der Bibliothek Werke haben, die nicht für Kinder und unreife junge Leute geschrieben sind, müssen strenge Vorsicht üben und angelegentlichst Sorge dafür tragen, daß dieselben ihren Sproßlingen nicht zugänglich sind. Mancher Sohn, manche Tochter eines gebildeten Mannes ist auf schlimme Abwege geraten, weil der Vater es unterlassen hatte, gewisse Werke seiner Bücherei von den Augen und Händen seiner Kinder fern zu halten.

Eine andere gefährliche Klippe für Kinder und junge Leute sind die Theater. Landkinder bleiben ja in der Regel vor dieser Klippe bewahrt; um so größer aber ist die Gefahr derselben für die Kinder der Stadtbewohner. Es ist geradezu unbegreiflich, daß so viele Eltern der sogenannten besseren Stände kein Bedenken tragen, ihre Kinder an diese Stätte der Vergnügens mitzunehmen. Wir wollen nicht behaupten, daß alle Bühnenstücke, die in unsern größern und kleineren Städten dem schaulustigen Publikum geboten werden, in religiöser oder sittlicher Hinsicht anstößig sind; leider aber läßt sich nicht leugnen, daß dies in nur zu vielen, vielleicht den meisten Fällen in der That der Fall ist. Und sollte auch irgendein Stück in der genannten Richtung für den Erwachsenen keine Gefahr in sich schließen, so kann es doch für die leicht erregbare Jugend, die so leicht den Schein für Wirklichkeit hält, sehr gefährlich werden. Mit vollem Recht kann man sagen: Die besten Theater taugen nicht für Kinder und unreife junge Leute. Man halte sie fern von solchen Stätten! Sie bleiben dabei gesund an Leib und Seele.

Eine weitere äußerst gefährliche Klippe für das unreife, junge Geschlecht sind die Ballsäle und Tanzböden. Es gibt genug Eltern, die sich kein Gewissen daraus machen, ihre noch schulpflichtigen Kinder an solche Orte mitzunehmen. Es gibt zahlreiche Eltern, die ihren noch Kinder zu nennenden Söhnen und Töchtern in den sog. Flegeljahren den Besuch solcher Orte sogar ohne Begleitung einer zuverlässigen, erwachsenen Person gestatten. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal den Tanzboden „des Teufels Tummelplatz“ genannt. Wahrlich, eine treffende Bezeichnung. Unzählige Seelen hat der Fürst der Finsternis auf dem Tanzboden gefangen. Eine schwere Verantwortung laden jene Eltern auf

sich, die schuld daran sind, daß ihre Söhne und Töchter die gefährlichen Freuden des Tanzbodens allzu frühe kosten. Wir brauchen nicht weiter über die Gefahren der Tanzbelustigungen für das junge Geschlecht zu reden. Die Erfahrung bietet allen hiezu Beweise traurigster Art in Hülle und Fülle.

Wir könnten nun noch von andern Klippen für unsere Jugend sprechen, von den sog. Kinderbällen, von der Beschäftigung in Fabriken usw. Doch für jetzt genug.

Das Böse in der Welt.

Lasset beides wachsen bis zur Ernte.
Matth. 13, 30.



Wenn Gott alles ordnet und leitet, warum verhindert er dann das Böse, d. h. die Sünde nicht? In wie vielen Köpfen und in wie vielen Herzen mag dieser Gedanke schon aufgestiegen sein! Zu wie vielen qualvollen Zweifeln mag derselbe schon Anlaß gegeben haben! Wie viele verkehrte Antworten mag der unwissende Verstand oder das verdorbene Herz auf diese Frage gegeben haben!

Besteht diese Schwierigkeit nicht? Gibt es etwa keine Sünden auf der Welt? Sind keine geschehen? Werden keine geschehen? Das erste Blatt in der Geschichte der Engel enthält ihre Sünde, den großartigen Abfall der sündigen Engel von Gott. Die Geschichte der Menschen zeigt gleichfalls auf der ersten Seite die Sünde der Stammeltern; gleich nachher, nach dem Frevel gegen Gott, den Frevel gegen die heiligsten Familienbände, den Brudermord Kains. Kann man leugnen, daß es in der folgenden Zeit an Sünden an keinem Orte und zu keiner Zeit gefehlt hat? Im Gegenteil, es gab und gibt Menschen, die in Sünden nicht bloß geboren werden, sondern auch leben und sterben; Menschen, für die es kein Gesetz gibt, als um es zu übertreten, keine Gnaden, als um sie zu mißbrauchen, keine Sakramente, als um sie zu entweihen; keine Kirche, als um sie zu verfolgen, keine Mitmenschen, als um sie zu hassen, zu quälen, zu unterdrücken, keine Frömmigkeit, als um sie zu verspotten, keinen Gott, als um ihn zu leugnen und zu lästern. Daran ist kein Zweifel, daß es auf der Welt viele und vielerlei Sünden gegeben hat, gibt und geben wird.

Ist es nicht gleichfalls sicher, daß Gott die Sünde nicht will? Man muß es zugeben. Wie oft, wie eindringlich, wie feierlich hat er sie verboten. Wie schwer sind die Strafen, die er auf die Sünde gesetzt hat! So wahr Gott heilig ist, so wahr ist es, daß er die Sünde nicht will.

Auch dies ist außer allem Zweifel, daß Gott, wenn er es wollte, die Sünde, ja geradezu jede Sünde hindern könnte. Kann er den Menschen nicht aus diesem Leben hinwegnehmen, ehe er die Sünde begangen, ja, ehe er daran gedacht hat? Er kann es. Kann er ihm nicht die Kraft und Fähigkeit nehmen, die zur Begehung der Sünde nötig ist? Er kann es. Kann er ihn nicht vor den Versuchungen und Gelegenheiten der Sünde behüten? Gewiß. Kann er ihm nicht so viele und so starke und so wirksame Gnaden geben, daß er über alle Reize und Versuchungen und Gelegenheiten der Sünde triumphieren wird? Auch das kann Gott; nicht ein, sondern tausend Mittel stehen dem allmächtigen Gott zur Verfügung, um jede Sünde zu hindern.

Wie also, auf der einen Seite ist es wahr, daß auf der Welt Sünden geschehen sind und geschehen, daß diese Sünden gegen den Willen Gottes sind, daß Gott sie hindern könnte und doch nicht hindert? Also das alles soll wahr sein, und doch soll es auf der andern Seite wahr sein, daß Gott die ganze Welt leitet und regiert? Verträgt sich das? Ist das kein handgreiflicher Widerspruch? Heißt das regieren, wenn ein König Tag für Tag seine Gesetze übertreten sieht und hindert es nicht? Wenn eine ganze Armee von Rebellen sich gegen ihn empört und er duldet es, obwohl er sie zu Boden schlagen könnte?

Zunächst ist Gott nicht der Urheber der Sünde. Er will sie nicht; er verbietet sie; er bestraft sie; er läßt sie aber zu. Dieses Zulassen widerspricht aber weder der Heiligkeit noch der Vorsehung Gottes. Er kann und darf die Sünde zulassen, weil er den Menschen mit freiem Willen erschaffen hat. Diese Freiheit bringt es mit sich, daß der Mensch sündigen kann, aber nicht sündigen muß. Diese Freiheit bringt es mit sich, daß die Sünde, wenn sie geschieht, das Werk des Menschen und das Werk Gottes ist; diese Freiheit bringt es mit sich, daß die Sünde, wenn sie geschehen ist, von Gott gestraft werden kann. Diese Freiheit bringt aber auch mit sich, daß die Meidung der Sünde, der Kampf gegen die Versuchung, die Meidung der Gelegenheit, die Übung der Tugend das Werk des Menschen sind und ewigen Lohn wahrhaft verdienen. Mit einem Worte, die Freiheit bringt es mit sich, daß der Mensch der Herr seines Schicksals ist. „Ich habe ihm vorgelegt Wasser und Feuer, Leben und Tod, was er will, soll ihm gegeben werden.“ Widerspricht dies der göttlichen Heiligkeit, Geschöpfe dieser Art zu schaffen und ihrem freien Willen zu überlassen? Ganz und gar nicht. Gewiß konnte er dem Menschen das ewige Leben auch als unverdiente Belohnung geben. — Er hat es nicht getan. Er könnte ihm ein solches Maß von Gnade geben, daß er sicher jede Prüfung bestehen würde. Er hat es nicht so gewollt. Er gibt ihm so viel Gnade, daß er bestehen kann, aber nicht so viel, daß er bestehen muß. Es stand ihm frei, andere Engel, andere Menschen zu schaffen, die nicht sündigen konnten oder die nie gesündigt hätten — aber Gott ist frei — er hat die vernünftigen Geschöpfe so gestellt, daß sie sündigen konnten. Wenn ein Bildhauer ein Bild herstellen will, so kann er es machen aus Erz, aus Marmor, aus Stein, aus Holz oder auch aus leicht zerbrechlichem Ton. Fertigt er es aus Ton, so sieht er freilich, daß es leichter zerbricht als ein Bild aus Erz; er hat es aber nicht gemacht, damit es zerbreche, und wenn es wirklich zerbricht, so ist nicht der Bildhauer schuld, sondern derjenige, der, sei es aus Unvorsichtigkeit oder aus Bosheit, das Bild umgestoßen hat. Gewiß, als Gott den Menschen die Freiheit gab, hat er gewußt, daß sie sündigen könnten und sündigen würden; aber er hat die Sünde nicht gewollt und ist auch nicht der Urheber der Sünde.

Noch aus einem andern Grunde läßt Gott die Sünde auf der Welt zu. Darum, weil er auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen weiß, Gutes für sich und Gutes für andere. Das ist leicht zu zeigen. Vergesset nicht, daß der Hauptzweck, wozu Gott alles erschaffen hat, in seiner eigenen Ehre und Verherrlichung besteht. Nun wohl, wird dieser Zweck geschädigt oder gefördert, indem Gott die Sünden zuläßt? Gefördert, gefördert. Wann offenbaret Gott seine Langmut herrlicher,

als indem er die Sünden der Menschen erträgt, obwohl er sie augenblicklich strafen könnte? Wo zeigt sich die Barmherzigkeit Gottes schöner und glänzender, als wenn sie sogar jenen Sündern verzeiht, die Gott lange und schwer beleidigt hatten? Wo zeigt sich die Güte Gottes freigebiger, als indem sie sogar den harten und verhärteten Herzen so reiche Gnaden gibt, daß sie sich bekehren? Wenn sie sich aber nicht bekehren? Nun, was soll's? Wo zeigt sich die Gerechtigkeit Gottes schrecklicher, als indem sie den unbußfertigen Sünder mit ewigem Feuer bestraft? Warum soll Gott die Sünden nicht zulassen können, da ja auch die Sünden zu dem großen Ziele dienen, wozu alles erschaffen ist, zu seiner Verherrlichung.

Oftmals aber geschieht es, daß die Sünden nicht bloß der Ehre Gottes, sondern auch dem Heile der Menschen nützlich werden. Für einen bekehrten Sünder liegt oftmals in den vergangenen Sünden der stärkste Antrieb zu doppelter Buße, zum glühendsten Eifer, zur brennendsten Liebe, zur beständigen Reue. Was meint ihr, ob Maria Magdalena ein so liebebeglühendes und bußeifriges Leben geführt, der hl. Paulus einen solchen Befehrungseifer entwickelt, der hl. Petrus einen solchen Strom von Tränen vergossen hätte, wenn sie nie gesündigt hätten. — Doch das ist ein Nutzen, der nur bei jenen Sündern eintritt, die sich bekehren. Auch aus den Sünden der Nichtbefeierten zieht die göttliche Vorsehung Nutzen. Wer zählt die Herzen, die auch fremde Sünden bereuen, die Seelen, die auch fremde Sünden büßen! Jawohl, es gibt Sünder, die sich nie bekehren. Aber doch ist das Gebet des Gerechten, das vergeblich für sie betet, das Wort des Predigers, das vergeblich sie zu erweichen sucht, die Geduld des Beichtvaters, der vergeblich auf sie wartet, ein wahrhaft gutes Werk. Es gibt Sünder, die das Leben, die Ehre, die Gesundheit, das Vermögen des Nächsten mutwillig oder böswillig schädigen, welche die Unschuld verführen, die Jugend verderben, weit und breit Argerniß geben. Aber wo solche Sünden geschehen, da finden sich auf der anderen Seite auch Werke der Geduld, der Verzeihung, der Nächstenliebe, der Treue, der Standhaftigkeit und wahrhaft beständiger Gottesliebe. Gott läßt die Sünde zu, weil er aus dieser bitteren Wurzel die süßesten Früchte zieht: seine Ehre, das Heil des Sünders oder doch das Heil anderer.

Zweifeln wir also niemals an der göttlichen Vorsehung deshalb, weil es auf der Welt so viele Sünden gibt. Gott läßt sie zu aus den heiligsten Absichten, aber die Regierung der Welt hat er deswegen nicht niedergelegt. Wie sagte der Hausvater zu den Knechten, als sie ihm meldeten, daß auf seinem Acker so viel Unkraut sei? Er sagte zunächst, daß er das Unkraut nicht gesäet habe. „Das hat der Feind getan.“ Er konnte das Unkraut ausreißen. Seine Knechte wollten es auch. Aber nein. „Lasset beides wachsen bis zur Ernte.“ Warum? Weil man das Unkraut nicht entfernen kann, ohne auch die gute Saat zu schädigen, weil der Tag kommt, wo das Unkraut samt und sonders verbrannt wird. Klagen wir doch Gott nicht an, weil er die Sünden zuläßt! Wie wäre es uns ergangen, wenn er uns gleich nach der Sünde gestraft hätte! Benutzen wir die eigenen Sünden, um sie zu büßen, die fremden, um uns zu üben in der Geduld, in der Nächstenliebe, um für die Befehrung der Sünder zu beten, in der Wachsamkeit, um fremdes Argerniß zu meiden, so werden eigene und fremde Sünden schließlich dienen zur Ehre Gottes und zu unserm Heile.

Die Leiden und Schmerzen.

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.
Hebr. 12, 6.

Es geschehen auf der Welt Sünden, viele und schwere Sünden; sie geschehen gegen den Willen Gottes; Gott könnte sie hindern, wenn er es wollte. Er läßt es aber zu, daß sie geschehen, aus zwei guten Gründen: weil er erstens dem Menschen die Freiheit des Willens gegeben hat, und weil er zweitens auch das Böse zum Guten zu lenken weiß, zu seiner Ehre, zum Heile des Sünders oder doch zum Heile anderer.

„Wenn Gott für alles sorgt, warum gibt es denn so viele Leiden?“ Das will sagen: die große Zahl der irdischen Leiden scheint sich doch schlecht oder gar nicht zu vertragen mit der Vorsehung Gottes, die für alles sorgt.

Zunächst ist es wahr, daß es viele und schwere Leiden auf der Welt wirklich gibt. Sogar die Hl. Schrift bezeugt es. „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Wie viele Menschen seufzen unter diesem Spruche Gottes! Gehet und schauet auf die Äcker, die Wälder, die Bergwerke, die Werkstätten, die Fabriken. Der allergrößte Teil der Erwachsenen muß tagtäglich im Schweiß des Angesichtes arbeiten vom Morgen bis zum Abend, von der Jugend bis zum Alter, bis zur Erschöpfung, bis zur Entkräftung. „Ein schweres Joch lastet auf allen Kindern Adams“, sagt die Hl. Schrift an einem andern Orte. Doch wozu die Hl. Schrift anrufen in einer Sache, die wir alle aus Erfahrung kennen? Es gibt Übel, die aus der natürlichen Einrichtung der Dinge herkommen, wie Hitze und Kälte, Alter, Entkräftung, Krankheit, Tod; Übel, die im bösen Willen der Menschen ihren Ursprung haben. Wie viel Leid muß mancher erfahren durch seine Feinde, durch böse Nachbarn, durch schlecht geratene Kinder, durch übelgesinnte Vorgesetzte, durch widerspenstige Untergebene; wie viel Leid muß mancher Gatte von seiner Gattin, wie manche Gattin durch ihren Gatten erfahren! Wie viel Übel fügen wir uns selbst zu durch eigene Schuld, durch Unwissenheit, durch Unvorsichtigkeit, durch die Leidenschaften des eigenen Herzens! Es gibt Übel des Leibes und des Geistes! Wer zählt die Krankheiten und Beschwerden des Leibes. Geht in die Krankenhäuser, wenn ihr es sehen wollt. Wer zählt die Übel des Geistes! Besuchet die Irrenhäuser, um euch zu überzeugen. Es gibt vorübergehende Übel und dauernde, die ihren Druck ein ganzes Leben hindurch ausüben. Es gibt besondere Übel, die nur den einen oder anderen treffen, und andere allgemeine Übel, von denen ganze Dörfer, Städte und Länder heimgesucht werden. Denket an Krieg, Pest und Hungersnot. Es gibt öffentliche oder bekannte Übel, die jedermann sieht, und es gibt geheime Übel, die den Augen der Menschen verborgen sind oder verborgen werden. O wieviel Leid würde man schauen, wenn man durch die Wände der Häuser und durch die Wände des Herzens hindurchsehen könnte! Wieviel geheimes Leid! Nehmet alles zusammen, und ihr müßt einsehen, daß die Welt ein Thal der Tränen ist.

Auch dies ist wahr, daß Gott, wenn er wollte, durch seine Allmacht die Erde vor jedem Übel bewahren könnte. Was hindert ihn, die Erde so einzurichten, daß hier ein ewiger Frühling herrsche; ein Überfluß, der jede Arbeit entbehrlich



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Genesen. Gemälde von Herm. Arnold.

machte; eine Gesundheit, die nie erschüttert würde; ein Alter, das keine Gebrechlichkeit kannte; ein Tod, der frei von Schmerzen wäre; daß ein Friede ohne jede Störung, eine allgemeine Freude ohne Trübsal auf Erden herrschte? Alle Völker sprechen von einem goldenen Zeitalter, wo die Erde sich in einem solchen Zustande ungetrübten Glückes befunden haben soll. Doch dieses ist entweder eine Erinnerung an das Paradies, oder es ist ein Traum, der nie Wirklichkeit gehabt hat und auf Erden auch niemals wirklich werden wird. Aber trotzdem bleibt es wahr, daß es der Allmacht Gottes möglich wäre, diese Träume zu verwirklichen.

Aber warum tut er es denn nicht? Wie kann seine gütige und väterliche Vorsehung so viele Übel zulassen, ohne sie zu beseitigen, so schwere Übel, ohne sie zu mildern, so dauernde Übel, ohne sie abzukürzen? Dies scheint sich mit der göttlichen Vorsehung um so weniger zu vertragen, da ja diese Übel für viele, vielleicht für die meisten Menschen ein Anlaß zur Unzufriedenheit, zum Mißmut, zum Murren gegen Gott, zum Zweifel an seiner Vorsehung, ja zur Verzweiflung und zum Selbstmorde sind. Warum werden, wenn denn einmal Leiden auf der Welt sein sollen, warum werden sie nicht wenigstens gleichmäßig verteilt, so daß jeder an den Leiden sowohl wie an den Freuden der Erde seinen Teil bekäme? Von einem gütigen Vater erwartet man doch, daß er Gutes und Böses unser seine Kinder gleichmäßig verteilt. Dies ist die Schwierigkeit. Die Leiden, die tatsächlich auf der Welt herrschen, scheinen mit der väterlichen Vorsehung Gottes in scharfem Widerspruch zu stehen.

Man sieht, die Lösung der Schwierigkeit liegt hauptsächlich im Hinweis auf das andere Leben, welches auf das irdische Leben folgt. Gewiß, wenn es kein anderes Leben gäbe als das Leben auf dieser Welt, so könnte man von Gottes Güte und Gerechtigkeit mit Recht fordern, daß alle Menschen oder wenigstens die Gerechten schon auf dieser Erde glücklich werden. Mögen also diejenigen, die dem Volke den Glauben an die Ewigkeit nehmen, wohl bedenken, was sie tun. Sie geben denjenigen, die mit neidischem Blick und Herzen und mit frechem Munde und vielleicht mit gewalttätigen Händen ihren Teil fordern an den Gütern, dem Glücke und den Genüssen dieser Erde, die schärfsten Waffen in die Hand. Der Arbeitsmann, der an keine Ewigkeit glaubt, kann nur mit Zähneknirschen zusehen, wie klein für ihn die Portion irdischen Glückes und wie groß die Summe an Arbeit und Schmerz ausgefallen ist. Der gläubige Mensch dagegen, und wäre er noch so arm, tröstet sich mit dem Vater im Himmel, der seine Leiden kennt, dessen Himmel groß genug ist, um auch ihn aufzunehmen, dessen Ewigkeit lang genug ist, um ihn vollständig zu entschädigen für alles Leid dieser Erde. Er weiß, warum Gott die Leiden zuläßt. Warum denn?

Sie sind gut für den Sünder. Inwiefern? Damit er sich bekehre und nicht ewig zugrunde gehe. Zum Teil sind die Leiden Strafen für frühere Sünden, und zwar sind die Strafen in dieser Welt gnädiger und milder als die Strafen der anderen Welt. Darum betete der hl. Augustinus zu Gott: „Hier (d. h. hier auf Erden) brenne, hier schneide, aber verschone mich in der Ewigkeit.“ Er wollte sagen, es sei ein großer Vorteil, auf Erden statt in der Ewigkeit gestraft zu werden. Die Leiden sind aber auch Heilmittel, wodurch viele Gelegenheiten zur Sünde

beseitigt, wodurch die Augen für die Nichtigkeit alles Irdischen geöffnet, die Begierlichkeit des Fleisches gedämpft, der Hochmut des Geistes gebrochen, das Herz erweicht und zur Reue und Buße wenigstens vorbereitet wird. Wollt ihr Beweise? Wann war es, als Adam seine Sünde bereute? Damals, als er, aus dem Paradiese vertrieben, im Schweisse seines Angesichtes die Erde bebaute. Wann war es, als Pharao die Israeliten ziehen ließ? Damals, als er, getroffen von den Plagen, wenigstens die strafende Hand Gottes fürchtete. Wann bereute David seinen Stolz? Als die Pest sein Volk verheerte. Wann begab sich Naaman zu dem Propheten des wahren Gottes? Als der schreckliche Aussatz ihn bedeckte. Wann kehrte das Volk Israel reumütig zu dem Dienste des wahren Gottes zurück? Als es besiegt, gefangen, zerstreut in der Gefangenschaft seufzte. Und wie viele Beispiele könnte jeder Seelsorger, ja beinahe jeder Christ aus eigener Erfahrung aufzählen von Sündern, die erst in der Armut, im Gefängnis, im Unglück, in der Krankheit, im Tode zu Gott zurückkehrten und die Sünden bereuten, die sie in den Tagen des Reichthums, der Freiheit, des Glückes, der Gesundheit begangen hatten. Sogar der Sünder, der vom Heilande wie ein Beispiel der Sünder aufgestellt ist, die Buße tun, der verlorene Sohn, fängt seine Bekehrung erst da an, wo er in das tiefste Elend geraten ist.

So sind die Leiden für die Sünder als Strafen, und zwar als wohlverdiente und gnädige Strafen und als wirksame Heilmittel zu betrachten. Aber auch die Gerechten leiden auf dieser Erde, oftmals mehr als die Bösen. Doch auch für sie haben die Leiden etwas Gutes in sich. Sind sie nicht Schutzmittel gegen die Sünde, Übungsmittel für die Geduld, für die Treue, für den Beweis der Liebe zu Gott? Sind sie nicht Mittel, den Himmel reichlich und immer reicher zu verdienen? Das letzte allein würde hinreichen, um die Vorsehung Gottes zu rechtfertigen, welche auch die Gerechten hier auf Erden leiden läßt. Denkt euch, es wäre eine Arbeit zu verrichten unter harter Anstrengung, unter vielen Entbehrungen, in glühender Sonnenhitze und von langer Dauer. Freilich für ein paar Groschen oder für mäßigen Lohn will keiner die Arbeit tun. Aber laßt einmal den Tagelohn 10, 20, 50 Mark betragen, und ihr werdet sehen, wie viele sich zu der Arbeit melden und sogar sich glücklich preisen werden, zugelassen zu sein. Der Lohn ist so groß. Versteht ihr nun, warum Gott gerade diejenigen züchtigt, die er liebt? Er will ihnen Gelegenheit geben, einen Lohn zu verdienen, der so groß, so groß, so überaus groß ist. Was gab er dem hl. Petrus? Leiden. Dem hl. Paulus? Arbeit über Arbeit, Leiden über Leiden. Was seiner hl. Mutter? Schmerzen, tiefer als das Meer. Versteht ihr jezt, warum manche Heilige geradezu wünschten, daß ihnen Leiden zuteil würden? So betete der hl. Johannes vom Kreuze: „O Herr, leiden und verachtet zu werden für dich!“ Sie wußten, daß die Leiden dieser Zeit kurz und leicht, die Krone aber ewig und herrlich ist. Der sicherste Weg zum Himmel liegt nicht in großen Worten, auch nicht in großen Taten, nicht einmal in großen Wundern oder großen Gnaden, wohl aber in Leiden, die Gott zuliebe geduldig und ergeben getragen werden.

Gott läßt das Böse neben dem Guten wachsen und zeigt dadurch seine Gerechtigkeit. Gottes Gerechtigkeit verlangt zwar, daß er das Gute belohne und das Böse bestrafe, aber es ist nicht notwendig, daß dieses sofort geschehe. Diese

Welt und dieses irdische Leben, das von so kurzer Frist ist, sind nicht der Abschluß der Weltgeschichte; der große, feierliche Schluß fällt in eine andere Welt, dort erst erscheint Gottes Gerechtigkeit voll und ganz und wägt ab auf gerechter Wage all das Tun des Menschen und teilt aus Lohn oder Strafe je nach Gebühr. Stoßen wir uns darum nicht, wenn wir auf Erden die Mischung wahrnehmen. Zur Zeit der Ernte, in der Ewigkeit, findet die Trennung erst statt. Hier triumphiert der Gottlose, aber nur um im Jenseits desto tiefer zu fallen und um so empfindlicher gestraft zu werden. Hier muß der Fromme und Gerechte leiden, aber nur, um sich desto mehr Verdienste zu sammeln, um eine desto größere Belohnung in der Ewigkeit zu erhalten. Und wenn wir erst sehen, wie es gerade den Gottlosen so gut geht auf der Welt, wie sie irdische Güter haben und alles ihnen glückt, so verträgt sich das sehr gut mit Gottes Gerechtigkeit. Denn Gottes Gerechtigkeit verlangt, daß er jedes gute Werk, mag es auch noch so klein sein, in irgendeiner Weise belohne. Wo gibt es nun einen Gottlosen, der nie ein gutes Werk verrichtete, der nie ein Almosen verabreichte, nie seinem Nebenmenschen einen Liebesdienst erweisen würde? Da nun Gott voraussieht, daß er diese Menschen nicht in der Ewigkeit belohnen kann, so gibt er ihnen den verdienten Lohn bereits auf dieser Welt. Daher auf Erden die Erscheinung, wie es wirklich schlechten Menschen ausnahmsweise gut geht. Es ist ein Zeichen von Gottes Gerechtigkeit.

Daß Gott auf Erden die Bösen unter den Guten duldet, ist ein Zeichen seiner Weisheit. Die Bösen sind in Gottes Hand ein Mittel, die Gerechten im Guten zu bestärken und zu größerer Vollkommenheit zu bringen. Da die Guten beständig von Bösen umgeben sind, so sind sie gezwungen, wachsam und behutsam zu bleiben. Wäre die Welt nur mit Gerechten bevölkert, so würde auch bei diesen, wenigstens bei vielen, der Eifer im Guten erlahmen, viele würden zur Ansicht kommen, sie könnten gar nicht fehlen und nicht irren. So aber können sie beständig beobachten, wie die Menschen zuerst in kleine Fehler fallen, dann immer tiefer und tiefer sinken. Das ermahnt sie, auch im Kleinen getreu, wachsam und behutsam zu sein, nie nachzulassen im Eifer, Gutes zu tun.

Gott läßt das Böse zu, weil er in seiner Weisheit auch das Böse zum Guten zu lenken weiß. So war die erste Sünde der Stammeltern Ursache, daß der Erlöser kam. Der Gottesmord der Juden war gewiß etwas sehr Böses, aber er hat uns das Heil, die wirkliche Erlösung gebracht. All die Kämpfe und Stürme, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte auszustehen hatte, gereichen gewiß nicht denen zur Ehre, die schuld daran waren, aber diese Kämpfe haben die Kirche von einem Siege zum anderen geführt und der Welt aufs deutlichste gezeigt, daß die Kirche göttliche Stiftung ist, an der alle Stürme und Wogen abprallen.

Die Brüder Josephs haben gewiß schwer gesündigt, weil sie ihren Bruder verkauften. Jedoch ohne diese böse That wäre vielleicht Joseph nicht nach Aegypten gekommen. Potiphars Frau sündigte, weil sie den Joseph zur Sünde verführen wollte, ihn ungerechterweise anklagte und in den Kerker brachte, jedoch ohne diese That wäre Joseph nicht mit dem Mundbäcker und Mundschenk des Königs zusammengekommen, wäre nicht an den Hof des Königs gekommen. So aber hat Gott in seiner Weisheit das Böse zum Guten gelenkt; die Sünden anderer

führten Joseph an den Hof des Königs, machten ihn zum Retter seiner Brüder, seines Vaters, zum Retter des ganzen Landes.

Ja, Joseph rettet sogar dadurch seine Brüder vom ewigen Tode. Die Brüder knien vor ihm, erkennen, gestehen und bereuen ihr Unrecht.

Es könnte einem nun der Gedanke kommen, daß man dann eigentlich den Bösen Dank schuldig sei und sie belohnen müsse. Dem ist jedoch nicht so. Wenn wir ganz absehen davon, daß diese Laten in sich schlecht sind — denn das sieht jeder ein, daß die Tat der Brüder Josephs doch nichts Gutes war —, so verdienen sie auch schon deshalb keinen Lohn, weil sie nur das Böse, nicht das später daraus entstehende Gute beabsichtigt und gewollt haben. Das Gute dabei ist nur der Fügung Gottes zu verdanken.

Gott ist die Liebe. Die Liebe Gottes, das Bewußtsein, daß seine Liebe sich auch auf den Gottlosen erstreckt, gibt uns so großes Vertrauen. Und gerade darin, daß Gott die Bösen nicht sogleich straft, sondern sich soviel Mühe gibt, sie zu retten, zeigt sich so recht wieder seine Liebe und Güte. Mit ewiger Liebe hat er uns geliebt, und aus Liebe hat er unserer Seele sein Ebenbild aufgedrückt. Und als die Menschheit dieses Ebenbild entstellte und durch die Sünde verwüstete, da erschien diese Liebe und wurde Mensch in Jesus Christus, um so die kostbare Perle wiederzufinden und zu finden. Für diese Seele weinte er, arbeitete er, litt er, starb er. Um teuren Preis, um den Preis seines Lebens hat er sie wieder erworben. Und wie würde es sich vertragen mit der unendlichen Liebe, wenn er den Menschen gleich nach dem ersten Falle aus der Welt schaffen wollte? Fordert nicht seine Liebe viel eher, daß er warte, ob nicht doch am Ende der Mensch sich bekehre? Was wäre doch die Menschheit ohne die langmütige Liebe Gottes? Die Welt wäre längst ausgestorben. Was wäre der Himmel ohne diese Liebe? Wie leer wären seine Wohnungen! Und haben wir in der Heiligen Schrift und im Leben der Heiligen nicht Beispiele genug, wie gerade die Auserwählten Zeugen dieser unendlichen Liebe gewesen sind, daß sie nur durch diese Liebe für den Himmel gewonnen worden sind? Magdalena war eine stadtbekanntes Sünderin. Hätte Gott sie gestraft, hätte er nicht seine Liebe und Barmherzigkeit walten lassen, wir hätten niemals diese große Büsserin und hl. Magdalena bekommen. Petrus war im Vorhofe des Kaiphas am Feuer der Prüfung, und vor dem Hauche einer Magd ist er zum Unkraute zusammengewekkt. Hätte der Herr nicht durch den Blick seiner Liebe ihn wieder aus der Sünde herausgeführt, hätte er ihn sogleich gestraft, dann hätte er ja zugleich die nachmalige Säule und Grundfeste der Kirche vernichtet. Wutschnaubend und lechzend nach dem Blute der Christen fliegt Saulus nach Damaskus. Hätte Gott diesen Saulus mit plötzlichem Tode bestraft, so hätte er seiner Kirche den großen Paulus geraubt. Aber den Saulus traf nicht der Strahl der Gerechtigkeit, sondern der Strahl der Liebe Gottes. Er erkannte sein Unrecht, er ging in sich, und in gleicher Weise wie er früher von Haß glühte gegen alles Christliche, so brannte er jetzt von heiliger Liebe. Die Welt war diesem großen Manne beinahe zu klein. Hätte Gott den Saulus hinweggenommen, wer hätte dann die Tausende von Seelen für Gott gewonnen? Augustinus war wie ein Unkraut in Afrika; schon tief war er gesunken. Hätte Gott ihn vertilgt, wer hätte uns dann jene gewal-

tigen Bücher augustinischer Wissenschaft und Frömmigkeit gegeben? Und wenn wir hinschauen auf so manche Orden, die schon so Großes in Werken der Nächstenliebe geleistet haben, wenn wir hinschauen auf sie, so können wir oft finden, daß ihre Stifter durch einen Strahl göttlicher Liebe aus der Finsternis der Sünde, ja sogar des Lasters herausgeholt worden sind.

So sitzen viele da als verlorene Söhne, Gott aber trägt sie mit den Armen seiner Liebe, spendet Wohlthat auf Wohlthat, ermahnt, belehrt; er wartet ab, ob sie nicht doch noch umkehren, und sollte es auch erst am Ende des Lebens sein. Nur weil die Liebe sie geschont hat, erheben sie sich. Und was draußen auf dem Acker niemals geschieht, nämlich daß das Unkraut in fruchtbaren Weizen verwandelt wird, das geschieht in der Menschenseele, die sich erhebt aus der Sünde und aus dem Irrtume und sich Gott zuwendet.

Die bösen Geister und die Menschen.

Der Teufel sucht fortwährend dem Menschen an Leib und Seele zu schaden. Dieses haben die armen Seelen während ihres Erdenlebens oft auch an sich erfahren können, und jetzt danken sie Gott von ganzem Herzen dafür, diesen teuflischen Nachstellungen für immer entronnen zu sein. Auf Erden waren sogar die größten Heiligen nicht sicher vor den Anfechtungen des Teufels. Wenn derselbe ihnen auch an der Seele keinen Schaden zufügen und sie eben gegen ihren Willen nicht zur Sünde verführen konnte, so suchte er ihnen doch am Leibe zu schaden. Aus dem Leben des hl. Redemptoristenbruders Gerard Majalla, welcher am 16. Oktober 1755 zu Conposele in Italien starb, werden uns verschiedene derartige Begebenheiten erzählt. Der Teufel erschien ihm öfters unter schrecklichen Gestalten und stieß furchtbare Drohungen aus, als wollte er ihn in Stücke zerreißen.

Ein anderes Mal ergriff er ihn mitten auf den Klostergängen und schnürte ihm die Kehle derart zu, daß der Bruder beinahe erstickt wäre. Bisweilen versetzte er ihm heftige Schläge, besonders des Nachts, indem er ihm mit fürchterlicher Wut zurief: „Du willst nicht aufhören, mir Seelen zu rauben; nun gut, so will ich auch nicht aufhören, bis ich dich aus der Welt geschafft habe.“

Trotz alledem konnten sie unserm Heiligen keinen großen Schrecken einjagen. Was er hierüber dachte, spricht er in folgenden Worten eines seiner Briefe aus: „Wenn der böse Geist unsere Seele mit Angst zu erfüllen sucht, haben wir keine Sorge! Seine Sache ist es, uns zu erschrecken, die unsere soll sein, uns von seinen Kunstgriffen nicht betören zu lassen. Es ist wahr, wir fühlen uns zuweilen verwirrt und schwach, doch, wenn wir Gott bei uns haben, wenn wir uns zu ihm flüchten, brauchen wir nicht verwirrt und kleinmütig zu werden, denn ohne Zweifel unterstützt er uns in diesen Kämpfen.“ Mochten daher die bösen Geister ihn noch so wütend anfallen, er verachtete sie im Bewußtsein ihrer Ohnmacht. „Ihr könnt bellen,“ rief er ihnen zu, „allein so lange Jesus Christus bei mir ist und meine vielgeliebte Mutter Maria, könnt ihr mich nicht

beißen.“ Dann tauchte er den Finger ins Weihwasser und sprengte es gegen sie; oder er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, und sie flohen davon.

Die gleiche Glaubenskraft entwickelte Gerard, wenn es sich um andere vom bösen Feinde verfolgte Mitmenschen handelte. „Wie viele Beseffene“, sagt P. Lannoja, „befreite er nicht durch einen bloßen Befehl. Eines Tages wurde er zu einem dieser Unglücklichen gerufen, den der Teufel durchaus nicht verlassen wollte; Gerard legte ihm seinen Gürtel an, dies reichte hin, den bösen Geist zur Flucht zu bringen.“

Unser Heiliger vermochte die Anwesenheit des bösen Geistes an irgendeinem Orte sogleich zu erkennen, und die von demselben angenommenen Truggestalten konnten ihn nicht täuschen. So hatten sich an einem Sonntage vor der Klosterkirche zwei Burschen sehen lassen, von denen niemand wußte, wer sie seien und woher sie gekommen. Gerard bemerkte dieselben und erkannte sie auch gleich. „Was macht denn ihr hier,“ rief er ihnen zu, „dies ist nicht euer Platz. Im Namen Gottes, fort in die Hölle!“ In demselben Augenblicke waren die Unbekannten verschwunden; es waren böse Geister. Aus welcher Ursache sie sich dort aufgestellt, ist nicht bekannt; aber die Tatsache steht fest, da mehrere Mitglieder der Klostergemeinde Augenzeugen davon waren.

Eines Tages kehrte Gerard von der Stadt Melfi nach Gliceto zurück. Als er mit seinem Reittiere am Ufer des Ofanto ankam, sah er, daß dieser Fluß, durch Regengüsse angeschwollen, sehr schwer zu passieren sei. Er untersucht, ob er irgendwo eine passende Stelle zum Durchwaten finde; da auf einmal sieht er ein lebendes Wesen vor sich, welches ihm den Übergang versperrt. „Hier,“ sprach das seltsame Wesen, „hier ist es, wo ich dich haben will, jetzt bin ich dein Meister; du hast deinen Oberen nicht gehorcht, und dieses wird dir Gott nicht vergeben.“ An diesen Drohungen und besonders an dieser groben Lüge merkte der Diener Gottes, daß er es mit einem Teufel zu tun habe; er rief sogleich die allerheiligste Dreifaltigkeit an und sagte: „Elende Bestie, ich befehle dir im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Zügel meines Tieres zu fassen und mich geraden Weges nach Lacedogna zu führen, ohne mir ein Übel zuzufügen.“ Der Teufel mußte gehorchen und führte ihn über den Fluß durch das Dunkel der Nacht bis nach Lacedogna. Dort vor der Kirche der allerheiligsten Dreifaltigkeit angelangt, sagte er verdrießlich: „Hier ist Lacedogna“; darauf verschwand er.

Den gewöhnlichen Menschen nun erscheint der Teufel nie leibhaftig. Dieselben würden sich sonst vor ihm fürchten, und er könnte seine Absicht, die Menschen zur Sünde zu verführen, nicht verwirklichen. Sein Hauptstreben geht dahin bei Tag und Nacht, die Menschen zum Bösen zu verleiten durch seine falschen Vorspiegelungen und heuchlerischen Einflüsterungen und sie dadurch in die Hölle zu bringen. Vor diesen teuflischen Nachstellungen müssen wir uns durch ununterbrochenen Kampf schützen, indem wir dabei den Namen Jesu und Maria anrufen, das Weihwasser andächtig nehmen, das hl. Kreuzeszeichen fromm machen, geweihte Medaillen reumütig tragen und überhaupt die Sakramentalien der Kirche vertrauensvoll gebrauchen. Die Irr- und Ungläubigen (Protestanten, Heiden und Juden) entbehren leider bei diesem ständigen Kampfe der allerwichtigsten Hilfsmittel, welche für die menschliche Schwäche so notwendig sind.

Übernatürliche Vorgänge im Leben heiligmäßiger Männer.

Der heiligmäßige Pfarrer Simon Alois Maas von Flietz in Tirol, † 1846, war weit bekannt durch sein Tugendleben, Krankenheilungen und Teufelsaustreibungen. Häufig fand er sich untertags im Gotteshause ein, um das Allerheiligste zu besuchen. Nicht selten betete er daselbst, wenn er sich allein wähnte, mit ausgespannten Armen als Mittler zwischen dem beleidigten Gott und der ihm anvertrauten Herde; dabei kamen die Worte über seine Lippen: Schone, o Herr, dein Volk. In den letzten Lebensjahren hielt er zehntägige Exerzitien während der Adventzeit. Zu diesem Ende begab er sich um 4 Uhr früh in die Kirche und machte seine Morgenbetrachtung. Dann sang er das feierliche Rogateamt und verblieb theils in seiner Wohnung, theils in der Kirche bis mittags. Von 1 Uhr an bis abends verweilte er neuerdings in Gebet, Betrachtung und Selbstprüfung in und beim Gotteshause.

Merkwürdig ist folgender Vorfall: In einem Hofe des vom Dorfe Flietz eineinhalb Stunden entlegenen Weilers Puschlin lag eine Person schwer krank darnieder. In einer Nacht geberdete sie sich wie verzweifelt, rief nach dem Herrn Pfarrer und bat die Hausgenossen, ihr denselben zu holen, sie müsse bald sterben und würde ohne ihn der Verzweiflung anheimfallen. Die Angehörigen willfahrten ihrem Drängen nicht; sie wollten den greisen Seelsorger nicht zur Nachtzeit und noch dazu bei der strengen Wintertälte den schlechten Weg über Schnee und Eis den Berg hinauf plagen, um so weniger, als ihnen der Zustand der Kranken nicht gefährlich erschien. Während dies im entlegenen Gehöfte vor sich ging, weckte jemand den Pfarrer und bat ihn inständig, zu jener kranken Person zu eilen. Der Pfarrer fragte, ob sich denn der Besuch nicht bis Tagesanbruch verschieben lasse, es sei ihm bei seinem Alter fast unmöglich, bei der Nacht diesen weiten Weg zu machen. Er erhielt zur Antwort, es sei höchste Zeit, der Berserkung müsse gleich stattfinden. „Nun, dann will ich in Gottes Namen gehen“, erklärte der Pfarrer, weckte selbst den Meßner, da jener Mensch, der ihn gerufen hatte, unterdessen verschwunden war, nahm das Allerheiligste und schritt mühsamst, für sich betend, in stiller dunkler Nacht durch die Winterlandschaft die steile Höhe empor. Nachdem er etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatte, sah er einen Mann entgegenlaufen, anscheinend jemand von den Hausgenossen jener Person, welcher der nächtliche Besuch des Pfarrers galt; der blieb am Wege stehen, winkte mit der Hand und sagte: „Sie ist schon gestorben.“ Auf dieses hin wandte sich der Pfarrer um zur Heimkehr. Das bemerkte der Meßner und fragte: „Ja, was haben Sie denn jetzt, Herr Pfarrer?“ „Hast du denn nicht den Mann gesehen und gehört, was er gesprochen“, meinte Maas. „Ich habe weder etwas gesehen, noch gehört“, entgegnete der Begleiter. Darauf entschlüpfte dem Mund des Pfarrers ein gedehntes „So“, dem er die Worte beifügte: „Das ist etwas anderes, dann nur vorwärts!“ Er langte am Hause der Kranken an, wo alle aufs höchste überrascht waren, da niemand den Seelsorger gerufen, noch viel weniger zur Rückkehr hatte bewegen wollen. Der Pfarrer hörte die Beichte der Kranken, belebte ihr Vertrauen und mußte sich beeilen, ihr die hl. Wegzehrung zu reichen, da der Tod herannahte und sie auch

gleich darauf voll Dank für die seltsame Fügung Gottes und vollkommen ruhig verschied. Der erste Mann war ohne Zweifel der hl. Schutzengel und der zweite Mann unterwegs sicher der Teufel, welcher will, daß die Menschen ohne Sakramente sterben.

Der im Jahre 1895 verstorbene Tiroler Kurat Schöpf, der den Verein zum Wohle der Hüttfinder und jugendlichen Arbeiter ins Leben gerufen, erfuhr auf einem Gang nach Längenfeld, daß daselbst ein Mensch auf dem Sterbebett liege und keinen Priester zulasse. Draußen eine Segnung vorzunehmen, wagte er der Ortsgeistlichen wegen nicht; er eilte heim in die Kirche und spendete von dort aus mit dem Ciborium dem mit dem Tode Ringenden den Segen. Nachher stellte sich heraus, daß der Betreffende zur nämlichen Stunde seine Gesinnung änderte, einen Priester rufen ließ und beichtete.

Auf die Predigten des hl. Antonius tat einstens ganz Padua aufrichtig Buße wie das reu- und bußfertige Ninive. Das kam dem leidigen Feinde des Menschengeschlechtes, der bis dahin in der sittenlosen Universitätsstadt das Zepter geführt, sehr ungelegen. Alle Höllenmächte wurden deshalb aufgeboten, dies Gotteswerk zu hintertreiben. So suchte der Neidteufel den Ruf des Heiligen zu beslecken; mehrfache Mordanschläge bedrohten sein Leben, Spott und Hohn ward über ihn ausgegossen; aber vergebens erschienen all diese Kunstgriffe der bösen Geisterwelt und ihrer verkommenen Helfer in Menschengestalt. Da griff Satan den Bruder Antonius persönlich an. Eines Abends fühlte der auf seinem Lager schlummernde eine unsichtbare Hand, die ihn zu erwürgen drohte. Sofort bezeichnete sich der Überfallene mit dem hl. Kreuzeszeichen, rief die hl. Mutter Gottes Maria an und betete ihren Hymnus: „O Jungfrau, Herrin, hocherhoben!“ Augenblicklich überflutete ein himmlisches Lichtmeer die ärmliche Zelle des hl. Antonius, und der Heilige, wie er selbst seinen Brüdern mitgeteilt hat, sah den bösen Feind beschämt von dannen fliehen. Möchten doch alle Menschen ohne Ausnahme tatkräftig und beharrlich kämpfen gegen alle Einflüsterungen und Versuchungen des bösen Feindes. Gegen den hinterlistigen und mächtigen Feind unseres Seelenheiles stehen insbesondere dem katholischen Christen so viele Mittel zu Gebote, die ihn unbesiegbar machen bei ernstlichem guten Willen. Diese sind insbesondere Gebet, Kreuzeszeichen, hl. Sakramente, Sakramentalien, Namen Jesu und Maria. Gebrauche sie vertrauensvoll!



Gottes Herrschaft (71. Psalm Davids) über die Welt.

(Aus: „Laienbrevier“.)

Laß, Herr, den König bald den Richterstuhl besteigen,
 Daß er das Urteil fälle in Gerechtigkeit
 Und deinem Volk zu seinem Recht verhesse,
 Daß Ruh' und Frieden wiederkehren
 Und walten über Berg und Tal,
 Auf daß die Armen nicht mehr Unrecht leiden,
 Daß die Verstoßenen zu ihrem Gute kommen,
 Und daß gezüchtigt werden, die Gewalt geübt.
 Es zeige Gottesfurcht sich bei den Menschen,
 Wie mit dem Tag die Sonne, mit der Nacht der Mond,
 Und herrschen soll sie bei den kommenden Geschlechtern,
 So segenbringend wie der Regen für die Flur
 Und wie der Tau befruchtend niederfällt im Lande.
 Viel frohe Tage wird erleben der Gerechte;
 Ihm lacht das Lebensglück, so lang' die Monde wechseln.
 Des Königs Herrschaft reicht von Meer zu Meer,
 Vom Quell des Flusses bis zur fernen Mündung.
 Die Herrscher fremder Länder beugen sich vor ihm,
 Und seine Feinde fallen ihm zu Füßen.
 Die Könige von Tharsis nahen mit Geschenken,
 Die sie von ferne übers Meer gebracht,
 Desgleichen die von Saba und von Meroe.
 Ihn werden alle Könige der Welt verehren,
 Und deren Völker ihm als Herrscher dienen.
 Denn er beschützt die Armen vor dem Mächtigen,
 Er nimmt sich der Verlass'nen an;
 Er ist es, der des Schwachen sich erbarmt,
 Und der dem Kranken neues Leben gibt,
 Der den Verfolgten ihre Freiheit schenkt,
 Weil die Geringsten viel in seinen Augen gelten.
 Sie sollen sich des Lebens freuen
 Und an dem Reichtum ihren Anteil haben.
 Sie werden dankbar seiner sich erinnern
 Und ihres Königs Angedenken segnen.
 In Blüten prangt die Flur bis zu den Bergen,
 Die Früchte häufen bei der Ernte sich.
 Des Bürgers Freude weckt das Feld mit vollen Ähren.
 Des Königs Herrlichkeit beherrscht die Zeiten
 Und es erblaßt die Sonne eher als sein Ruhm.
 Den Segen, den er rings verbreitet,
 Erkennen dankbar alle Völker an.
 Gelobt sei Gott, gepriesen der Gott Israels,
 Er, der so viel für uns getan.
 Sein Name sei gelobt zu allen Zeiten,
 Von seinem Ruhm erfülle sich die ganze Welt! Amen.

Der Mensch.

Gott, der Herr, bildete den Menschen aus Lehm der Erde und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens. 1. Mos. 2, 7.



Die Erschaffung des ersten Menschen wird in der Hl. Schrift kurz mit folgenden Worten erzählt: „Gott, der Herr, bildete den Menschen aus Lehm der Erde und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens.“ Der erste Mensch ist ein Werk Gottes, ein Geschöpf. Das liegt offenbar in diesen Worten. Es liegt aber noch viel mehr darin. Diese Worte zeigen deutlich, daß die Natur des ersten Menschen aus zwei, und zwar aus zwei verschiedenen Bestandteilen bestand: aus dem Leibe, der von Gott aus dem Lehm der Erde gebildet wurde, der körperliche Bestandteil, und aus dem Odem des Lebens, der diesem Körper von Gott eingehaucht wurde, der geistige Bestandteil, die unsterbliche Seele. Warum heißt es „er hauchte?“ Hat Gott einen Mund, wie wir haben, um zu hauchen? Gewiß nicht. Der Ausdruck steht deswegen da, um uns über die Natur des geistigen Bestandteiles im Menschen zu belehren. „Er hauchte.“ Vor dem Hauche war also die Seele noch nicht vorhanden, während der Lehm schon vorher vorhanden gewesen war. „Er hauchte.“ Der Hauch ist unsichtbar. Die Seele ist etwas Unsichtbares, etwas Geistiges. Er hauchte, und dieser Hauch kam von Gott, ganz von Gott. — Die Seele ist also ganz und gar das Geschöpf Gottes und nicht wie der Leib aus Erde gebildet. Er hauchte ihm ein den Odem des Lebens. Dieser Hauch war der Hauch des lebendigen Gottes und hatte die Wirkung, daß der vorher leblose Leib lebendig wurde. Die Seele ist es, die den Leib lebendig macht.

Der Mensch besteht also aus Leib und Seele. Aus dem sterblichen Leibe und der unsterblichen Seele; aus dem körperlichen Leibe und der geistigen Seele. Durch den Leib ist er den Tieren und körperlichen Geschöpfen verwandt, durch die Seele den Engeln. Er ist also, man könnte sagen, der Mittelpunkt der Schöpfung, in welchem Körper und Geist sich begegnen und verbunden sind, sozusagen die Klammer, welche mit einer Seite in die Geisterwelt, mit der anderen an die Körperwelt geklammert ist.

I.

Dies ist also die Natur des Menschen, daß er aus Leib und Seele besteht. Aus dieser Natur ergibt sich seine Würde, daß er das vornehmste Geschöpf auf Erden, der König der Erde ist. Wenn dies zweifelhaft sein könnte, so brauchten wir weiter nichts zu tun, als die Worte zu bedenken, die Gott vor der Erschaffung des Menschen sprach, und die Worte, die er nach seiner Erschaffung sprach. Wie sprach Gott vor der Erschaffung des Menschen? „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis.“ Also nicht nach dem Bilde der Engel, auch nicht nach dem Bilde des Himmels, viel weniger nach dem Bilde der Tiere, sondern nach dem Bilde Gottes. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn.“ Zweimal in demselben Satze betont es die Hl. Schrift. — Und wie sprach Gott, nachdem er den Menschen erschaffen hatte? „Erfüllet die Erde und machet sie euch untertan. Ihr sollt herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und

über alle Tiere, die sich auf Erden bewegen.“ Also der Mensch ist der König unter den irdischen Geschöpfen, nicht zum König gewählt, auch nicht als König geboren, sondern zum König erschaffen von Gott, zum König eingesetzt von Gott, und zwar zum König über die ganze Erde. Wenn Menschen einen König zu wählen hätten, wen würden sie wählen? Ohne Zweifel den Weisesten, den Stärksten, den Tugendhaftesten. Und Gott der Herr sollte nicht von allen Geschöpfen das weiseste, das stärkste und erhabenste zum König der irdischen Geschöpfe erhoben haben? Gewiß. Ein wenig unter die Engel hat Gott den Menschen erniedrigt, aber hoch über alle irdischen Geschöpfe hat er ihn erhoben.

Doch wenn das alles nicht wäre und nichts von alledem in der Hl. Schrift stände, so müßten wir noch immer bekennen, daß der Mensch der König der Erde ist und durch seine unsterbliche Seele über alle anderen Bewohner weit hervorragt. Es sollte unter Christen eigentlich überflüssig sein, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu zeigen und zu betonen, und es wäre für uns auch überflüssig insofern, als wohl unter meinen Zuhörern niemand sich findet, der an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zweifelt. Aber manche kommen in die weite Welt und hören Reden und Grundsätze, worin alles bezweifelt wird, was jahrhundertlang als unerschütterliche Wahrheit gegolten hat. Der Mensch hat keine Seele oder keine unsterbliche Seele; er ist ein Tier, nur klüger, schlauer, vollkommener als die anderen Tiere, fortgeschrittener, aber doch ein Tier, stammt vom Tiere ab, sucht eine Zeitlang zu leben, zu essen, zu trinken, dann stirbt er; alles ist aus, wie auch mit dem Tiere alles aus ist, wenn es tot ist. Kann das richtig sein? Fragt euch, kann das richtig sein? Nein, dreimal nein! Denn das widerspricht schnurstracks der Hl. Schrift. Es widerspricht geradezu der Lehre der Kirche. Es schlägt der Würde des Menschen ins Gesicht. Nein, nein, diese ekelhaften Grundsätze, welche den Menschen erniedrigen, werden widerlegt, man mag sehen und greifen, wohin man will. Schauet in das Antlitz des Menschen, es trägt an sich den Stempel des Geistes und erhebt, wie schon ein heidnischer Richter sagt, seine Augen zu den Sternen. Schauet in das Herz des Menschen. Was findet ihr? Einen unauslöschlichen Durst nach Glück, nach vollkommenem Glück. Wird dieser Durst auf dieser Erde gestillt? Kann er hier gestillt werden? Nein, tausendmal nein. Also muß die Seele länger leben als die Spanne Zeit hier auf Erden, wenn ihr Durst gestillt werden soll. Fraget das Gefühl des Menschen. Was findet ihr? Das Gefühl der Gerechtigkeit, welches mit vollem Rechte verlangt, daß alles Gute belohnt und alles Böse bestraft werde. Geschieht das in dieser Welt? Oft genug sitzt das Laster auf dem Throne, und oft genug wird die Tugend mit Füßen getreten. Es muß ein anderes Leben geben, wenn volle Gerechtigkeit geübt werden soll. Höret, was der Mensch spricht. Worte, Sätze: Ausdruck eines geistigen Lebens. Haben jemals Tiere gesprochen. Soviel Worte gesprochen, geschrieben, gedruckt, gelesen worden sind, soviel Beweise, daß der Mensch ein geistiges Wesen ist, über alles Tierische himmelhoch erhaben. Schauet auf die Werke der Menschen. Die Gründung der Staaten, der Städte, die Übung der Künste, die Pflege der Wissenschaften, die Übung der Religion, ja ihre Tugenden und ihre Laster sind Beweise, daß in ihnen der Himmelsfunke, die unsterbliche geistige Seele lebt,



Nach einer Privataufnahme von A. Köhler, Wien.

Vorbereitung zur Prozession.

Nach dem Gemälde von Waldmüller.

die sie zu solchen Leistungen befähigt. Wann haben denn die Tiere Staaten gegründet? Was haben sie entdeckt? Welchen Fortschritt haben sie in den vielen tausend Jahren gemacht? Die Spinne baut ihr Netz gerade wie vor sechstausend Jahren, und die Biene baut ihre Zelle genau so wie die erste Biene, die auf Erden war. Sie folgen dem Triebe, den Gott in sie gelegt hat. Wie töricht, daß die Menschen einerseits prahlen mit den ungeheuren Fortschritten, die die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat, und anderseits nicht zugestehen wollen, daß der Mensch etwas mehr sei als ein Tier, mehr als Staub der Erde. Betrachtet das Verhältnis des Menschen zu den Tieren. Viele sind schneller als der Mensch, viele stärker, viele sind wild. Und doch hat der Mensch sie gefangen und fängt sie in der Luft, im Wasser, im Walde, die stärksten bändigt er mit überlegener Gewandtheit, die wildesten zähmt er, er beugt sie unter sein Joch und zwingt sie zu seinen Diensten. Er ist noch immer der König der Erde.

II.

Die Erschaffung der Eva wird in der hl. Schrift mit folgenden Worte beschrieben: „Gott der Herr ließ einen Schlaf über Adam kommen, und als er eingeschlafen war, nahm er eine von seinen Rippen. Und Gott der Herr erbaute die Rippe, die er von Adam genommen hatte, zum Weibe und führte es zu Adam.“

Man könnte zunächst fragen, warum der Leib Evas nicht auch aus dem Lehm der Erde gebildet wurde wie der Leib Adams. Die richtige Antwort ist, weil das ganze Menschengeschlecht einen einzigen Stammvater haben sollte. Darum mußte auch Eva in irgendeiner Weise von Adam abstammen. Darum wurde sie gebaut, d. h. gebildet und gestaltet aus einer Rippe, die von Adam genommen war. Auch Eva stammt also leiblich von Adam ab.

Man fragt ferner, warum Eva gerade aus einer Rippe Adams gebildet wurde. Der hl. Thomas sagt, sie sei nicht aus dem Haupte des Mannes gebildet, weil das Weib nicht das Haupt des Mannes sein, d. h. nicht über ihn herrschen soll; sie ist auch nicht aus den Füßen des Mannes gebildet, weil das Weib vom Manne nicht verachtet und sklavisch behandelt oder mit Füßen getreten werden soll. Warum denn aus der Rippe? Derselbe hl. Lehrer sagt, das sei geschehen, um die gesellschaftliche Verbindung anzudeuten, welche zwischen dem Manne und dem Weibe sein soll (I. qu. 92 a. 3). Gewiß, das Weib soll dem Manne zur Seite gehen: die Gefährtin seines Lebens, die Gehilfin seiner Arbeit, die Trösterin in seinen Leiden, die Genossin seines Glückes, die Nächste seinem Herzen. In einem modernen Roman hätte man es allerdings anders ausgedrückt. Aber einfacher, deutlicher, sinnreicher konnte es nicht ausgedrückt werden.

Man kann endlich fragen: Warum wurde die Rippe während des Schlafes aus der Seite Adams genommen? Die hl. Väter sehen in diesem Vorgange ein Vorbild, und zwar ein geheimnisvolles Vorbild. Adam, der leibliche Stammvater des menschlichen Geschlechtes, ist das Vorbild Christi, des neuen Adam, des zweiten und übernatürlichen Stammvaters des Geschlechtes. Der Schlaf Adams ist ein Vorbild des Todesschlafes Christi am Kreuze, eines Schlafes, von dem er bei der Auferstehung erwachte. Während Adam schlief, wurde aus

seiner Seite seine Braut, die Eva gebildet. Ganz und gar Ähnliches geschah im Todeschlaf Christi. Als der Heiland am Kreuze gestorben war, wurde seine hl. Seite durchbohrt, und es floß Blut und Wasser heraus. Das Wasser ist das Sinnbild der hl. Taufe und das Blut das Bild des hl. Altarsakramentes. Diese beiden Sakramente sind es aber, durch welche die Braut Christi, die hl. Kirche, gegründet, gebaut und vollendet wird. Wie also die Braut Adams aus seiner Seite genommen wurde, während er schlief, so ging aus der Seite des am Kreuze entschlafenen Heilandes seine Braut, die hl. Kirche, hervor.

Dies war also die Erschaffung der ersten Menschen: der Mann aus dem Lehm der Erde und das Weib aus der Rippe des Mannes. Wir müssen hinzufügen, daß Gott, der die ersten Menschen schuf, dem Adam auch selbst den Namen gab. Den ersten Menschen nannte er Adam, d. h. Mann aus Erde; das Weib wurde von Adam benannt Eva, d. h. Mutter der Lebendigen. — Man kann sagen, daß der Name Adam zurückführt auf die Vergangenheit, auf seinen Ursprung aus dem Lehm der Erde; ein Name, geeignet, ihn stets zu demütigen. Der Name Evas dagegen zeigt in die Zukunft, auf das, was sie werden soll. Mutter lebendiger Kinder, die nach der Absicht Gottes nicht bloß zeitlich, sondern ewig leben sollten. Eine beständige Mahnung an die hohe Bestimmung und Aufgabe des Weibes.

Adam und Eva, der erste Mann und das erste Weib, wurden von Gott selber ehelich verbunden. Die ersten Eheleute, deren Bund von Gott selber bestätigt, beschlossen und eingeseget war. Das erste Ehepaar auf Erden.

Bedenken wir zum Schluß, daß Gott keine anderen Menschen als diese beiden unmittelbar erschaffen hat. Was folgt daraus? Dies folgt daraus, daß alle anderen Menschen von Adam und Eva abstammen, und dies, daß Adam und Eva die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes sind. Auch dies ist die Lehre der hl. Schrift: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in einem gesündigt haben.“ Wir alle sind Sünder. Wir müssen alle sterben. Warum? Weil wir alle Kinder Adams sind. Noch deutlicher heißt es: „Aus einem hat er (Gott) das ganze Menschengeschlecht gemacht, daß es wohne auf dem Angesichte der ganzen Erde.“ (Apg. 17, 26).

Gegen diese Lehre, daß alle Menschen zusammen ein einziges Geschlecht bilden, das von einem Paare abstammt, werden auch Einwendungen gemacht. Wie ist es möglich, daß alle Menschen von einem Paare abstammen, da sie so verschieden sind an Gestalt, an Größe, in der Farbe der Haare, in der Farbe der Haut, vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz, verschieden in ihrer Bildung, in ihren geistigen und sittlichen Anlagen und Fähigkeiten? Die Verschiedenheit ist vorhanden. Hindert sie aber die Abstammung von Adam und Eva? Gar nicht. Haben nicht dieselben Eltern oftmals sehr verschiedene Kinder? Ist nicht die Arbeit, die Beschäftigung, die Nahrung, das Klima, die Wärme, die Kälte sehr verschieden in den verschiedenen Ländern und Weltteilen? Konnten alle diese Ursachen, nachdem sie 6000 Jahre langsam wirksam waren, nicht soviel bewirken, daß wir jetzt Menschen mit schwarzer und weißer Haut unterscheiden? Die Nachkommen der Europäer, die vor stark 300 Jahren in Afrika sich ansiedelten, sind jetzt ebenso schwarz wie die Eingeborenen des Landes.

Europa, Asien und Afrika hängen zusammen, so daß von einem Punkte aus alle diese drei Weltteile, und zwar zu Lande erreicht werden konnten. Aber Amerika? Nun, es gibt Anzeichen, daß auch Amerika einstmals mit Asien zusammenhing. Übrigens ist das Meer, das diese beiden Weltteile trennt, an einer Stelle nicht mehr als 13 Stunden breit und gefriert überdies jeden Winter zu einer festen und gangbaren Straße. Was hinderte also, aus einem dieser Weltteile in den anderen zu gelangen?

Es bleibt also dabei, alle Menschen sind Kinder Adams, ein Geschlecht, eine große Familie, alle verwandt, alle Brüder und Schwestern. Darin liegt ein starker Antrieb der Nächstenliebe. Was würde Adam sagen, wenn er noch hier auf Erden wäre und wenn er den ärmsten, den letzten, den unglücklichsten, ja den verkommensten aller Menschen sähe? Sein Herz würde Erbarmen und Mitleid fühlen. „Ach, mein armes Kind.“ Und was würde erst Eva sagen! Welche Schätze des Mitleids und der Liebe würde sie kundgeben! Sollen und müssen wir nicht ähnlich fühlen? Also niemand sollen und dürfen wir verachten und geringschätzen wegen seines Standes, wegen seiner Niedrigkeit, wegen seiner Armut, wegen seiner Sprache, wegen seiner Religion, wegen Unwissenheit, wegen seiner Abstammung, nicht einmal wegen seiner Sünden. Es sind unsere Brüder und Schwestern, alle Kinder Adams. Sie haben Anspruch auf unser Mitleid, unsere Liebe und unsere Hilfe. Wir sind alle Geschöpfe Gottes, alle Kinder Adams, alle unterwegs nach demselben Ziele, nach dem ewigen Leben.

Der Mensch ist Gottes Ebenbild.

Das natürliche Ebenbild bestand darin, daß die Seele ein unsterblicher, mit Verstand und freiem Willen begabter Geist war. Wenn man von einem Bilde spricht, so muß es auch einen Gegenstand geben, der in dem Bilde abgebildet ist. Es ist nicht nötig, daß das Bild aus demselben Stoffe besteht, auch nicht, daß es dieselbe Größe oder Ausdehnung hat wie der Gegenstand, der in dem Bilde dargestellt ist. Von Menschen, die aus Fleisch und Blut bestehen, hat man Bilder auf Papier, aus Erz, Marmor, Stein oder Holz. Dem Propheten Ezechiel wurde befohlen, die Stadt Jerusalem zu beschreiben, d. h. ein Bild davon zu zeichnen. Worauf? Auf einen Ziegelstein. Gewiß war der Stein vieltausendmal kleiner als die große Stadt. Aber dies muß man stets und in allen Fällen von einem Bilde verlangen, daß es Ähnlichkeit hat mit dem Gegenstande, der darin abgebildet ist. Auf dem Ziegelstein mußte also, wenn auch in dürftigen Umrissen und in schwachen Linien, sich zeigen die Bergeshöhe, auf der die Stadt stand, ihre Mauern, ihre Türme, der hochragende Tempel. Nun wohl! Wovon soll der Mensch ein natürliches Ebenbild sein? Ein Ebenbild Gottes. Vergleichen also und suchet die Ähnlichkeit. Das erste, was wir von Gott wissen, ist dies, daß er ein Geist ist, der unendlich vollkommene Geist. Auch die Seele ist ein Geist, allerdings ein unvollkommener, ein erschaffener Geist, aber doch ein Geist. Die Ähnlichkeit ist da.

Gott ist allwissend und allweise, ein Geist, der alles denkt, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; das Wirkliche, das Mögliche, in allen Beziehungen, alles zugleich, alles in einem einzigen Gedanken. Denkt die menschliche Seele nicht auch? Gewiß, sie hat Verstand. Viele Dinge kann dieser Verstand und ersuchen, erforschen, begreifen, umfassen, behalten. Gewiß ist dieser Verstand, mit der Weisheit Gottes verglichen, nicht mehr und nicht einmal soviel wie ein kleines Licht im Vergleich zu der strahlenden Sonne. Was tut's? Die Ähnlichkeit ist da. Auch eine brennende Kerze kann als ein Bild der Sonne gelten.

Gott ist der allerfreieste Geist. Er kann tun, was er will, schaffen und nicht schaffen, strafen und verzeihen, erwählen und verwerfen. Ist unsere Seele nicht auch begabt mit freiem Willen? Gewiß. Die hl. Schrift sagt es: Gott hat den Menschen gelassen in der Hand seines eigenen Ratschlusses. Er kann wählen zwischen Wasser und Feuer, Leben und Tod, Gut und Böses. Das innerste Bewußtsein sagt uns, daß wir selbst Herren über unsere Entschlüsse sind. Wenn das nicht wäre, so wären wir auch nicht verantwortlich. Dann müßten auch alle Gesetze, alle Gerichte, alle Richter, alle Gefängnisse, ja, es müßte die Unterscheidung zwischen Tugend und Laster abgeschafft werden. Der Mensch ist frei, und auch darin ist er ein Ebenbild Gottes.

Gott ist unsterblich. Er lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Auch die Seele ist ein unsterblicher Geist, obwohl ihre Unsterblichkeit nur darin besteht, daß Gott sie ewig bestehen läßt.

Da haben wir die großen Züge, worin die Seele Gott ähnlich ist. Geistig, unsterblich, mit Verstand und freiem Willen begabt. Das Ebenbild ist da, und zwar heißt es natürlich, weil es zur Natur des Menschen gehört, daß seine Seele geistig, unsterblich, mit Verstand und freiem Willen begabt ist. Weil dieses Ebenbild zur Natur des Menschen gehört, so kann dieses Ebenbild gar nicht verloren gehen. Es ist unauslöschlich.

I.

Worin bestand aber, dies ist der zweite Punkt unserer Betrachtung, das übernatürliche Ebenbild Gottes? Das übernatürliche Ebenbild Gottes bestand darin, daß der Mensch die heiligmachende Gnade besaß und dadurch ein Kind Gottes und Erbe des Himmels war.

Ja, das ist beim übernatürlichen Ebenbilde Gottes im Menschen der Kern und die Hauptsache: Er besaß die heiligmachende Gnade. Was ist das? Ja, wer das sagen könnte! Die Seele, welche diese Gnade besitzt, ist so rein, daß sie von jeder schweren Sünde frei ist. Vor der heiligmachenden Gnade weicht die schwere Sünde, wie die Finsternis dem Lichte weicht. Die Seele, welche diese heiligmachende Gnade besitzt, ist so schön, daß sie in den Augen des dreieinigen Gottes wohlgefällig ist, so wohlgefällig, daß sie von Gott an Kindes Statt angenommen wird. Welche Würde: ein Kind Gottes! So wohlgefällig, daß sie auch zum Erben des göttlichen Reiches eingesetzt ist. Welche Aussicht! Welche Hoffnung! Erbin des Himmels! O eine überaus kostbare Gabe! „Sehet, welche Liebe uns der Vater gegeben hat, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind“, so ruft der hl. Johannes aus, und der hl. Paulus sagt: „Wenn aber

Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi.“ Was ist der Leib ohne die Seele? Ein Leichnam. Was ist aber die Seele ohne die heiligmachende Gnade? Ein König ohne Krone, ein König ohne Reich und Szepter.

Ein Taurotöpfen, der morgens an dem Grasshalme hängt, ist eine unbedeutende Sache. Wie schön aber wird dieser Taurotöpfen, wenn die Sonne aufgeht und nun anfängt, sich sozusagen in diesem Taurotöpfen zu spiegeln und das Siegel ihres Antlitzes voll Himmelslanz dem armseligen Wassertropfen einzuprägen. Wie funkelt dann der Tropfen grün, rot, blau, weiß, in den schönsten und reinsten Farben und herrlicher als der kostbarste Edelstein. Was ist die Seele ohne die heiligmachende Gnade? Ein unsterbliches Wesen, alles Körperliche weit überrtreffend. Was aber ist sie im Stande der heiligmachenden Gnade? Ein Kind Gottes, eine Erbin des Himmels. Als die Tochter des Agypterkönigs, des Pharaos, den kleinen aus dem Wasser geretteten Moses zum Kinde annahm, da konnte sie ihm zwar den Namen, die Titel, die Rechte eines königlichen Prinzen verleihen, aber eines konnte sie ganz gewiß nicht: sie konnte mit all ihrer Macht nicht bewirken, daß das Angesicht des geretteten Kindes dem ihrigen ähnlich würde. Gott der Herr aber nahm den ersten Menschen nicht bloß zum Kinde an, sondern indem er ihn annahm, gab er der Seele eine übernatürliche Ähnlichkeit mit sich.

Jedoch, um bei demselben Beispiele zu bleiben, die Tochter des Pharaos nahm den Moses nicht bloß zum Kinde an, sondern sie tat auch mehr und gab dem Moses alles, was für ein Königskind sich ziemt. Sie ließ ihn unterrichten in der Weisheit der Agypter. Sie gab ihm Diener, die ihm vollständig gehorchen mußten. Sie ließ ihn wohnen an einem Orte, der sich für seine neue Würde paßte. Gott der Herr machte es ähnlich mit dem ersten Menschen. Als er ihn durch die heiligmachende Gnade an Kindes Statt angenommen hatte, fügte er noch andere übernatürliche Gaben hinzu.

Er gab ihm eine höhere Erkenntnis. Was ist das, eine höhere Erkenntnis? Es sind Kenntnisse, die er durch seinen Verstand und das angestrengte Nachdenken des Verstandes niemals gefunden hätte; Kenntnisse, die er sich nicht mühselig zu erwerben brauchte; Kenntnisse über die geistigen Dinge: „Er schuf ihm an die Kenntnis des Geistes.“ Kenntnisse über die sittlichen Dinge: „Böses und Gutes zeigte er ihm.“ Kenntnis Gottes, mit dem er in so engem Verkehr stand. Kenntnisse, die sehr sicher waren, weil der Mensch die Quelle kannte, woher sie stammten; die sehr klar und deutlich waren, weil sie durch göttliche Erleuchtung ihm mitgeteilt wurden, die sehr nützlich waren, weil sie das Ziel ihm zeigten, wohin er berufen war, und den Weg beleuchteten, den er gehen sollte.

Es ist also nicht richtig, daß der Mensch sich allmählich aus einem Zustande tierischer Roheit im Laufe der Geschichte zu der heutigen Bildung emporgearbeitet habe. Das Umgekehrte ist richtig. Im Anfange stand der Mensch hoch, nahe bei Gott, im Lichte der Gnade, im Lichte der höheren Kenntnis. Von dieser Höhe stürzte er in die Sünde und von der Sünde in geistiges, sittliches Elend und Verderben. Dabei kann bestehen, daß Adam bezüglich der Kräfte der Natur, der Elektrizität und wie sie alle heißen nicht so unterrichtet war, wie wir es sind. In der natürlichen Erkenntnis konnte er voranschreiten, während er in der übernatürlichen immer tiefer sank.

Die Tochter des Pharaos gab dem Moses, den sie an Kindes Statt angenommen hatte, Diener, die ihm bereitwillig gehorchten. So machte Gott im ersten Menschen, den er an Kindes Statt angenommen hatte, die Seele und in der Seele den freien Willen zum Könige, dem alle Kräfte des Leibes und der Seele auf das bereitwilligste gehorchten. Im ersten Menschen herrschte der volle Friede. Nur von außen her konnte dieser Friede gestört werden. Auch in uns ist der freie Wille der geborene König über alle Kräfte der Seele und des Leibes. Aber der Friede ist nicht mehr vorhanden. Wie schwer wird es uns, die Regungen des Zornes, des Stolzes, des Neides, des Hasses zu unterdrücken; wie schwer, ach wie schwer, den Begierden der Gaumenlust, der Unmäßigkeit und der Unkeuschheit zu widerstehen! Der Wille ist König, aber ein König, der von beständigen Empörungen bedrängt wird, der nur mit der äußersten Not herrscht, der oft genug, von seinen eigenen rebellischen Untertanen besiegt, mit ihnen gemeinsame Sache macht. Das ist freilich der menschlichen Natur entsprechend. Das Fleisch gelüstet wider den Geist. Wie sollen sich Leib und Seele unter einem Könige auf die Dauer vertragen? Ein Adler und ein Elefant an denselben Wagen gespannt sind ein schlechtes Gespann, der eine zieht abwärts, der andere aufwärts, der eine schnell, der andere langsam. In Adam war das anders. Durch eine übernatürliche Gabe Gottes waren alle Kräfte des Leibes und der Seele seinem Willen auf das vollkommenste unterworfen.

Als die Königstochter in Agypten den Moses zum Kinde angenommen hatte, da nahm sie ihn auch in eine Wohnung, die eines Königskindes würdig war. Königliche Speisen, königliche Gewänder im königlichen Palaste. Und wohin kam der erste Mensch, der von Gott an Kindes Statt angenommen war? Auch an einen Ort, der eines solchen Bewohners würdig war. In das Paradies. O welch ein herrlicher Ort! Auf Erden gelegen, aber man könnte sagen der Vorhof des Himmels. Da war die Arbeit, aber ohne Ermüdung und Anstrengung der Arbeit. Es war dort weder die brennende Hitze, noch die erstarrende Kälte, keine gefährlichen Tiere, kein Hunger, kein Durst, keine Plage, sondern ein beständiger Friede und Überfluß. Kein Schmerz, also keine Krankheit und also kein Tod. Da wuchs die Frucht am Baume des Lebens, wovon die ersten Menschen essen durften und durch deren Genuß sie gegen den Tod gesichert waren.

Ausgelassenheit oder Unbotmäßigkeit.

„Ergöze dich nicht auf den Pfaden der Gottlosen,
und laß dir den Weg der Bösen nicht gefallen.“
(Spr. 4, 14.)



Unbotmäßigkeit ist überhaupt eine jegliche grobe Verletzung des Anstandes und der guten Sitte.

Der Anstand wird verletzt durch allerlei Ungebührlichkeiten: durch Schreien und Lärmen, durch wüste Lieder und wildes Toben, durch Zanken und Schelten, durch Kaufereien und Mißhandlungen von Menschen und Tieren, durch Verderben von Hecken, Pflanzungen, Bäumen und Anlagen, durch ausgelassene Trinkgelage und leidenschaftliche Ausbrüche des Zornes;

durch alles, mit einem Worte, was dich als Menschen herabwürdigt oder als Christen entehrt.

Du lebst mitten in einer gesitteten Gesellschaft. Als Mitglied dieser großen gesitteten Menschenfamilie hast du die Pflicht, vor der Öffentlichkeit einen Anstand zu beobachten, den die gesellschaftlichen Gepflogenheiten erheischen und welchen auch andere gegen dich beobachten.

Als Mensch bist du das edelste Geschöpf auf Erden; als Christ aber bist du ein Gotteskind; tu' also nie etwas, wodurch du diese doppelte Würde verletzest. Willst du dich aber vor jeder öffentlichen Roheit bewahren, so hüte dich vor jeder geheimen.

Hältst du dich selbst in Ehren, so wirst du auch von andern geehrt werden; diese Selbstachtung ist die unerläßliche Bedingung fremder Achtung. Wirfst du dich fort, so wirst du von der Achtung anderer Menschen ausgeschlossen werden. „Trage Sorge für deinen guten Namen, denn er wird dir länger dauern als tausend kostbare, große Schätze. Die Tage eines guten Lebens haben ihre Zahl, aber ein guter Name bleibt in Ewigkeit“ (Sir. 41, 15 u. 16).

In diesem Sinne ermahnt der Apostel die Römer: „Befleißigt euch des Guten nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen“ (Röm. 12, 17), d. h. lebet so, daß euer Wandel nicht nur Gott wohlgefällig, sondern auch ohne Anstoß sei bei den Menschen, selbst bei euren Feinden.

Du bedarfst ja der Achtung deiner Mitmenschen, um ihr Vertrauen zu erlangen; des Vertrauens, um dein Fortkommen zu bewirken; deines Fortkommens, um wenigstens zeitliche Wohlfahrt zu erwerben.

Roheit ist das Zeichen eines aus Mangel an Erziehung oder aus Vernachlässigung der Erziehung verwilderten Menschen. Tugend gibt deinem ganzen Wesen einen höhern Adel und eine unwiderstehliche Anmut — das Laster entstellt dich zum abstoßenden, widerlichen Zerrbild. Die Roheit macht deiner Erziehung wahrlich keine Ehre. Roh wirst du im Umgange mit zuchtlosen Gesellen. In roher Umgebung wird jedes bescheidene Wesen, jede zarte Eingezogenheit abgestreift.

Roheit ist der Anfang oder die Folge sittlicher Verkommenheit. Was hilft es dir, mein Kind, sonstige gute Eigenschaften, sogar Tugenden zu besitzen, wenn du ihren Glanz durch den Wust der Roheit verdunkelst? Auch der kostbarste Edelstein will eine entsprechende Fassung haben.

Des Menschen Zierde ist Anstand und Würde; Eingezogenheit ist der Jungfrau Schmutz; ohne diese äußere Zutat verliert die innere Tugend ganz oder teilweise ihren Wert. „Ein ausgelassenes Lachen bricht die Schranken der Schamhaftigkeit,“ sagt ein weiser Mann. Viele wollen geistreich erscheinen ohne hervorragende Begabung dazu; den Mangel an Wiß ersetzen sie durch Roheit der Rede.

Anstand bezieht sich auf den ganzen Menschen, auf sein Inneres und auf sein Äußeres; aber von der Seele strahlt der Adel verklärend auf den Leib des Menschen aus; wahrer Anstand ist, wenigstens auf die Dauer, nicht haltbar ohne inneren Seelenadel.

Die Pflicht des Anstandes hört nie auf, weder bei Tag noch bei Nacht, weder in der Öffentlichkeit noch in der Einsamkeit, weder im elterlichen noch im

fremden Hause; er geziemt jedem Geschlechte und jedem Alter, besonders dem jugendlichen. — Der Anständige ist maßvoll in seinen Äußerungen, bedachtam in seinen Handlungen, ruhig in seinen Bewegungen, gewählt in seinen Scherzen, taktvoll in seinem Auftreten; und überall, in all seinem Tun und Lassen seiner selber Herr, vergibt er sich selbst nie etwas, so wie er andern niemals Anstoß gibt.

Weide die Häuser und die Umgebung, in welchen die Ausgelassenheit herrscht und Ungezogenheit sich breit macht; da seid ihr nicht an eurer Stelle, weder du, Jüngling, noch viel weniger du, zarte schüchterne Jungfrau.

Ein kostbares Geschenk Gottes ist besonders auch die menschliche Sprache. Klang- und sinnvoll ertönt sie wie Harfenton von der menschlichen Lippe, um Gott zu loben, erhabene Gedanken und edle Gefühle zu offenbaren, und unter den Menschen jenen vertraulichen Verkehr zu vermitteln, der nach Gottes weisen Absichten unter ihnen wie unter Brüdern herrschen soll. Doch wehe, wenn der Mensch, gegen die Absichten des Schöpfers, zur Lüge, zur Wollust oder zur Ehrenfränkung schmählich sie mißbraucht; da wird die edle Himmelsgabe zum tödlichen Gift, und, nur bestimmt, um zu segnen und zu erbauen, ein Werkzeug der Verheerung und des weit um sich greifenden Verderbens. Eine geheimnisvolle Himmelsgabe ist die menschliche Sprache! So wie das ewige, unsichtbare Wort in der Menschengestalt sichtbar erscheint, so offenbart sich der verborgenste Gedanke durch die Laute der menschlichen Rede; sie verkündet dein Denken und Fühlen, dein Ahnen und dein Sehnen — die geflügelte Botin deiner gottähnlichen Seele. O daß sie doch stets der Widerhall wäre eines edlen, reinen, wahrheitsliebenden Gemütes.

Die Sprache unterscheidet dich vom Tiere; das Tier ist stumm oder kann nur in haltlose Laute hervorbringen. Und ach, wie manchem wäre es besser, ewig stumm zu sein! Denn wer zählt die Tausende, welche durch die bösen Reden verdorben worden, die Hunderttausende, welche durch die böse Zunge ewig zugrunde gegangen sind?

Es ist ein boshaftes Beginnen, die Lüge zu verbreiten, das Gute zu ver-spotten, die Wahrheit zu verdrehen, Gott zu lästern und der harmlosen Unschuld Greuel zu offenbaren, welche ewig mit dem Schleier der heiligen Schamhaftigkeit sollten verhüllt bleiben.

Böse Gedanken, Begierden und Vorstellungen, schamlose Taten und Anschläge, Verlust der Ehre und des Ansehens — das sind die giftigen Früchte, welche gewöhnlich durch den Mißbrauch der Sprache gezeitigt werden. „Böse Reden verderben gute Sitten“ (1. Kor. 15, 33).

Die böse Rede ist eine Geißel, welche die Gebeine zermalmt. Die böse Rede ist ein Schwert, welches die Unschuld mordet. Die böse Rede ist eine Kette, welche sich um den Verführer und den Verführten schmiedet; ein verheerendes Feuer, das Wälder und Städte einäschert; ein offener Höllenschlund, der Tausende von Menschen verschlingt; „eine Welt voll Ungerechtigkeit“ (Jak. 3, 6).

„Das wilde Tier und die Schlangen können gezähmt werden und sind gezähmt worden von den Menschen; die Zunge aber kann kein Mensch zähmen, das nimmer müde Übel voll tödlichen Giftes“ (ebend.).

Und du sprichst vielleicht die schlechten Reden mit leichtfertigem Munde schamlos aus! Weißt du, was für Böses du tust?

Sünde ist es, solche Reden zu führen, welche dich oder andere in Gefahr bringen, in die Wollust einzuwilligen, wären es sogar nur einzelne Worte.

Todsünde ist es, aus reiner Wollust unzüchtige Reden zu führen.

Todsünde ist es, aus Wollust zweideutige Reden zu führen, deren verderblicher Sinn nur zu klar durch die durchsichtige Hülle dringt.

Todsünde ist es, verleumderische Reden zu führen, wodurch die Ehre des Nächsten sehr beträchtlich geschädigt wird.

Die Zahl dieser Sünden vermehrt sich im Verhältnis zu der Anzahl derer, welche dieselben anhören.

Bist du ein Vorgesetzter, so bist du verpflichtet, solche Reden zu unterdrücken oder zu verhindern; bist du aber unter deinesgleichen, so bist du unter allen Umständen gehalten, zu schweigen oder womöglich dich zu entfernen.

Gleiche nicht jenen Gottlosen, von denen es heißt: „Ihr Rachen ist ein offenes Grab; sie spizen ihre Zungen wie die Schlangen, Otterngift ist unter ihren Lippen“ (Psalm 5, 11).

Wie man des Goldes echte Währung erkennt an dessen Klang, so erkennt man stets deine Herzensreinheit an deiner Sprache. Der Mund spricht von der Fülle des Herzens. Halte also dein Herz rein, so wird auch stets keusch deine Unterhaltung und züchtig deine Rede sein.

Denke stets an Gottes Gegenwart, dem du mußt Rede stehen, sogar von jedem müßigen Worte; wie würdest du das schlechte verantworten können?

Halte deine Zunge in Ehren und betrachte sie als ein Heiligtum, auf dem der Heiland so oft geruht bei der heiligen Kommunion; sie ist geheiligt so wie die Krippe von Bethlehem, in welcher einst das Jesukindlein gelegen hat; geheiligt wie der Speisefelch des Heiligtums, in welchem die heilige Hostie aufbewahrt wird; je heiliger aber die Sache, desto schlimmer der Mißbrauch derselben.

Nichts Unheiliges werde unter den Christen geduldet, so ermahnt der Apostel: „Unzucht aber und jede Unreinigkeit oder Geiz werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt; noch Schamlosigkeit, noch törichtes Gerede, noch Possen, die ja zum Betragen eines Christen nicht gehören“ (Eph. 5, 3). Der heilige Casimir und der heilige Stanislaus von Kostka fielen in Ohnmacht, wenn sie zufällig Ungebührliches hören mußten.

„Leget ab jede unehrbare Rede eures Mundes“ (Kol. 3, 8). Fliehe die Schamlosen, welche stets unreine Worte im Munde führen; es sind übertünchte Gräber, welche drinnen nur Fäulnis und Moder verbergen. Bist du aber gezwungen in der Lage, sie anhören zu müssen, so bleibe ernst dazu; „denn der Nordwind vertreibt den Regen und ein trübes Gesicht die böse Zunge“ (Sprichw. 25, 13).

Bete täglich zu Gott: „Setze, Herr, eine Wache an meinen Mund und eine Türe an meine Lippen ringsum“ (Ps. 140, 3). Denn „glücklich der Mann, der mit dem Worte seines Mundes nicht fehlt“ (Sir. 14, 1).

„Wer ist der Mensch, der das Leben wünscht und gern gute Lage sieht? Derjenige, der seine Zunge vom Bösen bewahrt und seine Lippen, daß sie nicht Trug reden.“ Sei daher starkmütig und standhaft in allem Guten! Schäme dich nie deines hl. Glaubens!

Fluchen ein Schandfleck für Menschen.

Fluchen heißt, sich selbst oder andere verwünschen, wobei der Name Gottes verunehrt wird, lehrt der Katechismus. Sich oder andere verwünschen! Sicherlich liegt darin eine schwere Sünde, wenn die Verwünschung auf ein sehr schweres Übel sich bezieht und mit voller Überlegung ausgesprochen wird. Sich oder andere verwünschen! Ist das nicht das gerade Gegenteil von dem Gebote Gottes, das uns die Nächstenliebe so eindringlich zur Pflicht macht, indem es uns sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst?

Die erste Pflicht der Liebe besteht darin, daß wir dem Nächsten Gutes wünschen. Der Flucher vergeht sich gegen diese erste Pflicht; er wünscht seinem Gegner Böses, und in der Aufregung der Leidenschaft sprudelt gewöhnlich eine Fülle von Verwünschungen heraus bis zum Teufelholen und Verdammten. Gerade das Schlimmste und Entsetzlichste wünscht der Flucher mit Vorliebe dem, der seinen Zorn erregt. Welch ein schrecklicher Fluch! Denke doch nur einen Augenblick darüber nach, was es heißt, vom Teufel geholt, verdammt werden! Steht da nicht vor deinen Augen offen das Thor der Hölle? Schaust du nicht hinein in dieses grauenvolle Feuermeer, angezündet von der Gerechtigkeit Gottes, erhalten von der Gerechtigkeit Gottes in alle Ewigkeit? Schaust du da nicht die Teufel, die infolge ihres Trostes von der Gerechtigkeit Gottes in diese Feuerqual gestoßen worden sind und nichts anders mehr kennen als Fluch und Verwünschung gegen die gerechte Hand des Allerhöchsten, als Haß und Neid gegen die noch nicht verlorenen Menschenkinder, die sie mit aller Gewalt in das gleiche Verderben herabzuziehen suchen?

Verdammt werden! Kann es etwas Schlimmeres geben? Alle Übel dieser Erde reichen nur bis zum Tode. Der Tod streift sie alle vom Menschen ab; aber verdammt werden, dieses Übel fängt erst mit dem Tode an und hört nimmer mehr auf. Und nun siehe, der Flucher wünscht dieses Übel demjenigen, der seinen Zorn gerechter- oder ungerechterweise erregt hat. Ist der nicht in der That das gerade Gegenteil von der christlichen Liebe!

Dazu kommt noch die Verunehrung des göttlichen Namens, des Namens Jesu oder anderer heiliger Namen, die mit unserer Erlösung aufs innigste verknüpft sind, deren Klang in unsern Herzen hervorrufen soll die Gefühle tiefer Ehrfurcht und innigen Dankes gegen Gott, der in so mild freigebiger Weise die durch diese Namen bezeichneten Gnaden gegeben hat: Kreuz, Himmel, Sakrament. Der Name Jesu, in dem sich beugen sollen die Knie aller, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind; der Name Gottes, süß dem Herzen und erquickend den Lippen — im Munde des Fluchers wird er geschändet, und entrüstet werden die Engel des Himmels schauen auf den, der es wagt, die von ihnen mit Ehrfurcht und innigster Liebe genannten Namen zu verunehren. Der erste Fluch ist von den Lippen der gefallenen Engel ausgestoßen worden, als sie in den Abgrund der Hölle gestürzt wurden. Vorher hatten sie gebetet und Gott gelobt und gepriesen; jetzt verwandelt sich ihr Gebet in Fluchen, und so ist fluchen, schmähen und Gott lästern die Sprache der Teufel und der Hölle geblieben. Gesellt sich nun der fluchende Mensch nicht zu diesen teuflischen Scharen?

Nun siehe aber, christliche Mutter, wach eine Torheit, ganz abgesehen von der Sünde, liegt im Fluchen! Kann denn vielleicht das Fluchen irgendeine Sache, die einen unangenehmen Verlauf hat, ändern oder bessern? Muß nicht vielmehr durch diese Herabwürdigung des Namens Gottes erst recht der Segen Gottes von deinen Unternehmungen und Arbeiten, von deinen Sorgen und Anliegen schwinden? Und ist einmal der Segen Gottes verschwunden, ja, dann ist deine Mühe und Arbeit vergebens, und kein Fluch kann dir diesen Segen zurückbringen. Warum nun noch den Namen Gottes entheiligen durch Fluchen bei Widerwärtigkeiten? Warum sich grade am heiligsten Namen vergreifen? Ja, das ist nicht menschlich, das ist teuflisch gehandelt. Das ist der Widerhall, ein Echo des Fluchens und Lästerens der Hölle, das aus dem Fluchen der Menschen hervortönt.

Nun erwäge noch den Fluch der Mutter! Dieser Fluch ist das grade Gegenteil von dem, was du vor Gott und vor dir selbst als deine Pflicht erachten mußt. Das Mutterherz muß ganz Liebe sein zu den Kindern. Deshalb hat auch Gott das Bild einer Mutter gewählt, wenn er seine Liebe gegen uns begreiflich machen will. So spricht der Herr: „Kann denn eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie kein Mitleid hätte mit ihrem Sohne? Und vergäße sie ihn, so würde ich deiner nicht vergessen.“ Gott will damit sagen: Es zieht das Herz der Mutter nicht so sehr zur Biege des Kindes, ihre Seele hängt nicht so sehr an dem Kleinen, wie mein göttliches Herz sich zum Menschen neigt und ich ihn unter meine Obhut nehme. Die Mutterliebe ist die innigste; sie wird nur übertroffen von der Liebe Gottes zu uns. Nennen wir den Namen „Mutter“, so steht vor uns das Bild unablässiger Liebe, unermüdlicher, opferwilliger Sorge, sich selbst vergessender, selbstloser Hingebung. Nennen wir den Namen „Mutter“, so erinnern wir uns daran, daß er einschließt das Kostbarste, was der Mensch außer Gott auf Erden haben kann. Nennen wir den Namen „Mutter“, so wissen wir, daß die Erinnerung an eine gute Mutter so manchen Menschen, der in den Stürmen des Lebens Schiffbruch gelitten hat, oder zu erleiden drohte, auf den rechten Weg wieder zurückführte; daß sie geworden ist für manchen Verlorenen ein rettender Anker, ein lichter Hoffnungsstrahl in die Finsternisse dieses Lebens.

Und nun, eine — fluchende Mutter! Ist das nicht etwas Ungeheuerliches! Eine betende Mutter, eine liebende Mutter, eine opferwillige Mutter, ja, das alles sind Bezeichnungen, die mit dem Namen „Mutter“ verträglich sind, die ihm entsprechen und seinen Inhalt bezeichnen. Aber, eine fluchende Mutter — wach eine unheimliche Wortzusammenstellung!



Die Seele.

Die Existenz des allmächtigen Gottes ist eine Wahrheit, welche die Betrachtung unseres Lebens, der Welt und der Geschichte mit einer Gewißheit unserem Geiste aufdrängt, der kein Mensch sich entziehen kann. Wir haben gefragt: „Wer ist Gott?“ und die verschiedenen philosophischen Schulen haben sich bestrebt, uns zu antworten, aber sie haben uns nur einen ganz falschen Begriff von dieser Wahrheit gegeben. Die katholische Religion hingegen hat Gott der Vernunft gezeigt als unendlich in seinen Vollkommenheiten. Der Katechismus, das Glaubensbekenntnis, die Genesis schildern ihn als einen reinen, unendlich vollkommenen Geist, den Schöpfer des Himmels und der Erde, den Herrn und Eigentümer aller Dinge.

Nachdem wir so unserem Geiste den wahren Gottesbegriff vorgeführt haben, müssen wir jetzt den wahren Begriff des Menschen zu erforschen suchen. Und in der That, wenn es nach der Erkenntnis Gottes ein Problem gibt, dessen Wichtigkeit dem Geiste einleuchtet, so ist es dasjenige, welches den Menschen zum Gegenstande hat. Es ist gewiß von Interesse, zu untersuchen, worin die Elektrizität, worin die Hitze bestehe; indes alle diese Probleme sind uns fernliegend, sie haben nur einen relativen Wert; aber wir, wir selbst, was sind wir? Der Mensch hat bei der Philosophie, bei der Wissenschaft Antwort auf diese Frage gesucht; aber sie blieb für ihn ein undurchdringliches Geheimnis, weil der Gelehrte zwar die psychologischen und physiologischen Phänomene kennt, aber über dieselben hinaus sich nicht weiter erheben kann. Das Geheimnis wird für ihn immer ein undurchdringliches bleiben, solange als der Mensch aus sich selbst heraus ein Problem zu lösen sucht, das ihm nur die Offenbarung entziffern kann. Der Evolutionismus, der Positivismus erklären hierüber nichts; und die epikuräische Philosophie ist nichts anderes als die Verneinung der Seele, die Verneinung Gottes. Die Weltweisen suchen eben von der Stirne des Menschen die königliche Krone zu reißen, so wie sie dieselbe von der Stirne Gottes gerissen haben. Eitler Versuch! Gott sieht alles umher vergehen, aber er ändert sich nie; er ist ewig und wird trotz alldem stets in der Mitte der Menschen bleiben, um ihnen ein richtiges Verständnis Seiner selbst zu geben und ihnen alsdann auch einen richtigen Begriff von ihrer eigenen Wesenheit zu erschließen.

I.

Als Sokrates den Schirlingsbecher trank, sah er sich von seiten eines seiner Schüler vor die Frage gestellt: „Kann nicht die Seele auch eine Harmonie sein, welche von körperlichen Eigenschaften verursacht wird, ebenso wie die Harmonie in der Musik hervorgebracht wird durch ätherische Schwingungen, welche durch die Saiten der Zither in Bewegung gesetzt werden?“ Aber ich wende mich an diese Sophisten und sage ihnen: Ihr wollet nur Tatsachen gelten lassen, gut denn! bleiben wir bei diesem Grundsatz und fragen wir die praktische Erfahrung: Was ist der Mensch? Welche Kenntnis hast du von ihm? (ich spreche nicht von einer oberflächlichen, äußeren Kenntnis; ich meine Kenntnis im eigentlichen Sinne des Wortes). Damit kennen wir uns gegen-

seitig, ist es nötig, daß wir gegenseitig unsere Meinungen austauschen, unsere Gedanken, unsere Gesinnung; nur dann kann gesagt werden, daß wir unseres Gleichen kennen; denn es gibt im Menschen etwas, was äußerlich erkennbar ist und etwas, was nicht erkennbar ist. Die Materialisten mögen das innere Spiel des Organismus erkennen, ihm mit ihren Augen folgen, jede seiner Bewegungen zerlegen können; aber sie übersehen, daß die psychologischen Wirkungen nicht das Resultat eines Nervenreizes allein sind, sondern auch von Erscheinungen ganz anderer Ordnung begleitet sind. Die Materialisten dürfen darum ihre falsche Wissenschaft ferner nicht mehr der Jugend vortragen, jene Wissenschaft, welche durch die Erfahrung am ersten verurteilt wird. Unsere Seele fällt nicht unter ihr Seziermesser. Andererseits mißfällt mir aber das Erstaunen einiger darüber, daß sie bei ihren anatomischen Untersuchungen die Seele nicht finden können, durchaus nicht; denn an dem Tage, wo sie in einem Gehirnkügelchen die Seele entdecken würden, an diesem Tage würden wir nicht mehr an die Existenz der Seele glauben.

Allein, fügen sie hinzu, die Seele ist uns niemals sichtbar vorgeführt worden. Was soll denn sichtbar vorgeführt werden? Doch nur Gegenstände von körperlicher Beschaffenheit. Verlangen, daß eine Seele sichtbar gemacht werden sollte, heißt behaupten, daß sie körperlich und den Sinnen wahrnehmbar sei. Und sagen, ich glaube nicht an die Seele, weil sie mir niemals vorgeführt wurde, heißt sagen, ich glaube nicht an die Seele, weil eine geistige Seele keine körperliche Seele ist.

Wir haben überall nach der Seele gesucht, sagen sie, aber es ist uns niemals geglückt, sie zu finden. Aber wo habt ihr gesucht? In einem anatomischen Laboratorium, in einem zerschnittenen Leichnam! Da liegt der Fehler! Sie hatten den leeren Käfig in der Hand, aber der Vogel ist entschlüpft und singt im Walde. Diese Leute gleichen jenen Menschen, welche Sie besuchen, wenn Sie nicht zu Hause sind. Nein, im lebendigen Leibe mögen sie die Seele suchen, nicht in dem leblosen Leichnam! Sie mögen den Künstler auffuchen, wenn er sein Ideal auf die Leinwand wirft, dann werden sie die Seele finden. Sie mögen zu jemanden hintreten, der im Gewissen beunruhigt ist, der moralische Leiden erduldet, da werden sie die Seele finden. Ein gelehrter Physiologe, welcher seinen kleinen Schülern verständlich machen wollte, daß sie eine Seele und einen Körper hätten, trat eines Tages in das Zimmer, wo sie ihn erwarteten, wandte sich an einen der Schüler, schlug ihn und wies ihm die Türe. Das Kind weinte und ging fort. Er wandte sich alsdann an einen anderen Schüler, reichte ihm einen Brief und zeigte auch ihm nach der Türe. Das Kind schrie und ging ebenfalls weg. Als der Unterricht begann, fragte der Lehrer die anderen Kinder, warum das erste Kind geweint habe und sie antworteten, weil es geschlagen worden, weil ihm gedroht wurde. Er fragte sie weiter, warum das zweite Kind geschrien habe und niemand konnte ihm antworten. Er sagte darauf, weil dieses auch einen Schlag empfangen, aber einen moralischen, keinen körperlichen Schlag; jener Brief brachte ihm nämlich die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Nun verstanden die Kinder, daß in ihrem Inneren etwas viel Edleres sei, als ein bloß körperliches Wesen.

„Ist aber nicht der Gedanke ein Erzeugnis des Gehirns? Wenn das Gehirn ungeordnet ist, ist auch der Gedanke ungeordnet; wenn dort kein Phosphor entwickelt wird, ist kein Gedanke da.“ — Allein der Gedanke bleibt immer ein geometrischer Beweis für die Existenz und die Geistigkeit der Seele. Die Uhr kündigt die Zeit an, allein sie macht die Zeit nicht; es ist eben ein großer Unterschied zwischen den Bedingungen, welche die Erscheinungen beeinflussen, und den Ursachen, die sie erzeugen. Bedenke doch, daß der Gedanke sogar da ist, wenn der Mensch schläft. Bedenke, daß er Millionen von Sternen sich vorstellen kann, außer jenen, welche die Astronomie entdeckt hat. Was das Verhältnis betrifft, das man zwischen dem Gehirn und der Intelligenz festsetzen wollte, so bringt es der arme Materialist nicht zu einem ernstern Beweise, denn jenes Verhältnis ist nichts weiter als eine große Annäherung, die sich aus dem Einflusse des Gehirns auf das Denken erklärt. Und dieses Prinzip genügt, um die psychologische Erscheinung des Wahnsinns zu erklären.

Einige mögen mir indes bemerken: „Aber man sieht, daß wir die modernen Entdeckungen nicht kennen!“ Und welche denn? „Die Transfusion des Blutes, die an dem Kopfe der Tiere ausgeführt wurde, wo man die vitalen und psychologischen Erscheinungen auftreten und verschwinden sieht.“ Und was wollen wir daraus schließen? Daß möglicherweise die Intelligenz im Blute, im Gehirn liegt? Die Materialisten selbst sagen: Das Gehirn ist ein Werkzeug für die intellektuellen Kundgebungen; fehlt eine Bedingung, dann findet die Kundgebung nicht statt; sind alle Bedingungen vorhanden, so wird auch die Kundgebung stattfinden. Man darf also nicht Ursache und Bedingung einer Erscheinung miteinander verwechseln.

Aber dies genügt nicht. Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt auch. Wir sehen einen Menschen und sagen, dieser Mensch ist gut oder er ist schlecht. Um ein Urteil zu fällen, ist Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit zwischen dem Gegenstande und der Eigenschaft notwendig; und es muß ferner ein Prinzip vorhanden sein, um zwei Ideen zu verbinden. Kann dieses Prinzip der Stoff sein? Nein. Das Prinzip, das in uns vergleicht und urteilt, hat doch wahrhaftig nichts mit dem Stoff gemein.

Indes dies ist noch nicht alles. Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt nicht nur, sie ist schöpferisch tätig, und was erschafft sie? Allgemeine, abstrakte Ideen, d. h. Dinge, welche in der Natur keine wirkliche Existenz haben. Nun, wenn die Materie die Quelle meiner Erkenntnis wäre, müßte sie nur von deren Oberfläche genommene Bilder, nicht allgemeine, abstrakte Ideen zeigen.

Allein noch mehr! Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt nicht nur, sie erschafft nicht nur — sie will! Wer fühlt nicht, daß er diese schönste Gabe besitzt, die Gott seinem Geschöpfe gegeben hat, den Willen, die Freiheit? Wer hat nicht diesen Ruf aller sich ihrer selbst bewußten Wesen gehört, einen Ruf, der durch keine Macht der Welt niedergehalten werden kann: Ich will! Und man will mir vorreden, daß der Wille nichts anderes als das Fatum, das blinde Schicksal sei, aber ich fühle, daß ich frei bin, ich fühle, daß ich will, weil ich will, daß ich sprechen oder schweigen, mich bewegen oder stillstehen kann; daß ich in einem unterjochten Kör-

per eine freie Seele besitze — und folglich, wenn die Seele nichts als Stoff wäre, würde dieses Zeugnis unseres Selbstbewußtseins töricht sein!

Und dies ist noch nicht alles! Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt, erschafft und will nicht nur — sie befiehlt dem Körper. Aber wie könnte sie dem Körper befehlen, wenn sie ein Erzeugnis des Stoffes wäre? Dieser Mann hat einen Schlag ins Gesicht erhalten; das Blut kocht in ihm, er erhebt seinen Arm, seine Hand ist im Begriffe, den Schlag zu erwidern¹⁾. Da plötzlich hält der Arm inne, die Hand fällt nieder. Was ist geschehen? Die Seele hat dem Körper befohlen und dieser hat gehorcht! Jener Mann hat seinem Angreifer verziehen.

Erinnere dich an die ins Gefängnis geworfenen, geschlagenen, gezeißelten Martyrer. Sie lächelten unter den Händen des Henkers, und während ihr Körper ein Gefangener war, war ihre Seele frei. Und wer von uns sollte niemals gefühlt haben, wie die Seele zum Körper sagte: Erwache, erhebe dich, gebrechliche Gestalt! Höre die Stimme deines Herrn! Wer hat nicht wenigstens eine Stunde in seinem Leben gekannt, wo die Seele des Körpers war? Sollte einer diese Stunde nicht gekannt haben, so würde ich ihn bedauern, und es verstehen, wenn er ein Materialist wäre. Aber wenn er auch nur für einen einzigen Augenblick diesen rebellischen Stoff überwunden hat, so muß er eine Kraft kennengelernt haben, die nicht auf der Wage gewogen werden kann; eine Kraft, welche die Menschen mit einem Namen bezeichnen, der nichts Materielles hat, die man Seele nennt.

II.

Indes lassen wir diesen verworfenen Materialismus und Sozialismus in Ruhe! Befragen wir unsere heilige Religion und lernen wir aus den heiligen Büchern des Evangeliums die Antwort auf unsere Frage: „Was ist der Mensch?“ Was bin ich? Die Religion antwortet: „Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, das aus Leib und Seele besteht.“ Nimm, so sagt die Religion, nimm die heiligen Bücher zur Hand und lies den Schöpfungsbericht: Gott sagte: Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis, denn er soll herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel der Luft und über die Tiere des Waldes und über die ganze Erde. In diesen wenigen Worten liegt unsere Größe. Der Mensch ist ein Kind der Erde; er ist von ihr genommen, aus dem Staube der Erde gebildet; doch hat er Herrschaft über die Erde. Aber wenn der Mensch über die Erde König ist, so ist er es nur, weil er ein Element in sich trägt, welches nicht von der Erde ist; und auch dies lehrt uns die Religion mit den Worten: „Dann soll der Staub zu der Erde zurückkehren, von der er genommen ist; und die Seele zu Gott, der sie geschaffen hat.“ Schaue und sieh', wie groß das Werk der Schöpfung ist! Und der Geist, woher ist er? Als Gott den Körper des Menschen erschaffen hatte aus dem Staube der Erde, hauchte er ihm ein den Atem des Lebens und der Mensch war lebendig. Der Geist, erhalten und genährt mit einer unsichtbaren Nahrung, erhebt sich über allen irdischen Stoff. Man hat Menschen gefunden, welche für Ehre und Tugend gestorben sind, und nicht nur ihr eigenes Leben dafür hingegeben haben, sondern auch das ihres geliebten Weibes und das ihrer Kinder, weil das Sichtbare dem Unsichtbaren Opfer bringt.

¹⁾ Montefeltro, Die Wahrheit.

Gott hat dem Menschen eine Seele gegeben, um durch sie die ganze erschaffene Welt aus dem Staube zu erheben.

Ist es nicht wahr, daß wir an der Hand dieser Lehre nun auf einmal verstehen, was der Mensch sein muß in der Religion, in der Familie, in der Gesellschaft? Der Mensch, das Ebenbild und die Weisheit Gottes, tritt mit seinem ganzen Wesen in Gemeinschaft mit Gott dem Herrn. Der Mensch, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, ist mit einem Elemente der Autorität, der Herrschaft bekleidet. Im Namen Gottes herrscht er, nennt er sein eigen das, was ihm gegeben ward oder was er in Besitz genommen durch die Fähigkeiten, die er erhalten hat. Der Mensch, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, muß entweder mit ihm vereinigt oder von ihm getrennt sein, je nachdem er gut oder schlecht gehandelt hat.

An und für sich betrachtet, ist der Mensch nichts Bedeutendes. Er ist ohne Zweifel nur ein armer Verbannter, der sich nach der Heimat sehnt; er ist das Opfer mannigfacher Täuschungen. Aber das Christentum, die erhabene Religion Jesu Christi, kann aus ihm einen Helden, einen Heiligen machen. Nehmen wir das Christentum hinweg, setzen wir den Materialismus an seine Stelle und wir werden die Größe und Würde des Menschen schwinden sehen und mit ihr erst die Religion und dann die Sittlichkeit und als natürliche Folge hiervon die soziale Ordnung des Menschengeschlechtes.

Nehmen wir das Christentum hinweg, setzen wir den Materialismus an seine Stelle und wir werden die Größe und Würde des Menschen schwinden sehen und mit ihr erst die Religion und dann die Sittlichkeit und als natürliche Folge hiervon die soziale Ordnung des Menschengeschlechtes. Zunächst die Religion. Nach der Lehre des Materialismus kann der Mensch nur durch die Notwendigkeit gezwungen tätig sein, darum zerstört der Materialismus den Einfluß Gottes auf die Menschen, er läßt den Menschen seine Pflichten gegen Gott vergessen und ist darum die absolute Verneinung aller Religion.

Aber der Materialismus ist zu gleicher Zeit die Verneinung aller Sittlichkeit. Wo würde Tugend existieren ohne die Seele, mit der bloßen Sicherheit, welche durch die Gedanken, Wünsche und Triebe gewonnen wird. Was würde aus der Pflicht werden? Die Pflicht und die Tugend würden in einem Leben nach unserer natürlichen Neigung bestehen und alle Mittel würden erlaubt sein, sich jede Art von Vergnügen zu verschaffen. Dies allein zeigt uns, wie der Materialismus die zehn Gebote und jede Sittlichkeit vernichtet. Dieser verächtliche Materialismus ist nur erfunden worden, um die Leidenschaften von jedem Jügel zu befreien — und doch spricht der Materialismus von Pflicht, Freiheit und Verantwortung! Er wagt noch zu sagen: Tue Gutes, hüte dich vor dem Bösen! Aber ich frage, ist dies die Sprache der Vernunft? Ihr sprecht mir von Freiheit und ihr sagt, daß ich den blinden Kräften unterworfen bin, welche den Stoff regeln. Ihr sprecht mir von Gut und Böse und ihr lehrt mich, daß ich nur ein vom Zufall eingerichteter Apparat des Stoffes bin, daß die Seele zu existieren aufhören wird, wenn dieser Apparat in Stücke zerfällt. Aber warum spricht man nicht von Verantwortung, von Pflicht und Freiheit vor einem Stück zerfallenen Granit oder vor einem losgelassenen Orkan, warum predigt ihr nicht Mäßigung den wilden Tieren der Wüste oder Sorge für das Leben den Pflanzen, die uns

vergiften? Ist dies etwas anderes, so frage ich, als das Reich der allgemeinen Knechtschaft? Und wo wollet ihr Sittlichkeit in diesem Reiche zu finden hoffen? Ihr werdet keine Tugend finden, wohl aber Vergnügen, nicht das Laster aber wohl den Schmerz. Wenn es dort Rechte gibt, so sind es die des Stärkeren; wenn es dort eine Pflicht gibt, so ist es nur jene, alles der eigenen Laune zu opfern; wenn es da ein Gesetz gibt, so ist es nur das des Orkans, welcher den Seemann und sein Schiff verschlingt, das des Tigers, welcher seine Beute in Stücke reißt. Wenn es dort eine Regierung gibt, so wäre es eine verdorbene, wenn es dort einen Fürst gäbe, so wäre es ein Domitian, der sich an der Todesangst und den Tränen seiner Opfer weidet, der sich im Blute einer Nation wälzt.

Ich sage, dieser Materialismus verursacht die Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung. Die gesellschaftliche Ordnung gründet sich auf die Rechte und Pflichten der einzelnen, auf das Eigentumsrecht, auf die Freiheit: Alle diese Rechte verschwinden vor dem Materialismus, der nur das Recht des Genusses kennt. Seltsames System des Widerspruches, das jedes Element der Zerstörung in seinem Busen birgt! Der Materialismus glaubt etwas Wunderbares vollführt zu haben, indem er die Menschenrechte verkündete; er hat den Menschen unabhängig von Gott zu machen beabsichtigt und die menschliche Gesellschaft ist eine Beute der Leidenschaften geworden ohne Zügel und ohne Gewissensbisse. Die materialistische Gesellschaft würde einer Höhle von Wilden gleichen; jene der wilden Tiere würde weniger gefährlich sein. Die Bande der Familie, der Gesellschaft würden gelockert werden, Angriffe gegen das Leben, die Ehre, das Vermögen zunehmen, die Verbrechen immer grauenhafter. Die Moralität würde zu einem leeren Namen, die Sucht nach Geld als dem Mittel zur Befriedigung aller Wünsche würde herrschen mit ungeteilter Macht. In dieser materialistischen Gesellschaft würden wir einen doppelten Geist sehen, einen Geist der Auflehnung und einen Geist der Knechtschaft, der Auflehnung gegen alles, was die Leidenschaften hemmen, der Knechtschaft gegen alles, was sie befriedigen kann.

Und denjenigen, welche uns den Materialismus lehren wollen, sollten wir mit den Worten Napoleons antworten: „Weg mit euch; ich will nichts mit einem Menschen zu tun haben, der sich für nichts weiter hält als ein wenig Kot, und der auch mich überzeugen will, daß ich Kot sei; der sich selbst für ein Tier hält und auch mich überzeugen will, daß ich ein Tier sei.“ Was ist zu tun? Ich möchte raten, es zu machen, wie einst ein exzentrischer Engländer. Er hatte die Gewohnheit, seine Abende mit seinen Freunden zuzubringen, wobei öfters das Gespräch auf den Materialismus kam. Nachdem er diesen eines Abends Schritt für Schritt widerlegt hatte, zog er plötzlich einen Vorhang zurück, hinter welchem er einen prächtig gekleideten, abscheulichen Drangutang verborgen hatte, und sagte: „Wenn einer von euch diesen Herrn als seinen Vorfahren anerkennen will, möge er ihm die Hand geben. Ich für meinen Teil will nichts mit ihm zu tun haben.“

Den Glauben an eine unsterbliche Seele suchen die Spiritisten, Theosophen, Anthroposophen zu verdunkeln oder zu zerstören. Daher sind ihre Lehren ganz verwerflich. An ihre Sitzungen und Veranstaltungen darf man nicht teilnehmen. Sie haben krassen Aberglauben und Betrug.

(Predigten von P. Agostino da Montefeltro 1899.)

Der Zweck des menschlichen Lebens.

Der Mensch hat eine geistige und unsterbliche Seele. Die Geistigkeit der Seele wird bewiesen durch das Bewußtsein unserer Identität, durch jene seelischen Tätigkeiten, die offenbar alle Kräfte der Materie übersteigen, durch die Wissenschaft, die Tugend, die Religion, die man ohne dieselbe weder erklären noch verstehen könnte. Ihre Unsterblichkeit ergibt sich aus unserer Fähigkeit zu begreifen und zu wollen, aus dem Streben nach Glückseligkeit, das in unser Herz eingegraben ist, und ganz besonders aus den Attributen Gottes, seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner Heiligkeit. Aber, wozu hat uns Gott diese Seele gegeben? Mit andern Worten, warum gab er uns das Leben? Welches ist dessen Zweck?

Nach den früher abgehandelten Fragen ist diese unabweisbar; sie drängt sich von selbst jedem denkenden Geiste, jedem prüfenden Blicke auf. Sobald der Mensch in das Alter der Selbständigkeit gelangt, ist die erste Frage, die in seinen Gedanken aufsteigt, diese: „Aber wozu bin ich auf der Welt? Welches ist der Zweck meines Lebens?“ Dieser gebieterischen Frage muß eine Antwort zuteil werden; eine jede Doktrin, die sich zu ihrer Beantwortung nicht fähig fühlen würde, wäre schon im voraus verurteilt.

Run, was haben wir denn darauf zu antworten? Es dünkt uns, daß wir nur einen Blick in unser Inneres zu werfen, uns selbst zu betrachten, uns zu belauschen haben, um eine Antwort geben zu können. Und doch wäre dies eine Täuschung, eine große Täuschung. Um zu erkennen, welches der eigentliche Zweck unseres Daseins ist, muß man auf jene geheimnisvollen Stimmen lauschen, die aus der Ewigkeit zu uns herüberdringen; dazu hat man jeden Laut der mächtigen Stimme Gottes aufzufangen. Wenn der Mensch von diesem Zeugnisse keine Notiz nehmen will, dann täuscht er sich eben und wird nur etwas daherstammeln, was einen wissenschaftlichen Anstrich hat.

Gewiß, von Lukretius bis zu Plinius bei den Lateinern, von Homer bis Plutarch bei den Griechen sind die Klagen aus dem Munde der Dichter und Denker zahlreich und beredt, daß der Mensch eigentlich nur eine Mißgeburt der Natur sei. Plinius der Ältere begrüßt in der Erde die Freundin des Menschen, und auf einer berühmten Seite sagt er, daß die Erde eine unfruchtbare Mutter sei, die uns nach dem Tode in ihren Schoß aufnehme und uns für immer in ihre Arme schlicke. Die Alten kannten eben den wahren Zweck des menschlichen Lebens nicht; erst das Christentum hat uns gelehrt, warum wir auf der Welt sind, und seitdem erscheint der Mensch all das größte aller erschaffenen Wesen. Das Christentum sagt ihm: „Suche nicht deine Bestimmung hienieden; deine Bestimmung liegt in dem, der größer ist als du, dein Ziel ist Gott der Herr.“

Der Mensch sollte etwa für den Stoff erschaffen sein? Der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, das lebendige Bild der Gottheit sollte gemacht sein für ein Wesen, das keinen Gedanken und kein Herz hat! Der Mensch sollte für diesen Kot gemacht sein, den er mit Füßen tritt, für diesen Kot, den wir nicht berühren können ohne uns niederzubeugen, ohne von unserer hohen Stellung hinabzusteigen?



Feierabend. Nach einem Gemälde von H. Lindenschmit.
Photographie-Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt, vormals Dr. E. Albert & Co.

Indes es gibt etwas, was rein stofflich ist, das sich aber der Mensch zu seinem Ideal gemacht hat: das Geld. Der Mensch bietet alles, was in seinen Kräften liegt, auf, um sich Geld zu verschaffen, und je mehr er hat, desto mehr will er haben; es ist schon ein wahrer Kultus geworden — sind wir vielleicht hierzu in das Dasein gerufen? Es gibt einige, die sich mit diesem Gedanken trugen, und deshalb haben sie die Moral des Interesses proklamiert. Allein, es genügt zur Widerlegung jener Lehre einfach zu bedenken, was dieselbe aus dem Menschen und der Gesellschaft machen würde. Diese Lehre würde aus dem Menschen ein hartherziges, kaltes, egoistisches Schacherwesen machen. Den Geist des Opfers würde es in ihm vollends ertöten. Vor einer Handlung, die zu vollbringen wäre, würde dieser Interessengeist ihm sagen: „Diese Handlung nützt anderen, darum kümmer dich nicht darum!“ Der Opfergeist hingegen sagt ihm: „Sie wird anderen nützen, darum tue sie!“ — Derjenige, der sich der Leidenschaft des Interesses hingeeben, wird ein antisoziales Wesen. Der Arme tritt zu ihm hin und streckt ihm seine bittende Hand entgegen; er aber stößt sie zurück; die Waise, die Witwe bedarf seiner Hilfe und er plündert sie aus durch seinen Wucher; die Großen der Welt verlangen von ihm, daß er seine Würde, sein Gewissen verkaufe und er schließt diesen schändlichen Handel ab, ohne zu erröten; er opfert alles, die Gerechtigkeit und selbst das Vaterland ohne Scham: er wird ein moralisches Ungeheuer! Diese Leidenschaft hat eine so traurige Erniedrigung unserer moralischen Schönheit im Gefolge, daß man sagen kann: Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sie sich weiter ausdehnt? Was aus der menschlichen Gesellschaft werden würde? Verzeihet das Wort, aber aus der menschlichen Gesellschaft würde ein Bazar, wo alles zu haben ist, weil alles verkauft wird: es würde einen Handel geben, wo nur das Interesse im Spiele wäre. Da haben wir den Entstehungsgrund der Fraktionen, der Parteien, die die den Ruin unseres armen Vaterlandes herbeiführen.

Liegt vielleicht der Endzweck unseres Lebens im Vergnügen? Wir brauchen nur zu sehen, was das Vergnügen hervorbringt, was es in der Seele und was es in der menschlichen Gesellschaft bewirkt. Die Seelen, die sich dem Vergnügen hingeben, werden nicht bloß wie jene, die dem Interesse huldigen, kalt, selbstsüchtig und hart, sie werden noch schlimmer, sie werden niederträchtig, grausam, feil und auf sie wird das Vaterland in den Stunden der Gefahr nimmer zählen können, denn die Grausamkeit ist eine Tochter der Feigheit. Und um zu zeigen, daß ich zum Beweise hierfür gar nicht nötig habe auf den Glauben zurückzugreifen, soll die Vernunft allein dieses Streben verurteilen. Sollte wohl Gott der Herr uns das Leben gegeben haben, damit wir den unvernünftigen Tieren unseren Teil am sinnlichen Vergnügen weghaschen? Die Vernunft, das Herz, der Edelsinn, der die flüchtigen Freuden verschmäht, sollten wir gänzlich ersticken müssen? Unsere Seele müßte sich auf das Totenbett ausstrecken und zu den Würmern sagen: Ihr seid meine Brüder? Aber was wäre denn unsere sittliche Größe; was die Würde, Ehre, Tugend, Pflicht, Ruhm und Freiheit? Alles Worte ohne Sinn und Bedeutung! Wollen wir einmal die Wirkung dieses Prinzips auf ein Volk sehen? Betrachten wir nur, was unter solchen Umständen aus einer Nation werden müßte. Ein dem Vergnügen ergebenes Volk sinkt

alsbald; die männlichen Tugenden, die den Opfergeist für das Wohl der Mitbrüder lehren, würden als Vorurteile verlacht werden. Derjenige, der sich nicht freut, würde mit wildem Hasse jene verfolgen, die sich freuen. Wir Diener des Gottes des Friedens, wir Diener Jesu Christi, wir werden zu ihm hintreten und ihm sagen: „Habe Geduld und Ergebung!“ Er aber zeigt uns seine Lumpen, seine vom Hunger ausgedörrten Glieder, seine Kinder, die nach Brot betteln, während er nur Tränen für sie hat; er spricht uns von seinem geringen Lohne und auch noch von seinem Mangel an Arbeit und ruft aus: „Warum soll ich Geduld haben, wenn ich der Stärkere bin? Wenn das Vergnügen der Endzweck des Daseins ist, so muß auch für mich die Stunde gekommen sein, wo ich mich freuen kann; ich bin des Bettelns müde!“ Und sich im Dunkeln verbergend, wird er den geeigneten Augenblick erwarten, wo er sich auf die Gesellschaft werfen kann, um sich seinen Teil an der Freude zu erobern.

Sage vielleicht, der Zweck des Lebens besteht in etwas Edlerem, im Ruhm?

Der Ruhm? Ah, welche Bewandnis hat es mit diesem Worte, das ein Gemurmel des Beifalls hervorrufft, das mich verwirrt und beinahe für sich gewinnt? Der Ruhm ist jener höchste Zauber, dessen unbestimmte Ahnung bereits die Seele des Kindes mit erhabenem Schauer erfüllt, der den Jüngling in Erregung setzt bei den Erzählungen der Geschichte. Von Cäsar bis zu Napoleon ist der Ruhm das, was das Herz des jungen Mannes höher schlagen läßt als der Tod, als selbst die Liebe. Der Ruhm weckt in der Brust der Nationen ein verflungenes Echo vergangener Zeiten, er begreift alles in sich, was in einem Volke groß ist, und wenn er sich in einem einzelnen Manne verkörpert zeigt, dann begrüßen ihn alle mit unbeschreiblicher Verehrung! Soll er der Zweck unseres Lebens sein?

Was ist denn eigentlich der Ruhm? Befragen wir die heiligen Bücher: Er ist wie Gras, das hinwelkt, wie eine Blume, wie ein Traum, der entschwindet; heute Gebieter auf dem Kapitolium, morgen auf dem tarpeischen Felsen!

Durchsuchen wir einmal die Menschenbrust und dann werden wir einsehen, daß in derselben nichts ist, was sich auf die Erde beschränken ließe, daß vielmehr alles nach Gott dem Herrn hinstrebt. Befragen wir den Lebensinstinkt: Was will und was wünscht er? Das Unendliche. Der Mensch, obschon selbst begrenzt, obschon selbst endlich, strebt dennoch nach einem unbegrenzten, unendlichen Gesichtskreise; er kann sich nicht fassen bei dem Gedanken an den Tod, an das Nichts. Wenn wir seine Tage zählen wollen, wird er unwillig; wenn wir ihm den verhängnisvollen Punkt zeigen, der das Ende seiner Existenz sein muß, wendet er seine Augen mit Schrecken ab. Sobald er einen Endpunkt sieht, sagt er: „Das genügt mir nicht.“ Apelles pflegte zu sagen: „Ich male für die Ewigkeit“, und doch malte er auf ein Stück vergänglicher Leinwand, und was ist von so vielen Meisterwerken anderes geblieben als der Name?

Ich habe bereits die Hälfte meines Lebens überschritten, ich berühre fast die Türe der Gruft und was soll ich da tun? Soll ich mich in diese Idee zu finden suchen? Soll ich sagen: Das Baumbblatt, die Blume welkt, das Wasser trocknet, alles stirbt, es ist nicht mehr wie Recht, daß auch ich sterbe? Nein, ich verwahre mich gegen den Tod; der Tod, behaupte ich, wird mich nicht ganz in Besitz nehmen, mit einem Fuße im Grabe träume ich von der Ewigkeit!

Aber bemerke wohl, dieser zwingende Wunsch, sich ewig zu machen, bezieht sich nicht auf das irdische Leben; wir wollen uns das Leben ewig machen nur in sich selbst, weil es so vollkommener ist. Die Erde genügt uns so wenig, daß die bravsten Seelen die Erde wie eine Last, wie eine Bürde von sich abwerfen möchten.

I.

Was soll ich von dem Bedürfnisse des Erkennens sagen? Es ist dies ein Bedürfnis unserer Vernunft. Um dasselbe zu befriedigen, widmen wir uns dem Studium der Wissenschaft. Ist dies letztere aber hinreichend, um jedes Bedürfnis unserer Vernunft zu befriedigen? Einige haben geglaubt und glauben es noch, aber mit Recht? Sehen wir zu. Die geheimnisvollen Tiefen der Mathematik, die Gesetze der Zahlen, ihre unendlichen Kombinationen, die sichtbare Welt — alles dies offenbart sich jedem; ihre Vernunft bewegt sich da in einem unbegrenzten Horizonte; der bestirnte Himmel enthüllt seine Geheimnisse, die Planeten, die Milchstraße, die in Bildung begriffenen Sonnen zeigen sich in diesem Sternenmeere ohne Grenzen und eben daher ziehen das Licht, die Elektrizität, der Magnetismus ihre Kräfte, durch deren Vereinigung sie das große Buch der Schöpfung fortsetzen. Aus dem Schoße der Erde, aus dem Pflanzenreiche, aus der Mitte der lebenden Wesen ertönen die verschiedensten Stimmen, die ein Loblied, einen Festhymnus auf das Leben singen.

Als Christoph Columbus in seinem Geiste ein noch unerforschtes Land geschaut und seine Schiffe ins Meer gelassen hatte, sah er, daß die Unbegrenztheit des Ozeans nur eine Täuschung war; eine neue Welt bewies, daß der Atlantische Ozean seine Grenzen habe. Aber unsere Vernunft gleicht nicht dem feuerigen Gemüsesen; der Ozean der Wahrheit ist in der That unbegrenzt; je mehr wir uns auf denselben hinauswagen, desto mehr sehen wird die Ufer sich entfernen und keiner der Mannschaft wird jemals rufen können: Land! Land!

Allenthalben trifft unser Blick die Vielheit; die Wahrheit entfaltet ihre Beweisführungen, zeigt ihre Abstufungen aber unter verschiedenem Gesichtspunkte. Das mag der Seele des Kindes sehr zusagen, aber nicht dem Manne; der Mann bedarf der Einheit. Die Männer der Wissenschaft sagen: Wir sind aus der Spezies zur Familie, aus der Familie zur Klasse, aus der Klasse zum Reiche gelangt; alles wird auf eine kleine Zahl von Hauptregeln zurückgeführt; aber alles dies genügt dem menschlichen Geiste nicht. Er bedarf der substantiellen, lebendigen Einheit, die das Prinzip und das Ende des Individuums sowohl als der Spezies, des Genus und der Klasse, wie der Hauptgesetze sei, der unendlichen Einheit!

Was soll ich von der Liebe sagen? Wenn unser Geist geschaffen ist, um zu erkennen, so ist unser Herz geschaffen, um zu lieben. Ja, unser Herz ist ebenso für die Liebe gemacht, wie der Vogel für den Flug. Die Liebe ist der Anfang und das Ende unseres Lebens: Alles kommt von ihr, alles zieht zu ihr hin. „Weh' der Wissenschaft“, sagte einmal ein großer Denker, und zwar mit Recht, „weh' der Wissenschaft, die nicht zur Liebe hingeleitet!“ Ist nicht in der menschlichen Sprache sowohl als in der himmlischen geliebt zu werden, Liebe, ewig dauernde Freundschaft gleichbedeutend mit Glück? Glück! Unbesiegbares Bedürfnis

dieses Herzens! Welche Summe von Glück muß aus diesem uns verzehrenden Bedürfnisse nach Liebe entströmen? Ich will nicht von sündhafter Anhänglichkeit reden; es ist dies ein leider zu bekannter Abgrund, ein Schlund, in dem so viele Seelen zugrunde gehen, eine Klippe, an der so viele Schiffbruch leiden! Ich spreche von jener berechtigten Zuneigung, die unser Dasein verschönert. Die Vollkommenheit, das höchste Gesetz der Liebe, besteht darin, daß sie eine geregelte sei; aber wie zu einer solchen Regel gelangen? Wer wird der Feuerflamme Grenzen setzen können? Wer würde sein Gefängnis nicht zertrümmern?

Das aber ist unvermeidlich, jede unregelte Zuneigung führt schließlich zur Strafe hin. Wie viele Menschen wurden das Opfer einer berückenden Zuneigung! Aber glauben wir, daß auch die berechtigteste, reinste, am besten geregelte Neigung hinreichte, um unser Herz ganz zu erfüllen? Nein, niemals! Eine gewisse Leere im Herzen wird uns stets überallhin verfolgen; ein Beweis hierfür sind die Tränen, die den glücklichsten Augen entströmen, im Augenblicke ihres Glückes. Je mehr die Liebe sich vervielfacht, desto lauter ruft das Herz nach dem Unendlichen: O mein Gott, mein Gott, was hast Du denn gedacht, als Du dieses Herz bildetest? Er gedachte es für sich zu bilden. Darum lassen wir uns nur von der Last unseres Herzens tragen, und wenn das Herz sich beschwert hat mit der Last der Erde, dann trägt es uns zu Gott hin.

II.

Eines Abends wandelte der heilige Augustinus am Ufer des Meeres; die Sonne sandte ihre letzten Strahlen, es war um die Zeit, wo die Seele sich sammelt, wo ihr Blick suchend sich nach innen lenkt. Und der Heilige fragte: Warum seufzest du, meine Seele, warum bist du traurig? Eine Stimme, die über die Kluten zu schweben schien, flüsterte ihm zu: Suche über dir! Der heilige Augustinus dachte über die Bedeutung dieses Wortes nach. Inzwischen senkten sich die Schatten der Nacht auf die Erde herab und die Sterne erschienen am Himmelsraume. Augustinus erhob seinen Blick nach oben und fragte: „Gott, der Du über mir schwebest, weißt Du, weshalb diese Seele traurig ist?“ Und inmitten dieser unaussprechlichen Harmonie schienen ihm die Sterne zu antworten: Schaue über uns hinauf! Und der Heilige stieg bis zum Himmel der Engel empor und wiederholte seine Frage: „Wißt ihr, himmlische Geister, weshalb meine Seele traurig ist?“ Und es schien ihm, als wenn die Engel ihm in ihrem harmonischen Konzerte antworteten: „Schaue über uns!“ Da endlich befand sich seine Phantasie vor Gott dem Herrn, sein Herz war befriedigt und sprach: „Das war es, was meiner Seele fehlte, das verlangte ich.“ Ja, Gott ist das Endziel, nach dem unsere Seele seufzet; nach ihm sehnt sie sich aus dem Wahren, aus dem Guten, aus dem Schönen, aus dem Guten dieser Erde — Gott ist das Ziel unseres Lebens!

Schauen wir endlich auf Jesus selbst! Es ist der Sohn des Allerhöchsten, der Mensch geworden ist. Und warum, weshalb ward er in solcher Armut geboren? Fragen wir es die Engel, die an seiner Krippe singen. „Für euch, ihr Menschen, für euer Heil, um euch bei Erreichung eures Zieles behilflich zu sein.“ Frage seine heilige Mutter, sie wird sagen: „Für euch, zu eurem Heile, um euch

bei Erreichung eures Zieles behilflich zu sein.“ Wir sehen ihn auf den Straßen zu Nazareth, mit Schweiß bedeckt, dem Arbeitgeber die Hand zur Löhnung entgegenhalten. Warum diese Erniedrigung? „Für euch, zu eurem Heile, um euch bei Erreichung eures Zieles behilflich zu sein.“ Bleibe hier nicht stehen, gehe bis auf den Calvarienberg, schaue jenes Kreuz, das sich zwischen Himmel und Erde erhebt, schaue jenes Blut. Sammle einige Tropfen dieses kostbaren Blutes und frage: Warum so viele Leiden? Und er selbst wird mit sterbender Stimme sagen: „Für euch, zu eurem Heile, um euch bei Erreichung eures Zieles behilflich zu sein.“

Was wollen wir mehr, um uns davon zu überzeugen, daß nur Gott allein das Ziel unseres Lebens sein kann? Und was müssen wir tun, um das Ziel zu erreichen? Fangen wir an auf Erden das zu tun, was wir im Himmel tun werden. Im Himmel werden wir Gott schauen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht; darum müssen wir uns auf Erden bestreben an ihn zu denken gemäß der schwachen Kenntnis, die wir von ihm haben. Im Himmel werden wir ihn lieben mit einer notwendigen Liebe, denn wie könnten wir das höchste Gut und die unendliche Schönheit nicht lieben, wenn sie uns unverhüllt entgegentritt? Darum müssen wir ihn auf dieser Erde lieben, indem wir unser Herz zwingen, sich zu ihm emporzuheben. Im Himmel werden wir Gott besitzen als den Gegenstand unserer Erkenntnis, unseres Herzens, unserer Glückseligkeit, ohne zu fürchten, ihn je wieder zu verlieren. Aber um Gott im Himmel zu besitzen, müssen wir uns auf Erden von ihm besitzen lassen, müssen wir seine Gesetze, seine Gebote beobachten. Ja, wir müssen uns mit Gott beschäftigen, nicht zwar so, daß wir uns nicht mehr mit den Angelegenheiten der Familie, der Vaterstadt beschäftigen können, sondern wir dürfen Gott der Erde wegen nicht vergessen, nicht die Ewigkeit wegen der Zeit, und nicht die Seele wegen des Körpers.

Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, das ist der Zweck des menschlichen Lebens, das ist das notwendige Ziel, nach welchem wir streben müssen unter Strafe des ewigen Todes; denn kein Wesen kann existieren ohne den Grund seiner Existenz und der Grund des Daseins des Menschen, der Grund, weshalb er geschaffen wurde, ist, daß er sich zu Gott erhebe. Deshalb gab Gott ihm einen Verstand, fähig ihn zu erkennen, ein Herz, fähig ihn zu lieben, den Willen, fähig sich mit ihm zu vereinigen, und eben deshalb sind wir katholische Christen.

Aber was habe ich bisher getan? Mein Gott, anstatt Dich zu erkennen, habe ich die Vorurteile zu erkennen gesucht, die Irrtümer, die meine Leidenschaften rechtfertigen sollen; anstatt Dich zu lieben, habe ich mich selbst zu lieben gesucht; anstatt Deinen Gesetzen zu gehorchen, habe ich meinen Launen gehorcht. Geschaffen für dasjenige, was auf der Welt das Größte und Edelste ist, habe ich mich herniederziehen lassen in den Kot!



Der Kampf um Seelen.

I.

Seilandsaugen sehen Seelen, wo immer sie Menschen erblicken. „Als Jesus die Volksscharen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren geplagt und lagen zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Matth. 9, 37). Schauen auch wir einmal mit solchen Heilandsaugen auf die Menschheit, auf das ungeheure Reich der Menschenseelen in der Welt.¹⁾

Vor uns liegt das so tief unglückliche Europa. 478 Millionen Menschen strecken hier die Hände empor zum Himmel und rufen um Rettung aus ihrem Elend und ihrer Qual. 478 Millionen unsterblicher Seelen! Was steht für sie auf dem Spiele? „Die ganze Welt wiegt den Wert einer Seele nicht auf“, versichert Papst Gregor der Große, und er kann sich auf das Zeugnis Jesu Christi berufen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele!“ (Mark. 8, 36). Ob diese 478 Millionen Menschen nicht in Gefahr sind, ewig Schaden zu leiden?

186 Millionen aus ihnen sind Katholiken. So sagt der Lauffchein. Aber was sagt bei vielen aus ihnen das Leben? Dürfen wir wenigstens sicher annehmen, daß die Hälfte praktisch und gut katholisch ist? Denken wir an die Zustände in vielen Ländern und auch in unsern Großstädten. Wie furchtbar haben Unglaube und falsche Wissenschaft die Seelen vergiftet! Wie haben Krieg und Revolution die religiösen Begriffe verwirrt, die Sitten gelodert, die Gewissen abgestumpft, die Familien entweiht, die Herzen verbittert und verärgert, die Gottes- und Nächstenliebe ausgelöscht! Wie viele gute Hirten werden nötig sein, die Jugend zu retten und zu führen, die Männerwelt religiös zu erheben, die Frauenwelt in der christlichen Sitte zu erneuern, um alle mit einem neuen Geiste zu durchdringen?

Aber nicht nur die Katholiken, auch die 292 Millionen Nichtkatholiken in Europa haben unsterbliche Seelen. Die meisten aus ihnen sind Protestanten und Schismatiker. Ob der katholischen Kirche nicht gerade ihnen gegenüber eine große Aufgabe bevorsteht? Durch den Krieg sind in Ost- und Mitteleuropa die staatlichen Bollwerke des Schismas und des Protestantismus zusammengebrochen, die mehr als alle Unterscheidungslehren die Wiedervereinigung der getrennten Christen in der katholischen Kirche verhindert haben. Wäre es vermessen, zu hoffen, daß die unsäglich schwere Leidenschule des Krieges den stolzen Widerstand brechen, die Herzen demütiger und williger machen werde für die Rückkehr zur allzulang vergessenen Mutterkirche? Ob nicht der unbegreifliche Kriegsausgang gerade diesem unendlich wichtigen Ziele nach dem Plane der Vorsehung dienen soll? Wäre das nicht ein Leidenssegel, der uns mit allen Opfern versöhnen könnte? Sagen wir nicht, das ist unmöglich. Wer will dem Allerhöchsten die Stunde zu begnadigen vorschreiben? Wir stehen vor

¹⁾ Aus der neuen Schrift: „Mehr Priester für das Heil der Welt“, ein Bedruck zur Mehrung und Förderung der Priesterberufe für Heimat und Mission, von S. Fischer S. V. D. Missionsdruckerei in Stenl. Preis kart. 3 M.

dunklen Rätselfn. Aber eines wissen wir sicher: die katholische Kirche trägt auch für die Irrgläubigen das Heil in ihren Händen, und sie muß es ihnen anbieten, wo immer sie nur Gelegenheit dazu findet. Dazu muß sie aber gerüstet sein. Ist sie das heute, da sie nicht einmal Diener, Priester genug hat, um an den Katholiken ausreichend ihr heiliges Amt zu verwalten?

Blicken wir von Europa auf die übrige Welt. Das ausgedehnte Asien ist der Wohnplatz für 780 Millionen Menschen. Auf 751 Millionen ungetaufter Heiden und Mohammedaner kommen hier nur 29 Millionen Christen der verschiedenen Bekenntnisse. In Afrika finden wir 147 Millionen Ungetaufter und 4 Millionen Christen; in Amerika 10 Millionen Ungetaufter und 115 Millionen Christen; in Australien 1½ Millionen Ungetaufter und 5 Millionen Christen. In allen Missionsländern der Erde leben noch 970 Millionen Ungetaufter und daneben nur 17 Millionen Katholiken als die Frucht der Arbeiten unserer Missionare. Von den Ungetauften sind 790 Millionen Heiden, 170 Millionen Mohammedaner und 11 Millionen Juden. Von den übrigen 572 Millionen Menschen der ganzen Welt sind 273 Millionen Irrgläubige und 299 Millionen Katholiken. Und doch sollen alle diese vielen Millionen Menschen katholisch sein, sollen zur wahren Kirche Christi gehören. Von den 1542 Millionen Menschen, die mit uns auf der Erde leben, ist aber noch nicht ein Fünftel rechtgläubig. Alle andern leben im Irrtum und Unglauben dahin.

Vergessen wir es nicht: es handelt sich um Seelen, um unsterbliche Seelen, die durch Christi Blut erlöst und für die Ehre Gottes und die Herrlichkeit des Himmels bestimmt sind. Jede dieser Seelen ist nach Gottes Urteil mehr wert als die ganze Welt, ist so viel wert wie das kostbare Blut Jesu Christi. Und für jede dieser Seelen steht eine Ewigkeit auf dem Spiele. Ach, wenn wir sie vor uns sehen und mit Heilandsaugen wirklich betrachten könnten, diese gewaltige Masse der Menschen aller Weltteile, Zonen, Nationen, Farben und Sprachen, Stämme und Geschlechter: 1542 Millionen, jeder mit einer unsterblichen Seele, die für den Himmel erschaffen und in die Hölle zu stürzen in Gefahr ist, jeder mit einem Herzen in der Brust von Zweifeln geplagt, von Leidenschaften durchglüht, von Versuchungen hin und her gezerrt und doch voll Hunger nach dem wahren, höchsten Gute, jeder hilfsbedürftig und heilandshungrig und doch so hilflos und tausendfach gefährdet: oh, wie würde und müßte es uns ergreifen und erschüttern! Wie würde tiefstes Mitleid und brennendster Seeleneifer uns erfassen, unsere Herzen weit, selbstlos und hilfreich machen. Wenn wir Katholiken, obwohl im Besitz der überreichen Gnadenmittel unserer heiligen Kirche, doch in heilsamer Furcht um unser ewiges Heil sein müssen, wird dann nicht ein jedes edle Herz von innigster Teilnahme gerührt sein und in tiefer Trauer bangen beim Gedanken an die vielen Millionen Menschen außerhalb der katholischen Kirche, insbesondere an die 970 Millionen Heiden und Mohammedaner, denen all die religiöse Hilfe abgeht, deren wir uns erfreuen? Sind das nicht „die zerstreuten Schafe, die keinen Hirten haben“?

Diese Seelen sind in den Augen Gottes so kostbar wie die unserigen. Keine aus ihnen soll verloren gehen. „Gott will, daß alle Menschen selig werden.“ Dieser Heilswille Gottes ist durchaus praktisch. Er hat alle Kräfte vorgeesehen,

alle Mittel bereitgestellt, um ihn zu verwirklichen. Aber wie? Der ordentliche Heilsweg führt nach Gottes Willen durch die katholische Kirche, durch den Mittlerdienst ihres Priestertums. Zu den ersten katholischen Priestern, zu den Aposteln und allen ihren Nachfolgern hat Christus gesprochen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie!“ Das ist Jesu testamentarischer Wille beim Heimgang aus dieser Welt zum Vater. Ein göttlich großes Vorrecht, aber auch eine unendlich heilige Pflicht ist damit dem katholischen Priestertum auferlegt. All die vielen Millionen Menschen sind auf katholische Priester in ihren ewigen Anliegen angewiesen; sie allein tragen das Heil für die ganze Welt und für jede Menschenseele in ihren geweihten Händen.

Seit 1900 Jahren besteht dies göttliche Gebot für das katholische Priestertum und trägt es an seiner verantwortungsvollen Verpflichtung. Durch alle Jahrhunderte ist dieses sein Vorrecht in der katholischen Christenheit verkündigt worden, in Millionen von Büchern ist es niedergeschrieben; man hat Jesu Missionsbefehl als die göttliche Urkunde des katholischen Missionswerkes gepriesen, hat seine Ausführung als Idealismus des Christentums bezeichnet. Fürwahr, die katholischen Priester können es nie hoch genug schätzen, daß Christus sie zu seinen Mitarbeitern beim Werke der Seelenrettung berufen hat, sie zu Trägern des Heiles für Milliarden von unsterblichen Menschenseele gemacht hat.

Wie aber steht es mit der Ausführung dieser unvergleichlichen Aufgabe? Es ist Tatsache, daß seit 1900 Jahren der größte Teil der Menschheit dahingestorben ist, ohne je etwas von der Heilanstalt, die Gott zu ihrer ewigen Befeligung in der katholischen Kirche begründet hat, gehört zu haben. Es ist Tatsache, daß gegenwärtig neben uns die meisten Menschen noch nichts von Jesus Christus, von seinem Opfertod für sie, seiner Lehre und seinen Gnadenmitteln wissen. Es ist Tatsache, daß selbst die meisten Christen nur mangelhaft, irrig und völlig unzureichend im wahren Glauben unterrichtet und zum Leben nach diesem Glauben angeleitet sind. Und wenn wir darüber trauern, daß auch so viele Katholiken weder warm noch kalt sind, innerlich und oft auch äußerlich ihrer Kirche entfremdet sind, den Namen haben, daß sie leben, in Wirklichkeit aber ihrem Glauben abgestorben sind, so ist keineswegs immer und vorwiegend böser Wille die Ursache davon. Weit öfter ist religiöse Unwissenheit und religiöse Hungersnot der Grund. Hätten alle diese Verlorenen und Verirrten hinreichende Hilfe durch seeleneifrige, opferbereite katholische Priester, wie viele würden sich gern zurückführen lassen, wie bald würde sich das Antlitz der Erde erneuern und Jesus Christus im ungeheuren Reich der Seelen triumphieren.

Aber warum haben sie diese Hilfe nicht? Weil es an Priestern gebricht, weil ein so sehr großer Mangel an Seelsorgspriestern ist. Es fehlen die guten Hirten, die in unserm Vaterlande, in allen christlichen Ländern und in der Heidenwelt nach dem Beispiel des ewigen Guten Hirten den verirrten Seelen nachgehen und sie suchen. Der Gute Hirt mit dem verlorenen und wiedergefundenen Schäflein auf der Schulter ist das Idealbild des katholischen Priestertums, die sinnvollste Darstellung seiner Aufgabe in der Welt. Die Einzelseelsorge, die der Heiland mit diesem Bild so eindringlich uns vor

Augen führt, war nie so notwendig wie heute, da die ganze Welt von Seelen wimmelt, die in die Irre gegangen sind, die gesucht werden müssen, weil sie von selbst nicht zur Heilsquelle kommen. In diesem Gleichnis vom Guten Hirten hat Jesus es uns in der ergreifendsten Weise veranschaulicht, wie wertvoll jede einzelne Seele ist, daß wir jede einzelne hochschätzen und sie zu retten keine Mühe scheuen sollen. Auch um die leichtsinnig und freiwillig in die Irre gegangenen, die versprengten und ganz verlorenen Seelen sollen wir mit mütterlicher Hingebung und Liebe besorgt sein. Aber wie sehr muß dann die Zahl der Seelsorgspriester sich mehren, bis für alle verirrtten Seelen auch gute Hirten da sind!

Die Heiligen schauen auf die Menschen, wie Jesu Auge auf sie geblickt hat: im Lichte der Ewigkeit. Darum ist ihr Urteil wahr und gültig. Hören wir eine Stimme aus ihrer Mitte über unsern Gegenstand.

Der heilige Alfons Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu, gab dem jungen Petrus Claver, dem später so berühmt gewordenen Apostel der Negerklaven in Amerika, folgende gottbegeisterte Mahnung mit auf den Missionsweg:

„Lieber Bruder, ich kann es dir mit Worten nicht ausdrücken, welchen Schmerz meine Seele empfindet, wenn ich bedenke, daß der größte Teil der Erde noch immer den wahren Gott nicht kennt, weil es an Dienern fehlt, seinen Namen zu verkünden. Wie viele Tränen kostet mich der Anblick so vieler Völker, die in Finsternis wandeln, weil niemand ihnen die Leuchte bringt, die ihnen den Weg zeigen würde; so vieler Seelen, die verloren gehen, nicht aus Troß, sondern weil sich niemand die Mühe gibt, sie zu retten!

Ach, man sieht so manche nutzlose Arbeiter, wo keine Ernte reift; und wo eine überreiche winkt, fehlt es an ihnen. So viele Diener des Herrn, die in Amerika Scharen von Seelen den Himmel aufschließen könnten, leben müßig in Europa. Man fürchtet die Mühen, die ihr Auffuchen in jenem Lande fordert, bedenkt aber nicht die Gefahr und die Verantwortung, der man sich bloßstellt, weil man sie ohne Hilfe läßt.

Man geizt nach den Reichtümern und Schätzen Amerikas und kümmert sich nicht um seine Bewohner. Soll die Liebe den Weg über die Meere nicht finden, den die Habsucht schon seit langer Zeit erschlossen hat? Ganze Flotten, belastet mit den Schätzen Indiens, laufen Jahr für Jahr in Spaniens Häfen ein; und an die Menge von Seelen, die man dort gewinnen und in den Hafen der ewigen Seligkeit einführen könnte, denkt man nicht! Sollte wirklich die irdische Liebe mit mehr Feuer und Eifer nach vergänglichen Schätzen streben als die Liebe zu Jesus Christus nach der Rettung unsterblicher Seelen? Wenn die Wilden auch noch so tief gefallen sind, so sind sie dennoch Diamanten, ungeschliffene freilich, deren Schönheit aber die Mühe des Schleifers reichlich lohnt.

II.

Der Lockruf der Schlange an das Stammelternpaar, war nichts anders als ein „Los von Gott“ Und das göttliche Verbot einer gewissen Frucht des Paradieses, was besagte es anders als ein „Hin zu Gott“? Und von dieser Zeit

ab kehren die beiden Strömungen im Gange der Menschengeschichte immer wieder.

Doch heutzutage schwillt die erstere mit ihrem „Los von Gott“ besonders mächtig an und richtet in der Menschenwelt grauige Verwüstungen an wie nie zuvor. Sie hat nicht nur die oberen Kreise vielfach ergriffen, sondern sie wälzt sich auch fort auf die unteren Schichten der Völker und sucht sie von dem lebendigen, heiligen Gott loszureißen. Wie mit elementarer Gewalt treibt sie dieselben einem schmachvollen Götzendienste gegenüber den menschlichen Leidenschaften und fehlbaren Menschen zu.

Daß dem in der That so sei, wer wollte dies in Worten anfechten? Daß ein großer Teil der Menschen den Streit gegen den allmächtigen Gott begonnen habe und ihm das Dasein abzuspochen sich vermißt, das erzählt ein Tag dem andern. Das bekundet eine Flut von Schriften, welche mehr oder weniger einer Abrißung von Gott das Wort reden, Schriften und Bücher, welche sich häufig in das Gewand der Wissenschaftlichkeit kleiden, Schriften der schönen Literatur, welche das Andenken an Gott ausgetilgt wissen wollen. Dahin gehört auch die üppig aufgeschossene Schmutzliteratur, welche unter dem Deckmantel der Freiheit jede sittliche Schranke niederreißt und die Vertierung des Menschen und das schamlose Laster als das Göttliche zu besingen wagt. Dahin zählen mancherlei Werke der bildenden Künste, welche ausschließlich der raffinierten Sinnlichkeit schmeicheln und der Ablenkung der Menschenseele von ihrer wahren ewigen Bestimmung die Wege ebnen; und hierbei tut man so, als ob für die Kunst und den Künstler eine Rechenschaftslegung vor dem ewigen Richter überhaupt nicht bestehe. Hierher sind ferner einzureihen die Lehrmeinungen und träumerischen Ansichten vom sogenannten „Übermenschen“ und der „Herrenmoral“, dahin ist auch zu rechnen das absichtliche offene oder verschleierte Bestreben der Losmachung der heranwachsenden Jugend von Gott in ihrem Denken, in ihrer Gesinnung und Tätigkeit.

Der Apostel Paulus schreibt nämlich von den Menschen jener längst vergangenen Zeiten: „Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Ebenbilde von einem vergänglichen Menschen und von Vögeln und vierfüßigen Tieren und von Schlangen. Um dessentwillen gab sie Gott preis den Gelüsten ihres Herzens, ... sie, welche die Wahrheit Gottes vertauscht haben mit der Lüge, und Verehrung und Dienst vielmehr dem Geschöpfe erwiesen haben als dem Schöpfer, der da hochgelobt ist in Ewigkeit.“¹⁾

Und wahrlich, dieses Urteil des heiligen Paulus trifft in mehr als einer Hinsicht auch auf die heutige Zeit zu.

Wie damals, so ist es auch gegenwärtig die Verkehrtheit des menschlichen Herzens, das in seinem Denken irre geworden an Gott und in seinen Wünschen und Bestrebungen, in seinem Tun und Lassen von ihm sich abgewendet hat.

Dann aber hat eine falsche menschliche Weisheit sich vermessen, Gottes Dasein überhaupt zu leugnen. Oder sie nimmt zwar noch ein sonderbar gestaltetes göttliches Wesen an, aber sie bekennt sich nicht zu dem persönlichen,

¹⁾ Röm. 1, 23, 24, 25.

lebendigen Gott. Für sie existiert der alles fürsorgende gnädige barmherzige Gott, welcher aber seinem Wesen nach unendlich weit von der Welt geschieden ist, nicht: für sie ist vielmehr Gott und Welt ein und dasselbe: die Welt ist nach ihr Gott, und Gott ist die Welt, und alle Dinge in der Welt, besonders der sterbliche Mensch, sind Bruchstücke, Bestandteile oder Glieder der Gottheit. Und diese ungereimte Vorstellung von Gott — man nennt sie den Pantheismus — hält seit Jahren gar viele Volkskreise bis zu den untersten Schichten in ihrem Banne gefangen. Jenes anmaßende, in sich unwahre Wort der alten listigen Schlange, gerichtet an unsere Stammeltern: „Ihr werdet sein wie Götter, wissend Gutes und Böses!“ — ja dieser Gedanke beherrscht heutzutage das Innere und Äußere gar vieler Menschen: ihre Gesinnungen, Lebensanschauungen und sinnenfälligen Taten. Als vermeintliche Inhaber und Träger der göttlichen Natur dünken sie sich über alles erhaben, leugnen sie den Unterschied zwischen Gott und Geschöpf, zwischen Geist und Materie, zwischen Seele und Leib. Sie wähnen, daß nicht Gott, sondern sie selbst die sittlichen Gebote sich geben. Sie erklären die Sünden für Vorurteile, die Sittenvorschriften für wertlos; kurz sie verwischen die Grenzen zwischen gut und böse, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Irrtum.

Aus solchen Anschauungen besteht vielfach die Denkungsweise der heutigen Welt: es ist der Glaube an das gottgleiche Ich, der Glaube der Selbstvergötterung. Aus diesem Wahnglauben, dessen Verkehrtheit nicht immer für jedermann so offen zutage tritt, entspringen so viele, ja die größten Schäden der heutigen Gesellschaft: die Erschlaffung der sittlichen Kräfte des Volkslebens, besonders der Mangel an Widerstandsfähigkeit gegen herannahendes sittliches Verderben, der zügellose Egoismus mit seinem heftigen Interessenkampf sind einige der naturgemäßen Früchte dieses Glaubens. Überall, in Sitten und Gebräuchen, in dem geselligen Verkehr, in der Erziehung der Kinder, in dem Gebaren gegenüber den wahrhaft bedürftigen Menschen, in der Stellungnahme zu den großen Fragen der Volkswohlfahrt wirkt das Trugbild der Allvergötterung oder des Pantheismus als ein nagendes, tödliches Gift. Auch jene der menschlichen Natur Hohn sprechende versuchte Gleichmacherei der Menschen im Organismus der Gesellschaft hat hier ihren Grund und Halt. Denn in dieser Allvergötterung — Pantheismus — ist das ganze Menschenleben so zu sagen nichts weiter als eine aus den dunkeln Tiefen der Natur emporgehobene Welle, die bald wieder verschwindet, um an einem anderen Ort und in ganz anderer Form wieder aufzutauchen.

An solchen Phantasien, solchen Erdichtungen und Wahngewebnissen hängt ein recht großer Prozentsatz von Menschen und sucht in ihnen eine gewisse Befriedigung.

Es ist jedoch nur denkrichtig, daß der, welcher in dem Gedankenkreise des Pantheismus lebt und das Trugbild der Selbstvergötterung in sich hegt, auch seine ganze Lebensbestimmung bloß in diesem trüben Lichte auffaßt. Er vergißt des eigentlichen Lebenszieles des Menschen, er verliert das Verständnis dafür, welches in Wahrheit des Menschenlebens Sinn sei, er versteift sich in der

1) 1. Moj. 3, 5.

Meinung, daß unser eigentliches Lebensziel mit dem leiblichen Tode seinen Abschluß finde und daß unsere ausschließliche Heimat diese Erde sei.

An der Frage: Welches ist des Menschenlebens wahrer Sinn, welches ist das Ziel und Ende des Menschen? — an dieser Frage kommt kein ernst gerichteter, besonnener Mensch vorbei. Er fühlt sich gedrungen, nach der Lösung dieses Rätsels zu suchen und er will klare und sichere Antwort auf diese höchste und wichtigste aller Fragen.

Und die rein menschliche Weisheit von heute, welche Aufschlüsse erteilt eben sie auf diese Frage? Ach, sie geht hierin nicht einig, sie weiß keinen sicheren Bescheid, und ihre Antworten fallen recht verschieden aus. So sagt sie einmal: Mensch! Dein höchstes Ziel ist: Suche die Herrschaft über die Natur immer mehr zu erlangen! Nimm teil an der Förderung des allgemeinen Fortschrittes der Zeit, unterstütze die Entwicklung der Kultur und mache dich zu einem dienenden Gliede derselben!

Wessen Geist wird nicht mächtig angeregt von den Riesenschritten, welche die Menschheit besonders seit den letzten hundert Jahren auf dem Gebiete des materiellen Lebens gemacht hat? Bewundernd steht der Mensch da vor den zahlreichen dienstbaren Kräften, welche ihm für seine irdisch-zeitlichen Aufgaben neu zugewachsen sind, ihm untertänig geworden durch den menschlichen Scharfsinn, durch künstlerische Begabung und technische menschliche Gewandtheit. Und noch ist nicht abzusehen, welche neue und größere Fortschritte die Wissenschaften und der strebsame und erfinderische Menscheng Geist in der nächsten und weiteren Zukunft machen werden.

Allein all dieses Rühmen der gewaltigen Fortschritte der Menschheit, all dieses Vertrauen auf die unter den Gehorsam des Menschen gebrachten Naturkräfte und alle die Steigerung des materiellen Wohlstandes — diese ja unbestreitbaren Tatsachen, können sie den Menscheng Geist dauernd und restlos für sich einnehmen? Können sie wirklich ihm jenen vollen inneren Frieden gewähren, dessen er sich in allem irdischen Laufen und Ringen fest versichern möchte? Und wie steht es doch hier? Sollte der menschliche Geist keine weitere und höhere Aufgabe haben, als lediglich auf die Hervorbringung und Mehrung materieller Güter bedacht zu sein und dadurch sinnlichen Lebensgenuß sich zu verschaffen? Sollte der Mensch wirklich kein anderes höchstes Lebensziel haben, als eine im endlosen Kreislaufe des Weltgetriebes sich umdrehende Spule zu sein — zum Besten des Weltfortschrittes, zur Erzeugung von Gütern, deren nur winzigster Teil vielleicht ihm zufällt?

Auch die größten Erfindungen der Zeit, auch der Überfluß an irdischen Gütern vermögen den Menschen in seinem Innern nicht voll und ganz zu befriedigen; es gebricht ihnen eben an der Macht, ihn dauernd hinwegzutauschen über die brennenden Wunden, welche seinem Herzen geschlagen werden durch Gewissensbisse und durch das Schuldbewußtsein. Sie sind nicht imstande zu bewirken, daß man den Tod teurerer Menschen, schmerzliches Siechtum am eigenen Leibe kalt und gleichgültig hinnehme. Nein, sie haben nicht die Eigenschaft eines Wunderbalsams, gegen den Verrat trügerischer Freunde, gegen die schmähsliche Undankbarkeit der eigenen Kinder, gegen eine Menge anderer Ent-

täuschungen empfindungslos zu machen und den Stachel bitterster Eindrücke schmerzlos aus der Seele zu ziehen.

„Ich sah alles, was geschieht unter der Sonne, und siehe, alles ist Eitelkeit und Qual des Geistes.“¹⁾

Zu diesem Geständnis sah sich aus selbsteigener Erfahrung einst König Salomo gezwungen, und von der Richtigkeit dieses Urtheils in seiner Anwendung auf die Gegenwart kann auch die heutige Zeit nichts hinwegnehmen. Die in den Palästen geboren sind, wie jene, welche auf den Höhen der Wissenschaft wandeln, die, welche schwelgen im irdischen Reichtum, wie die, welche nur wenig ihres Eigentum nennen, werden jenen salomonischen Ausspruch am eigenen Leibe und Leben bestätigen müssen.

Nach alledem ist die ernste Pflege der Kultur, die unermüdlige geistige und körperliche Arbeit am stetigen materiellen Fortschritte, so hoch sie auch an sich zu bewerten ist, doch unermesslich weit davon entfernt, die höchste Aufgabe des Menschenlebens, der sittliche Höhepunkt der Nationen und der Menschheit überhaupt zu sein.

Während er die Pflichten seines zeitlichen Berufs gegen die menschliche Gesellschaft erfüllt, ist ihm darüber die Erinnerung an die eigene Sündhaftigkeit zerronnen, und er verzichtet auf die wahre Lebensbesserung. Der äußeren sinnenfälligen Welt widmet er seine Zeit, aber die Hauptpflicht des Lebens, die Pflicht gegen Gott, mißachtet er. Und doch entspringt aus der Autorität Gottes, aus seinem Gesetze der innere Drang zur Pflicht, die innere zwanglose Nötigung zur sittlichen That! Und sieht man nicht, daß der allgemeine sittliche Fortschritt, der Fortschritt im wahrhaft Guten, in mancherlei Zeitläuften ein nur sehr begrenzter und bescheidener ist? Wie wenig hat doch der Gedanke der Pflichterfüllung überhaupt lediglich aus sich heraus für den einzelnen Menschen eine Zugkraft, das Gute zu tun und das Böse zu meiden! Das mußte auch die Schulweisheit eines neueren menschlichen Weisen sich eingestehen. Deshalb ist er, um das Pflichtgefühl in den Menschen einigermaßen zu wecken und wirksam zu machen und sie zur Pflichterfüllung anzuregen, notgedrungen für das Dasein einer jenseitigen Welt eingetreten. Also wenn der Mensch nach einfacher Menschenweisheit nur für diese Welt seine Bestimmung hat und wenn die Erde seine eigentliche Heimat ist: so soll er die Kraft und den Mut dazu holen von dem Glauben an eine jenseitige, unvergängliche Welt. Allein, Geliebteste, wenn des Menschen ganze Lebensweisheit und höchste Lebensaufgabe nur in dieser Welt aufgeht, wozu bedarf er dann — kann man mit Recht fragen — einer jenseitigen Welt? Kurz, Ihr sehet, die bloße Erfüllung der Pflichten und der äußeren Obliegenheiten kann nicht das Ziel und Ende des Menschen sein.

Aber da meinen nun manche unter den neueren menschlichen Weisen, das höchste Lebensziel des Menschen — sein Lebensideal — bestehe darin, dem Will der Natur sich ganz hinzugeben und an ihrer Eintracht oder Harmonie sich zu erfreuen. Alles Heil soll also nach dieser Lehrmeinung dem Menschen aus der Natur kommen: diese soll alle Schmerzen der Seele stillen und ihr den er-

¹⁾ Pred. 1, 14.



Abendandacht.

Nach dem Gemälde von G. Meyer-Bremen.

wünschten Frieden spenden können. Doch, Geliebteste, das sind Worte, welche mit den offensichtlichen Thaten in schreiendem Widerspruche stehen. Denn wie viele Krankheiten, beklemmende Notlagen, welche furchtbare Gefahren beschwört nicht die Natur selbst herauf? Wie herzlos, wie kalt geht sie an so vielen menschlichen Leiden vorüber und tritt erbarmungs- und rücksichtslos so viel Menschenglück und Menschenleben nieder! Und wenn in diesen und jenen Landstrichen die entfesselten Naturkräfte toben und Bergstürze herbeiführen und Täler verschwinden lassen, dann ist es auch für das geübteste Menschenauge und im Hinblick auf das, was dem Menschen not tut und Bedürfnis ist, mit dem Punkte des steten Zusammenkluges der Natur und ihrer Gewalten vorbei, und statt der Wahrnehmung ihrer Schönheit bietet sich dem erschrocken Zuschauer das Trauerspiel des wildesten Durcheinander.

Und wenn der Genuß der Mutter Natur wirklich das höchste Ziel des Menschenlebens wäre, wie könnte da überhaupt noch die sittliche und geistige Welt Bestand haben? Sie wären ohne inneren Wert und nur so weit im Rechte, als sie sich den jeweiligen Möglichkeiten des Naturgenusses unterordnen würden. Statt die führenden und herrschenden Mächte im Leben und Walten der Menschheit zu sein, wären sie bloß das dienende und dekorative Gefolge.

Für schwärmerisch angelegte Menschen mag ja der Genuß der Natur eine Zeitlang ihr Alles sein, das sie über gewöhnliche Mühen und kleine Sorgen ihres Standes hinweghebt. Dieser Genuß mag auch für gewisse Menschen ein Betäubungsmittel werden, um größere Sorgen, ernstere Pflichten abzuschütteln und die innere Stimme des Gewissens zu überhören. Jedoch dies nur eine Zeitlang! Alsdann fühlen auch sie sich zu dem Geständnisse gedrängt, daß der Genuß der Natur nicht die Kraft habe, erhöhtes freudiges Lebensgefühl dauernd zu erhalten, und daß er unfähig sei, tiefgehende und schmerzliche Verstimmungen der Seele, die Sünde und das Bewußtsein eigener Schuld einfach verschwinden zu machen.

So erkennen wir denn, Geliebteste, auch hier wieder, daß der, welcher in der vollen und freudigen Hingabe des Menschen an die sichtbare Natur das Ziel und Ende jedes Menschen sieht, nicht den tiefsten Sinn des Menschenlebens erfaßt hat. Auch hier hat rein menschliche Weisheit einen trugvollen Irrweg eingeschlagen.

Nicht minder aber entfernt sich der menschliche Verstand von der Wahrheit, wenn er den sinnigen Genuß der menschlichen Kunst als das höchste Menschenziel preist. Wäre diese Ansicht richtig: nur ein winziger Bruchteil von Menschen könnte einem solchen Ziele zustreben; denn der übergroßen Menge fehlt ein tieferes Kunstverständnis.

Allein eine solche Lehre ist auch nach anderer Seite hin nicht zutreffend. Die Werke der Kunst sind nur Bilder, Gleichnisse der Natur, aber nicht diese selbst. Ihre Entwürfe bereiten dem Künstler einen geistigen Genuß und ihre Ausführung einen solchen dem Künstler sowohl als demjenigen, der sie mit den Sinnen wahrnimmt. Da sie aber bloße mehr oder weniger annähernde Sinnbilder der Natur, nur wesenlose Abbilder dieser und jener Dinge sind, so haben sie an sich nicht die Kraft, auch die Sittlichkeit zu ersetzen. Woher sollte auch

diese Kraft stammen? Weder geht die ganze sittliche Gesinnung des Künstlers in ihnen auf, noch ist diese Gesinnung immer auf die Hebung und Förderung der Sittlichkeit gerichtet. Die Tatsachen bestätigen es, daß es manchen Darstellern der Kunst gleichgültig ist, ob etwa auch über der Naturtreue und dem Formenreichtum ihrer Schöpfungen der Adel des sittlich Rechten in dem Beschauer darüber verloren gehe.

Wir wollen hier nur flüchtig hinweisen auf einen anderen schweren Irrtum, den eine andere menschliche Weisheit mit der altheidnischen teilt. Es wäre nämlich eine gänzliche Verkennung des höchsten menschlichen Lebenszieles, wenn man behauptet, der Mensch habe keine höhere Bestimmung, als in das Nichts einzugehen und so seine Ruhe zu finden, die eigene Person geistigerweise zu vernichten und sie gegen alle besseren Gefühle und Regungen abzustumpfen bis zum Ekel am Leben. Eine solche niedrige Bewertung des Menschenlebens verrät nicht Tapferkeit, sondern Feigheit, nicht den starken Helden an unbeugsamem Willen, sondern den schwächlichen Flüchtling gegenüber den Mühsalen und Anstrengungen des Menschenlebens.

Um aber zum Ende zu eilen, laßt uns noch vernehmen, wie eine falsche, von Menschen ausgeflügelte Gotteslehre den tiefsten Sinn des menschlichen Lebens umdeutet und welche sogenannte höchste Lebensbestimmung sie dem Menschen andichtet.

Dieser trugvolle Menschenwahn gefällt sich darin zu behaupten, daß Gott nicht ohne die Welt bestehen könne, daß diese für ihn vielmehr notwendig sei. Wie Ihr sehet, wird hier Gott zu einer dienenden Stellung in der Welt herabgewürdigt, obgleich er doch der wirkliche Schöpfer und einzige Herr der Welt ist.

Diese Auffassung vermag dem Menschen selbstredend kein anderes höchstes Lebensziel vorzustellen, als nur das Genießen dieser Welt. Und wie soll das wohl geschehen? Man antwortet euch so: In der persönlichen Hingabe des einzelnen an den materiellen, sozialen, wissenschaftlichen und politischen Fortschritt sollen wir den gewünschten Genuß der Welt finden. Dieser Genuß soll sein ein Genuß der Freiheit und Genuß der Erhabenheit über die Welt. Diese beiden Dinge aber sollen das eigentliche Ziel, das Lebensideal des Menschen sein. Dieser Genuß soll dann durch die Religion und ein sittliches Leben eigens noch gesteigert werden können.

Was ist da nach solcher Lehre eigentlich die höchste menschliche Lebensaufgabe? Nichts anderes als das fortgesetzte sflavische Arbeiten daran, die irdische Freiheit und die Erhabenheit über das Niedrigere in dieser Welt sich zu erringen? Nach dieser Lehre wären alle Übel, auch die Sünde, nur dann solche, wenn man mit selbstfüchtigem Auge, d. h. nur in seinem persönlichen Interesse sie anschaut und sie bewertet: dagegen aber von einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, würden und sollten sie Mittel sein zur Förderung der Kultur, Mittel höheren Lebensgenusses.

Ihr sehet hier greuliche Entstellungen der christlichen Wahrheit: die Lüge wird hier allmählich zur Wahrheit, die Sünde allmählich zu etwas Lößlichem. Diese Irrlehre vom Ziel und Ende des Menschen ist ganz vom pantheistischen

Geiſte getragen, d. h. von der Wahnvorſtellung, daß der einzelne Menſch ein Bruchſtück des im Weltall zerſtreuten göttlichen Weſens ſei, ein Pünktchen, das die Gottheit zu ihrem Lebensgenuß bedarf.

Irreführende Geiſter ſind es, welche dieſe Sprache reden, und ihnen ſolltet Ihr kein Gehör ſchenken nach dem Worte des Apoſtels: „Glaubet nicht jedem Geiſte, ſondern prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind!“¹⁾

Welch einen erhabenen und allezeit unverrückbaren Standpunkt nimmt dem eben Geſagten gegenüber das Chriſtentum ein! Wie bewährt ſich in der wichtigſten aller menſchlichen Fragen das Wort des göttlichen Stifterſ unserer heiligen Religion: „Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finſternis“²⁾.

Im Gegenſatze zu dem tiefbedauerlichen Ruſe „Los von Gott“ ſei unſer Wahlspruch: „Hin zu Gott“.

III.

Der Lebensgang der Menſchheit iſt ſtätig gekennzeichnet durch vielerlei Wechſelfälle, gewaltige Unterſchiede und Widerſprüche, welche in den Lauf der Einzelmenschen wie ganzer Nationen mächtig eingreifen und ihre breiten Spuren ihnen tief aufdrücken. Glückliche und bedrängte, hochgebildete, von Kraft ſtrotzende einerſeits und ſchwächliche, geiſtig niedrig ſtehende Nationen anderſeits, dazu die verſchiedenen Klaffen von Reichen und Armen, von Geſunden und Kranken, nicht minder die mannigfaltigen Ordnungen der menſchlichen Berufe — Nähr-, Lehr- und Wehrſtand — ſie ziehen über die große Heerſtraße dieſer Welt unaufhaltſam dahin. So war es vor Jahrtausenden bei den Nationen, ſo iſt es auch jezt. Das Wort des weiſen Salomo erfüllt ſich auch hier: „Nichts Neues unter der Sonne“³⁾. Aber auch im Leben der einzelnen Menſchen, wie mannigfaltig treten da der Wechſel und Wandel, wie oft ſprunghaft die größten Unterſchiede und Gegenſätze hervor! Der geſtern reich war, iſt heute ganz arm; der heute im Beſitze der Gewalt, iſt morgen völlig ohnmächtig; der geſtern noch ausgerüſtet war mit ſcharfem Verſtande und erprobtem Wiſſen, er iſt heute wie ein unmündig Kind.

Solchem Wandel und ſolcher Veränderung iſt tatſächlich das Menſchenleben unterworfen; doch von dieſem Wechſel iſt unſer höchſtes Lebensziel, unſer eigentlicher höchſter Lebensberuf in keiner Weiſe beeinflusst. Dieſer bleibt immer derſelbe.

Es gibt ja viele wandelbare Dinge und menſchliche Scheingüter, von welchen ſo mancher Menſch ſich einnehmen läßt und ſie als ſein Lebensziel ſich vorſetzt. Sie ſind ſeine Götzenbilder geworden, denen er nachläuft und ſie anbetet, Götzenbilder, entſtanden auf dem Boden des Sinnlichen und des Fleiſchlichen.

Dagegen gibt es nur ein höchſtes menſchliches Lebensziel, das chriſtliche, in welchem alle Aufgaben des ehrbaren irdiſchen Berufs ihren Plaß finden. Nur ein wahrhaft höchſter Lebensberuf iſt der Menſchheit beſchieden, zu welchem jeder andere von uns gewählte Beruf, jede andere uns vorſchwebende irdiſche Aufgabe, jeder andere geſteckte Zielpunkt ſich verhalten wie Mittel, Wege und Werkzeuge.

¹⁾ Luf. 12, 31. ²⁾ 1. Petr. 2, 9. ³⁾ Eph. 4, 13.

Unendlich hoch über aller menschlichen Kultur und den irdischen Kulturfaktoren steht dieses eine höchste Lebensziel der Menschheit und es vermag erst allen anderen Zielen menschlichen Strebens die rechte Bedeutung und Richtung und einen ewigen Wert zu verleihen.

Der irdische zeitliche Beruf, welchem wir uns widmen, gibt uns gegenüber unseren Mitmenschen je eine besondere und eigenartige Stellung. Er bringt also einen Unterschied unter den Menschen hervor und bildet in der menschlichen Gesellschaft eine Stufenreihe von den einfachen Lebensständen bis hinauf zu den Ständen der höchsten Bildung und Macht.

Wie ganz anders beschaffen zeigt sich unser höchstes menschliches Lebensziel!

Das christliche Lebensziel hat es in allererster Linie mit unserem inneren Menschen, mit unserer unsterblichen Seele zu tun, schließt sie auf und wandelt sie in eine neue Kreatur um. Dieses höchste Ziel will seinen unmittelbaren und stetigen Einfluß geltend machen auf unser inneres Sehnen und Verlangen, auf unser Denken und Wollen, auf unser Glauben, Hoffen und Lieben, auf unser gesamtes inneres Tun und Lassen. Alle diese inneren Kräfte und Gaben, alle diese geistigen Anregungen und Seelentätigkeiten sollen auf jenes Ziel gestimmt, in Einklang mit ihm geweckt und geleitet und auf seine Erreichung hingelenkt, nach ihm gestaltet und dafür tüchtig gemacht werden. Das höchste Lebensziel berührt alle Menschen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, des Standes, ob Mann oder Frau, ob Kind oder Greis, ob reich oder arm, gleichmäßig: es ist allen gemeinsam, und deshalb hat jeder der Sterblichen all seine Kraft einzusetzen, um es zu erreichen.

Bei den verschiedensten Gelegenheiten und häufig in Gleichnissen weist der Weltheiland auf das einzig Notwendige, auf das höchste menschliche Lebensziel hin, so wenn er dasselbe als die kostbare Perle bezeichnet, welche wir suchen sollen; so wenn er mahnt: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“¹⁾; so wenn er gebietet, Gott zu lieben aus allen Kräften der Seele, also alles in Beziehung zu Gott zu setzen und mit seinem heiligen Willen und seinen heiligen Absichten in Einklang zu bringen. Und ähnlich weisen die heiligen Apostel auf das höchste christliche Lebensziel hin, und zwar der heilige Petrus mit den Worten: „Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliger Stamm, ein Volk der Erwerbung, damit ihr verkündet die Tugenden dessen, der von der Finsternis euch berufen hat in sein wunderbares Licht“²⁾. Und der heilige Paulus stellt uns diese unsere höchste Lebensaufgabe mit der Mahnung vor, daß wir im christlichen Leben „zum vollen Manne, zum Maße des Alters der Fülle Christi“³⁾ heranreifen sollen.

In allen diesen Schriftworten wird uns das Ziel und Ende des Menschen, der höchste und eigentlich einzige Lebensberuf jedes Christen klar vor Augen gestellt, d. i. der Beruf, dessen gesamtes Wirken in der ernstesten Arbeit an dem Heile unserer Seele besteht, dessen höchste Aufgabe ist, die Tugenden des Sohnes Gottes durch unser ganzes Leben hindurch zu verkündigen, dessen höchstes Ideal es ist, daß der einzelne Christ sich unaufhörlich bemühe, in seinem Tugendwandel

¹⁾ 1. Joh. 4, 1. ²⁾ Joh. 8, 12. ³⁾ Pred. 1, 10.

dem Vollmaß der Tugenden Christi näher und näher zu kommen und so die christliche Vollkommenheit endlich zu erringen.

Wie ihr wohl seht, dieses Ziel stammt aus einer höheren, der übernatürlichen Welt: seine Quelle ist der Sohn Gottes selbst, der uns in sein wunderbares Licht berufen hat. Diese höchste Lebensaufgabe des Christen, mit allen seinen Kräften, mit seiner Seele und seinem Leibe und mit seinem irdischen Beruf sich Gott ganz zu eigen zu geben und schließlich seines ewigen seligen Besizes sich zu erfreuen: dieses Ziel ist zu herrlich und zu reizvoll für die nach Wahrheit und Glück dürstende Menschenseele, als daß sie nicht darnach ringen sollte. Gleich einer festen hochgelegenen Burg wird es zwar nur durch harten, fortlaufenden Kampf erobert: denn die Pforte ist eng und der Weg schmal, der zum Himmel führt, sagt der Herr selbst¹⁾. Aber der Christ sieht sich in diesem Geisteskampfe begleitet von einem wunderbaren geistigen Lebensgefühl, von der Empfindung des inneren Friedens, von dem seligen Gefühl, im Dienste und an der Seite des allezeit siegreichen höchsten Herrn zu streiten und das Heil der Seele zu fördern. Dieser Geisteskampf wird mächtig unterstützt und allmählich zum erfolgreichen Abschluß gebracht durch die vertrauensvolle, von Gott verbürgte Erwartung des ewigen Lebens, der ewigen Seligkeit. Denn: „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden²⁾“, spricht der Heiland.

Ja, das ewige Leben, das Leben ohne Leid und Schmerz, das Leben ohne Schatten und ohne Mangel, die Fülle des Lebens, das niemals versiegt, kurz die Teilnahme der standhaften, im Guten bewährten Menschenseele an der Herrlichkeit und dem seligen Leben Gottes ist das Ziel und Ende des Menschen.

Vor allem sind wir auf den Weg ernstster Buße gewiesen: „Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe³⁾“, spricht Johannes der Täufer. Und der Heiland selbst bezeugt es mit den Worten: „Bringet würdige Früchte der Buße!“ „Wenn ihr nicht Buße tuet, werdet ihr alle zugrunde gehen⁴⁾.“

Für alle ist die rechte Buße der unerläßliche erste Schritt, um mit Aussicht auf Erfolg unserem höchsten Ziele zuzustreben. Nur durch sie wird uns eben die Möglichkeit, in eine wirkliche Gemeinschaft mit Gott einzutreten. Und warum dies? Ihr wisset, Geliebteste, zu gut, daß der Mensch durch die Sünde den irdischen Scheingütern und dem vergänglichen Lande sich hingibt und in sie sich verliert, gleichzeitig aber von Gott abrückt. Dagegen durch ernste Buße wendet er sich Gott wieder zu und beginnt eine völlig neue Lebensrichtung. Eine innere Umstimmung seines Herzens ist erfolgt: was der Sünder bisher geliebt und als sein Götzenbild angebetet: das hat er nun reuig und zerknirscht von sich abgewiesen, und dafür ist er in Demut dem erbarmenden Herzen Gottes nahegetreten. Darin aber liegt die tiefe Bedeutung und gewaltige Kraft der rechten Buße, daß der zu Gott zurückkehrende Sünder nicht bloß die Sünde fliehen und die Gebote Gottes erfüllen will, sondern daß er auch bereit ist, dies in Gott wohlgefälliger Weise zu tun. Das freilich ist nur möglich in Christo Jesu durch seine Gnade.

¹⁾ Vgl. Matth. 7, 14. ²⁾ Matth. 10, 22. ³⁾ Matth. 3, 2. ⁴⁾ Matth. 3, 8. ⁵⁾ Luc. 13, 3.

Die zuvorkommende Gnade Gottes ist es, die unsere Erkenntnis reinigt und unseren Willen sanft anregt, die schimpflichen Fesseln der Begierlichkeit und Sünde zu brechen und zum Herrn zurückzukehren. Das Erbarmen, das der göttliche Hirte in seinem irdischen Leben so oftmals und in so rührender Weise gegen die verirrtten Schäflein bekundet hat: diese zuvorkommende Huld erweist der Heiland jetzt den Sündern, ohne daß sie dieser Vorgänge sich voll bewußt werden, in geheimnisvoller Weise. Seine die Menschenseele berührende Gnade zieht den Sünder an, rüttelt ihn auf, flößt ihm Abneigung und Abscheu gegen das Böse ein und weckt in ihm die Empfindung für das Gute, die Sehnsucht nach dem verlorenen und schmerzlich vermißten Herzensfrieden, die Hinneigung zu Gottes Geboten und zu ihm selbst.

Wohl jedem sündigen Menschen, welcher die ihm so entgegengestreckte Gnadehand Gottes mutig mit Herz und Willen ergreift! Wohl ihm, indem er der Sünde entsagt und die Barmherzigkeit Gottes aus der Tiefe seines Herzens erfleht!

Wer aber sieht nicht in diesem inneren Walten Gottes, daß er, der gnädige und barmherzige Herr selbst, das endliche Gelingen einer rechten Bußgesinnung gibt? Dafür gebührt ihm unsere freudigste Anbetung und Dankagung!

Die heilige Kirche diese gute Mutter belehrt uns darüber, wie wir zuverlässig und rasch durch die Buße zur geistigen Gemeinschaft mit Gott gelangen können. Sie legt uns nämlich warm ans Herz die Pflicht zum würdigen Empfang des Bußsakraments, und sie gebietet uns eindringlich den Genuß des Himmelsbrotes in der heiligen Kommunion und dies besonders für die Osterzeit.

Gehen wir nicht achtlos an ihrem Rufe vorbei, und verschmerzen wir nicht die darin dargebotenen Gotteskräfte! Denn durch deren geheimnisvolles Wirken in unserer Seele wird unser pflichtmäßiges Streben nach dem Himmel mächtig gehoben und erfolgreich gefördert.

Indessen unser höchstes Lebensziel fordert von uns nicht einzig die Umkehr der Seele in aufrichtiger Reue über die schuldbewußten Verirrungen, nicht lediglich die Buße in dem rückhaltlosen Verzicht auf alles unser Seelenheil Gefährdende. Nein, es verlangt von uns auch die stetige geordnete Entwicklung des eigenen christlichen Lebens, seine Ausgestaltung in der christlichen Tugend bis zu seiner höchsten Blüte und Vollendung.

Freilich, dies ist leichter gesagt als getan. Denn die menschlichen Charaktere zeigen gar hervorspringende Unterschiede. Wir erfahren dies bei nur einiger Aufmerksamkeit in unserem täglichen Verkehre mit unseren Mitmenschen. Die einen derselben beherrscht ein ganz oberflächlicher Sinn, der sie alles von der leichten Seite auffassen läßt, eine Denkungs- und Gesinnungsweise, die sich in der großen Gleichgültigkeit gegen fast alle möglichen guten und schlimmen Vorkommnisse deutlich verrät. Menschen dieser Art trifft man in jedem Geschlechte, Alter und Stande: alles nur flüchtig und von außen anschauend, suchen sie sich sogar mit bedenklichen Tatsachen auch noch abzufinden, selbst wenn vieles davon ihnen nicht gefällt und sie darüber grollen und klagen.

Dieser Klasse von Menschen gegenüber steht eine andere, die alles, was um sie vorgeht, von innen heraus prüft und wertet, mit Ernst und Gründlichkeit

aufnimmt und danach auch ihr Tun und Lassen bemißt. Ihr inneres Leben mit seinem Ordnungssinn und Wahrheitsdrang ist die Quelle und Ursache, woraus ihr sichtbares Tun und Handeln abfließt, wie dieses hingegen der Widerschein ihres inneren, geistigen Lebens ist.

Jene Christen, welchen schließlich alles bisher gut genug und das Nächste immer das Beste war, leiden freilich an schwerem geistigen Siechtum. Indessen ist ihr Sinn für ihr Seelenheil vorerst nur betäubt, aber noch nicht ganz erstorben. Mögen sie voll Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes nur sich aufraffen und mit dem rechten Bußgeiste sich versehen! In nachdrücklichster Weise fordert sie die heilige Kirche dazu auf mit der Mahnung des Apostels Paulus: „Bereits ist es an der Stunde, daß wir vom Schlafe aufstehen. Denn näher ist jetzt unser Heil, als da wir gläubig wurden¹⁾“.

Sollen wir unausgesetzt auf dem steilen Pfade zu unserem höchsten Lebensziele weiterwandeln und den Himmel erklimmen: so laßt uns die eigene Geistes-trägheit mutig überwinden und dafür die geistige Regsamkeit eintauschen! Denn mit ihr allein können wir, von Gottes Gnade unterstützt, im christlichen Tugendleben wirkliche Fortschritte machen. Wie ihr wisset, hat der Heiland die von uns täglich zu beherzigenden Worte gesprochen: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich²⁾“.

Ohne beharrliche geistige Arbeit an unserer Seele, ohne stete Beugung unserer niederen Begierden und Wünsche unter die Herrschaft unseres Geistes, ohne die demütige Unterordnung unseres Willens unter die Gebote Gottes werden wir auf dem steilen christlichen Tugendpfade nicht vorwärts kommen. Ohne die ernstliche Festlegung unserer Seelenkräfte in allem dem, „was immer wahr, was immer keusch, was immer gerecht, was immer heilig, was immer lebenswürdig, was immer rühmlich, wo immer eine Tugend³⁾“; kurz ohne wirkliche Anstrengung unseres inneren und äußeren Menschen werden wir auf der irdischen Wanderschaft zu unserem höchsten christlichen Lebensziele kaum namhafte Fortschritte machen können.

Je mehr wir an christlicher Erfahrenheit zunehmen, desto mehr würdigen wir die himmlische Wahrheit, daß des Menschen Himmelreich nicht hier auf Erden seine Heimstätte habe; desto mehr erfassen wir es, daß wir das rechte und wahre Himmelreich nicht in Speise und Trank, nicht in ausschweifender Sinnlichkeit und wandelbarer Machtfülle zu suchen haben, auch nicht in den höchsten Errungenschaften menschlicher Wissenschaft und den hervorragendsten Leistungen menschlicher Kunst finden werden.

Wenn es um die christliche Erfahrung eine so wichtige Sache ist, dann laßt uns in derselben, in ihrer Mehrung stetig fortschreiten gemäß dem Worte des Apostels: „Wachset in der Erkenntnis Gottes³⁾!“ Ja, laßt uns zunehmen in der christlichen Weisheit, auf daß wir Rechenschaft geben können jedermann von unserem christlichen Glauben, von unserer felsenfesten katholischen Überzeugung!

Was vielen Christen heutiger Zeit wirklich fehlt, das ist die rechte Erkenntnis der unverfälschten christlichen Wahrheiten, und was ihnen weiter abgeht, der

¹⁾ Röm. 13, 11. ²⁾ Matth. 11, 12. ³⁾ Phil. 4, 8.

rege Verkehr mit gottesfürchtigen, rechtschaffenen, pflichttreuen Christen, was sie also außer acht lassen, das ist das christliche Gemeinschaftsleben. Auf der einen Seite entbehren sie der christlichen Lehrweisheit und mit ihr der rechten christlichen Gesinnung, und auf der anderen Seite entgeht ihnen der hohe Segen der christlichen Lebensweisheit, kurz der christlichen Erfahrungheit.

Solche Christen wissen wenig von dem dreieinigen Gott; sie vergessen auf die endlosen Erweise seiner Barmherzigkeit. Gering denken sie von der Kraft seiner Gnade, kaum kümmern sie sich um die heiligen Sakramente, um die Kirche und das gottesdienstliche Leben in ihr.

Aber ebensowenig schauen sie, weil ohne dauernden Verkehr mit bewährten Christen, vor, neben und um sich die Beispiele des echt christlichen Lebens anderer, die Kraft ihrer gläubigen Gesinnung, den Mut ihrer christlichen Opferwilligkeit, Entfagung und Selbstverleugnung. Unbeachtet bleibt ihnen der ernste Kampf ihrer Mitchristen gegen Unglaube, Sünde und Verführung, unbemerkt die standhafte Treue im heiligen Glauben, ungesehen der unermüdete Arbeitseifer anderer im zeitlichen Lebensberuf, ungekannt die gewissenhafte Sorge christlicher Eltern in der Erziehung ihrer Kinder, fremd das wirksame Eintreten christlicher Mitbürger für die Wohlfahrt ganzer Klassen und Schichten der Bevölkerung.

Ist es da verwunderlich, wenn es mit ihrem eigenen christlichen Leben, mit ihrer Festigkeit in der christlichen Überzeugung sehr schwach aussieht? Ist es da noch befremdlich, wenn es mit ihrem Sturmut in schwierigen Lagen und in Leiden, mit ihrem mannhaften Auftreten gegen die Verächter der Autorität Gottes, mit ihrem Kampfe gegen die Sünde und volksverderbliches Wesen sehr kümmerlich bestellt ist?

Wie anders aber würde der christliche Mann und die christliche Frau sich als solche bewähren, wenn sie wirkliche christliche Gemeinschaft mit den erprobten Mitchristen hielten! Wie viel Kraft und Wagemut würden sie aus solchem gottgewollten Verkehre gewinnen, wie viel Belehrung und Trost würden sie daraus schöpfen! Zu wie viel Edlern würden sie angeregt, auf wie viel Ernstes und Beherzigenswertes aufmerksam gemacht! Wie würde das schwache Lichtlein ihres Glaubens Nahrung erhalten, wie gar sehr würden die erlöschenden Funken ihres christlichen Wohlwollens gegen fremdes Elend wieder zur lohenden Flamme angefacht werden!

Solche Christen würden zweifelsohne aus der christlichen Gemeinschaft überaus wertvolles geistiges Gut empfangen. Doch sie selbst hätten auch die Genugtuung, hinwiederum viel edles Gold durch ihr Beispiel und Vorbild der christlichen Gemeinschaft spenden zu können. Denn gerade durch ihr erwachtes Glaubensleben werden die anderen in ihrer Glaubensüberzeugung, in ihrer christlichen Welt- und Lebensanschauung neu gefestigt, in ihrem christlichen Wandel noch mehr bestärkt. Die eigene unerschütterliche Überzeugung, daß das stete Trachten nach dem Reiche Gottes für sie die höchste Sorge, die unter allen Verhältnissen wertvollste und notwendigste Arbeit sei, ja diese Gesinnung und Geistesstimmung wird auch die gleiche Überzeugung in anderen mächtig heben und in Taten wirksam werden lassen. Durch solches edle Tun

wird Gott verherrlicht und es erfüllt sich das Wort des Herrn: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater preisen, der im Himmel ist¹⁾.“

Die Gesamtrichtung des christlichen Denkens und Wollens, Tuns und Lassens strebt mächtig danach, mit Christus in all und jedem einig zu gehen und der engsten Geistesgemeinschaft mit Gott sich zu versichern. Ihm erschließt sich der tiefste Sinn des Menschenlebens, das allweg sein soll hier und in der Ewigkeit eine rückhaltlose Verherrlichung Gottes, eine Verherrlichung, mit welcher als unzertrennlicher Kampfpfeil verbunden ist ewig dauerndes, seliges Leben in Gott.

Der heilige Paulus vergleicht das ernste Ringen und Jagen der Christen nach christlicher Tugend und Vollkommenheit mit dem Wettlaufe der alten heidnischen Griechen und Römer nach einem ausgelobten Siegespreise. Und er schreibt von jenen Wettläufern: „Wisset ihr nicht, daß die, welche auf der Rennbahn laufen, zwar alle laufen, aber nur einer empfängt den Preis²⁾?“ Ja dort empfangen unter allen Bewerbern nur einer oder wenige den Preis, und zwar welchen Preis? Ihnen winkte ein verzweckender Kranz oder eine zerbrechliche Krone.

Ganz andere und reichere Hoffnungen winken und reizen auf der Rennbahn des christlichen Lebens. Hier sollen ausnahmslos alle Christen laufen und jedem von ihnen ist eine Krone verbürgt, wenn er als Sieger sich bewährt — die Krone des ewigen Lebens.

(Erzbischof Dr. Franz Joseph von Stein von München
in einem Hirtenschreiben vom 20. Februar 1905.)

Der beste und zuverlässigste Führer der Menschheit.

Auf der Welt gibt es so viele Menschen, welche anderen als Führer vorangehen wollen und Gefolgschaft von ihren Mitmenschen verlangen, wenn sie gleich selbst nicht auf dem rechten Wege sind. Unbekümmert um Gott und Seelenheil der Menschen wollen gerade in unserer Zeit in wirtschaftlicher, politischer und religiöser Hinsicht so manche die Führerschaft sich anmaßen, welche durchaus nicht die nötigen Eigenschaften und verantwortungsvolle Gewissenhaftigkeit dazu haben. Zahlreich sind jene Parteiführer im öffentlichen Leben, welche nur ihren Vorteil und nicht die Ehre Gottes und das Wohl des Nächsten suchen. Ganz anders ist dieses aber bei Jesus Christus. Er war bloß auf diese Welt gekommen zum Heile und zur Rettung der Menschheit. Er allein ist der wahrhaft gute Hirte.

¹⁾ Matth. 5, 16. ²⁾ 1. Kor. 9, 24.



Jesus der gute Hirt.

Der gute Hirt, von dem der göttliche Heiland im Evangelium spricht, ist unser barmherziger Gott, ist er selbst, und die irrenden Schafe sind wir. Oder dürfen wir es leugnen, daß wir nur zu oft von der schützenden Hürde uns trennten und Wege einschlugen, die nicht Gottes Wege sind? Uns alle hat die göttliche Barmherzigkeit schon aufgesucht, und an uns allen hat sie ihre Liebe, ihre Hirtenfürsorgfalt erprobt. Der gute Hirt, unser Heiland, ist uns nachgeeilt, bis er uns fand, gerade so wie er es z. Bt. seines öffentlichen Lebens auf Erden machte. Als er die Samariterin belehren wollte, heißt es, daß er müde vom Wege war, hungrig und durstig, so daß er zu dem Weibe am Brunnen sagte: Gib mir zu trinken. Als er das ungläubige Jerusalem sah, weinte er über dasselbe. Uns ruft er durch den Mund seines Propheten zu (Jf. 30, 21): „Du wirst eine Stimme hören, die mahnend hinter dir her ruft und dir sagt: das ist der rechte Weg, betrete ihn. Derjenige, auf welchem du wandelst, ist der verkehrte.“ Gott weist uns auf den einzigen richtigen Weg hin, der zu unserem Glücke führen kann.

I.

Wir sind halsstarrig und eigensinnig, wir tun, als wenn wir die Stimme Gottes nicht hörten. Allein der göttliche Hirt läßt nicht davon ab, uns zu gewinnen. Er überläßt uns nicht unserem selbstverschuldeten Schicksal. Wir kennen das Herz Gottes nicht, wir beurteilen es nach dem unsrigen. Unsere Freundschaften sind flüchtige, unbeständige Freundschaften, die bei dem ersten Hindernisse auseinandergehen; unsere Freundschaften sind hochmütige Freundschaften, die eine einzige Verachtung in Abneigung und Haß verwandelt. Wie ganz anders handelt Gott! Er geht dem Sünder nach, nicht einmal, sondern hundertmal; sonst würde er wenige verlorene Schafe zurückführen zur Herde, denn es gibt nicht viele leicht zu bekehrende Herzen, die sich dem ersten Rufe ihres Gottes ergeben. Nicht manchen David gibt es, der bei dem ersten Mahnwort des Propheten an seine Brust schlägt und ausruft: Herr, erbarme dich meiner; nicht manchen Ezechias, der gleich nach der ersten Züchtigung Gottes einen büßenden König auf dem Throne zeigt, nicht manchen hl. Petrus, der bei einem Blicke des Heilandes in sich ging und bittere Tränen vergoß. Der Sieg Christi über unsere Herzen erfordert viel Zeit und manchen harten Kampf. Der Heiland muß nach und nach alles bei uns anwenden. Er muß auf uns wirken lassen: die Güte des Vaters, das Ansehen eines Herrn, das Zureden eines Freundes, die Drohungen eines Richters, seine Erleuchtung durch die Gnade, Ermahnungen, die aufklären, Gewissensbisse, die beunruhigen, Versprechungen, die anlocken, Hoffnungen, die auffrischen, Einladungen, die rühren und bewegen. Allerdings bekehren wir uns dadurch oft nicht, aber es bleibt doch in unserer Seele eine heimliche Unruhe zurück, die sie nicht loswerden kann. Wenn wir allein sind, dann kommt die Überlegung, dann spricht die Stimme des Glaubens und der Vernunft, und dann sagen wir uns, daß wir, um glücklich leben zu können, unseren inneren Frieden zu erlangen, zuerst mit Gott Frieden machen müssen.

Gibt es etwas Bewunderungswürdigeres als diese Langmut Gottes? Gibt es ein schöneres Bild für die Barmherzigkeit Gottes als das des guten Hirten, der seinem verirrtten Schäflein nachgeht?

Das Schönste an diesem Bilde ist wohl das, daß der gute Hirt bei seinem Suchen und Drängen auf die Eigenart eines jeden sieht und auf die günstigen Augenblicke des Sünders acht gibt. Ein jeder Mensch hat seine besondere Gemütsart. Was den einen rührt und bewegt, macht auf den anderen nur einen geringen oder gar keinen Eindruck. Was tut also der Herr? Er tut, was wir tun, wenn wir die Herzen der Menschen gewinnen wollen, er richtet sich nach unseren Herzen, nach unseren „natürlichen Neigungen“. „Um das Herz zu gewinnen,“ sagt der hl. Augustinus, „richtet er sich nach dem Herzen.“ Einer edlen, erhabenen angelegten Seele stellt er das Niederträchtige, Sklavische, Elende der Leidenschaften vor, die den Menschen unter das unvernünftige Geschöpf erniedrigen. Einem eigennützigem Herzen schildert er die Güter dieser Welt als vergängliche, als Güter, die uns endlich verlassen werden, oder die wir verlassen müssen. Einem weichen und dankbaren Herzen stellt er sich dar, wie er unter tausend Qualen am Kreuze für die Menschheit stirbt, und wie er für alle seine Leiden und sein vergossenes Blut von den Menschen nichts verlangt, als daß sie ihn lieben und dadurch ihr eigenes Glück begründen. Einem furchtsamen, zur Sinnlichkeit und Wollust geneigten Gemüte stellt er sich als den gerechten, strengen und rächenden Gott dar, der, wenn die Zeit der Wahl vorbei ist, die Sünder mit ewigen Strafen heimsucht.

Aber der gute Hirte begnügt sich nicht damit, auf die Eigenart der Menschen einzuwirken. Wie wir die günstigen Augenblicke und Stunden suchen, wo wir gewisse Menschen am besten für eine Sache gewinnen können, so sucht auch er bei uns den günstigen Ort, die Zeit, die Gelegenheit, die Umstände auf. Was mitten in der Freude und Zerstreuung der Welt ohne Wirkung und Eindruck auf uns bleiben würde, das erregt uns und reißt mit sich fort in Stunden der Einsamkeit und des Unglücks. So gewann der gute Hirt den hl. Augustinus. Wie oft hatte er die Briefe des hl. Paulus durchgelesen, war aber niemals bewegt, gerührt, geschweige denn bekehrt worden. Endlich trat der glückliche Augenblick ein, er hörte den Ruf: „Nimm und lies.“ Und er liest eine Stelle, die er schon so oft gelesen hatte, und diesmal kam die Gnade zum Durchbruch. Tränen entströmten seinen Augen, und die Buße kam. Ein günstiger Augenblick, den der göttliche Hirte benutzte, macht endlich nach so vielem Widerstande aus dem Sünder Augustinus einen Lehrer und ein Muster der Heiligkeit.

Bekehrt sich nun der Sünder, dann erfolgt die Ausöhnung mit Gott. Diese ist aber nicht wie eine Ausöhnung unter den Menschen. Die beste läßt nur zu oft Kaltes, Gezwungenes und einen Keim der Abneigung zurück. — Nicht so ist es bei Gott. Da tritt das alte schöne Verhältnis wieder ein. Der Sünder wird wieder Kind und Freund Gottes. Der Hirt nimmt das verirrtte Schaf auf seine Schulter, um ihm den Weg zu sparen, er empfindet mehr Freude über dies eine als über die neunundneunzig anderen; dabei verleiht der Herr dem mit ihm wieder ausgesöhnten Sünder reiche Gnaden und Tröstungen. Meint ihr wohl, daß Magdalena nach ihrer Bekehrung nicht glücklicher war als während

ihres Genußlebens? Der hl. Apostel Petrus kann sich nicht glücklich und selig genug preisen inmitten und trotz aller Entbehrungen, die er auszustehen hat. Er freut sich über alles im Namen Jesu. Der hl. Augustinus dankt dem Herrn unter Tränen, daß er ihn aus den Genüssen und Vergnügungen der Welt in die Abtötung und Entsagung des Kreuzes hineingeführt habe. Der hl. Arsenius war früher Minister am Hofe des Kaisers Theodosius und hatte sich dann später als Einsiedler in die Berghöhlen Agyptens zurückgezogen. Man fragte ihn, wo er vergnügtere, schönere Tage verlebt habe, am Fuße des Kaiserthrones oder in der ägyptischen Wüste? Er antwortete, Glück habe er nur in der Einsamkeit gefunden. Geht einmal in die Klöster der Benediktiner, Trappisten, Kartäuser, wohin so mancher aus den Stürmen des Lebens geflohen ist, ihr werdet selten jemand finden, der dort nicht seinen Frieden und sein Glück gefunden hat.

Haben wir darum Vertrauen zum göttlichen Hirten, wenn wir von der Herde abgeirrt sind, er wird uns suchen und wenn er uns gefunden, uns mit Tröstungen überhäufen.

II.

Der Mensch aus sich und für sich wirkt nur Eitles.

Fragen wir nach dem Grunde, warum des Menschen Tun aus sich und für sich eitel ist und vergeblich, warum er am Ende seiner Mühen mit den Jüngern im heutigen Evangelium ausrufen muß: Die ganze Zeit habe ich gearbeitet und nichts gefangen, keinen Gewinn gehabt, leer stehe ich da für die Ewigkeit, so dünkt mich, gibt das heutige Evangelium darüber hinreichende Auskunft. Erwägen wir nur folgendes. Von der irdischen Arbeit berief der Herr seine Jünger zur himmlischen, von dem Netze des Fischers zu dem Netze des hl. Evangeliums. An ihrer vergeblichen Nacharbeit wollte er ihnen nun im Bilde zeigen, daß zu dem Gelingen ihrer Aufgabe mehr notwendig sei als menschliche Kraft, Kunst und Geschicklichkeit; daß diese vielmehr nichts vermögen, wenn nicht der dabei ist, der die Welt in seiner Hand trägt, und die Erde aufhebt mit seinem Finger, ohne dessen Willen auch kein Haar vom Haupte des Menschen fällt.

Die Jünger hatten die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Nacht war es und Jesus nicht dabei. Wahrhaftig, wenn der Mensch in der Nacht seiner Unwissenheit und Sünde arbeitet, ohne Jesus, ohne seine Gnade, ohne seine Weisung, dann arbeitet er vergebens. Mit leeren Händen geht er aus, und Trauer ist sein Los. Meine Lieben, sehet in das tägliche Leben hinein, prüfet euer eigenes Tun, euere eigenen Bestrebungen, gehet auf den Grund eurer Handlungen, und ihr werdet immer finden, daß alle jene nutzlosen Bestrebungen, eiteln Wünsche, Pläne und Arbeiten, von denen ihr keine oder doch nur bittere Frucht geerntet, nicht im Namen Jesu, ohne seine Gnade, meist wider seinen Willen geschahen. Warum findet der Sünder, der in sinnlicher Lust, im Schmutz des Lasters seine Ruhe und Seligkeit sucht, nicht das, was er erstrebt, warum kann er es nicht finden? Den Erlöser hat er von sich abgewendet, seine Gnade verscherzt, deshalb will sein Streben nicht gelingen. Warum hat der Geizige nie genug, warum ist die Lebensfreude aus seinem kalten Herzen gewichen,

warum quält Sorge und Angst ihn selbst im Traume? Er arbeitet in der Nacht seiner Sünde, der Herr ist nicht dabei, deshalb ist sein Tun eitel. Warum wird der Hochmütige, Ehrgeizige, der die Ehre der Welt besitzen möchte, von Freudelosigkeit geplagt, woher seine stete innerliche Unruhe und Qual, Früchte seines Neides, seiner Mißgunst, seiner Herrschsucht? Nacht ist's bei ihm und Jesus fern! Und du, der du die Demut des Glaubens aufgegeben hast und hochmütigen Sinnes die ewigen Wahrheiten anzweifelst, der du dir ein Dichtertum nach deinen Gelüsten bildest, warum führt dich dein Zweifel statt zur Ruhe in der Wahrheit immer mehr abwärts zum Abgrund trostlosen Unglaubens, auf die dürre, öde Heide herz- und gehaltloser Verstandesklügelei, auf der es dir nimmer wohl wird? Siehe, du arbeitest und mühest dich ab in dem Nebel deines Hochmuts, in der Nacht deiner Sünde, du wirkst ohne Gnade, ohne Christus, der allein als der Weg, die Wahrheit und das Leben, ein Erlöser von dem Zweifel ist. Und ich frage weiter: Warum ist der Menschen Treiben im ganzen und großen so töricht, so eitel, warum kommt bei so vielen und großen Anstrengungen und Verheißungen so wenig oder nichts heraus? Warum prallt der Sturm der Hölle wider den Felsen der Kirche so machtlos ab, warum schaden der Kirche Lüge und Verleumdung, Hohn und Spott und Ungerechtigkeiten ohne Zahl nicht, sondern müssen vielmehr zu ihrer Verherrlichung dienen? Weil das alles in der Nacht gewirkt wird, fern vom Lichte der Wahrheit, ohne Christus, denn es geschieht ja wider ihn. Meine Christen, der Jünger nächtliche, fruchtlose Arbeit ist ein Sinnbild aller jener Bestrebungen, die der Mensch im eigenen Namen und Auftrage betreibt, für die keine göttliche Verheißung, weil keine Vollmacht gegeben worden, auf denen deshalb kein Segen ruht, die spurlos von dem Strome der Zeit hinweggeschwemmt werden. Spurlos? gewiß in ihren Erfolgen, aber nicht in der Geschichte der Zeiten, denn in dieser bekräftigen sie die Wahrheit des Wortes: „Eitles sinnt der Mensch, ist nicht Gott mit ihm.“ Und warum ist denn alles eitel und vergeblich, was ohne Gott geschieht? Was ohne ihn geschieht, geschieht wider ihn, „denn wer nicht mit ihm sammelt, der zerstreut“, was wider ihn geschieht, das ist Sünde. Gott haßt die Sünde, er will sie nicht. Weil er sie nicht will, sein Wille aber allein geschehen soll im Himmel und auf Erden, ihm alle Kreatur dienen muß, deshalb ist der Sünde Werk eitel, deshalb arbeitet sie immer nur an ihrem eigenen Verderben. Nein, die Sünde kann keine Ehre von ihrem Tun haben, der Sünder nimmer sich selbst die Glorie bereiten, denn alle Ehre und Herrlichkeit gehört dem Herrn, von dem und durch den allein etwas gut ist und Dauer, Wert und Bestand hat. Das sollten sich alle diejenigen merken und recht tief einprägen, die da ihre eigenen Wege wandeln, sich selbst helfen wollen, die von der eigenen Kraft alles Heil erwarten, die sich selbst die Ehre geben, hochmütigen Sinnes der ewigen Gottesordnung in seiner Kirche ausweichen und ihre Vollendung, ihre Ruhe und Seligkeit von den selbstgeschaffenen Wahngewalten erwarten. Ein Netz selbsterdachter Lehren werfen sie aus zu einer Zeit, wo der Herr von ihnen gewichen ist. Aber wie das Wasser unaufhaltsam durch die Maschen eines Netzes fließt, so zerrinnen ihre eitlen Gedanken und Entwürfe. Sie werden es erfahren: Wir haben fern vom wahren Lichte in der Dunkelheit unseres Vernunftstolzes,

in der Finsternis gearbeitet und nichts gefangen. Werfet einen Blick in die Geschichte der Weltweisheit aller Zeiten und vor allem auf den Verstandesdüffel unserer Lage und ziehet die Folgerungen. Doch tut mehr, habt acht auf euch selbst und werdet weise. Nicht umsonst läßt Gott dem Menschen eine Zeitlang die Freiheit zu tun, was ihm beliebt; nicht umsonst läßt er die Dinge geschehen vor den Augen der Welt, die wider ihn sind; in den Ausgängen sollen alle, die sehen wollen, den Beweis finden, daß nur sein Wille Geltung hat und zum Ziele führt, aber auch, daß seine Gerechtigkeit das eitle Treiben der Menschen richtet. Offenbar soll es werden, daß, wenn Eitles sinnt der Mensch, nicht Gott mit ihm ist. Offenbar soll werden, daß aus eigener Kraft keiner zum Ziele kommt. Des Menschen Natur neigt zum Bösen von Jugend auf; sobald er sich selbst vertraut, zieht notwendig diese böse Natur ihn auf den Weg des Bösen, an dem keine Früchte des Lebens wachsen, der nur zum Abgrunde führt, zum ewigen Verderben. Sowenig es Adam gelang, als er, verlockt vom Satan, von der Frucht des Baumes nahm, zur Gottesgleichheit zu kommen, so wenig gelangt der Mensch aus eigener Kraft zum Ziele. O daß von dieser ewigen Wahrheit, obwohl sie uns unzählmal begegnet, doch so wenige recht innig und fest überzeugt sind! O daß trotz des Schadens, den Tausende durch ihre Nichtbeachtung erleiden, doch so viele nicht gewißigt werden und das eitle Spiel mit Gefahr ihres zeitlichen und ewigen Heiles immer von neuem beginnen! Wahrlich, es gehört eine nicht gewöhnliche Blindheit, es gehört ein grenzenloser Leichtsinn dazu, die erwiesene Wahrheit nicht zu sehen, oder wenn gesehen, sie nicht zu beachten. Wie elend wird doch der Mensch, wie blind, wie unglücklich, wenn er Gott verläßt, seine Gnade verliert und sich selbst zu helfen gedenkt. Und findet er nicht in Demut und Reue die Wiederkehr zu Gott, zu welchem Grade von Falschheit und Bosheit treibt ihn dann nicht der Wahnsinn seiner Leidenschaft. Tagtäglich können wir es in der Geschichte der Völker, im Leben der einzelnen schauen: Eitles sinnt der Mensch, ist nicht Gott mit ihm.

Der Mensch, in der Zeit geboren, soll ewiges Leben besitzen. Das ist der Wille des Schöpfers. Damit aber in der Ewigkeit Herrlichkeit ihm zuteil werde, soll er in der Zeit sein Heil wirken, denn seine Werke folgen ihm nach. Aber das Tun des Menschen ist eitel, ist nicht Gott mit ihm. Er wirkt nicht aus sich, nicht aus eigenen Kräften sein Heil und nichts, was zum Heile frommt, es muß vielmehr Gott mit ihm sein, ihm helfen. Das ist ein Trost und eine Freude. Ein Trost ist das, denn ist auch die menschliche Kraft noch so schwach, so unbedeutend, wenn Gott ihr hilft, mit seinem Leben das hinfällige Leben des Staubgeborenen durchdringt, dann fasse Mut, du armes Menschenkind, das Senfkörnlein wird zum Baume werden. Dein Werk, und sei es noch so gering, wird ein ewiges sein, weil Gott mit dir das Ewige wirkt. Dein Werk wird segensreich werden für dich und alle die, welche in Glauben und Liebe dir verbunden sind. Ein Trost ist das, dann hilft Gott, dann kann dein Werk nicht zugrunde gehen, dann muß es gelingen, es muß seine Früchte bringen. Wenn ich rings um mich alles fallen sehe und das eitle, vergebliche Treiben der Welt mich in meinem Tun irremachen wollte, wenn die Versuchung mir nahe träte, verzweifelnd zu denken und zu sagen, siehe, alles menschliche Wirken ist eitel,

wird es einst auch das deine sein, dann durchdringt mich eine höhere Kraft. Ich blicke hinauf zu dem, der allein Himmel und Erde erfüllt und dessen Kraft alles erhält und regiert. Ich weiß mich mit ihm geeint und bin gewiß, daß ich nicht vergeblich arbeite; wirkt doch der mit mir, der allem, was er vollbringt, das Siegel der Ewigkeit aufdrückt. Das ist für den schwachen, hilfsbedürftigen Menschen der einzige, wahre Trost. Und eine Freude ist es, ja eine wahrhaftige Freude, die selbst das scheinbare Mißlingen meines Werkes nicht trüben kann. Wie der mit Lust und Zuversicht arbeitet, der seine Arbeit von einem kunstgewandten Meister geleitet weiß, unter dessen Mitwirkung sie gelingen muß, so ist es eine Lust, eine Lust, der nichts auf Erden gleicht, unter dessen Leitung zu stehen, der untrüglich mich führt, zu arbeiten unter dessen Mitwirkung, dem nichts entgegen kann. Eine Freude ist das, ja die einzige Freude, die ich Freude nennen möchte, zu arbeiten und zu wirken mit Gott, weil ich dann mit und für Gott wirke, für ihn, zu dessen Ehre, dem das Menschenherz mit unendlicher Liebe entgegenschlagen soll, dessen Liebe das Höchste ist, was die ganze Welt umfaßt. Was der Mensch liebt, für das wirkt er mit Freuden. Nun wohl, wenn er Gott liebt, über alles liebt, dann ist das Wirken für Gott zu seiner Ehre das freudenvollste, was es überhaupt geben kann. Ist also Gott mit dem Menschen, dann findet der Mensch in seinem Tun den größten Trost und die größte Freude. Den größten Trost, weil er selbst hilfsbedürftig ist, die größte Freude, weil er geschaffen ist, Gott zu lieben. Ohne Gott vermag der Mensch nichts, mit Gott alles, ja alles, weil der Mensch mit Gott verbunden nichts anderes will, als was Gott will; sein Wille ist dem göttlichen geeint.

Doch dürfen wir endlich noch fragen, wie und wann wirkt Gott mit dem Menschen, so daß das irdische Menschenwerk ein ewiges ist. Als die Jünger nach ihrer vergeblichen Arbeit die Netze wuschen, kam Jesus zu ihnen. Sie nahmen ihn demütig auf in ihr Schiff, das dem Petrus gehörte. Als nun Jesus ihnen befahl, das Netz auszuwerfen, klagten sie ihm zwar ihr Mißgeschick, gingen aber gleich freudigen Mutes an die Arbeit. Weil sie dem Worte Jesu folgen, der im Schifflein Petri sitzt, ist der Erfolg ihrer Arbeit wider Erwarten groß. Wenn der Herr nun in seiner Gnade bei dir anklopft, wenn er dich zur ernststen Buße mahnt, dich einladet zu seinem hl. Sakramente der Liebe, dann nimm den Herrn auf und weise ihn nicht ab. Erst verfühne dich mit ihm und dann gib dich ihm ganz hin, wenn er zu dir kommt. Da beuge den stolzen Nacken, denn den Demütigen, aber auch nur den Demütigen, gibt Gott seine Gnade. Es ist noch nie einer mit übermütigem Selbstvertrauen vor den Herrn hingetreten und hat den Blick seines allsehenden Auges ausgehalten; noch nie ist der Herr bei einem Stolzen eingekehrt, wohl aber bei den schlichten, demütigen Jüngern und bei den reuigen Sündern. Hat er dir nun seine Gnade zugewandt, gehört dein Herz dem Herrn, dann vergiß deiner vergeblichen Nachtarbeiten, horche auf sein Wort, auf seinen Befehl, der dir in seiner Kirche, aus dem Schifflein Petri stets verkündet wird, und handle danach, dein Wirken wird dem reichen Fischzuge der Jünger in nichts nachstehen. Und wenn auch der äußerliche Erfolg sich nicht gleich einstellt, deshalb ist deine Arbeit nicht vergebens. Tue nur das Deine redlich nach besten

Kräften. Dafür erhältst du den ewigen Lohn, das äußere Gelingen deines Werkes ist dazu nicht notwendig.

Als der Heiland Petrus und seine Gefährten aufforderte, von neuem das Schifflein zu besteigen und die Netze auszuwerfen, da legte er ihnen nahe, daß die Kraft seines Namens nicht nur bei dem Fischzuge auf dem See Genesareth, sondern auch bei ihrem künftigen Verufe sie begleiten und in ihnen und mit ihnen wirksam sein werde. Uns zeigt er dadurch an, wie und wodurch alle unsere Arbeit segensreich wird, insbesondere unsere Arbeit für den Himmel. Aber noch ein anderes will er uns lehren. Petri Schifflein war es, in welches er stieg, in welchem er das Wunder wirkte. Petri Schifflein, seine heilige Kirche, in welcher er bleiben will bis zum Ende der Zeiten als der Weg, die Wahrheit und das Leben, soll und muß uns beherbergen, wollen wir anders eine reiche, fruchtbringende Arbeit in unserem Leben, auf dem Meere dieser Welt, vollbringen. Mögen auch falsche Propheten uns locken, die Weltweisheit uns mißachten und bspötteln, nichts darf uns trennen von dem Schifflein Petri, den Heilmitteln, die uns die Kirche in so reichem Maße bietet, von dem Kreuze, das ihr Panier ist, und von dem Heilande, der in ihr waltet. Seien wir überzeugt, in dem Schifflein Petri wird Gnade und Segen uns werden, und es wird uns sicher hinübergleiten zu den Gestaden der ewigen Heimat, wo wir den Lohn all unserer Mühen und Arbeit empfangen werden, aus der Hand unseres Erlösers.

Die Wichtigkeit der zehn Gebote Gottes für die ganze Welt.

Der Wille Gottes ist in den zehn Geboten, die auf Sinai verkündet wurden, den Menschen kundgetan worden, ebenso in dem Evangelium Jesu Christi. Wer ein Gebot Gottes oder der von Jesus Christus gestifteten alleinseligmachenden Kirche übertreißt, handelt gegen den Willen Gottes, er begeht eine Sünde und macht sich vor Gott strafwürdig. „Wer das Gebot bewahrt, bewahrt seine Seele; wer aber seinen Weg vernachlässigt, wird sterben“ (Sprichw. 19, 16). Wer etwas tut, was Gott verboten hat, sündigt durch seine Handlung in Werken. Wenn man aber etwas nicht tut, was Gott befohlen hat, sündigt man durch Unterlassung des Guten. Man kann sich ferner versündigen in Gedanken und Begierden, wenn man wünscht, etwas Verbotenes zu tun bei gegebener Gelegenheit. Man kann sich auch gegen Gottes Gebote verfehlen in Worten, wenn man sündhafte Reden führt. „Kein böses Wort gehe aus von eurem Munde“ (Eph. 4, 29). Das Sündhafte aber liegt nicht in erster Linie in der fehlerhaften Tat, sondern vor allem im verkehrten Willen. Wo kein Wille dabei ist, gibt es auch keine Sünde. Deshalb besteht die Sünde in der wissentlichen und freiwilligen Übertretung eines Gebotes Gottes oder seiner hl. Kirche. Die Sünden sind aber nicht alle gleich groß. Sie richten sich nach der Wichtigkeit der Gebote, nach der Größe der Bosheit und den begleitenden Umständen. Eine mit vollkommener Erkenntnis und freier Einwilligung begangene Übertretung eines göttlichen oder

kirchlichen Gebotes in einer wichtigen Sache ist eine schwere Sünde oder Todsünde, welche zum geistigen Tode führt und die ewige Verdammnis nach sich zieht. „Wer Sünde tut, ist vom Teufel“ (1. Joh. 3, 8). Eine Verfehlung in geringer Sache oder auch in einer wichtigen Sache aber nicht mit vollständiger Erkenntnis oder nicht ganz freier Einwilligung ist nur läßliche oder kleine Sünde. Ob übrigens etwas eine schwere oder läßliche Sünde ist, läßt sich zwar nicht immer so leicht erkennen. Deshalb muß man dabei sein Gewissen ernstlich zu Rate ziehen. Denn dieses ist die Stimme Gottes, welche uns durch Eingebung des hl. Geistes sagt, was gut und böse oder läßliche und schwere Sünde ist.

Die 10 Gebote in ihrer ewigen Geltung.

Die Gesetzbücher der Völker wurden im Laufe der Zeit immer wieder umgearbeitet oder ergänzt oder ganz außer Kraft gesetzt. Ihre Herrlichkeit war wie die Blume des Feldes (Js. 40, 6) und wie die Schrift im Schnee. Es gibt aber ein Gesetzbuch, das die Herrlichkeit des Herrn offenbart (Js. 40, 5), vom Finger Gottes in Stein geschrieben (Exod. 31, 18), eine unwandelbare Verfassung jeder sittlichen Lebensordnung, im Laufe der Jahrtausende nicht umgearbeitet und heute noch gültig. Ich meine das kleine Gesetzbuch der zehn Gebote Gottes (Exod. 20, 1—17; Deut. 5, 6—21). Es sind nur zehn Gebote, an den Fingern abzuzählen, während das alte babylonische Gesetzbuch mehr als zweihundert, das neue Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches mehr als zweitausend Paragraphen enthält. Und doch ist das Gesetzbüchlein mit den nur zehn Paragraphen der Prüfstein für den sittlichen Wert und die rechtliche Gültigkeit aller Staatsgesetze und aller Rechtsurkunden, aller Verträge und aller Verfassungen. Wo immer ein menschliches Gesetz mit einem der zehn Gebote Gottes im Widerspruch steht, hat es für unser Gewissen keine verpflichtende Kraft, weil man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen (Apg. 5, 29).

* * *

Jedes Schulkind kennt die zehn Gebote, das ABC der kindlich einfachen religiösen Unterweisung, und doch sind diese zehn Gedanken Gottes von unendlicher Tiefe und Höhe. Auch die größten Gottesgelehrten können sie nicht bis auf den tiefsten Grund erforschen, auch die größten Heiligen können sie nicht in den höchsten Zielen erreichen. Der Fastenhirtenbrief des Jahres 1924 soll euch die zehn Gebote Gottes nach der Zählung und nach dem Wortlaut des Katechismus neu verkünden, und zwar als Sittenspiegel des völkischen Gemeinschaftslebens und als Heilquelle der staatlichen Wohlfahrt. Wir sehen die vielgerühmte Kultur der modernen Staaten wanken und schwancken wie eine Burg im Erdbeben und möchten wenigstens den Felsenboden zeigen, auf dem die Wohlfahrt der Völker fest gegründet werden könnte. Kulturgeschichtlich ragen die lapidaren Sätze des heiligen Gesetzes, das unter Bliß und

Donner vom Berge Sinai verkündigt wurde, bergeshoch über alles hinaus, was die Kultur der alten Völker auch nach den neuen Ausgrabungen an rechtlichen und sittlichen Urkunden aufzuweisen hat. Auch im Neuen Bunde bleiben die zehn Gebote Gottes ein Katechismus der Sittenlehre, weil Christus sie als Wege zum Leben bestätigt und für sein Reich übernommen hat (Matth. 19, 16—19).

Wir sind von Kindesbeinen auf gewohnt, die zehn Gebote als Sittenspiegel der einzelnen Seele, als Richtmaß der persönlichen Lebensordnung zu betrachten. Die zehn Gebote sind aber nicht bloß Sittenspiegel für die einzelnen Seelen, sie sind von Haus aus weit mehr Sittenspiegel für die völkische Gemeinschaft: Richtmaß der sittlichen Gesellschaftsordnung. Auch die Völker müssen in diesem Beichtspiegel ihr Gewissen erforschen, in dieser Schule der Weisheit (Deut. 4, 6) die Wege des Herrn kennenlernen. Tatsächlich wurden die zehn Gebote erstmalig einem Volke gegeben. Der Umstand, daß sie auf zwei steinernen Tafeln eingemeißelt waren, sollte ihren öffentlichen und staatsrechtlichen, monumentalen Charakter ausdrücken. Tatsächlich wurde am Sinai das ganze Volk auf das heilige Gesetz verpflichtet: „Und das ganze Volk antwortete wie mit einer Stimme: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun“ (Ex. 19, 8). Die Propheten, die Wächter des Sittengesetzes, haben viel öfter das Volk im ganzen als die einzelnen auf die göttlichen Gebote hingewiesen. Auch die franken Völker des zwanzigsten Jahrhunderts könnten an diesen Heilquellen Gottes sittlich gesunden.

Wie feierlich und majestätisch klingt die Einleitung zum ersten Gebot, zugleich Überschrift zu allen zehn Geboten: „Ich bin der Herr, dein Gott.“ Kleinlaut muß vor diesem göttlichen großen Ich alle menschliche Größe in den Staub sinken und sprechen: Rede, Herr, Dein Diener hört (1. Kön. 3, 9). „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Der eine wahre Gott hat die alten Götter des Heidentums gestürzt, kein Volk darf die alten Heidengötter wieder auf den Thron erheben wollen. Kein Volk darf seinen Staat vergöttern, als ob der Staat die einzige Quelle des Rechtes wäre. Kein Volk darf sein Volkstum zum Abgott machen. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.

Das zweite Gebot: „Du sollst den Namen Gottes nicht leichtfertig nennen“ stellt den Eidschwur und damit die ganze Rechtspflege des öffentlichen Lebens unter den Schutz Gottes. Die modernen Völker haben eine gewisse Scheu, den Namen Gottes im öffentlichen Leben auszusprechen. Einige Völker sind soweit gegangen, den Namen Gottes in ihrer Verfassung totzuschweigen, und auch in ihrer Eidesformel die namentliche Anrufung Gottes nicht mehr zu fordern. Auch dieses Verschweigen des heiligen Namens ist Sünde gegen das zweite Gebot. Um so lauter sollte der gläubige Teil des Volkes den Namen des Herrn über unser Volk anrufen und den Mißbrauch des heiligen Namens im Munde der Fluchenden abwehren.

Ein wahrer Gottessegens für das Gemeinschaftsleben eines Volkes ist das dritte Gebot: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest.“ Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten Tage aber ist Ruhetag, Tag des Herrn, deines Gottes.

An diesem sollst du keine Arbeit verrichten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd" (2. Mos. 20, 10). Fachmänner der Volkswirtschaft und öffentlichen Gesundheitspflege haben die tiefe soziale Weisheit dieses Ruhegebots bewundert. Nach diesem Gotteswort hat also jeder Mensch, auch der Reiche, die Pflicht zu arbeiten. Andererseits haben auch Knecht und Magd, Angestellte und Lohnarbeiter ein Recht auf den Ruhetag. Im deutschen Volke, wo die Arbeit vielfach überspannt wird und die Menschen vor lauter Arbeitshege oder Gewinnsucht Seelenleben und Familienleben verkümmern lassen, ist das dritte Gebot im besonderen Sinne ein Segen des Volkes. Weiterhin soll der Ruhetag als „Tag des Herrn, deines Gottes" durch den Gottesdienst dieses Tages in das Werktagsgetriebe des Lebens einen Strahl des ewigen Lichtes und Lebens leiten und zum gemeinsamen Gottesdienst Reich und Arm, Oberschicht und Unterschicht des Volkes im Gotteshause versammeln. Die Kirche hat die Gewalt des Menschensohnes über den Sabbat (Matth. 12, 8) geerbt und kraft dieser Gewalt zu binden und zu lösen, statt des letzten Tages der Woche den ersten Tag, den Sonntag, den Tag der Auferstehung Christi, als Ruhetag des Leibes und Weihetag der Seele bestimmt. Neue Sekten machen wieder für den Sabbat Propaganda. Das christliche Volk wird aber ebensowenig zum jüdischen Sabbat zurückkehren, wie es zu den blutigen Stieropfern und den Neumondfeiern der mosaischen Zeit zurückkehrt.

Das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren" hat die Autorität im häuslichen und öffentlichen Leben und die Pflicht der Unterordnung unter diese Autorität verkündigt und damit eine weitere Tragsäule der gesellschaftlichen Ordnung aufgerichtet. Gebe Gott, daß unsere Jugenderziehung und Jugendbewegung im Geiste des vierten Gebotes keinen Raub an der Autorität der Eltern begehen und unser Volk zu der Einsicht zurückkehre, daß ohne Autorität jede gesellschaftliche Ordnung aus den Fugen geht! Freilich müssen dann auch die Autoritätspersonen, gleichviel, ob sie eine sichtbare oder eine unsichtbare, eine große oder kleine Krone tragen, zu der Einsicht zurückkehren, daß die Staatsgewalt nicht vom Volke ausgeht, sondern vom Gesetzgeber des vierten Gebotes und daß es keine Gewalt gibt außer von Gott (Röm. 13, 1). Das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren" hat auch die Autorität der Mutter und der Frau, nicht bloß die Autorität des Vaters und des Mannes, mit dem Siegel Gottes besiegelt. Während in den Zelten der anderen Völker rings um den Sinai die Mutter wie eine Sklavin angesehen wurde, hat das göttliche Gebot für Vater und Mutter in gleichem Ausmaße Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gefordert.

Das fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten" verbietet mit hoherhobenem Finger Gottes den privaten und völkischen Selbstmord, den Kindermord und alles, was zu den Toren des Todes führt. Wohl trägt die Obrigkeit eines Staates ein Schwert (Röm. 13, 4), um als „Dienerin Gottes", also nicht aus eigener Rechtsbefugnis, mit dem Schwerte schwere Verbrechen zu bestrafen und ungerechte Angriffe auf das Vaterland abzuwehren. Sonst aber gilt für das öffentliche Leben genau so wie für das Privatleben: Du sollst nicht töten! Du sollst die bösen Geister des Hasses und der Rachsucht und der Kriegs-

lust aus deinen Parlamenten und Volksversammlungen verbannen! Du sollst den Raub an Menschenleben und Familienglück in deiner Industrie nicht dulden! Du sollst dem öffentlichen Uergernis das Handwerk legen, das in den Schaufenstern und Theatern und Filmhäusern deiner Straßen Massenmord an den Seelen begeht! Du sollst nicht töten! Du sollst vielmehr alles unterstützen, was mit tausend Armen der Nächstenliebe, der öffentlichen Krankenpflege dient! Das ganze Arbeitsfeld der Krankenpflege steht unter dem Segen des fünften Gebotes.

Das sechste Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“ und das neunte Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ bedeuten für das Gemeinschaftsleben eines Volkes ein Gesetz der Treue, ein Gesetz der Freiheit, ein Gesetz des Lebens. Ein Gesetz der Treue, weil es um die Gattentreue der Verheirateten und um die keusche Lebensführung der Unverheirateten, also um die Wiege der völkischen Gesundheit und Kraft einen Schutzwall aufrichtet. Ein Gesetz der Freiheit, weil es die Ketten der Leidenschaft zerbricht und die Sklaverei der Seelen abschafft. So spricht der Herr als Überschrift zu allen zehn Geboten und zum sechsten Gebote im besonderen: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande der Knechtschaft geführt hat“ (Ex. 20, 2). Ein Gesetz des Lebens, weil es jene Sünden und Seuchen abwehren will, die am Lebensmark des Volkes zehren und zu Totengräbern des stärksten Volkes werden. Völker des zwanzigsten Jahrhunderts! „Wenn ihr nach dem Fleische lebt,“ wenn ihr durch eure Gesetze die Ehescheidungen erleichtert und die öffentliche Unzucht duldet, „werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Werke des Fleisches ertötet,“ im Geiste des sechsten Gebotes die Quellen des Volkslebens behütet, „werdet ihr leben“ (Röm. 8, 13)!

Das siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ eröffnet zusammen mit dem zehnten Gebot „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut“ für das volkswirtschaftliche und staatsrechtliche Leben unendliche Höhenwege. In diesen beiden Geboten ist zunächst das Recht des Privateigentums anerkannt und gegen Diebeshände und Diebesaugen versichert. Auch Staat und Gemeinde können nicht uferlos das Privateigentum ihrer Bürger enteignen, auch Staat und Gemeinde müssen das, was die Bürger auf Treu und Glauben in der Stunde der Not ihnen geliehen haben, soweit als möglich wieder zurückgegeben. Im siebenten und zehnten Gebot sind auch die modernen feineren Formen des Diebstahls verurteilt, die Vorenthaltung des verdienten Arbeitslohnes, die wucherische Preisgestaltung, die Aufspeicherung der Lebensmittel, die kapitalistische Wirtschaftspolitik, überhaupt alles, was die Kluft zwischen Arm und Reich erweitert, die Grenzsteine zwischen Mein und Dein vom Platze rückt. O Tiefe der sozialen Weisheit des siebenten Gebotes! Die Pflicht des Staates, die Lasten des Staats Haushaltes möglichst gerecht auf die Bürger zu verteilen, die Pflicht der Bürger, an den Lasten des Staates ihren Teil mitzutragen, die Pflicht der Besitzenden, durch Armenzehnt und Armenpflege den Besitzlosen zu helfen, die ganze Rechtspflege des öffentlichen Lebens, ja die grundsätzliche Lösung der sozialen Frage liegen im siebenten Gebote eingeschlossen.

Das achte Gebot: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben“ ist dem Wortlaut nach an die Gerichtsverhandlung, also wieder an einen Vorgang im öffentlichen Leben gerichtet. Im weiteren Sinne will das achte Gebot das große Gut der Wahrheit und des guten Namens gegen Lüge und Verleumdungen in Schutz nehmen und das Gemeinschaftsleben der Menschen auf Treue und Vertrauen gründen. Heute muß man das achte Gebot unserem Volke mit allen Posaunen vom Sinai in die Ohren rufen. „Der Vater der Lüge“ (Joh. 8, 44) hat heute eine Flut von Lügen in die Welt geschickt. Wer den Mut und das Gewissen hat, gegen diese Lügen aufzutreten, den guten Namen seiner Kirche, seines Bischofs, seiner Priester, seiner staatlichen Obrigkeit zu verteidigen, ist ein Apostel des achten Gebotes.

Die beiden letzten Gebote: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib und Gut“ bilden den Höhepunkt der altbiblischen Sittenlehre. Alle Bildungspflege muß sich also im Innern des Menschen als Gewissenspflege vollenden, wenn unsere Volkskultur mehr als äußerer Schein und leere Lünche an übertünchten Gräbern sein soll. Es ist nicht genug, das sündhafte Wort und Werk zu meiden, es müssen auch die tiefsten Wurzeln des Bösen aus dem Herzen entfernt werden. Vor den staatlichen Gesetzen sind die Gedanken zollfrei, nicht aber vor dem göttlichen Gesetz. In diesem Punkte ragt der sittliche Gehalt des Dekalogs weit über die weltlichen Gesetze hinaus. Die Zeiten werden erst dann besser, wenn zuerst die Menschen besser werden, und die Menschen werden erst dann besser, wenn sie ihr Gewissen an den zehn Geboten Gottes schulen.

Zugend, Rechtschaffenheit, Eid und Rechtspflege, Ehrfurcht vor der Arbeit und Autorität, Familienglück und Volksgesundheit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die höchsten Wertgüter des völkischen Gemeinschaftslebens stehen und fallen mit den zehn Geboten Gottes. Wehe dem Volke, das die Tafeln vom Sinai zerbricht! Sein Anteil wird statt der Ordnung der Umsturz sein, statt des Friedens der mörderische Krieg, statt der Keuschheit das Verhängnis von Sodom, statt des Fortschrittes der schleichende Selbstmord. Die Völker ahnen nicht, wieviel Fluch sie sich durch Mißachtung der Gebote Gottes für den Tag des Gerichtes sammeln, wieviel Segen sie durch treue Beobachtung der Gebote Gottes in zehn Kanälen über ihr Land leiten. Zweimal ist dem Zehngebot nach dem biblischen Wortlaut die Androhung einer Strafe für Mißachtung der Gebote Gottes, zweimal auch die Verheißung eines Lohnes angefügt (Ex. 20, 5—7. 12: Deut. 5, 9—11. 16). Der Katechismus der Kinder hat nur beim vierten Gebot die Lohnverheißung „auf daß es dir gut gehe“, weil das vierte Gebot sich zunächst an die Kinder wendet und auf das kindliche Gemüt die Verheißung eines Lohnes tiefen Eindruck macht. Mit diesem Hinweis auf Gottes Strafe und Gottes Lohn will die Offenbarung nicht die sklavische Furcht vor Strafe, nicht die kaufmännische Spekulation und „undeutsche“ Lohnsucht großziehen und heiligsprechen. Auch die Sittenlehre des Evangeliums läßt die Frage gelten: Meister, „was wird uns dafür für ein Lohn werden?“ (Matth. 19, 27) Mögen die sittlich Großen auf den Höhen der reinen Liebe zu Gott und zum Guten wandeln, ohne an Lohn oder Strafe zu denken, der gewöhnliche Mensch braucht in Stunden der Müdigkeit und Ver-

suchung einen sittlichen Halt, und das ist der Hinweis auf Lohn oder Strafe. „D daß du doch meine Gebote hieltest, wie ein Strom wäre dein Friede und wie Meeresswogen deine Gerechtigkeit“ (Jes. 48, 18).

Friede und Wohlfahrt, Gerechtigkeit und die ganze öffentliche Sittlichkeit eines Volkes hängen in der Luft und müssen zusammenbrechen, wenn sie nicht auf der Grundlage der drei ersten Gebote aufgebaut werden. Es gibt keine Volksmoral ohne Religion.

Darum hat der Finger Gottes zuerst auf der ersten Tafel die drei Gebote von Gott und Religion als Grundgesetz und dann auf der zweiten Tafel die Gebote von Familienpflege und Keuschheit und Gerechtigkeit und die anderen Gebote der sittlichen Lebensordnung aufgeschrieben. Moderne Gesellschaften wollen die beiden Tafeln von Sinai auseinanderreißen. Was aber Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen. Wie oft hören wir von rechts und von links: Man kann ein anständiger, ein rechtschaffener, ein sittlich guter Mensch sein, ohne zu beten und den Sonntag zu heiligen. Meine Diözesanen! Rechtschaffen sein heißt vor allem Gott gegenüber Recht schaffen. Für das Volk im ganzen gibt es keine rechte Sittlichkeit ohne Religion. Das felsenharte „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst, du sollst nicht“ sagt im Befehlstone dem Volke: Du bist nicht dein eigener Gesetzgeber. „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt.“ Wer also heute sagt: Gebt dem Volke wieder sittliche Grundsätze, der sagt damit: Gebt dem Volke wieder Religion!

Das Zehngebot wurde erstmals einem einzelnen Volke verkündigt, in der Fülle der Zeiten aber ist es mit dem Evangelium in alle Welt hinausgegangen. Da es zum größten Teil die Neuauflage des ungeschriebenen Naturgesetzes (Röm. 2, 14) war, ist es über die mosaische Zeit hinaus geltendes Recht geblieben. Heute ist es ein Gesetzbuch der guten Sitte für alle Zeiten und Zonen. Auf Tafeln von Stein geschrieben, also unauslöschlich, gleichsam in die Felswand gemeißelt, also auch den kommenden Geschlechtern leserlich, zweitausend Jahre nach Christus noch ebenso Gradmesser der Völkercultur und Seelenkultur wie tausend Jahre vor Christus. Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang steht die Kultur der Völker im Lichte dieser Gebote. Auch die Wissenschaft darf den Völkern keine fremden Götter vormachen. Auch die Kunst bleibt dem sechsten Gebote untertan. Auch die politische Presse bleibt dem achten Gebote pflichtig. Kein Bischof und kein Papst kann von der Pflicht des Glaubens, von der Pflicht der Wahrhaftigkeit und den anderen Geboten dispensieren. Lobt den Herrn auf der zehnsaitigen Harfe (Ps. 32, 2), alle Zeiten und Zonen!

Lobt den Herrn auf der zehnsaitigen Harfe, alle Lebensalter und Lebenslagen! Man muß glauben und beten, auch wenn man nicht in Not ist. Man darf keinen Selbstmord begehen, auch wenn man großes Leid und eine unheilbare Krankheit hat. Man muß Leib und Seele rein bewahren, auch wenn man jung ist. Man darf nicht Meineid schwören und nicht lügen, auch wenn man damit einen geschäftlichen Bankrott abwenden könnte. Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!

Lobt den Herrn auf der zehnsaitigen Harfe, alle Geschlechter und Schichten des Volkes! Es gibt keine doppelte Moral für die beiden

Geschlechter, als ob eheliche Untreue und voreheliche Unkeuschheit für das eine Geschlecht weniger sündhaft wären als für das andere. Es gibt keine Herrenmoral, als ob die Gebote Gottes nur für das gewöhnliche Volk gegeben wären, während die großen Herren und Übermenschen sich jenseits von Gut und Böse stellen. Am Fuße des Sinai waren alle Alter und Geschlechter und sozialen Schichten vertreten, und alle wurden gleich streng auf die Gebote verpflichtet. Wenn der Richter vom Angeklagten die Heilighaltung des Eides fordert auf Grund des zweiten Gebotes, ist er selber ebenso streng zur Heilighaltung des Sonntags verpflichtet auf Grund des dritten Gebotes. Wenn regierende Häupter nach dem vierten Gebote verlangen, dem Staate zu geben, was des Staates ist, sind sie selber nach dem ersten Gebot verpflichtet, Gott zu geben, was Gottes ist. Wenn der Reiche auf seinen Geldschrank schreibt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut“, steht auch auf seiner Haustüre geschrieben: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.“ Die zehn Gebote bilden unter sich eine innere Einheit, eine unteilbare Größe. „Wer sonst das Gesetz beobachtet“, sagt einer der Apostel (Jak. 2, 10f.), „aber in einem Punkte sich verfehlt, ist allen Geboten schuldig geworden; denn der nämliche, der gesagt hat, ‚Du sollst nicht ehebrechen‘, hat auch gesagt, ‚Du sollst nicht töten‘.“ Wer auch nur in einem Gebote dem göttlichen Willen widerspricht, hat damit die Grundlage aller Gebote geleugnet. Wer aus einer Brücke mit zehn Pfeilern auch nur einen Pfeiler herausnimmt, hat die ganze Brücke unterbrochen. Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!

„Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun“ (Ex. 19, 8). Sein Wort sei Leuchte für unseren Weg! (Ps. 118, 105). Der Herr hat uns durch das Rote Meer geführt und durch die Wüste der letzten Jahre. Der Herr hat heute seine zehn Gebote uns neu verkündigt und auf die Tafeln unseres Herzens geschrieben (2. Kor. 3, 3). Wie das Volk des Alten Bundes auf dem Weiterzug durch die Wüste die beiden Tafeln vom Sinai in der Bundeslade mit sich führte (Ex. 25, 16), so wollen auch wir auf dem Wüstenwege, der noch vor uns liegt, die zehn Gebote mit uns nehmen und mit ihnen das gelobte Land des Friedens und der Wohlfahrt unseres Volkes suchen.

Gewissen und Gewissenspflicht.

(Kardinal Michael Faulhaber, Erzbischof von München.)

Der Weltapostel mahnt: „Halte fest am Glauben und bewahre dir ein gutes Gewissen“ und sagt damit: Die Reinerhaltung des Gewissens ist mir ein ebenso großes Anliegen wie die Reinerhaltung des Glaubens. Wie es „unmöglich ist, ohne Glauben Gott zu gefallen“, so ist es auch unmöglich, ohne reines Gewissen bei Gott in Gnaden zu stehen.

Als Ziel der apostolischen Predigt bezeichnet der hl. Paulus „die Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben“.

Was das Gewissen ist, läßt sich mit drei Sätzen klarstellen. Das Gewissen ist erstens eine geheimnisvolle Anlage der Menschenseele, die uns befähigt, von Natur aus mit einem gewissen Feingefühl das Gute und Böse zu unterscheiden und in der Schule der Offenbarung noch besser unterscheiden zu lernen. Darum ruft der Prophet Isajas ein lautes Weh über jene, „die das Böse gut und das Gute böß nennen, die Finsternis als Licht ausgeben und das Licht als Finsternis“. Das Gewissen ist zweitens vor der Tat ein stiller Anruf des Verstandes und Antrieb des Willens, dem Guten sich zuzuwenden und das Böse abzuweisen. Darum schreit das Gewissen der keuschen Susanna auf: „Besser ist es für mich, ohne Missetat in eure Hände zu fallen, als vor dem Angesichte des Herrn zu sündigen.“ Das Gewissen ist drittens nach der Tat ein Richter, der das Gute mit innerer Freude lobt, das Schlechte verurteilt und mit inneren Vorwürfen, den sogenannten Gewissensbissen straft. Darum fühlt der junge David, wie ihm „das Gewissen schlägt“, als er in der Höhle von Engaddi die Hand gegen den Gesalbten des Herrn ausgestreckt hat. Auch wenn heute dein Gewissen eingeschlafen und verstummt ist, in früheren Jahren hast du seine Stimme gehört. Hastest du eine Versuchung überwunden oder deine Pflichttreue bewahrt, dann schrieb eine unsichtbare Hand auf „die Tafeln deines Herzens“ das Zeugnis: „Du hast deine sittliche Würde bewahrt“. Hastest du von den verbotenen Früchten gegessen oder deine Pflicht verraten, dann schrieb die gleiche Hand das Zeugnis: „Du hast deine sittliche Würde verloren. Adam, wo bist du?“ Das Gewissen ist also der Ausgleich zwischen der sittlichen Ordnung und den einzelnen Handlungen des Menschen. Wer in allem den Willen Gottes tut oder zu tun den Willen hat, ist ein Mensch von Gewissen.

* * *

Das Gewissen ist nicht erst durch die Offenbarung dem Menschen eingegeben, es ist von Natur aus eine Aussteuer der Seele. Auch die Heiden außerhalb der Offenbarung haben das Laster als Seelenlast empfunden und nach Erlösung von dieser Heidenlast gerufen. Der Erzvater Job war dem mosaischen Gesetz nicht untertan und doch sagte ihm sein Gewissen: Man muß das Böse meiden, dem Herrn ein Morgenopfer bringen, den Ratsschluß des Herrn auch im Unglück anbeten, dem Blinden ein Auge, dem Lahmen ein Fuß sein, sein Brot mit den Armen teilen, den Obdachlosen Wohnung geben, man darf der Frau eines anderen nicht nachstellen, dem Haufen seine Überzeugung nicht opfern, den Knechten und Arbeitern den verdienten Lohn nicht rauben. Der hl. Paulus schreibt im Römerbrief: Die Heiden erfüllen „aus natürlichem Antrieb die Vorschriften des Gesetzes“, und „zeigen dadurch, daß der Hauptinhalt des Gesetzes in ihr Herz geschrieben ist. Ihr Gewissen bezeugt es ihnen“. Gott hat in seinen Geboten vom Sinai bis zur Bergpredigt des Evangeliums die Richtlinien geoffenbart, an denen unser Gewissen mit sicherem Urteil Gut und Böß unterscheiden lernt, Gott hat aber keine Engel geschickt, um jedem Menschen auf Schritt und Tritt die Tafeln des Gesetzes nachzutragen und in der Stunde der Versuchung oder Entscheidung sichtbar vor Augen zu halten. Diesen

Engeldienst soll das eigene Gewissen ausüben. Gott hat seine Kirche als Wählerin und Weltgewissen der sittlichen Ordnung aufgestellt, die Sendboten der Kirche können aber nicht jedem einzelnen immer wie Aufseher zur Seite bleiben. Dafür hat Gott dem einzelnen das Gesetz „auf die Tafeln des Herzens“ geschrieben, damit er selber bei Tag und Nacht für alle Fälle des vielgestaltigen Lebens nach bestem Wissen und Gewissen entscheide.

Seht, meine lieben Diözesanen, was für eine wunderbare Ausstattung der Seele das Gewissen ist! Auch die Erbsünde hat diese Anlage für das Gute nicht ganz vernichtet. Wie ein Abglanz der Heiligkeit Gottes leuchtet in der Menschenseele das Gewissen. Wir sehen auf unseren Alpenbergen die Fußspuren des Schöpfers und rufen in Ehrfurcht: „Allmacht ist Sein Name“. Wir sehen in der Geschichte der Völker die Hand Gottes am Werk und falten die Hände und sprechen: Vorsehung ist Sein Name. Wir sehen im Leben Jesu und in der Geschichte seiner Kirche die unendliche Erlöserliebe und fallen auf die Kniee und beten: Heiland ist Sein Name. Wir sehen in den Werken der Wissenschaft und Kunst einen Strahl seiner Wahrheit und Schönheit aufleuchten und bekennen freudig: Vater des Lichtes ist Sein Name. Wir sehen aber auch im Gewissen des Menschen einen Abglanz seines heiligen Wesens und stimmen mit dem Seraphim die Harfen und singen: Dreimal heilig ist Sein Name. „O Herr, unser Gott, wie wunderbar ist Dein Name auf der ganzen Erde.“

* * *

Im Lichte der Offenbarung wurde das Gewissen mit helleren Augen für Gut und Böses, mit lauterem Anrufen und stärkeren Antrieben zum Guten ausgestattet. Auch früher weckte das Gewissen das Schuldgefühl angesichts der Sünde, jetzt aber führte es zugleich zu dem Lamm, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Auch früher weckte das Gewissen das Pflichtgefühl, jetzt aber lehrte es, mit Hilfe der göttlichen Gnade grundsätzlich und beharrlich den Weg der Pflicht zu gehen. Im besonderen war es die Aufgabe der Propheten, dem Volke ins Gewissen zu reden, wenn es bei falschen Göttern sein Heil suchte oder wenn der Stumpfsinn des Volkes aus Eigennutz nicht Ernst machte mit dem Wiederaufbau der religiösen und staatlichen Ordnung.

Ein kühnes und tiefes Wort des hl. Augustinus nennt das christliche Gewissen ein Christusauge, das in uns Ausschau hält, ein Christusherz, das in uns liebt, einen Christusmund, der in uns spricht und eine Christushand, die gegen das Böse zur Strafe sich ausstreckt und dem Guten die Krone reicht. Muß es da nicht heller Tag in uns und um uns werden? Weckrufe und Warnungsrufe des christlichen Gewissens sind also Weckrufe und Warnungsrufe Christi. Da spricht Christus zum Gewissen der Jugend von Pietät gegen die Eltern, zum Gewissen der Beamten von treuer Pflichterfüllung, zum Gewissen der Arbeitgeber von Achtung vor den Menschenrechten des Arbeiters, zum Gewissen der Arbeiter von vollwertiger Arbeit „aus Gewissenhaftigkeit“, zum Gewissen der Kriegerwitwen von Keuschheit, zum Gewissen der Eltern von großer Verantwortung.

Nach dem hl. Paulus ist das christliche Gewissen zugleich eine Zunge des Heiligen Geistes: „Mein Gewissen bezeugt es mir durch den Heiligen Geist.“ Die Gnade Gottes erreicht die einzelnen Seelen mittelbar durch die Kirche, unmittelbar durch die geheimnisvollen Fernrufe und Führungen des hl. Geistes. Das Gewissen ist sozusagen die Empfangsstelle, wo die leisen Schallwellen der Nähe Gottes, das stille Flüstern seiner Gnade aufgefangen werden.

* * *

Solche Hoheitsrechte hat das Gewissen, daß man niemals gegen sein Gewissen handeln darf und dem Ausspruch seines Gewissens folgen muß, sogar dann, wenn es einen irrümlichen Weg weist und einen Fehlspruch tut. Wer am Freitag meint, es sei Samstag, und Fleischspeisen genießt, hat gegen das Freitagsgesetz nicht gesündigt, obwohl es in Wirklichkeit Freitag war. Wer am Samstag meint, es sei Freitag, und in dieser Meinung Fleischspeisen genießt, hat gegen das Freitagsgesetz gesündigt, obwohl es in Wirklichkeit nicht Freitag war. Die Makkabäer ließen sich bei einem feindlichen Überfall am Sabbat ohne Gegenwehr töten, um den Sabbat mit Waffen nicht zu entweihen. Das war ein Irrtum ihres Gewissens und trotzdem sind sie Märtyrer des dritten Gebotes. Bei der Steinigung des hl. Stephanus hütete Saulus die Kleider der Henker, aus blindem Eifer für Gott und sein Gesetz. Darum nenne ich das in gutem Glauben irrende Gewissen das Saulusgewissen. Das Saulusgewissen wird ungezählte Seelen retten, die im Unglauben oder Irrglauben oder Aberglauben durch das Leben gehen, die aber persönlich in gutem Glauben ihre Religion für die wahre halten.

Höher als das Saulusgewissen steht das Paulusgewissen. Seit seiner Damaskusstunde erkannte der bekehrte Saulus mit sicherem Urteil den Willen Gottes als Richtschnur seines Gewissens. „Wir sind uns bewußt“, schreibt er, „ein gutes Gewissen zu haben, da wir uns in allem eines rechtschaffenen Wandels befleißigen“, und vor dem Statthalter Felix erklärte er: „Ich bemühe mich, vor Gott und den Menschen jederzeit ein reines Gewissen zu haben.“ Überhaupt ist es Paulus gewesen, der die Redeweise vom guten und bösen Gewissen im christlichen Sprachgebrauch einbürgerte.

Ein Pharisäergewissen haben jene Menschen, die mit doppeltem Maße messen, die im Auge des Nächsten den kleinsten Splitter sehen, dagegen den Balken im eigenen Auge nicht bemerken, die den Becher von außen reinigen, das Innere aber unrein lassen. Der Pharisäer hat einerseits ein weites Gewissen, d. h. er hält für erlaubt, was ein gesundes Gewissen für unerlaubt hält; andererseits hat er ein enges Gewissen, d. h. er sieht Pflichten und Sünden, wo keine sind. Auch heute noch gibt es Menschen, die ein „doppeltes Gewissen“ haben, nach zwei Seiten hinken, halb Esau und halb Jakob, engherzig streng, wenn es sich um Nebensachen und den Vorteil des Nächsten handelt, weitherzig leichtfertig, wenn es sich um Hauptsachen und ihren eigenen Vorteil handelt. Gewissensfreiheit ist eine heilige Sache. Gewissensfreiheit darf aber nicht Deckmantel der Gewissenlosigkeit werden. Die sogenannten Gewissens-

rechte dürfen nicht gegenüber den Geboten Gottes und der Kirche überspannt werden. Die Pharisäergewissen mahnt der hl. Jakobus: „Reinigt euer Gewissen, ihr Menschen mit zwei Seelen!“

Tiefer noch als das Pharisäergewissen steht das Pharaogewissen. Seit Jahrtausenden heißt ein verstocktes und verhärtetes Gewissen sprichwörtlich ein Pharaogewissen. Vordem verspürten auch die Pharaosünder die Vorwürfe des Gewissens, sie kämpften vielleicht schweren Gewissenskampf, dann aber suchten sie die Stimme des Gewissens in Sünde und Sinnengenuß zu ersticken, mit Ausreden und Schlagwörtern zum Schweigen zu bringen, mit Alkohol oder Romhaß zu betäuben. Von Zeit zu Zeit kamen sie, besonders in Stunden der Heimsuchung, wie Pharao zur Besinnung, dann aber taumelten sie weiter wie Blinde und fluchten weiter wie der linke Schächer, und die letzten Dinge wurden schlimmer als die ersten.

* * *

Die Saulusgewissen müssen aufgeklärt und umgewandelt, die Paulusgewissen müssen geweckt und ausgebildet, die Pharisäergewissen müssen richtig gestellt, die Pharaogewissen der Barmherzigkeit Gottes empfohlen werden. Mit einem Wort, die Gewissen müssen gepflegt werden. Gewissenspflege ist Gewissenspflicht.

Das Gewissen pflegen, heißt das Gewissen schulen. Die einzelnen müssen im Augenblick des Handelns wenigstens mit moralischer Sicherheit darüber sicher sein: Was ich jetzt tue, ist recht. Hätte man einen Zweifel, dann müßte man zuerst an der rechten Stelle sich belehren lassen oder, wenn die Handlung keinen Aufschub duldet, ehrlich mit sich zu Räte gehen und nach bestem Wissen und Gewissen sich ein Urteil bilden. Gewissen ist zunächst Wissen. Unwissenheit führt nach Paulus zu Gewissenlosigkeit.

Die Gewissen der Menschen sind so verschieden wie ihre Gesichter. Von der Gewissenszartheit eines Franz von Assisi bis zur Gewissensroheit eines Massenmörders gibt es mehr Zwischenstufen als auf der Jakobsleiter. Das Gewissen des Heiligen ein scharfsichtiger Wächter und unbestechlicher Richter — das Gewissen des Mörders schläfrig und bestechlich wie die Wächter am Grabe Christi. Das Gewissen des Heiligen wie eine Aolsharfe, worauf das leiseste Wehen des Heiligen Geistes Klang weckt — das Gewissen des Mörders wie ein ingerostetes Tor, das auch unter Keulenschlägen sich nicht auf tut. Mit dem guten Gewissen steht und fällt die sittliche Persönlichkeit.

Am weitesten gehen die Menschen auseinander in der Frage „Gewissen und Gesetz“. Das Gewissen ist nicht selber sich Gesetz (nicht autonom), das Gewissen muß sich an den Geboten Gottes und der Kirche schulen, den Gesetzen der rechtmäßigen Obrigkeit untertan bleiben und den Forderungen des Berufes sich unterordnen. Es wäre also gewissenlos, schrankenlose Gewissensfreiheit zu verkünden und das Gesetz als Gewissensknechtung hinzustellen. Das Gesetz ist auf das Gewissen angewiesen und „um des Gewissens willen“, nicht um der Strafe willen zu beobachten; das Gewissen ist aber auch auf das Gesetz angewiesen.

Das Gewissen ohne Gesetz wäre tot. Auch der reife und mündige Mensch, auch der Heilige kann das Gesetz als Richtlinie und Bindung seines Gewissens nicht entbehren. Wie oft hört man das leichtsinnige Wort: „Das muß jeder mit seinem Gewissen ausmachen“. Ja, alles muß jeder mit seinem Gewissen ausmachen, das Gewissen aber muß es mit den Geboten Gottes ausmachen. Nur der Wille Gottes, nicht die eigene Willkür, weist dem Gewissen den Weg. Was mit den Geboten Gottes im Widerspruch steht, wie Meineid und Sonntagschädigung, Revolution und Ehebruch, überhaupt alles, was gottlos und sittenlos ist, ist immer auch gewissenlos. Die hl. Schrift sagt vom gewissenhaften Menschen, er trage das Gesetz Gottes in seinem Herzen, und vom gewissenlosen, er wandle nicht im Gesetze des Herrn. Gewissen und Gesetz sind also heute unzertrennlich miteinander verbunden.

Auch Gewissen und Kirche sind keine Gegensätze. Die Kirche steht nicht wie eine Mauer zwischen Gott und dem Einzelgewissen. Die Kirche hat nach der Anordnung Christi das christliche Sittengesetz zu verkünden, zu überwachen und an der Hand dieses Gesetzes die Gewissen zu schulen. Darum verkündet die Kirche Sonntag für Sonntag die Glaubens- und Sittenlehre in der Predigt, darum mahnt sie, durch Lesung der hl. Evangelien und anderer religiöser Schriften das Wissen und Gewissen fortzubilden und das Wort Gottes im Herzen zu bewahren. Der Beichtstuhl ist Gewissensleitung, keine Gewissensknechtung. Christus redet durch die Kirche und durch das von der Kirche geschulte Gewissen. Zwischen Kirche und Gewissen kann also kein Widerspruch sein. Ohne die Kirche wären die Lichter der Gebote Gottes längst erloschen, die Stützen des Gewissens längst zusammengebrochen.

Besonders wichtig ist es, in der Jugend die Gewissen zu schulen. Wie jede andere gute Anlage der Seele darf auch die wunderbare Gottesgabe des Gewissens nicht ohne Ausbildung bleiben. Das Wort an Timotheus ist besonders an die Jugend gerichtet: „Halte fest am Glauben und bewahre dir ein gutes Gewissen!“ „Nicht dein Herz nach seinem Wunsche, nach der Pflicht frag dein Gewissen!“ Gewissen ist mehr als Wissen, Gewissenspflege muß also mehr sein als Verstandespflege, mehr sein als ein bloßes Erkennen der sittlichen Pflichten. Das Erkennen des Guten muß zum guten Willen und zu guten Taten reifen, mit der Gewissenspflege muß also die Willenspflege besonders in der Jugend Hand in Hand gehen. Nicht wer das Gute erkannt hat, nur wer es getan oder wenigstens gewollt hat, kann in das Himmelreich eingehen. Das wird der schönste Lohn des Erziehers sein, wenn sein Zögling mit einem gutgeschulten Gewissen als sittlicher Charakter ins Leben tritt. Gewissenspflege ist Gewissenspflicht.

* * *

Das Gewissen pflegen heißt das Gewissen erforschen. Christliche Tagesordnung gibt den guten Rat, man solle jeden Abend sein Gewissen erforschen, das heißt, den Lauf des Tages nochmal überdenken und im Lichte Gottes sich Rechenschaft geben über die Sünden und Fehler und Halbheiten und Versäumnisse des Tages, auch über das Gute und warum es nicht besser war, und dann

den Fehlern des Tages eine aufrichtige Reue in die Ewigkeit nachschicken, und dann mit Gott und sich zu Räte gehen, wie es am nächsten Tag besser werden könnte. Die allabendliche Gewissenserforschung ist heilsam, um aus den Zerstreuungen des Tages zur geistigen Sammlung zurückzukehren. Flatterseelen suchen Zerstreuung und Gesellschaft, tiefe Seelen lieben die Sammlung und Einsamkeit. „Gesellschaft braucht der Tor und Einsamkeit der Weise.“ Die allabendliche Gewissenserforschung ist heilsam, um in der Selbsterkenntnis zu wachsen und in die Untiefen und Schlupfwinkel und Geheimfächer der Selbstliebe des Menschenherzens Einblick zu bekommen oder, wie der Prophet sagt, Jerusalem mit Laternen zu durchsuchen. Selbsterkenntnis ist wichtiger als Erdkunde und Völkerkunde. Die abendliche Gewissenserforschung ist heilsam für den Fortschritt des inneren Lebens und des sittlichen Charakters. Die tägliche Gewissenserforschung ist heilsam für den Geist der Nächstenliebe. Wer seine eigene Schuld erkennt, wird nicht so leicht auf andere Menschen Steine werfen. Wer eingesehen hat, wie tief er selber im Schuldbuch Gottes steht, wird nicht so leicht den Mitknecht in den Schulturm stecken. So wird die Gewissenspflege eine hohe Schule sozialer Lebensweisheit.

Christliche Lebensordnung enthält das Gebot, als Vorbereitung für das Bußsakrament das Gewissen zu erforschen. Um seine Sünden aufrichtig zu bereuen und zu bekennen, muß man sie zuerst im Lichte Gottes erkannt haben. Wer also beichten will, rufe zuerst den Heiligen Geist an, der das Licht der Gewissen heißt, und stelle sich in die Gegenwart Gottes, der „die Herzen und Nieren durchforscht“ und „alles vor sein Gericht zieht“.

* * *

Es ist nicht genug, sein Gewissen zu schulen und zu erforschen. Wir dürfen nicht dem Manne gleichen, sagt der Apostel, der sein Gesicht im Beichtspiegel betrachtet und dann weggeht und vergißt, wie er ausgesehen hat. Zwei Gedanken werden dazu drängen, das Gewissen zu reinigen und rein zu erhalten, der Gedanke an die Qualen des bösen Gewissens und der Gedanke an den Frieden des guten Gewissens. „Trübsal und Angst“ sind nach dem hl. Paulus der Anteil des bösen Gewissens, „Ehre und Friede“ der Anteil des guten Gewissens.

Rain, der Brudermörder, wandert „heimatlos und flüchtig“ über die Erde, mit dem Rainsmal gezeichnet, und findet nirgends Rast und Ruhe, weil sein böses Gewissen ihm keine Ruhe läßt. Saul, der Verworfene, wird von den bösen Geistern des Trübsinns geheßt, eine Qual für sich und seine Umgebung. Judas, der Verräter, wird von seinem bösen Gewissen, den Satan im Herzen, zur Verzweiflung und in den Selbstmord getrieben. Die Bußpsalmen haben die Qualen des schuldbeladenen Gewissens in schreienden Farben geschildert: Wie ein Dorn im Fleisch brennt die Sünde im Gewissen, wie von Pfeilen durchbohrt, von schwerer Last niedergedrückt, geht einer mit dem „Gewissen in Sünde seinen Weg“. Er könnte aufschreien vor innerer Not, er ruft wie aus einem tiefen Abgrund. Das böse Gewissen kann wie ein Höllenfeuer im Innern brennen und an der Seele nagen wie ein Wurm, der nicht stirbt.“

Gott gebe und erhalte allen um Jesu willen den Frieden und Trost des guten Gewissens! So oft Christus von dem Frieden spricht, den die Welt nicht geben kann, meint er den Frieden des guten Gewissens. Der Todsünder muß mit dem Bußpsalm sprechen: „Kein Friede ist in mir vor dem Anblick meiner Sünden“; dem sündenreinen Gewissen gilt der Heilandsgruß: Der Friede sei mit dir. Im Frieden Gottes kann man wieder beten, wieder ruhig schlafen, hat man wieder Freude an der Arbeit, weichen die Geister des Trübsinns und der Verzweiflung, werden die wirtschaftlichen Sorgen und anderen Kreuze leichter, sieht man sogar dem Tode ruhig entgegen. Dem bösen Gewissen gellen die Posaunen des Gerichtes in die Ohren, dem guten Gewissen erklingen die Harfen der Engel. Selig der Mann, der mit Paulus sagen kann: „Unser Ruhm besteht im Zeugnis unseres Gewissens.“ Mögen die Menschen uns Zeugnisse mit schlechten Noten geben, wir können ihre Lobreden leicht entbehren nach dem Augustinusbwort: „Der Verleumder kann dich in schlimmes Gerede bringen, er kann dir aber dein reines Gewissen nicht rauben.“

„Das Blut Christi, der sich als makellofes Opfer Gott dargebracht hat, wird das Gewissen reinigen von den Werken des Todes, um fortan dem lebendigen Gott zu dienen“. Dieses Blut Christi fließt über die Seele, so oft sie mit vollkommener Reue betet: „Erschaffe in mir ein reines Gewissen!“ Dieses Blut Christi fließt über die Seelen in den hl. Sakramenten.

Laßt das Gewissen nicht verwirren durch Torheiten und Verkehrtheiten des Zeitgeistes, nicht verdunkeln durch „Lügenredner, die ein Rainsmal in ihrem Gewissen tragen“!

Die katholische Religion, die Retterin der Menschheit.

(Adolf Bertram, Kardinalpriester und Fürstbischof von Breslau,
in seinem Fastenhirtenbriefe 1920.)

I.

S war eine Zeit blutiger Christenverfolgungen, als der Apostel Johannes in der Verbannung auf der Insel Patmos seine Apokalypse, die Geheime Offenbarung schrieb. Schon hatte das Christentum festen Fuß in den Ländern am Mittelmeer und weiter hinaus gefaßt. Bistum an Bistum war entstanden. Reich blühte die Saat auf, die die Apostel ausgestreut hatten. Da versuchte das Heidentum mit roher Gewalt die junge Pflanzung zu ersticken. Die blutigen Christenverfolgungen hatten begonnen. In jener Zeit erging Gottes Wort an den Apostel, der beim letzten Abendmahle an Jesu Brust geruht hatte, an den Jünger, den der Herr mit bevorzugter Liebe liebte. Er lebte als Verbannter auf der Insel Patmos. Dort schaute Johannes in himmlischen Visionen die Kämpfe und den endlichen Sieg der Kirche. Gott trug in jenen Visionen ihm auf, welche Worte strenger Mahnung, aber auch erhebenden Trostes er an die Gemeinden richten sollte. Das ist das heilige Buch der Geheimen Offenbarung.

Gar vieles in diesem heiligen Buche dient auch unserer Zeit zur Mahnung und zum Troste. Was Johannes an die sieben Gemeinden Kleinasiens schrieb, das sind so recht Worte für die Zeit der Besserung.

Denen, die die Freudigkeit des ersten Eifers verloren hatten, ruft der Seher auf Patmos zu: „Ich kenne deine Werke und deine Mühe und deine Geduld; aber ich habe gegen dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast; tue Buße und übe die ersten Werke“ (Apok. 2, 2 ff.), die Werke des ersten, liebevollen und freudigen Eifers im Dienste Gottes. Gilt das nicht auch zahlreichen von uns?

Denen, die in schwerer Bedrängnis tapfer ausharrten, widmet Johannes Worte trostvoller Ermutigung: „Ich kenne“, sagt er zu ihnen, „deine Bedrängnis und deine Armut; fürchte nichts von dem, was dir an Leiden bevorsteht. Sei getreu bis zum Tode; so werde ich dir die Krone des Lebens geben (Apok. 2, 9 ff.).

Eine erschütternde Mahnung ergeht aber an die, von denen Glaubenseifer und Gottesliebe gewichen ist. „Ich kenne deine Werke“, so schallt es zur Gemeinde von Sardes. „Du hast den Namen, daß du lebst; und doch bist du tot. Tue Buße“ (Apok. 3, 1 ff.).

Ganz anders wendet sich weiter der Jünger der Liebe an die, die wohl sich schwach und hilflos fühlen, aber die trotz aller Schwäche und Hilflosigkeit die Treue bewahrten. Das sind Worte, die auch in unsern Tagen gar manche, die guten Willens sind, aufrichten können. „Ich kenne deine Werke“, so schreibt der Apostel nach Philadelphia; „du hast wohl nur geringe Kraft; doch du hast mein Wort bewahrt und meinen Namen nicht verleugnet. Weil du das Wort meiner Geduld bewahrt hast, so werde auch ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, welche über den ganzen Erdkreis kommen soll, die Bewohner der Erde zu prüfen. Halte fest, was du hast, damit niemand dir deine Krone nehme (Apok. 3, 7 ff.).

Eines ist vor allem notwendig in Tagen der Prüfung und Entscheidung, nämlich mannhafte Charakterstärke im Innenleben und im äußeren Wirken. Wo diese fehlt, da greift der hl. Evangelist Johannes mit furchtbarer Drohung ein. „Ich kenne deine Werke“, so schreibt er nach Laodicea. „Du bist weder warm noch kalt. Oh, daß du doch kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, so werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Ich strafe und züchtige die, welche ich lieb habe. So werde nun eifrig und tue Buße. Siehe, ich stehe vor der Türe und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und mir die Türe öffnet, so werde ich zu ihm eingehen und mit ihm Mahl halten, und er mit mir. Wer überwindet, dem werde ich verleihen, mit mir auf meinem Throne zu sitzen“ (Apok. 3, 14 ff.).

Ernst Mahnungen für die Christen jener Zeit und unserer Zeit. Immer klingen sie ermutigend und trostvoll aus für den, der Buße tut. Dem wird ein verborgenes Manna hienieden und das ewige Heil im Jenseits verliehen. Das ist die Teilnahme an jenem Reiche, das der Herr hier auf Erden gegründet hat, und dessen Vollendung der Ewigkeit vorbehalten ist.

Dieses Gottesreich nun ist es, dessen siegreiche Vollendung der Apostel beschreibt am Ende der Geheimen Offenbarung.

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Ich, Johannes, sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem aus dem Himmel herabsteigen von Gott, ausgestattet so, wie eine Braut für ihren Bräutigam geschmückt ist. Und ich hörte eine starke Stimme vom Throne her sagen: Siehe da, Gottes Zelt bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott selbst, wird bei ihnen sein als ihr Gott“ (Apok. 21, 1 f.).

Auf diese heilige Stadt wollen wir zu Beginn der kommenden Fastenzeit unser Auge richten. Haben wir die ernstesten Mahnungen des Apostels uns zu Herzen genommen, so soll auch jene frohe Zuversicht uns erfüllen, die ihn freudig aufjubeln ließ, als er die Gottesstadt, das himmlische Jerusalem auf unsere Erde in erhabener Vision herniedersteigen sah.

War das, was der Seher uns so begeistert beschreibt, nur ein schönes Traumgesicht? nur das Gebilde einer dichterischen Phantasie? O nein. Ihr alle wisset, es ist volle Wirklichkeit. Der, der das heilige neue Jerusalem so herrlich beschreibt, hat selbst es gründen sehen; er hat die tiefsten Einblicke in den Bauplan des Baumeisters getan; er hat selbst es mit bauen und ausstatten helfen. Es ist jene heilige Stadt, die ihr Gründer selbst mit Worten innigster Liebe kennzeichnet.

Christus ist der Gründer des neuen Jerusalems, der ewigen, heiligen Stadt. Er nennt sie seine Braut und sich den Bräutigam. Er nennt die Einwohner der Stadt seine Herde und sich den guten Hirten. Er nennt sich den Weinstock und sie seine Reben. Er preist das neue Jerusalem als die Stadt auf dem Berge, die da, lichtdurchflutet, weit hinausleuchtet in alle Länder des Erdkreises, sie alle beherrschend. Er nennt dieses Jerusalem sein Reich, in dem er seinen königlichen Thron auf ewig aufgeschlagen hat, in dem zuweilen seine Lust ist. Ja, er nennt es das Himmelreich.

Wundersame Stadt, die solchen Preises wert ist! Wo liegt sie? Wie gelange ich zu ihr? Wohnungsnot ist nicht drin. Wie gewinne ich dort Wohnung und Bürgerrecht?

Du kennst, mein lieber Christ, diese Stadt von Kindheit an. Du grüßest sie jeden Sonntag, wenn du im Kredo mit betest: Ich glaube an die Eine, Heilige, Katholische und Apostolische Kirche. Du bist ihr Kind und sie ist deine Mutter.

Und je besser du diese Stadt kennen lernst, desto tiefer wird eine Liebe zu ihr werden; desto tiefer wirst du das Glück empfinden, Bürger in ihr zu sein. Alle die zarten und starken Bande, die die Liebe zu dieser deiner ewigen Heimatstadt von Kindheit an um deine Brust geschlungen hat, möchte ich wach rufen und immer mehr festigen. Das soll dich dann auch stärken in jenem Kampfe für die Kirche, dem niemand gleichgültig zuschauen kann. Stürme obnegleichen ziehen über Christi Stadt herauf. Minenleger wollen ihre Mauern untergraben. Überläufer sind erfinderisch am Werke, um sie zu verraten, um die Einigkeit der Getreuen durch gehässige Ausstreunungen zu zerstören. Da ruft denn der königliche Herr der Stadt zur Verteidigung auf.

Aber da ich so von der Stadt Gottes spreche, tauchen manche dunkle Rätsel vor uns auf. Wie konnte Gott von den ersten Jahrhunderten an Spaltungen zulassen, so daß Millionen sich von ihr trennten? Wie konnte Gott Zeiten zu-

lassen, in denen das Erschlaffen des sittlichen Eifers auf weite Kreise lähmend wirkte? Warum duldete Gott Urgernisse und Verführungen, durch die Tausende irre wurden?

Dunkle Rätsel sind das. Doch kommen sie nicht unerwartet. Christus hat all diese Kämpfe vorausgesagt. Wir kennen auch die Ursache dieser Kämpfe. Denn wir wissen, daß Gott den freien Willen den Guten wie den Bösen gelassen hat, und daß am Ende der Zeiten, am Tage der Ernte, die Lösung aller Rätsel offenbar wird. Dann werden wir sehen, wie Gott auch schlimme Einwirkungen seinem Plane dienstbar zu machen und zum Guten zu lenken wußte. Drum klingt die Geheime Offenbarung aus in ein Siegeslied, das in Ewigkeit die Himmel durchschallen soll.

Das Geheimnis dieses Sieges liegt in der unzertrennlichen Einigung der Kirche mit ihrem Haupte. Die Kirche ist der auf Erden fortlebende Christus. Nun aber ist Christus stets derselbe, derselbe gestern und heute und in Ewigkeit. Also auch die Kirche.

Christus ist das Haupt der Kirche; die Kirche ist sein Leib. Beide sind untrennbar in Ewigkeit; daher ihre Unsterblichkeit.

Der Heilige Geist ist die Seele der Kirche. Wie Gott dem Menschen bei der Schöpfung den unsterblichen Geist einhauchte, so gab er der Kirche durch den Odem seines Lebens in Sturmeswehen des Pfingsttages unter Flammenzeichen die ganze Fülle des Hl. Geistes, damit er „bei ihr bleibe ewiglich“. Daher ihre unvergängliche Jugendkraft.

Das sollen wir beherzigen in stürmischen Zeiten. Mögen die Wogen der Angriffe und Verdächtigungen gegen den Felsen Petri stürmen; der Fels rührt sich nicht. Mögen die Fluten Petri Schifflein umbranden; das Schiff geht nicht unter.

Mögen Freimaurer und Umsturz männer, Rufer in Parlamenten, auf Kathedern und in der Presse noch so frech der Kirche die Todesglocken läuten; Engelhände verwandeln ihren Klang in ein Auferstehungs-*Alleluja*.

Das bestätigt die Geschichte von 19 Jahrhunderten. Wie fest ist daher unser Vertrauen! Doch niemals darf das Vertrauen uns einschläfern. Nichts ist schädlicher als sich in Sicherheit einwiegen zu lassen. Überall, wo Wächter schlafen, sät der Feind sein Unkraut aus.

Zwei Gründe verpflichten uns zur Wachsamkeit und zum Kampfe. Der eine Grund ist die Sorge um uns selbst. Laue Katholiken sind immer in Gefahr, die Segnungen der Kirche zu verlieren. Der andere Grund ist dein apostolischer Beruf. Du bist verantwortlich für den Einfluß, den dein Wirken auf andere ausübt. Je entscheidungsvoller die Kampfzeiten sind, desto mehr kommt es auf jeden einzelnen an. Ein Apostel sollst du in deinem Lebenskreise sein.

Drum muß mit der Liebe zur Kirche dein Eifer für ihre Zukunft wachsen.

Der Sohn Gottes wurde unser Bruder, indem er aus unserem Geschlechte geboren wurde; er nahm die menschliche Natur an und wurde in allem, was menschlich ist, uns gleich. Er wurde unser Stammvater als wahrer zweiter Adam, indem er das übernatürliche Leben uns verlieh, das wir durch die Sünde des ersten Adam verloren hatten.

Noch inniger sollte sein Verhältnis zur erlösten Menschheit werden. Er vereinigte die Erlösten zu einer organischen Gemeinschaft; mit dieser Gemeinde wollte er den Bund innigster ewiger Liebe eingehen, einen Bund lebenspendender Hingabe, einen Bund vollster Lebensgemeinschaft in Zeit und Ewigkeit. Für diesen Bund wählte er den trauesten Namen, den die Menschheit für Lebensgemeinschaft hat. Er nannte die Kirche seine Braut, und sich den Bräutigam. Das ist der heiligste Ehebund, der je geschlossen ist.

Auf Golgatha ist dieser Ehebund geschlossen. Das Kreuz war der Traualter. Rot war das Meßgewand des trauenden Hohenpriesters, das Kleid seines eigenen Blutes. Geheimnisvolles Dunkel umschwebte die dreistündige blutige Trauungsmesse. Die Zeugen dieser heiligsten aller Eheschließungen waren die Mutter der Gnade und der Jünger der Liebe. Versiegelt ist die Trauungsurkunde mit dem Herzblute des Gotteslammes.

Ganz arm an irdischen Gütern war da der Bräutigam. Aber überaus reich mit himmlischen Gütern stattete er seine Braut aus. Kennst du die Brautgaben, die er am Abend vor der Trauung auf den Brauttisch legte? Schau sie dir an. Der Brauttisch war der Abendmahlstisch am Gründonnerstage. Schau und siehe da, wie ein Gottmensch einen Brauttisch auszustatten weiß.

Da ruht auf dem Tische das höchste Gut, das allerheiligste Sakrament des Altars, Jesu Fleisch und Blut, das Brot der Engel, die wundersame Himmelspeise, die in nie endender Erneuerung den Quell des Reichthums der Kirche bilden sollte, unerschöpflich an heilender Kraft.

Dazu verhiess Jesus der Braut am Abendmahlstische als Band göttlicher Liebesgemeinschaft die unerschaffene göttliche Liebe selbst, den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, des Lichtes und der Freude, damit auch er bis in Ewigkeit in ihrem Busen bleibe.

Nur Eine einzige Kirche wählte der Herr sich zur Braut, und für diese erflehte er vom Himmel herab gerade am Abendmahlstische die Gabe der Einigkeit. Betete er doch da zum Vater: „daß alle eines sein, wie du Vater in mir und ich in dir“ (Joh. 17, 21). Eine festere Einigkeit ist nicht denkbar als die, die ihr Urbild hat in der Einheit des dreieinigen Gottes.

So innig klang das Weihegebet im Abendmahlssaale: „Vater, heilige sie in der Wahrheit!“ (Joh. 17, 17). Nur eine heilige Kirche kann die Braut des unendlich Heiligen sein.

Die Apostelschar umstand den Abendmahlstisch als Säulen der Kirche. Ihnen und ihren rechtmäßigen Nachfolgern allein hat der Meister alles anvertraut.

Christus machte seine Kirche zur katholischen Kirche, zur allgemeinen, die alle Völker und alle Zeiten umfassen sollte.

Sie ist die Eine, die heilige, die katholische und apostolische Kirche. Mit diesen Gaben am Gründonnerstage ausgestattet, am Kreuze mit Jesus vermählt, am Pfingstfeste erfüllt mit dem lebenspendenden Geiste des Lichtes und der Liebe: so ist sie hindurchgegangen durch alle Lande, durch alle Jahrhunderte. Grüße sie, die ewig reine und jugendliche Braut des göttlichen Meisters mit dem begeisterten Gruße des hl. Paulus, der sie preist, wie sie durch alle Zeiten bleibt „ohne Makel, ohne Runzel, heilig und fleckenlos“ (Eph. 5, 27).

Schau in ihrem Busen und auf ihren Lippen die Lehre Jesu, unveränderlich und ewig die gleiche; — in ihrem Herzen Jesu Hirtenliebe; — auf ihren Händen alle Gnadenmittel des ewigen Hohenpriesters; — ihre Augen und ihr Gang, selbst auf dem Kreuzeswege, voll unvergänglicher Hoheit und Jugendkraft.

Gott sei gedankt dafür, daß es noch Eine Macht gibt, die die Einigkeit bewahrt hat und die Völker verbindet. Es ist die katholische Kirche in der Einheit des Glaubens, der Weltanschauung, der Liebe, der überirdischen Kultur und in der Einheit des Gehorsams gegen die höchste geistige Autorität des Erdkreises.

Jeder kann die Einigkeit stärken und vermehren helfen. Wenn du denkst wie die Kirche, fühlst wie die Kirche, urteilst und handelst wie die Kirche, dann bist du ein treuer Hüter dieser Brautgabe des himmlischen Bräutigams. Dann handelst du so recht in seinem Sinne. Die treue und herzliche Kirchlichkeit, das ist das Kennzeichen der echten Katholiken. Arbeite daher aller und jeder Spaltung entgegen. Lerne dich anordnen und unterordnen, nicht durch Gewalt gezwungen, sondern aus verständnisvollem Eingehen in die Absichten Jesu. Kämpfe überall gegen den Geist der Auflehnung, der die große Versuchung jeder Umsturzeit bildet.

Heiligkeit ist der Kirche zweites Kleinod. Wie ist doch Jesu Gebet im Abendmahlsjaale in Erfüllung gegangen: „Vater, heilige sie in der Wahrheit!“ Heilig in der Wahrheit ist die Kirche; denn heilig sind der Kirche Lehren und Gebote. Unveränderlich ist ihre Sittenstrenge; unveränderlich sind die Gnadenmittel und die erziehlichen Kräfte, die sie entfaltet trotz aller Schwächen so vieler ihrer Glieder. Du aber, mein Christ, sollst mitwirken Tag für Tag, im stillen Herzen und in deiner Lebensweise, daß diese Heiligkeit auch in dir zur Wirklichkeit werde. Du bist ja ein Glied der Kirche; drum mußt du streben, heilig zu werden wie sie selbst. Die heiligen Männer und Frauen dürfen nicht einzig der Vergangenheit angehören. Ringe und kämpfe um wahre und echte Heiligkeit. Staunend sahen die Heiden empor zum heiligen Wandel der ersten Christen. Eifere ihnen nach. Das treue Gebet, die regelmäßige Beichte, die häufige Kommunion; siehe, das sind die Gnadenmittel, die, gut benutzt, dich wahrhaft heiligen.

Katholisch oder allgemein heißt die Kirche, weil sie alle Zeiten und alle Völker umspannen soll. Auch deine Aufgabe, mein lieber Christ, ist so allgemein. Deine Gebete und deine Opfer sollen die Sendboten unterstützen, die da hinausziehen, um die weltumspannende Aufgabe der Kirche zu erfüllen. Hilf darum den Missionaren in den Heidenländern; hilf den Missionaren in der Diaspora unseres Vaterlandes. Der fühlt nicht katholisch, der kein Herz hat für den Kaveriusverein und für den Bonifatiusverein. Das Bewußtsein, ich bin katholisch, und darum muß ich die weltumspannende Arbeit der Kirche unterstützen, dieses Bewußtsein wirft ein Licht auch auf das Fastenalmosen, das der echt katholischen Aufgabe des Bonifatiusvereins gewidmet ist.

Aufgebaut auf den zwölf Säulen des Apostelkollegiums steht die Kirche da als Gottes feste, unüberwindliche Stadt. Ihre Hirten sind die unmittelbaren Nachfolger der Apostel. Ihr Oberhaupt ist der legitime Nachfolger des Apostelfürsten Petrus. Dieser nie unterbrochene Zusammenhang mit den Aposteln ist der leuchtende Beweis der Legitimität unserer Kirche. Das gibt jedem

Katholiken eine so beruhigende Gewißheit, das Bewußtsein: auch meine Füße stehen auf dem Felsen Petri. Freut euch, liebe Diözesanen, der Zugehörigkeit zu dieser Kirche. Mag man nun mit tausend längst widerlegten Einwendungen unseren Glauben anzufechten suchen, sie alle zerschellen an der Gewißheit dieser legitimen Autorität unserer Kirche. — Auch du, mein Christ, sollst echt apostolisch sein, ein wahrer Apostel des lebendigen Glaubensgeistes in deinem Berufskreise und in den Pflichten des öffentlichen Lebens.

II.

Die Kirche unsere Mutter.

Es gibt kaum etwas Abstoßenderes als einen Menschen, der keine Liebe gegen seine Mutter hat. Die echte kindliche Liebe zur Mutter dagegen verleiht der Stirn des Menschen einen höheren Glanz, und gibt dem Charakter einen edlen, gewinnenden Zug. — Man denkt gar zu wenig daran, wieviel man der Mutter verdankt, wieviel man ihr schuldet. Was wir unserer geistigen Mutter schulden, das wollen wir heute uns in Erinnerung rufen; die Kirche ist in wahren und vollem Sinne unsere Mutter. Was gibt ihr das Anrecht auf diesen Titel? Ihr ganzes Wirken zeigt es dir.

Mutter ist die, die uns das Leben gegeben. Das höhere, übernatürliche Leben hat Gott durch die Kirche uns gegeben. Sie hat uns „wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste“.

Mutter ist die, die das erwachende Leben in uns hütet und nährt, die unsere edelsten Kräfte zur Entfaltung bringt. Die Kirche ist's als Lehrerin der übernatürlichen Wahrheit, als Erzieherin zum Tugendleben.

Mutter ist die, die zur Milch der gesunden Lehre uns das Brot des Lebens reicht. Am Tische der Kirche empfängst du es in der heiligen Kommunion.

Mutterpflicht ist es, uns aufzurichten, wenn wir straucheln, uns zu heilen mit milder Hand, und nötigenfalls uns zu strafen, um uns zu retten. Die Kirche tut es durch ernste Mahnung und heilige Disziplin, ganz besonders aber durch das Sakrament der Buße.

Ein Mutterherz verzweifelt nie am verirrtten Kinde, sondern sucht stets das unter Fehlern und Irrungen verborgene Gute in der Seele zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Das ist so recht die Art der Hirtenamtes der Kirche, die jedem Irrenden nachzugehen strebt, auch wenn alle ihn verstoßen.

Mutterart ist es, ein werktätiges Erbarmen für alle und jede Notlage zu haben. So übte es von den Aposteltagen her die Kirche in ihrem allumfassenden karitativen Wirken.

Eine echte Mutter läßt sich durch kein Unglück und keinen Verlust von ihrer Pflicht und Liebe abbringen. Ist schon jemals die Kirche ihrer heiligen Mutter- und Hirtenpflicht untreu geworden?

Die Mutterliebe der Kirche verläßt uns auch nicht im Todeskampfe, verläßt uns nicht nach dem Tode. Am Todesbette übet sie die heiligste ihrer Pflichten. Nach dem Tode bettet sie uns in ihre geweihte Ruhestätte zum Schlummer bis zum lichten Morgen der Auferstehung. Auch wenn alle uns nach dem Tode

vergessen, nicht so die Kirche. Wenn das Grabkreuz längst verwittert ist und niemand den Namen mehr kennt, folgen die helfenden Gebete und Opfer der Mutter, der Kirche, der Seele in die Ewigkeit nach.

Vom Schlachtfelde im letzten Kriege schrieb ein Vater kurz vor seinem Tode seinen Kindern einen Abschiedsbrief. Darin stehen die Worte: „Achtet, ehret und liebet Eure Mutter; seid ihr in allem gehorsam. Denn was Ihr Eurer Mutter schuldet, das könnt Ihr auf dieser Welt nicht gut machen.“ Das ist voll und ganz richtig. Es gilt von den Pflichten gegen die leibliche Mutter und von den Pflichten gegen die geistige Mutter, unsere Kirche.

Ehre und liebe deine Mutter, sei ihr in allem gehorsam! So mahnte jener dem Tode geweihte Familienvater. Die erste Pflicht also ist die Ehrfurcht. In der Welt findet die Kirche Schmähung und Verdächtigung. Erfinderisch sind die Presse und die gegnerischen Parteien, um ihr alles zu mißdeuten, ihr die Schuld an allem zuzuschieben, um Mißtrauen zu säen, um zum Austritt aus der Kirche aufzufordern. Da tritt für den katholischen Christen das vierte Gebot in Kraft: Du sollst deine Mutter ehren; du sollst eintreten für ihre Ehre; du sollst der Lüge die Stirne bieten. Du sollst die verleumderische Presse von dir weisen. Tuft du das nicht, so versündigst du dich gegen deine Mutter, indem du sie im Stiche läßt. — Es ist ein häßlicher Zug, wenn ein Kind gern auf die hört, die seine Mutter schmähen und verleumden. Das gilt den Katholiken, deren Lieblingslektüre eine glaubensfeindliche Zeitung ist.

Die zweite Pflicht ist die Kindesliebe. Die zeigt sich in Opfern für die Kirche und ihre heiligen Rechte und Aufgaben. Das sind verkommene Kinder, die die Mutter in Stunden der Not im Stiche lassen wollten.

Kämpfe für die Freiheit der Kirche. Denn eine gefesselte Mutter kann den Kindern nichts nützen.

Kämpfe für die Rechte der Kirche. Denn es sind heilige Gerechtsame, die sie vom Gottmenschen selbst empfangen hat, da er seine eigene Sendung auf die Kirche übertrug.

Kämpfe auch gegen die Beraubung der Kirche. Denn sie bedarf der irdischen Mittel, nicht zu Luxus und Wohlleben, sondern zur Erfüllung der vielseitigen Aufgaben, die ihr obliegen.

Die dritte Kindespflicht ist der Gehorsam. Das soll ein bewußter und wohl überlegter Gehorsam sein, der auf einem festen und sicheren Grunde steht. Der Katholik gehorcht seiner Kirche nicht deshalb, weil er zur Unselbständigkeit verurteilt ist; nicht deshalb, weil Zwang oder Drohung ihn nötigt, sondern weil er die Autorität kennt, die Gott seiner Kirche gegeben hat. Christus selber ist es, der uns befiehlt die Worte und Weisungen der Kirche aufzunehmen als seine eigenen Worte und Weisungen. Christus weist uns aufs Hirtenamt der Apostel und ihrer Nachfolger mit der sonnenklaren Versicherung: wer sie hört, hört mich. Christus nennt den, der die Kirche nicht hört, einen Heiden, also ausgeschlossen von seinem Reiche. Das weiß der katholische Christ. Und daher ist sein Gehorsam gegen die Kirche ein so fest gegründeter, ein wohl bewußter und reif überlegter. Kein blinder Kadavergehorsam ist's, wie unsere Feinde spöttisch wähen, sondern ein echt vernünftiger und echt tugendhafter Gehor-

sam, der jener edlen Kindesgesinnung entspringt, die Stirn und Herz auch des gereiften Mannes adelt und verklärt.

Falsch ist die Auffassung, als ziemt ein solcher Gehorsam sich mehr für das schlichte Volk und nicht für die gebildeten Stände. O nein! Das schlichte Volk studiert sehr genau, wie die gebildeten Stände es halten und treiben, und weiß in diesem Punkte sich ihnen vollkommen gleich. Es gibt kein zweifaches Christentum, eines für die Gebildeten und eines für das schlichte Volk, — eines für die Arbeiter und eines für die Besitzenden. So etwas sucht man bei Christi Wort und Werk vergebens. Ein und dasselbe Gesetz, ein und derselbe Glaube und Gehorsam ist für alle. Wer ihn verlegt, der wird nur um so strenger ge-
straft, je gründlicher er seine Pflicht und seinen Einfluß auf andere kennen muß.

Dem Gebildeten gerade ist es gegeben, den organischen Zusammenhang zwischen Christus und seiner Kirche tiefer zu erkennen. Ihm muß es klar sein, daß der nicht mit Christus als Haupt verbunden sein kann, der die Verbindung mit dem Leibe Christi, der Kirche, lockert und löst.

Daraus folgt mit Notwendigkeit: je treuer zur Kirche, desto treuer zu Christus. Die Übung kirchlicher Gesinnung ist die Übung christlicher Gesinnung.

Das bestätigt die Beobachtung des Lebens der Christenheit geradezu handgreiflich. Wo lebt der feste Glaube an den Dreieinigen Gott und an die Gottheit Christi? Sicher nicht da, wo das Band zur Kirche gelockert ist. Wo blühen die christlichen Tugenden der Frömmigkeit und der guten häuslichen Sitte, Einfachheit des Lebens und freudiger Arbeitsinn? Wo das Ehrgefühl für sittliche Reinheit und die selbstlose Nächstenliebe? Der echt kirchliche Geist zeitigt diese Blüten und Früchte. Wo üben Autorität und Pietät noch ihren sittigenden und beglückenden erziehlischen Einfluß? Da, wo Liebe zur heiligen Autorität herrscht, zu Christi Autorität im lebensvollen kirchlichen Organismus.

Wo immer aber der Ast vom Baum sich trennt, die Rebe vom Weinstock sich löst, da führen diese Blüten nur ein Scheinleben, bis sie ersterben.

So eng hängt kirchliches Leben mit Christustreue zusammen.

Wie mahnt uns doch diese Beobachtung, immer tiefer in den Geist der Kirche einzudringen, diesen Geist zu studieren; zu denken und zu wirken wie die Kirche denkt und wirkt.

Mögen immerhin Fehler und Schwächen bei einzelnen Gliedern und in einzelnen Kreisen der großen erdumspannenden Gemeinde vorkommen, das kann die Kindesstreue zur Kirche nicht lockern. Das soll im Gegenteile ein Ansporn sein, den Geist der Kirche um so treuer zur Geltung zu bringen, um die Schwächen und Fehler einzelner zu überwinden. Ist nicht das eine ideale Aufgabe gerade für die gebildeten Stände, zu denen Tausende aufblicken, um sie zum Vorbild zu nehmen?

Das also sei die Frucht dieser Erwägungen: eine tiefere Erkenntnis unserer Kindespflicht gegen die Kirche als unsere Mutter, und ein mutiges Eintreten für ihre Interessen. Das ist echter Familiensinn in der großen heiligen geistigen Familie, die Christus, der Herr, selbst gegründet hat. Familiensinn heißt Familieneintracht. Darum soll unter Katholiken stets Bereitwilligkeit zu ruhiger Verständigung herrschen.

III.

Rettlerin der Ordnung im öffentlichen Leben.

Das Streben, den Menschen in seiner Individualität immer mehr selbstständig und unabhängig zu machen, mußte mit Notwendigkeit zu dem Grundirrtum weiter Kreise führen, als könne es mit der Religion jeder halten wie er wolle. Ein Grundirrtum ist es, als sei die Religion nur da für die, die so eine Art von Bedürfnis nach religiösem Empfinden fühlen, und dann nach ihrem Belieben ein Verhältnis zu Gott sich zurechtlegen, wie es ihnen bequem ist. Eine solche Religion ist ein unsicheres Gebilde menschlicher Laune. Das ist Gottes durchaus unwürdig, und ist unwürdig der Hoheit der menschlichen Seele. Solche Religion ist saftlos und kraftlos; sie bricht zusammen mit dem Wechsel der Ansichten. Sind wir geschaffen von Gott und für Gott, dann muß auch ein ganz klares und festes Verhältnis zu Gott bestehen, gültig und verpflichtend für alle. Hat Christus uns die Offenbarung vom Himmel gebracht und mit seinem Blute besiegelt, dann kann sie unmöglich der Laune der einzelnen preisgegeben werden.

Damit fällt von selbst die Auffassung, als sei die Religion im wesentlichen Gefühlsache. Nein, das Höchste, was wir haben, ist Sache unserer höchsten Geisteskräfte, des Erkennens und des Willens.

Grundfalsch ist die Auffassung, als sei die Religion nur für die einzelnen da, und nicht für die menschliche Gesellschaft. Gewiß hat der einzelne die Aufgabe, durch die Religion seine Seele zu retten. Aber darum ist die Religion nicht einzig Privatsache. Sie ist weit mehr. Denn auch die Familie ist von Gott und für Gott. Auch die ganze menschliche Gesellschaft ist von Gott und für Gott. Diese Beziehung der Gesamtheit zu Gott ist eine religiöse. Wihin ist die Religion Sache der menschlichen Gesellschaft. Sie ist neben ihrer Bedeutung für den einzelnen auch öffentliche Sache, öffentliche Einrichtung, sie ist öffentliche Pflicht und öffentliche Macht.

Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß das öffentliche Leben nicht von der Religion ganz absehen kann. Das würde eine Verkennung und eine Herabwürdigung der menschlichen Gesellschaft bedeuten. Mit der Losagung von Gott würde sie den verkennen, der sie geschaffen und der ihr ihre höchste Bestimmung gegeben hat. Mit dieser Abkehr von Gott verliert zugleich das öffentliche Leben, verliert die Menschheit ihre stärksten Kräfte und Heilmittel.

„Gott hat die Nationen heilbar gemacht.“ So lesen wir im Buche der Bücher (Weish. 1, 14). Voll Krankheitskeimen, voll Irrtümer, voll verderblicher Grundsätze waren sie. Da kam der heilende Arzt, der Gottmensch selbst. Seine Offenbarung, seine Sittengesetze, seine Gnadenkräfte sind die Heilmittel. Nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Nationen. Alles das vertraute er seiner Kirche an. So trat die Kirche ins Dasein mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihr Wirken auf alle Völker und alle Zeiten auszudehnen. Das ist die Bedeutung der Kirche als Rettlerin der Ordnung im öffentlichen Leben. Pflicht der Völker aber, das folgt wieder mit Notwendigkeit aus Christi Wort, Pflicht der Völker ist es, diesem öffentlichen Wirken der Kirche Eingang zu bieten.

Gerade die wichtigsten Einrichtungen, die stärksten Säulen der menschlichen Gesellschaft haben jederzeit den Segen der Kirche erfahren. An erster Stelle die Familie.

Die Kirche greift mit gottgegebener Autorität vor allem ein in die heiligste aller Einrichtungen des Menschengeschlechts, in Ehe und Familie. Die Ehe war entweiht und entheiligt. Unsere Religion hat ihr ihre Heiligkeit, ihre Einheit und Unauflöslichkeit wiedergegeben. Drum läßt die Kirche unter keinen Umständen rütteln an der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Mögen weltliche Gerichte Ehen scheiden, die Kirche anerkennt das nie und nimmer. Sie hält heilig den Satz: „Was Gott gebunden hat, kann der Mensch nicht trennen.“ Die Kirche ruft dem, der in gültiger Ehe lebt und nach weltlicher Scheidung wieder heiraten will, mit unbeugsamer Strenge zu: es ist dir nicht erlaubt. Und sollten die Hirten der Kirche gleich Johannes dem Täufer dafür Kerker und Tod erdulden müssen, der Bischof und Priester beugt sich nicht. Diese Festigkeit ist die höchste aller Wohltaten, die man der Familie erweisen kann. Das muß immer und immer wieder von allen Kanzeln verkündet werden in unserer traurigen Zeit, wo die leichtsinnigen Eheschließungen und Ehescheidungen sich so verderblich häufen.

Auch damit erweist die Kirche der Familie und der menschlichen Gesellschaft einen bedeutsamen Dienst, daß sie immer eindringlicher vor den gemischten Ehen warnt. In der Familie soll Einheit vor allem herrschen im Höchsten und Heiligsten, in der Religion. Herrscht darin Zwiespalt, so werden nur zu leicht die Ehegatten lau und die Kinder in ihrem Glauben unsicher und gleichgültig. Mit blutendem Herzen schaut die Christenheit die Zunahme der Verwüstungen, die durch die gemischten Ehen entstehen. Mutterpflicht ist es und echte Mutterliebe, wenn die Kirche immer dringender die Eltern mahnt: duldet nicht, daß eure Kinder eine gemischte Ehe eingehen. Verständige Eltern wissen und fühlen, daß das nicht Härte, sondern reine und wohlmeinende Liebe ist, die der Kirche diese Mahnung auf die Lippen legt.

Die Kirche ist es, die mit unbeugsamer Festigkeit im öffentlichen Leben die Sittenreinheit schirmt, indem sie mit unerbittlicher Strenge die zehn Gebote Gottes verkündet und den Übertretern die ewige Verdammnis ankündigt. Es gibt kein anderes Sittengesetz im zwanzigsten Jahrhundert und in den neuen Staatsgebilden als das Gottesgesetz vom Berge Sinai. Trotz aller Verhöhnung, mit der sie überschüttet wird, tritt die Kirche jener unsagbar lüsternen Literatur entgegen, die heute den Büchermarkt überflutet. Sie verbietet allen ohne Unterschied Theaterstücke, Filme und Lektüre, die dem christlichen Schamgefühl entgegen sind. Sie mahnt mit Ernst die katholischen Männer und Frauen, dieser Flut der Unzucht entgegenzutreten, die von Jahr zu Jahr anschwillt und unser Volk schmachvoll zu erniedrigen und zu verderben droht.

Die Kirche ist es, die mit all ihrer Autorität jenen Irrlehren entgegentritt, die im Sozialismus, im Kommunismus und im Bolschewismus enthalten sind. Mögen ganze Staaten diesen Verirrungen verfallen, nie wird die Kirche jene Grundsätze verlassen, die Papst Leo XIII. als die von Gott gegebenen Grundgesetze der Ordnung des öffentlichen Lebens in seinen unvergleichlichen Enzykliken der Welt vor Augen gestellt hat.

Die Kirche hascht nicht nach der Gunst der Reichen, noch nach dem Beifall der Massen. Sie tritt dem auf Ungerechtigkeit, Habsucht und Lieblosigkeit gegründeten Mammonismus ebenso entgegen, wie sie den Arbeiter an seine heiligsten Pflichten mahnt. Sie ist es, die mit der Pflicht der Arbeit den Adel der Arbeit verkündet. Als Verbrechen an der Menschheit verurteilt sie frivole Arbeitseinstellungen und den gegen Gottes Ordnung sich aufbäumenden Klassenkampf. In echt sozialem Empfinden ist sie unablässig bemüht, die Kluft der Gegensätze unter den Ständen zu überbrücken, der Ausbeutung zu wehren, der Schwachen und Hilfsbedürftigen sich anzunehmen, aber auch die heiligen Bande von Autorität und Pietät in der Gesellschaft zu schützen. Auf Gerechtigkeit und Liebe soll das Verhältnis sich aufbauen.

Die Kirche duldet nicht, daß eine staatliche Allgewalt die Rechte der Familie und die Rechte ihrer eigenen, von Gott verliehenen Autorität mit Füßen tritt. Wie sie vor wenigen Jahrzehnten im Kulturkampfe den staatlichen Übergriffen die Stirn geboten hat, so wird sie auch gegenüber modernen Staatsgebilden die Rechte von Familie und Kirche zu schützen wissen. Es handelt sich da um Rechte, die göttlichen Ursprungs und darum der Willkür der Regierungen und Parlamente entzogen sind; um Rechte, deren Verlust für die menschliche Gesellschaft selbst verhängnisvoll würde.

Zu diesen fundamentalen Rechten der Kirche gehört ihr Anrecht auf die Mitarbeit bei Jugendbildung und Jugenderziehung, ein Recht, das den Staaten oder den bürgerlichen Gemeinden nie ausgeliefert werden kann. Von Christus hat die Kirche, und zwar sie einzig und allein, den Auftrag erhalten, den Völkern alles zu lehren, was er ihr aufgetragen hat. Die Zeit des Lernens und der Erziehung ist vor allem aber die Jugendzeit. Diese Zeit muß also der Kirche frei stehen, um ihren hehren Auftrag zu erfüllen. Wird Schule und Schulbetrieb so gestaltet, daß die Jugend dem Lehramt und Erziehungsamt der Kirche tatsächlich entzogen wird, ja, daß diesem Werke der Kirche entgegengearbeitet wird, so ist das ein Eingriff in der Kirche heiligste Pflichten und in die heiligsten Elternrechte und Elternpflichten. Drum muß die Kirche solchen Beginnen mit all ihrer Autorität entgegentreten und die Eltern zur Wahrung ihrer Rechte zusammenschließen.

Nicht minder hat die Kirche ein Recht darauf, daß man ihr karitatives Wirken nicht durch staatliche Maßnahmen unterbindet und sie vom Arbeitsfelde der Liebestätigkeit wegdrängt. Das ist kein rein weltliches Gebiet, sondern es ist das Erbe, das die Kirche von Christus selbst erhalten hat. In ihr lebt der Liebesgeist Jesu Christi fort. In der Kirche ist Christus durch alle Jahrhunderte der barmherzige Samaritan, der zur notleidenden Menschheit sich herabneigt, im Notleidenden den Bruder und Stellvertreter Christi selbst erkennt und durch Hilfe in leiblicher Not den Weg findet zur Hilfe in der tiefsten, der seelischen Not. Angefangen von der Wahl der ersten armenpflegenden Diakonen bis zu dem länderumspannenden Wirken der karitativen Orden und Vereine, hat Christi Geist, fortlebend im Mutterherzen der Kirche, die edelsten Taten der Nächstenliebe geschaffen. Mögen manche weltlichen Veranstaltungen mehr materielle Mittel zur Verfügung haben, so gibt das ihnen nicht das Recht,

den Händen der Kirche und ihrer Organisationen jene Wirksamkeit zu entwenden, die Christi Geist geschaffen hat. Der Geist ist es, der lebendig macht, und der darum nicht sich drängen lassen kann.

Wenn so die Kirche ihre Stellung, ihre Rechte und ihre Aufgaben unter jeder Staatsform wahr und verteidigt, so ist sie nichts destoweniger die festeste Stütze der staatlichen Ordnung, weil sie ihre Glieder anleitet, um des Gewissens willen, um Gottes willen der Obrigkeit in allem Erlaubten zu gehorchen. Auch im modernen Staate ist die Staatsgewalt von Gott, mögen auch die verschiedenen Staatsformen Gebilde der Völker sein. Denn von Gott stammen die Familien und die Völker, von Gott stammen die Grundgesetze ihrer Ordnung; in Gott haben die staatlichen Aufgaben daher ihren Ursprung; um dieses Gotteswillens sollen daher die einzelnen zur Wahrung der Ordnung mitwirken. Das ist der tiefste Grund der staatlichen Autorität, das ist die Weihe des staatsbürgerlichen Gehorsams. Es bedeutet den größten Verlust für die staatliche Autorität, wenn diese Grundlage des Gehorsams vernichtet wird, und nur noch die Gewalt zur Erzwingung der Unterordnung übrig bleibt.

Die Kirche bleibt die zuverlässigste Stütze der öffentlichen Ordnung selbst in den Zeiten, in denen man sie aus dem öffentlichen Leben verdrängen will. Auch solche Zeiten gehen vorüber, wie sie gekommen sind. Die Kirche aber überlebt sie und bietet stets von neuem ihre machtvollen sittlichen und übernatürlichen Grundgesetze und Kräfte zum Wiederaufbau neuer Ordnung an.

Ein bedeutsames Mittel, der Kirche in Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten zu helfen, ist die treue Mitarbeit in den katholischen Vereinen. Drum ist es so selbstverständlich, daß Klerus und Volk mit freudigem Eifer die katholischen Vereine und katholischen Organisationen fördern. Es ist ein ehrendes Zeichen für eine Gemeinde, wenn in ihr das katholische Vereinswesen mit Umsicht und Opfersinn gepflegt wird. Wohl kann nicht jede Gemeinde gleich Großes im Vereinsleben leisten. Aber auf die Kirchenmauern beschränken darf darum die Arbeit sich nicht. Die Not der Zeit und die Liebe zum wahren Wohl des Volkes müssen jeden, in dessen Brust lebendiger Glaube wohnt, von selbst antreiben, jenen ermunternden Worten zu folgen, die Papst und Bischöfe den katholischen Organisationen zollen.

In den Vereinen bietet sich soviel Gelegenheit zu praktischer religiöser Belehrung, die die Wirksamkeit der Predigt und Christenlehre ergänzt. Vieles, was auf der Kanzel nicht so ausführlich besprochen werden kann, findet gute Aufnahme in Vereinsversammlungen. In katholischen Vereinen kommen die Mitglieder und deren Angehörige familiär einander näher, lernen einander kennen, schließen zu Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe sich zusammen. Die katholischen Vereine schulen zu mutigem Glaubensbekenntnis im öffentlichen Leben, zu standhafter Verteidigung der angefochtenen Rechte und Interessen der Kirche. Die katholischen Vereine sind es, die dem alles verderbenden Gifte der glaubensfeindlichen Presse entgentreten und der katholischen Presse die Türen öffnen helfen. Darum ergeht vom Stuhle Petri und aus dem Munde aller Bischöfe des Erdkreises immer wieder die Mahnung: Pfl eget das katholische Vereinsleben so, wie die Kirche es will.

Werdet nicht zaghaft, wenn die Kirche im öffentlichen Leben viele harte Kämpfe zu bestehen hat. Nie wird die Kirche ohne Kampf und Leiden sein. Sie folgt dem Meister nach, der zu heiligem Kampfe auf die Erde gekommen war, und der als Unterpfand seiner Liebe der Kirche das Kreuz hinterlassen hat, um es ihm nachzutragen so lange, bis die Kirche ihre Aufgabe hienieden erfüllt haben wird. So hat es der Seher auf Patmos beschrieben, der in der Geheimen Offenbarung diesen Kampf um das Gottesreich mit ergreifenden Bildern gezeichnet hat, um dann seine Kampfesvision ausklingen zu lassen in der Beschreibung der endlichen Glorie des himmlischen Jerusalem.

Durch Kampf zum Sieg; durch Nacht zum Licht. Das ist der trostreiche Ausblick.

Christliches Erziehungswesen.

(Kardinal Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau.)

I.

Nur allein die Religion kann die Menschen wirklich zufrieden und glücklich machen, deshalb muß dieselbe den Menschen schon frühzeitig beigebracht werden. Aber die religionslose Schule ist ein Hauptfeind des Christentums.

Die Feinde der christlichen Weltanschauung suchen dem von Gott geoffenbarten Glauben in den Herzen der Jugend am meisten zu schaden durch die religionslose Schule. Beherzigenswert für jeden Christen ist daher die ernste Mahnung hierüber von seiten des Erzbischofs Dr. Michael von Faulhaber in München in einem Hirtenschreiben vom 14. Februar 1914. Der Wortlaut desselben ist folgender:

„Die neueste Zeit trifft Anstalten, ein großes Unrecht, einen Gottesraub, am Kinde zu begehen. Sie wollen den Kindern wehren, in die ausgebreiteten Arme des Heilandes zu kommen, ja sie wollen dem Heiland Kinder aus den Armen reißen, auf die er bereits segnend die Hand gelegt hat. Sie haben den gleichen Wunsch wie die Pharisäer am Palmentag: Die Kinder sollen schweigen und das Hosanna auf den Heiland nicht mehr mitsingen. Sie wollen, daß die Altersgenossen des Kindes von Nazareth nur an Gnade vor den Menschen zunehmen, nicht aber an Gnade vor Gott. Seit drei bis vier Jahrzehnten sucht eine sogenannte ethische Kulturbewegung amerikanischen Ursprungs auch in Deutschland in weiteren Volkskreisen eine Sittlichkeitsbewegung in Fluß zu bringen, die den Gottesglauben und jedes religiöse Bekenntnis verleugnet und eine Volksmoral ohne Volksreligion, eine Volksschule ohne religiöses Hosanna erstrebt. Ich nenne sie glaubenslos und gottlos, weil sie nicht an das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes glaubt; in gotteslästerlicher Weise wird der Glaube an Gott sogar als „das größte Unglück der Menschheit“ bezeichnet. In dieser Schule wird nicht mehr gebetet. Die Los-von-Gott-Bewegung auf dem Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit und Erziehung ist eine furchtbar ernste Sache im religiösen Leben der Gegenwart.“

1. Drei Heilandsworte dagegen bilden zusammen das Kinderschutzgesetz des Evangeliums. Das erste Wort: „Laßt die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich.“ In diesem Worte werden die unveräußerlichen Rechte Gottes auf das Kind und die Rechte des Kindes auf seinen Gott als neues Recht im neuen Reiche verkündigt. Heilig wie die Rechte Gottes auf die Gebilde seiner Hand sind die Rechte der Kinder auf den Schöpfer ihrer Jugend. Die Kinder haben auf Grund der Taufe ein Recht darauf, später beten zu lernen, bei den Prozessionen Hosianna mitzufingen und in der Schule Religionsunterricht zu erhalten. Keine wehrende Kraft darf diese beiden, Gott und die Kinder, trennen wollen; denn die Kinder haben eine besondere und dringliche Einladung erhalten, zu ihrem Heiland zu kommen. Darum haben die Kinder in unseren Gotteshäusern ihren Platz zunächst dem Labetempel, weil sie in der Rangordnung der Liebe Jesu Hofrang haben.

Im zweiten Heilandswort: „Wer eines von diesen Kindern aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“, werden die Rechte des Kindes auf Menschenliebe und Menschenhilfe beurkundet. Das Kind ist nicht nur ein besonderer Liebling Gottes, es hat in hilfloser Lage auch ein besonderes Anrecht auf die Liebe der Menschen, wenigstens dort, Kinderhort und Kinderschutz „in seinem Namen“, das heißt aus religiösen Beweggründen im Dienste der Geschwister des Kindes von Bethlehem sich betätigen. Dieses Heilandswort „wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“ hat die vielen Waisen- und Findelhäuser, die steinernen Hosianna, gebaut. Dieses Wort leuchtet wie ein Stern von Bethlehem über allen Kinderschulen und Kommunitantenanstalten, wo gläubige Lehrer und Lehrerinnen die junge Saat bestellen. Dieses Wort ist auch die Seele der modernen Jugendpflege und Jugendfürsorge in den Rettungshäusern verlorener Jugend, in Kindergärten, Krippen und Ferienkolonien, in Vormundschaftswesen und Jugendgericht, soweit diese ausgesprochen im Namen Jesu arbeiten.

Das dritte Wort im Kinderschutzgesetz des Herzens Jesu verkündet die Rechte des Kindes auf sittlichen Schutz für Unschuld und Laufgnade: „Wer einem von diesen Kindern, die an mich glauben, Argernis gibt, dem sollte man einen Mühlstein um den Hals binden und ihn in die Tiefe des Meeres versenken. Wehe der Welt um der Argernisse willen! Es ist der Wille eures Vaters im Himmel, daß auch nicht eines von diesen Kindern verloren gehe.“ Das Auge des Heilandes sah die Verbrechen am Kind, vom Kindermord von Bethlehem bis zum Massenkindermord des 20. Jahrhunderts, er sah die wilde Jagd nach dem Garten der Kinderunschuld, und darum stellte er dieses flammende Strafgesetz wie einen Schutzengel mit flammendem Schwert vor den Eingang zu diesem Garten. Das sind die gottverbrieften Rechte des Kindes: das Recht auf sittlichen Schutz vor bösen Menschen, das Recht auf die Liebe guter Menschen und als höchstes, das Recht auf freie Bahn zu seinem Gott und Heiland.

2. In jener Zeit, als der Erlöser sein weltgeschichtliches Aufgebot ergehen ließ, „Laßt die Kleinen zu mir kommen“, sprach er auch einen besonderen Segen über die Kinder. „Er schloß sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie.“ Dieser besondere Heilandsegen ruht heute noch auf den Kindern,

so gut der Schöpferseggen in ihren Eltern weiterwirkt, und seit jenem Aufgebot fühlen sich die Kinder wie von einem geheimnisvollen Magnet zum Heiland hingezogen. Das unverdorbene Kind trägt in der Seele eine reiche Anlage für das Himmelreich. „Für solche ist das Himmelreich.“ Diese Anlage ist ihm nicht erst von einer religiösen Mutter künstlich eingeimpft, der Eingeborene des Vaters, der jeden neuen Ankömmling dieser Welt erleuchtet, hat jedem Kind auf die Stirne geschrieben: Du gehörst dem Herrn. Vorausgesetzt, daß der Religionsunterricht der Schule mit guter Vorbereitung, mit wirklicher Lehrkunst, mit persönlicher Wärme erteilt wird, bringt ihm das Kind ein empfängliches Erdreich entgegen wie keinem andern Lehrgebiet der Schule. Eine vernünftige Erziehungskunde muß diese Seelenverwandtschaft des Kindes mit den christlichen Wahrheiten, das Heimweh nach dem Heiland wie jede gesunde Anlage ausbilden und darf sie nicht verkümmern und verkrüppeln lassen. Eine religionslose Schule spricht nicht die Muttersprache des Kindes, nicht die Sprache seines Herzens. Eine heilandfremde Erziehung, die den Kindern das Gebot, zum Heiland zu kommen, aus der Seele reden will, spricht zu ihnen in fremden Lauten einer fremden Welt. Wie sollen Kinder vom 10. bis 12. Lebensjahr an dem sittlichen Gehalt deutscher und englischer Bühnensstücke, also aus Büchern der Mittelschule, sittlichen Fortschritt lernen, wie sollten die ältesten Jahrgänge der Volksschule aus der deutschen und griechischen Philosophie, also aus Büchern der Hochschule, die sittlichen Werte sich zusammensuchen? Ein solcher Schulplan ist dem Erwachsenen, nicht aber dem Kinde seelisch angemessen. Mit religionsgeschichtlichen und philosophischen Studien mag der erwachsene Mann, der den Glauben seiner Jugend verlor, die Leere in seiner Seele auszufüllen suchen, für Schüler der Volksschule, auch für die letzten Jahrgänge, bleiben solche Studien unverdauliche Geistesnahrung. Der hl. Apostel Paulus hat einen besseren Erziehungsgrundsatz: Den Kindern die Nahrung der Kinder, den Erwachsenen die Speisen der Starken! Ein Kind, das in unnatürlicher Frühreife die Erwachsenen nachäfft, spielt eine ebenso komische Figur wie ein Mann, der ein ewiges Kind bleibt. „Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind, urteilte wie ein Kind; als ich aber Mann wurde, legte ich ab, was des Kindes war.“

Die religionslose Schule spricht eine fremde, der Seele des Kindes unnatürliche Sprache auch deshalb, weil sie die Sprache des Zweifels und der Verneinung, nicht die Sprache des Glaubens spricht. Die religionslose Schule, in ihrem Wesen Auflehnung gegen die alte Schule im Zeichen des Kreuzes, muß notwendig ihre Schüler frühzeitig in den religiösen Streit der Geister hineinziehen und ihnen sagen: Der Glaube an einen überweltlichen Gott an Unsterblichkeit und Jenseitsleben sei Aberglaube; das Kreuz sei nicht eine Kraft Gottes, sondern Torheit und Argerniß; das Christentum sei nicht eine Stiftung Gottes, sondern eine Einfuhrware aus dem Morgenland, dem gelobten Land der Geistesfnechtung; der Mensch sei ein entwickeltes Tier; die anderen Kinder, die noch in Kirche und konfessionellen Religionsunterricht gingen, seien arme, irreführte Kinder, sie allein, die Schüler der religionslosen Schule, seien die Aufgeklärten, die Entdecker einer neuen Zeit. So wird das Gift des Zweifels in die jungen Herzen

gegossen und das Unkraut des Unglaubens in den Frühlingsgarten gesät. Der Heiland fordert, die Großen sollten wie die Kleinen werden, sollten sich den treuherzigen Glauben der Kindheit vom treulosen Leben nicht rauben lassen; statt dessen lernen in der religionslosen Schule die Kleinen wie die Großen tun und alle Katechismuswahrheiten bezweifeln und ablehnen. Die Lehrtätigkeit in der Schule setzt von A bis Z den Glauben an das Wort des Lehrers voraus. Ohne diesen Glauben lernt das Kind nicht einmal die geraden Zahlen von den ungeraden unterscheiden. In der religionslosen Schule soll der Schüler den Worten des Lehrers glauben und dem Worte Gottes nichts als Unglauben entgegenbringen. Die Schule hat die Aufgabe, die Kinder ins Reich des Wissens einzuführen und mit einer Summe elementarer Kenntnisse und Fertigkeiten auszurüsten. Höher aber als alles Wissen steht das Gewissen. Höher als die Verstandesbildung steht die Charakterbildung, die Veredelung des jugendlichen Willens, zum beharrlichen Bekenntnis sittlicher Grundsätze, die Erziehung zum tapferen Wollen gegenüber dem Guten und Pflichtmäßigen, zum tapferen Nichtwollen gegenüber dem Bösen und Verbotenen. Kinder müssen sich selbst erziehen lernen, und zwar haben sie in den unbeugsamen Sittengeboten und kirchlichen Gnadenmitteln ihrer Religion die beste Schule der Selbsterziehung und Charakterbildung.

Wenn der Katechismus gebietet: Du sollst den Herrn deinen Gott aus deinem ganzen Herzen lieben und keine fremden Götter neben ihm haben, dann verbietet er zugleich, mit geteiltem Herzen nach zwei Seiten zu hinken und vor jedem neuen Tagesgötzen charakterlos das Knie zu beugen. Menschen nach dem Herzen der biblischen Geschichte sind nicht Schilfrohre, von jedem Windhauch bewegt, sondern Johannesnaturen, die den Kopf sich abschlagen lassen, die aber um keinen Preis der Welt Ja sagen, wo ihr Gewissen Nein gebietet. Die lebenswahre und lebenswarme Geschichte der Märtyrer, die für ihre Überzeugung in den Tod gehen, bietet der Charakterschule ganz andere Erziehungswerte als die gemalten Heldentaten der Märchenbücher. Das Leben ist kein Kinderspiel. Das Leben steht vor Aufgaben, zu deren Lösung wir die ganze Spannkraft des sittlichen, von der Gnade getragenen Willens notwendig haben. Kein Buch der Welt macht der Jugend schon in den Morgenstunden des Lebens das Gesetz der Arbeit so klar wie die biblische Geschichte. Da lernt sie, daß Gott der Herr sechsmal mehr Arbeitstage als Ruhetage eingesetzt, daß der Knabe von Nazareth in ihrem Alter in der Werkstatt gearbeitet, daß der Hausvater schon am frühen Morgen Arbeiter für seinen Weinberg suchte.

Kinder müssen endlich entsagen lernen, müssen lernen, den Wert des Lebens nicht nach der Zahl der Vergnügungen, sondern nach der Treue der Berufsarbeit, nicht nach den erfüllten Wünschen, sondern nach den erfüllten Pflichten einzuschätzen. Verwöhnte, verweichlichte, flatterhafte Kinder mit langen Wunschzetteln werden unglückliche Menschen. Jene Kinder, die im Evangelium auf dem Marktplatz spielten und von einer Minute zur anderen mit Flötenspiel und Klagehied wechselten, sind keine sittlichen Vorbilder nach dem Herzen Jesu. Stimmungsfiguren, die von den Launen des Augenblicks und Stimmungen des Tages beherrscht werden, sind die Qual ihrer Umgebung. Auch für diese letzte Aufgabe der Schule — ent-

sagen lernen, sich selbst beherrschen lernen — sind die sittlichen Großmächte der Religion nicht zu entbehren. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, der Aufblick zum Kreuze, dem Wahrzeichen der Selbstentäußerung, der Glaube an den Schutzengel, das hl. Versprechen der letzten Beichte, das Gebet, das alles stellt dem religiösen Kinde eine Wehrkraft aus der Höhe zur Seite, die dem Kinde der religionslosen Schule in der Stunde der Versuchung fehlt. Wie kann dem, der den Gottesglauben wie ein Kinderspielzeug weggeworfen hat, das Ebenbild Gottes in einer unschuldigen Seele noch etwas Heiliges sein?

Pius X. rief die Jugend früher als sonst zur heiligen Kommunion, weil auch die wilde Gemüthsucht der Zeit, die erwachende Leidenschaft, die gewissenlose Verführung, die Jugend früher als sonst in ihren Bannkreis ziehen. Der Becher der Lust, gefüllt mit dem Laumelwein aus den Weinbergen von Sodom, der alle wilden Naturtriebe aufspeitscht, wird der Jugend früher als sonst in die Hand gedrückt; darum soll sie auch früher als sonst den Kelch des Heiles ergreifen und den Namen des Herrn anrufen. Als der Herr im Evangelium sich des Volkes erbarmte und bei der Brotvermehrung den Hungernden die Vorspeise der heiligen Eucharistie reichte, waren auch Kinder dabei. Es ist also im Geiste des Evangeliums, wenn die Kirche heute den Kindern am Tisch des Herrn das Brot der Starken als Wegzehr für die Wanderung des Lebens reicht, während aus der religionslosen Schule das Klage lied des Propheten tönt: „Die Kinder rufen nach Brot, und niemand ist, der es ihnen bricht.“

II.

Die Segenswirkungen der religiösen Erziehung und die Fluchwirkungen der religionslosen Erziehung werden aber nur zum Teil schon in den Kindheitsjahren in die Halme schießen. Zu voller Ernte werden sie sich erst im späteren Leben nach der Schulzeit auswachsen. Die Kinder lernen ja nicht für die Schule, sondern für das Leben. Religion ist ja nicht nur Milch für die Unmündigen, sondern auch feste Speise für das Mannesalter, und der Prophet will nicht, daß die Frömmigkeit wie der Morgentau nur in den Morgenstunden des Lebens auf den Gräbern funkle und dann bald spurlos vergehe. Darum höre, geliebter Christ, vom Segen der christlichen Religion und Sittenlehre im Menschenleben!

Die Wortführer der religionslosen Schule beteuern hoch und feierlich, auch ihre Schule solle die Kinder für sittliche Lebensauffassung und sittliche Lebensführung erziehen. Im Gegensatz zur christlichen Sittenlehre und Sitte soll aber ihre Moral von der Grundlage des Gottesglaubens und der göttlichen Gebote, überhaupt von den Glaubensstatsachen der Offenbarungsreligion vollständig abgehoben werden. Sie wollen sittlich sein, wahrhaft, ehrlich, pflichttreu, wohlthätig sein, ohne gottesgläubig zu sein. Einem in Arbeiterkreisen viel gelesenen Buch ist es klar wie das Einmaleins, Religion und Moral hätten nichts miteinander zu tun. Wir werden sehen, daß die beiden Tafeln vom Sinai, die erste Tafel mit dem Namen Gottes und die zweite mit den sittlichen Schutzgesetzen für die Menschenrechte, unzertrennlich miteinander verbunden sind.

Wir brauchen Gottes Offenbarung, um das sittlich Gute sicher zu erkennen; wir brauchen Gottes Autorität, um das sittlich Gute pflichttreu zu wollen; wir brauchen Gottes Gnade, um das sittlich Gute tatsächlich zu vollbringen.

1 Wir brauchen Gottes Offenbarung, um das sittlich Gute sicher zu erkennen. Wohl gibt es auch ohne Offenbarung als Gemeingut aller Zeiten und Zonen eine ungeschriebene sittliche Ordnung, die in allgemeinen Grundsätzen zwischen Gut und Böse wie zwischen Tag und Nacht unterscheidet. Gottesdienst sei gut, Gotteslästerung sei schlecht; Elternliebe und Königstreue seien gut, Bruderhaß und Verrat seien schlecht; eheliche Treue und Privateigentum seien gut, Untreue und Diebstahl seien schlecht. Diese natürliche Sittenordnung ist nicht von Menschen eingerichtet; sie war vielmehr vor jedem geschriebenen Gesetz als gegebene Größe, als der Ur-Katechismus jeder staatlichen und religiösen Ordnung schon vorhanden, und kann deshalb auch durch keine Macht der Erde außer Rechtskraft gesetzt werden. Keine Volksversammlung könnte den Königsmord für erlaubt, kein Parlament das Privateigentum für Diebstahl erklären. Die gesetzgebenden Mächte der Erde können die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Rechtsordnung für ihre Rechtsgebiete näher bestimmen, mögen durch unsittliche Verordnungen mit der sittlichen Verordnung sich in Widerspruch setzen, können aber nicht den Gottesdienst für etwas Unerlaubtes erklären oder sonst ein Gesetz der sittlichen Ordnung aufheben. Wie alle Gewalt der Erde nicht imstande ist, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen, so ist auch gegen die Gesetze der sittlichen Ordnung, die wie ein zweiter Sternenhimmel unseren Pfaden leuchtet, die Macht der Erde Ohnmacht. Noch viel weniger kann ein einzelner Mensch wahnwitzig nach den Sternen greifen und die sittliche Ordnung in einem einzelnen Punkte oder gar im ganzen umordnen wollen. Der einzelne hat die Wahl, seinen Willen der sittlichen Ordnung unterzuordnen oder sich dagegen aufzubauen, er hat aber nicht die Wahl, das Gute schlecht und das Schlechte gut zu nennen. Kein Kain kann den Brudermord, kein Giezi den Betrug, kein Judas den Verrat, kein Ananias die Lüge für erlaubt erklären.

Auch ohne besondere Offenbarung wäre die sittliche Ordnung vom Namen Gottes nicht zu trennen, denn wie die gesamte Naturordnung setzt auch die sittliche Rechtsordnung einen persönlichen Geist voraus, der sie erdacht, und einen persönlichen Willen, der sie gefügt hat. Durch die besondere Offenbarung Gottes aber vom Berge Sinai bis zur Bergpredigt des Evangeliums wurden die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Sittenordnung, bis dahin ungeschrieben und darum weniger bestimmt, schwarz auf weiß im einzelnen näher bestimmt und unter der Bürgschaft, daß das Gute einmal über das Böse triumphieren werde, der Menschheit mit dem Namen Gottes unterschrieben und gesiegelt neu vorgelegt. Die Gesetze der sittlichen Ordnung — Du sollst Vater und Mutter ehren, nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben, des Nächsten Weib und Gut nicht begehren — verpflichten gegebenenfalls zu den schwersten Opfern und Seelenkämpfen und Verzichtleistungen, verpflichten, dafür zu leben und zu sterben. Da muß auch der letzte Zweifel verstummen, ob es doch nicht am Ende Menschensatzung und Menschenherkommen sei, vielleicht



„Es ist bestimmt in Gottes Rat.“

Nach dem Gemälde von Hans Laasner.

als soziale Notlüge nur deshalb erfunden, weil sonst ein Zusammenleben in gesellschaftlichen Verbänden unmöglich wäre.

Die sittliche Ordnung ist entweder der Ausdruck des göttlichen Willens oder sie wird zum Spielzeug der menschlichen Willkür. Ungläubige Kinder werden mit den Tafeln vom Sinai spielen und sie zerbrechen wie ihre Schiefertafeln. Isaias hält denen, die alle sittlichen Begriffe umwerten wollen, im Namen Gottes entgegen: „Wehe euch, die ihr das Böse gut nennt und das Gute böse, die ihr die Finsternis als Licht erklärt und das Licht als Finsternis.“

2. Wir brauchen Gottes Autorität, um das sittliche Gut pflichttreu zu wollen. Die sittliche Ordnung ist die entfernte Regel des menschlichen Handelns, die nächste Regel unseres Handelns heißt Pflicht und Gewissen. Pflichttreue ist des Soldaten zweite Fahne, des Herrschers zweite Krone, des Beamten täglicher Dienstleid, des Arbeiters bestes Werkzeug, des Dienstboten schönster Leumund, der Familie leichtester Haussegel, der Toten rühmlichste Grabchrift; Pflichttreue erhebt den Menschen über das tierische Leben, das nur von den Naturtrieben, den Lust- und Unlustgefühlen des Augenblicks beherrscht wird, Pflichttreue weist die Schuljugend mit hoherhobenem Zeigefinger nach den majestätisch ernstesten Aufgaben des Lebens. Die sittliche Ordnung, vom Willen des einzelnen unabhängig, wendet sich als Weltordnung an die Menschheit im allgemeinen, die sittliche Pflicht wendet sich an das persönliche Gewissen des einzelnen zur Einordnung des einzelnen Willens und Lebens in die sittliche Ordnung, zur Bindung des persönlichen Willens an das Gute und Berufsmäßige. Schon in der Form der meisten göttlichen und kirchlichen Gebote, in dem „Du sollst“, ist die persönliche, an jeden einzelnen gerichtete Verpflichtung ausgesprochen. Und zwar als unbedingte Verpflichtung! Wie die sittliche Ordnung besteht, ohne erst bei der Menschheit anzufragen, ob sie bestehen darf, so fordert auch die sittliche Pflicht wie eine souveräne Königin unbedingten Gehorsam ohne Wenn und Aber. Selbstmord ist unerlaubt, auch wenn die Krankheit noch so schmerzhaft ist; Meineid ist unerlaubt, auch wenn ein ganzes Vermögen in Frage steht; die Heirat einer Geschiedenen ist unerlaubt, auch wenn das Lebensglück daran zu hängen scheint.

Aber eben deshalb, weil die sittliche Pflicht auf Leben und Tod bis zu den schwersten Opfern reicht, muß die Pflichttreue eine tragfeste Grundlage haben, eine starke Rückendeckung, eine heilige Sanktion, und diese besteht in der Überzeugung des Glaubens: Es ist so Gottes Wille! „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Er ist mein Schöpfer und Endziel, ich bin sein Untertan auf Leben und Tod! „Rede, Herr, Dein Diener hört.“ Der natürliche Mensch wird angesichts der täglichen Pflicht immer noch fragen: Warum dem Bösen und Unsittlichen widersagen, auch wenn es süß ist, — warum dem Guten und Sittlichen den Treueid leisten, auch wenn es sauer fällt? Der Glaube antwortet auf dies Warum: Weil es so Gottes Wille ist. Vor seinem Willen muß meine Willkür schweigen. Jetzt hat die Pflichttreue an Gottes Autorität einen wetterfesten Halt gefunden. Jetzt liegen die Tafeln des Gesetzes im Heiligtum in der Bundeslade unter den Augen Gottes, wohlgeborgen gegen die Willkür der Gasse.

Die Vertreter der Laienmoral haben buntscheckige Vorschläge gemacht, um an Stelle des Gottesglaubens eine andere Grundlage der sittlichen Pflicht zu legen, aber keine einzige von ihren irdischen Triebfedern ist stark genug, das Triebwerk der gewissenhaften Pflichttreue bei allen Menschen in allen Lebenslagen in Gang zu setzen und im Gang zu halten. Sie können die Gesetze der Sittenlehre schön formulieren, aber nicht begründen. Sie wollen die Philosophie auf den Thron der Religion erheben und bleiben uns die Antwort auf die erste und höchste Frage der Philosophie schuldig: „Warum, warum das saure Gut tun, warum das süße Böse lassen?“ Ohne Gottesnamen ist die sittliche Pflicht auf Leben und Tod nicht zu begründen. Ein anderes Fundament ist nicht gelegt. Ein sittliches Gebot, hinter dem keine andere Autorität steht als ein Privatname, hat nicht mehr Macht als ein König auf der Spielkarte. Die sittliche Pflicht ist nur dann eine Königin mit voller Autorität, wenn sie eine Königin von Gottes Gnaden ist. Auch das stolze Wort Selbstverpflichtung, das seit 100 Jahren als Höhepunkt der Sittenlehre ohne Gott ausgerufen wird, ist kein vollwertiger Ersatz der gottesgläubigen Sittenlehre. Wenn jeder sein eigener Moses ist, mit eigenen Gesetzen auf eigenen Tafeln, dann haben wir eine Welt voll Gesetzgeber; es handelt sich aber nicht darum, neue Gesetze zu erfinden, sondern darum, den Willen auf die alten Gesetze zu verpflichten. Es ist rasch gesagt, die Tugend sollte aus freier Wahl und Entscheidung entspringen, ohne daß der leiseste Druck ausgeübt wird; jeder Schulmann weiß, daß ohne führende Hand die Tugend der Fortbildungsschule den Weg zur Tugend nicht findet. Wir brauchen Gottes Autorität, um das sittlich Gute pflichttreu zu wollen.

3. Wir brauchen Gottes Gnade, um das sittlich Gute tatkräftig zu vollbringen. Es ist nicht genug, das sittlich Gute zu erkennen und zu wollen, die wahre Sittenlehre muß zu sittlichen Taten führen. „Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft.“ Der sich selbst überlassene Mensch kann guten Willen haben und voll Sehnsucht zu den Höhen sittlicher Vollkommenheit emporsehnen, „das andere Gesetz in seinen Gliedern“ aber, die erbliche Belastung der Erbsünde, hält ihn wie ein Bleigewicht am Boden. „Das Wollen liegt mir nahe,“ spricht er mit St. Paulus, „aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht.“ Das Gute, das er will, tut er nicht, dagegen das Böse, das er nicht will, vollbringt er. Das Gegengewicht gegen diesen bleiernen Zug der niederen Natur, die Vollkraft zur sittlichen Tat ist nach der christlichen Sittenlehre die Gnade Gottes. „Gott ist es, der in euch das Wollen wie das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen.“ Gerade in der Schwachheit der menschlichen Natur bewährt sich die Kraft der göttlichen Gnade. Die Sittenlehre der religionslosen Schule lehnt die Gnadenlehre ab und sagt den Kindern, sie sollten aus eigener Kraft, ohne die Gnadenkraft aus der Höhe, mit den Aufgaben des Lebens sich abfinden. Wie soll das arme Kind ohne Gnade mit den moralischen Riesenaufgaben des Lebens sich abfinden, wenn es nicht einmal mit den kleinen Aufgaben der Schule aus eigener Kraft fertig wird? Wie soll das Kind sein eigener Heiland sein, wenn es nicht einmal sein eigener Lehrer sein kann? Die Erbsünde, die den Willen geschwächt und den Appetit nach den verbotenen Früchten geweckt hat, ist eine fleischliche Tatsache, mit der jede Erziehungskunst wohl oder übel rechnen muß.

Der Psalmist spricht von dem Loren, der das Dasein Gottes leugnet, und schildert als Drachensaat der Gottesleugnung ein allgemeines Sittenverderben: „Sittenlos und verkommen sind sie in ihrem Treiben, keiner ist, der Gutes tut, aber auch nicht einer . . .; Gottesfurcht ist eben nicht vor ihren Augen.“ Der heilige Paulus spricht im Römerbrief den gleichen Gedanken aus: Der Mensch ohne Gott wird zum Unmenschen. Als die Menschheit die Erkenntnis Gottes verloren hatte, wurde die Erde ein Tiergarten von Sodoma, wo Hab- und Schmahsucht und Schlechtigkeit aller Art sich tummelten.

„Mein Gerechter lebt aus dem Glauben.“ Religion und Moral stehen in einem so unlöslichen Zusammenhang, daß die Sittlichkeit aus dem Glauben lebt und aus dem Unglauben stirbt. Dieser Satz bleibt wahr trotz zweier Menschenklassen, trotz der Scheinheiligen, die sich als Gottesgläubige aufspielen und dabei ein unsittliches Leben führen, und trotz der Weltheiligen, die sich als Ungläubige bekennen und doch ein anständiges Leben führen. Die erste Klasse, die scheinheiligen Bekenner des Glaubens ohne sittliche Lebensführung, haben den Namen, daß sie leben, und sind tot, weil ihr Glaube ohne Werk tot ist. Diese Scheingläubigen sind bei den Gläubigen überhaupt nicht mitzuzählen, sowenig wie die Scheinheiligen bei den Heiligen. Über diese Pharisäer hat bereits Christus ein achtfaches Weh gesprochen, weil sie so fromm tun und dabei Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue fallen lassen und die Häuser der Witwen verzehren. Heute muß man ein neunfaches Wehe über sie sprechen, weil sie durch den Mißklang zwischen Glaubensbekenntnis und Lebensführung die Lebenswerte unseres heiligen katholischen Glaubens in Mißkredit bringen und den Weg der Wahrheit lästern.

Die Sittlichkeit lebt aus dem Glauben und stirbt durch den Unglauben. Dieser Satz bleibt wahr und trotz der zweiten Klasse der Glaubensnihilisten, die schlechte Christen sind, ohne schlechte Menschen zu sein. Die Menschen der ersten Klasse halten am Glauben fest und geben die Sitte preis, die der zweiten Klasse halten an der Sitte fest und geben den Glauben preis. Es gibt solche Weltheilige, die kein Kredo mehr sprechen, die aus Gleichgültigkeit oder sogar aus Grundsatz nicht mehr beten, die aber doch als Familienväter wie als Geschäftsmänner, als Bürger wie als Beamte einen blanken Ehrenschild aufweisen. Dank einer guten Erziehung werden sie durch ihr Feingefühl für Takt und Anstand, durch die Rücksicht auf gesellschaftliche Stellung und berufliches Fortkommen, durch einen Berufsernst, der ihr ganzes Leben ausfüllt, durch soziales und vaterländisches Empfinden vom Gemeinen ferngehalten. In ruhigem Wohlbehagen, ohne schwere Versuchungen und sittliche Kraftproben geht ihr Leben dahin — ein Schifflein, das ohne Kraftmotor wohlbefrachtet stille stromabwärts treibt. Zuweilen freilich wirft trotzdem die Sittenstatistik ein grelles Licht auf die sittlichen Zustände in jenen Kreisen. Der lebendige Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit ist am schönsten in den Worten des Evangeliums ausgesprochen: „Sammelt man denn Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Jeder gute Baum bringt gute Früchte.“ Es ist also Glaubenssatz, die sittlich guten, in den Augen Gottes vollwertigen Werke des Menschen gedeihen nur in der lebendigen Verbindung mit der wahren Religion. Die Moral steht nicht

nur zufällig und oberflächlich mit der Religion in Berührung wie die Frucht auf der Obstschale; nein, die Moral wächst aus dem religiösen Glauben hervor, wie die Frucht aus dem Baum. Die unabhängige Moral kann also nicht sagen, Religion und Moral hätten nichts miteinander zu tun; das Obst wächst nicht in der Luft, unabhängig vom Fruchtbaum, und nicht am Dornstrauch unabhängig von der guten oder schlechten Art des Baumes. Der gute Baum bringt gute Früchte, der schlechte Baum bringt schlechte Früchte.

* * *

III.

Die Religion spricht ihren Segen nicht bloß über die Arbeit der Schule im Kinderleben, nicht bloß über das sittliche Ringen im Menschenleben, sie hat auch einen besonderen Segen für das Volks- und Völkerleben. Die Sittenlehre der christlichen Religion kann sich auf das Zeugnis der Jahrhunderte berufen, daß sie als Gesellschaftsmoral am Aufbau der staatlichen und sozialen Rechtsordnung in einzigartiger Weise mitgearbeitet und in der Erziehung der Völker eine einzigartige Weltmission erfüllt hat. Seit der Morgenstunde des Evangeliums lehrt die Kirche der Apostel die Völker die sittlichen Gebote Jesu. Die freireligiöse Sittenlehre, eine Nachzüglerin der ersten Stunde, ohne höhere Sendung, hat diesen Befähigungsnachweis noch nicht erbracht, daß sie Völker erziehen kann. Im Gegenteil, dadurch, daß sie den Glauben an das Dasein Gottes und eine Jenseitsvergeltung leugnet, zerstört sie die Grundlagen der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung.

1. Eine freireligiöse, dem Gottesglauben entfremdete Jugend bildet eine ernste Zukunftsgefahr der staatlichen Gesellschaftsordnung. Es handelt sich ja um unreife Jugend, die für Pläne des Umsturzes immer leichter zu haben ist als für ruhige aufbauende Arbeit, und in dieser stürmischen Übergangszeit des Lebens eine feste religiöse Führung durchaus notwendig hat. Sind die Geister der Verneinung und Auflehnung gegenüber der religiös-kirchlichen Ordnung einmal gerufen, werden wir sie auch gegenüber der staatlichen Ordnung nicht mehr los werden. Es liegt nicht im Lehrplan der freireligiösen Schule, die Folge wird sich aber unter dem Druck der Tatsachen von selbst ergeben. Die Feinde der religiösen Ordnung sind keine wahren Freunde der staatsbürgerlichen Ordnung. Die Jugend ist der Stolz und die Wehrkraft des Vaterlandes nur in dem Maße, als sie sittlich gesund ist; sittlich gesund aber ist sie nur in dem Maße, als sie mit dem Schöpfer ihrer Jugend, mit dem Urquell aller sittlichen Kraft, in Verbindung bleibt. Die im Ehrengeloge des geopferten Gotteslamms strahlen im weißen Kleid seelischer Reinheit und tragen Palmen in den Händen, die Sinnbilder ihrer sittlichen Triumphe.

Immer wieder wiederholen es die Propheten: Ihr seid verkommen, weil ihr den Herrn, euren Gott verlassen habt; wo keine Gottesfurcht mehr wohnt, da wohnt keine Sitte mehr, und wo Gott gelästert wird, da wird das Laster vergöttert. Der soziale Segen der Religion besteht also darin, daß sie uns eine staatsfreundige, sittlich gesunde Jugend erzieht.

2. Ein zweites hohes Wertgut staatlichen Reichtums ist die Achtung vor der Autorität, die staatsbürgerliche Gewissenhaftigkeit die Pflichttreue im Dienste des Ganzen. Es ist auffällig, wie oft und eindringlich in den Hirtenbriefen der Apostel diese Mahnung wiederkehrt, untertan zu sein „um des Gewissens willen“, „um Gottes willen“, aus Gottesfurcht, „denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. Wer sich also gegen die Obrigkeit auflehnt, widersetzt sich der Anordnung Gottes“. Gibt es keinen Gott, dann gibt es keine Achtung vor der Autorität „um Gottes willen“, dann ist ein Auflehnen gegen die Obrigkeit nicht mehr widerseßlich gegen die Anordnung Gottes. Raub am Gottesglauben eines Volkes ist also Raub am Gewissen eines Volkes, Raub an das Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein der Bürger und Beamten — ein Staatsverbrechen.

3. Ein Tragpfeiler des staatlichen Rechtslebens ist der Eidschwur. Als König Salomon seine Staatsorgen in einem Gebete mit sieben Bitten zusammenfaßte, nannte er als erstes Anliegen seines königlichen Herzens die Heilighaltung des Eides in seinem Volke. Der Eid aber ist die Befräftigung einer Aussage oder einer Zusage unter feierlicher Anrufung des Namens Gottes. Die Sittenlehre ohne Gottesbekenntnis muß den Eid verweigern. Mit dem Eid aber fällt eine unentbehrliche Stütze des öffentlichen Rechtslebens.

4. Die Weihe jeder Lebensgemeinschaft, auch in staatlichen Verbänden, ist die allgemeine Bruderliebe, der tatkräftige Wille, die Hungernden zu speisen, die Verlorenen zu retten, die Verbitterten zu versöhnen. Im Sittengesetzbuch des Evangeliums ist diese allgemeine Bruderliebe mit der Gottesliebe, dem größten und ersten Gebote verbunden, und dem Heilandglauben eingegliedert wie der Rebzweig dem Rebstock. „Seid Nachahmer Gottes und wandelt in der Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns geopfert hat. Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem meiner geringsten Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Aus dem Heilandglauben also soll die Menschenliebe die Kraft zum Wohltun und nach Wintertagen der Erkaltung den Saft zu neuem Wachstum ziehen wie der Rebzweig aus dem Rebstock. Auch die Feindesliebe nach dem Herzen des Heilandes ist an die Gottesliebe moralisch angeschmiedet: „Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit ihr Kinder seit eures Vaters, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen läßt und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte . . . Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist: Die Sittenlehre ohne Gottes- und Heilandglauben muß natürlich, wie sie den Menschen überhaupt von Gott trennte, auch die Menschenliebe von der Gottesliebe abschneiden.

Wohl sehen wir, wie auch von Ungläubigen aus nichtreligiösen Beweggründen viel Gutes an den Mühseligen und Beladenen der Erde erwiesen, wie zuweilen die Caritas sogar an Stelle der Religion auf den Altar erhoben wird; von Haus aus aber ist diese Menschengüte, die heute nicht mehr von der Gottesliebe angefeuert wird, ein Glühstein aus dem Altarfeuer des Glaubens. Die gebende und noch mehr die vergebende Menschenliebe ohne Gottesglauben ist ein erlöschendes Feuer, ein verdorrrender Rebzweig. Eltern, die ihre Kinder

ohne Religionsunterricht aufwachsen lassen, begeben einen Gottesraub an ihren Kindern. Selbstverständlich können solche Eltern, die auch nur eines ihrer Kinder aus dem konfessionellen Religionsunterricht nehmen und in den religionslosen Moralunterricht schicken, zu den heiligen Sakramenten nicht zugelassen und im Falle ihres Ablebens kirchlich nicht eingesegnet werden.

Der dunkelste Schatten, der auf ein Elterngrab fallen kann, ist der Schatten eines Kindes, das ohne religiöse Schule aufgewachsen ist und am Grabe der Eltern steht, ohne an ein Fortleben im Jenseits zu glauben. Daher halte treu und fest zu Jesus Christus und seiner seligmachenden Lehre!

Kirche und Schule.

Um den Unglauben schon in die Herzen der Jugend hineinpflanzen zu können, bemüht man sich allerorts die Schulen zu entchristlichen. Die Kirche, welche im Laufe der Jahrhunderte überall soviel für die Erziehung der Jugend geleistet hat, sucht man gänzlich aus der Schule zu verdrängen. Es soll ihr höchstens noch gestattet sein, den Religionsunterricht zu erteilen. Die Kirchengeschichte kann aber bestätigen, daß die katholische Kirche, wo sie sich ungehindert entfalten konnte, überall bessere und doch billigere Schulen eingerichtet und unterhalten hat. Dabei dürfen wir nur hinweisen auf die zahlreichen männlichen und weiblichen Orden zum Unterricht der Jugend, z. B. Schulbrüder, Schulschwester, Jesuiten, Ursulinerinnen u. a. Aber davon will unsere heutige Welt in ihrer Verblendung und gehässigen Religionsfeindlichkeit nichts wissen. In Deutschland sollten gleich vier Schularten neu eingeführt werden, nämlich: Die allgemeine, die freie Schule, Simultanschule und Konfessionsschule. Vom christlichen Standpunkte aus ist nur die Konfessionsschule zu billigen; die anderen drei Schularten sind zu verwerfen. Die Konfessionsschule sieht für Katholiken und Protestanten eigene Schulen vor mit den Lehrern und Lehrbüchern für die betreffende Konfession eigens aufgestellt. Ein Katholik darf seine Kinder nur in die katholische Schule schicken, wenn er sich nicht einer schweren Sünde schuldig machen will.

* * *

Die Bischöfe Deutschlands haben am 20. November 1920 an die Reichsregierung und den Reichstag eine bedeutsame Eingabe über die konfessionelle Schule gerichtet. Die Denkschrift stellt Richtlinien auf, die für das gesamte katholische Volk, seine Vertreter und Lehrerschaft bei den Schulkämpfen maßgebend sein werden. Das Schriftstück, das den maßgebenden Stellen überreicht und im „*Osservatore Romano*“ veröffentlicht worden ist, hat folgenden Wortlaut:

Seit den Tagen der Revolution lebt im Herzen des ganzen katholischen Volkes in Deutschland die schwere Sorge um die Zukunft der konfessionellen Schule. Freilich ist in Art. 146 Abs. 2 der Deutschen Reichsverfassung die Möglichkeit der Errichtung konfessioneller Schulen belassen, aber manche Anzeichen sprechen dafür, daß einflußreiche Kreise beabsichtigen, bei der Ausgestaltung der Reichsschulgesetzgebung die Simultanschule in weitgehendem Maße vor der konfessionellen Schule zu bevorzugen.

In dem nach Artikel 146 Abs. 2 der Verfassung zu erlassenden Reichsschulgesetz werden die Grundsätze aufzustellen sein, nach denen das Schulwesen eingerichtet werden soll. Zur Wahrung der berechtigten Interessen der katholischen Kirche und der katholischen Eltern, sowie zu Nutz und Frommen der Schule und des Staates unterbreite an alle Bischöfe des Deutschen Reiches der Reichsregierung und dem Reichstage seine Auffassung über die Bedeutung der konfessionellen Schule und die Forderungen, für die wir bei der Reichsschulgesetzgebung Berücksichtigung verlangen müssen. Denn die katholischen Eltern haben nach ihrem Gewissen die heilige Pflicht und das unverbrüchliche Recht, wie es auch in Art. 120 der D. R.-V. festgelegt ist, ihre Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Die Kirche hat kraft göttlichen Auftrags die Aufgabe, die Eltern zur Erfüllung dieser Pflicht anzuleiten und durch Lehre und Erziehung die Kinder zu guten Christen heranzubilden (vergl. can. 1372 sq. Codicis Juri Canonici). Weder Eltern noch Kirche dürfen durch staatliche Maßnahmen in der Ausübung dieser Pflicht und dieses Rechtes behindert werden.

Wenn wir in dieser Denkschrift die unveräußerlichen Rechte der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes und auf die Mitbeaufsichtigung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung in den Schulen nicht im einzelnen wiederholen, so geschieht dies nicht aus der Absicht stillschweigenden Verzichtes, sondern weil wir bei dieser Gelegenheit nur zu dem bevorstehenden Reichsschulgesetz Stellung nehmen.

Wir fordern für die katholischen Kinder katholische Volksschulen, in denen die Kinder von gläubigen katholischen Lehrern und Lehrerinnen in Übereinstimmung mit dem Willen der Erziehungsberechtigten im Geiste der katholischen Religion unterrichtet und erzogen werden. Für unsere Forderung sprechen die triftigsten Gründe:

Schule und Kind.

Der Zweck der Schule ist nicht nur, dem Kinde möglichst ausgedehnte Kenntnisse zu verschaffen, sondern vor allem, die Kinder für das irdische und ewige Leben zu erziehen. Ohne religiöse Unterlage, ohne klare und feste religiöse Überzeugung und Grundsätze, ohne positives Christentum, ohne religiöse Übung fehlt aber der Charaktererziehung Stern und Kern, Saft und Kraft. Die wenigen Religionsstunden in der Woche genügen jedoch nicht, das erstrebte Ziel zu erreichen. Es muß der gesamte Unterricht der Schule von der Sonne des Glaubens verklärt, von dem gleichen sittlich-religiösen Geist durchdrungen sein. Auch müssen die Kinder durch die Schule zur Betätigung der Religion, d. h. zum Verkehr mit Gott im Gebet, zur fruchtbringenden Teilnahme am Gottesdienst und Sakramentsempfang, zur Vertiefung und Festigung der Charakterbildung durch den Einfluß der kirchlichen Gnadenmittel angeleitet werden. Das ist harmonisch und erfolgreich in der Regel nur durchführbar in der konfessionellen Schule.

In der Simultanschule wird der Religionsunterricht zu einem der gewöhnlichen Schulfächer herabgesetzt und der Einfluß der christlichen Über-

zeugung und Grundsätze auf den Gesamtunterricht und auf die Gesamterziehung ausgeschaltet, auch der Glaubensgleichgültigkeit Tür und Tor geöffnet. Die Religion ist dann nicht mehr das alles belebende Element des Unterrichtes und der Erziehung, nicht mehr die Seele des Ganzen, sondern nur ein Glied, das eine kommende Entwicklung ohne große Schwierigkeit auszuscheiden vermag. Zudem fehlt der Simultanschule die innige Verbindung der religiösen Lehre mit der religiösen Übung. Der Religionsunterricht in solcher Schule wird fruchtlos bleiben, wenn er nicht in religiöses Leben übergeleitet wird. Wer bürgt uns auch dafür, daß nicht das, was durch den Religionsunterricht im Herzen des Kindes aufgebaut ist, in anderen Unterrichtsfächern durch glaubenslose oder glaubensfeindliche Lehrer planmäßig oder durch gelegentliche, den Zweifel weckende Bemerkungen wieder niedgerissen wird? Darum bedeutet die Einführung der Simultanschule in ihren Folgen leider nur zu oft geradezu die Entchristlichung der Schule. Daß dies von gewisser Seite beabsichtigt ist, beweisen uns auch die Äußerungen zahlreicher Lobredner der Simultanschule. Nicht ohne Grund haben wir im gemeinsamen Hirtenbrief 1917 erklärt: „Von der Simultanschule ist es nur ein Schritt zur glaubens- und religionslosen Schule, und von dieser nur ein halber Schritt zur religions- und glaubensfeindlichen Schule.“ Wir würden uns einer Verfündigung am Glauben unseres Volkes an der Seele unserer katholischen Kinder und an unserer Hirtenpflicht schuldig machen, wenn wir die Simultanschule als gleichwertig mit der konfessionellen anerkennen und gegen ihre allgemeine Einführung nicht den schärfsten Widerspruch erheben würden.

Schule und Eltern.

Die Schule ist eine Hilfsanstalt des Elternhauses, dem das erste und natürliche Recht zukommt, über die Erziehung der Kinder zu bestimmen. Die Konfession des Kindes ist bereits durch das Elternhaus bestimmt, wenn das Kind in die Schule eintritt. Die Eltern wollen, daß die im Hause begonnene Erziehung in der Schule fortgesetzt werde. Das kann aber mit dem von allen christlichen treuen Eltern erstrebten Erfolge nur in der konfessionellen Schule geschehen, wo die Einheit im Höchsten und Heiligsten, in der Religion, besteht, wo Schüler, Lehrer, Bücher, Wandschmuck, Übungen sich im Einklang mit dem Elternhaus und mit der Kirche befinden. In das Recht der Eltern, die Erziehung der Kinder zu leiten und ihren Geist zu bestimmen, darf keine Gewalt der Erde, auch nicht die Staatsgewalt, eingreifen. Der Staat muß das Maß der Kenntnisse festsetzen, die er zur Erfüllung der Berufs- und Bürgerpflichten für notwendig hält, er mag darüber wachen, daß alle Kinder diese Kenntnisse wirklich erlangen. Wenn er aber darüber hinausgeht und die Eltern zwingt, die Kinder in eine Schule zu schicken, die nicht im Geist des Elternhauses erzieht, sondern der Religion der Eltern gleichgültig oder feindselig gegenübersteht, so ist das ein gewalttätiger Eingriff in unveräußerliche Naturrechte und ein unerträglicher Gewissenszwang. Soweit also der Staat den Besuch der Schulen für die Kinder pflichtmäßig zu machen sucht, muß den Eltern die Möglichkeit gegeben sein, die Kinder in Schulen ihres Bekenntnisses zu schicken. Aus den-

selben Gründen des Naturrechtes und der Gewissensfreiheit muß auch für kleine konfessionelle Minderheiten, deren Zahl mit Wohlwollen festzusetzen bleibt, in einer Gemeinde eine öffentliche konfessionelle Schule eingerichtet werden. Falls aber an einem Orte auf Grund des Art. 147 Abs. 2 private konfessionelle Volksschulen zugelassen sind, können die Eltern wegen der gleichen Steuerpflicht mit Recht verlangen, daß diese Schulen nach Maßgabe ihres Bedürfnisses aus öffentlichen Mitteln ausgiebig unterstützt werden.

Viele verheerende Schulkämpfe innerhalb der Gemeinden werden vermieden werden, wenn das Reichsschulgesetz die bestehenden konfessionellen Schulen auch ohne besondere Abstimmung als zu Recht bestehend anerkennt und eine Abstimmung unter Schonung des Bestehenden nur vornehmen läßt, wenn ein erheblicher Teil der Eltern es verlangt. Wo immer die Erziehungsberechtigten für ihre Kinder die konfessionellen Schulen erhalten wollen, darf der Staat dies nicht durch einschränkende Bestimmungen erschweren oder unmöglich machen. Wo es sich handelt um das Glück und die Zukunft, um den Glauben und die Seligkeit der Kinder, dürfen nicht rein schultechnische, vor allem nicht finanzielle Erwägungen den Ausschlag geben. In unserer Zeit der schwersten Prüfungen, wo alle vaterlandsliebenden Kräfte zur Wiederaufrichtung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt des Volkes sich einigen sollen, ist es unklug und unverantwortlich, durch Bergewaltigung des Elternwillens schlimme innere Kämpfe heraufzubeschwören.

Wenn man sagt, durch die Einführung der Simultanschule werde an manchen Orten der Unterricht besser, da manche „Zwergschule“ verschwinde, so entgegnen wir: Es ist nicht ohne weiteres richtig, daß der Unterricht in kleinen Schulsystemen durchweg minderwertig sei gegenüber dem in größeren Systemen. Gar viele namhafte Pädagogen erachten gerade den Unterricht und die Erziehung in den einklassigen Schulen, wie sie sich vielfach auf dem Lande und in konfessionell gemischten Gegenden finden, für durchaus erfolgreich. Jedenfalls hängt das Wesen eines „geordneten Schulbetriebes“ nicht von der Zahl der aufsteigenden Klassen ab, sondern von der Erreichung des Bildungszieles. Wo dieses im Art. 148 D. R.=B. umschriebene Ziel der Schulbildung nach gesunden pädagogischen Grundsätzen erreicht werden kann, muß der Schulbetrieb als „geordnet“ gelten. Soweit es nur immer ohne tiefgreifende, tatsächlich schädliche Beeinträchtigung des Schulbetriebes möglich ist, muß nach Art. 146 Abs. 2 D. R.=B. der Wille der Erziehungsberechtigten, die eine konfessionelle Schule für ihre Kinder fordern, berücksichtigt werden. Es ist ein Unrecht gegen den Elternwillen, durch Überspannung des Begriffes „geordneter Schulbetrieb“ dem Fortbestande und der Einrichtung konfessioneller Schulen planmäßig Hemmnisse zu bereiten.

Schule und Lehrer.

Nur in der konfessionellen Schule kann die gläubige Lehrerpersönlichkeit ihr Bestes geben. In der Simultanschule muß der Lehrer seine Lebensauffassung vielfach verbergen, darf seine religiöse Gesinnung nicht mit belebender Wärme hervortreten lassen, da er Gefahr läuft oder auf Schritt und Tritt fürchten muß, in den Verdacht zu kommen, die religiösen Gefühle eines

Teiles der Kinder zu verlehen. Wieviel Hemmungen und Schwierigkeiten, wieviel Reibungen und Anklagen können dem Lehrer und dem Unterricht, z. B. beim Schulgebet, oder in dem Geschichtsunterricht, aus der Anwesenheit von Angehörigen eines anderen Bekenntnisses erwachsen! Ganz anders in der konfessionellen Schule! Hier kann der Lehrer ungeschweht aus innerster Überzeugung zu dem Kinde über Gott und Ewigkeit, über Christi Person und Werk, über Kirche und Glaubenspflicht, über die Mittel sittlicher Läuterung und die Gefahren seelischer Verirrung sprechen. Alles Wissen und praktische Können, das er den Kindern mit ins Leben gibt, wird er zu verankern suchen im tiefen Grunde der Religion. Dadurch kommt erquickende Wärme in das Erziehungswerk hinein, so daß sich die Seele des Kindes zu freudigem Aufhorchen und frohgemutem Folgen erschließt.

Erfolgreiche Erziehung ist nur möglich, wo alle Harmonie des Denkens und Empfindens Lehrer und Schüler verbindet. Darum sind an den konfessionellen Schulen nur kirchlich-gläubige Lehrer anzustellen, die auch bereit und nach kirchlichem Urteil befähigt sind, den Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Lehren und Vorschriften der Kirche zu erteilen (vergl. Art. 149 D. R.-V.). Lehnt ein Lehrer die Erteilung des Religionsunterrichtes aus grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die katholische Religion ab oder betätigt er sich während des Unterrichtes oder in der Öffentlichkeit im Widerspruch zu der katholischen Religion, so gehört er nicht mehr an eine katholische Schule. Und keine Macht auf Erden kann und darf die Eltern zwingen, ihre Kinder einem glaubensfeindlichen Lehrer in Unterricht zu geben.

Auf Grund der Glaubens- und Gewissensfreiheit können die Eltern, die sich für die Bekenntnisschule entscheiden, vom Staate verlangen, daß an dieser Schule nur solche Lehrer angestellt werden, die die Gewähr bieten, daß sie die Kinder im Geiste des Glaubens der Eltern unterrichten und erziehen. Daraus folgt, daß auch für die Zukunft die Möglichkeit konfessioneller Lehrerausbildung gegeben sein muß, wenigstens in dem Umfang, daß für die konfessionellen Schulen und für die Teilnahme an Erteilung von Religionsunterricht überhaupt genügend konfessionell vorgebildete Lehrer und Lehrerinnen vorhanden sind.

Schule und Staat.

Endlich geben wir der festen Überzeugung Ausdruck, daß der dringend erwünschte konfessionelle Friede in unserm leider religiös gespaltenen Vaterland besser durch konfessionelle als durch Simultanschulen gefördert wird. In der Simultanschule werden sich die Kinder durch die Verschiedenheit des Religionsunterrichtes und der religiösen Übungen viel mehr des Unterschiedes des Bekenntnisses bewußt, als dies beim Besuch konfessionell getrennter Schulen der Fall ist. Gegenüber der Gefahr einer Verwischung der religiösen Unterschiede, welche bei der Simultanschule besteht, müßten die Konfessionen im Interesse ihres Bestandes beim Religionsunterrichte die Kontroverspunkte um so stärker hervorheben. So wird eher eine Verschärfung als eine Milderung der Gegensätze durch die Simultanschule eintreten. Zudem lehrt die Erfahrung, daß zur Übung wahrer Toleranz der am meisten fähig und geneigt ist,

der fest auf dem Boden seines Bekenntnisses steht, das ihm die Achtung und Liebe des Nächsten zur heiligen Pflicht macht.

Noch ein anderer wichtiger Grund fordert, daß der Staat durch Erhaltung und Förderung der konfessionellen Schule die religiöse Erziehung unseres Volkes unterstütze. Der weite Kreise beherrschende materialistische Zeitgeist hat unsere Jugend verwildert, unsere Volkskraft entnervt und unsere Lage so entsetzlich schwer gemacht. Der Aufstieg ist nur möglich auf Grund lebensvoller religiöser Bildung. Ohne Religion keine festen sittlichen Grundsätze, keine starkmütige und ertragsfreudige Sittlichkeit, keine allseitige, gewissenhafte Pflichterfüllung, keine Autorität. Schließlich müssen wir betonen, daß die Verdrängung der konfessionellen Schule gleichbedeutend sein würde mit der Entfesselung eines neuen Kulturkampfes auf dem Gebiete der Schule. Dadurch würde unser Vaterland noch mehr entzweit und dem Abgrund noch näher gebracht. Es wäre deshalb unbegreiflich und unverantwortlich, wollte man einen solchen Kulturkampf herbeiführen. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, wird mit uns die Forderung erheben, daß die Religion Herz des Unterrichts und der Erziehung bleiben muß, was nur in der konfessionellen Schule möglich ist.

Aus allen diesen Erwägungen müssen wir die nachstehenden Forderungen erheben, und wir wissen uns dabei eins mit dem ganzen katholischen Volke Deutschlands, das mit allem Nachdruck seine Rechte wahren und verteidigen wird.

Mit Vertrauen überlassen wir es den katholischen Abgeordneten, für manche im obigen nicht im einzelnen behandelte Fragen und auftauchende Schwierigkeiten die dem Willen der treu kirchlichen Erziehungsberechtigten entsprechende Lösung zu erstreben.

Religiöse Forderungen.

1. Die konfessionelle Volksschule als die beste Erziehungsschule für die katholischen Kinder ist in allen Gemeinden, in denen die Erziehungsberechtigten auf Grund des Artikels 146 Abs. 2 der Deutschen Reichsverfassung es verlangen, zu erhalten oder einzurichten, sie darf nicht als „Sonderschule“ in ihrem Werte und ihren Rechten der Simultanschule nachgesetzt werden. Auch für die bestehenden katholischen höheren Lehranstalten ist der Fortbestand des vorhandenen konfessionellen Charakters sicherzustellen.

2. Um die verheerenden Schulkämpfe in den Gemeinden zu vermeiden, ist durch das Reichsschulgesetz zu erklären oder wenigstens den Ländern die Ermächtigung zu erteilen zu der Erklärung, daß die bestehenden konfessionellen Schulen als im Sinne des Artikels 146 Abs. 2 gegründet zu gelten haben, wenn nicht ein noch genauer zu bestimmender erheblicher Teil der Erziehungsberechtigten eine Abstimmung ausdrücklich verlangt.

3. Der Ausdruck „geordneter Schulbetrieb“ darf nicht zu einem Hindernis für Errichtung und Erhaltung konfessioneller Schulen gemacht werden. Als „geordnet“ hat ein Schulbetrieb zu gelten, wenn er das in Artikel 148 Abs. 1 umschriebene Ziel der Schulbildung im Rahmen der von der Schulgesetzgebung und Schulverwaltung vorgezeichneten Bedingungen zu erreichen imstande ist. Auch in einer einklassigen Schule ist erfahrungsgemäß ein geordneter Schulbetrieb sehr gut möglich.

4. Konfessionelle Schulen sind stets einzurichten, wenn die für eine mit Wohlwollen zu bestimmende Zahl schulpflichtiger Kinder zuständigen Erziehungsberechtigten einen dahingehenden Antrag stellen.

5. Private konfessionelle Volksschulen, die auf Grund des Art. 147 Abs. 2 zugelassen sind, müssen mit Rücksicht auf die gleiche Steuerpflicht der Eltern nach Maßgabe ihres Bedürfnisses aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Es entspricht der Gerechtigkeit, daß für diese Kinder die gleichen öffentlichen Mittel aufgewendet werden, wie für jedes Kind der allgemeinen Schule.

6. Wenn katholische Kinder wegen Mangel an öffentlichen oder konfessionellen Schulen an einzelnen Orten genötigt sind, andere als konfessionell-katholische Schulen zu besuchen, so ist bei einer Mindestzahl von zehn Kindern der kirchlich eingerichtete Religionsunterricht aus öffentlichen Mitteln zu vergüten.

7. An den konfessionellen katholischen Schulen dürfen nur wirklich gläubige katholische Lehrer und Lehrerinnen angestellt werden, die bereit und nach dem Urteil der Kirche befähigt sind, den Religionsunterricht zu erteilen und die Kinder im katholischen Geiste zu erziehen.

8. Lehrkräfte an katholischen Schulen, welche die Erteilung des Religionsunterrichts aus grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die katholische Religion ablehnen oder während des Unterrichts oder in der Öffentlichkeit durch Äußerungen oder Handlungen eine unkatholische Gesinnung bekunden, sind auf Beschwerde der Kirche oder der Erziehungsberechtigten von konfessionellen Schulen zu entfernen.

9. Damit geeignete Lehrkräfte für die konfessionelle Schule vorhanden sind, muß auch für die Zukunft die Möglichkeit der konfessionellen Lehrerbildung gewährleistet werden. Zur Beurteilung der Eignung angehender Lehrer für die Erteilung des Religionsunterrichts bzw. für die Anstellung an konfessionellen Schulen ist der Kirche das Recht einzuräumen, bei der Vorbildung und Prüfung der Lehrer mitzuwirken.

10. Der Kirche muß nach Art. 147 Abs. 1 das Recht zustehen, private Einrichtungen zur Ausbildung von Lehrern zu schaffen, die durch öffentliche Mittel wohlwollend zu unterstützen sind.

11. In allen Schulen hat der Staat dafür zu sorgen, daß die Lehrbücher in den profanen Fächern nichts gegen den katholischen Glauben und die Sitten enthalten. An konfessionellen Schulen müssen die Lehrbücher für die Gesinnungsfächer auf die Pflege der Weltanschauung gebührend Rücksicht nehmen.

12. Es ist überall dafür zu sorgen, daß für die religiösen Übungen Zeit und Raum bleibt und daß ihnen nach dem Willen der Erziehungsberechtigten wohlwollende Förderung gewidmet wird.



Die Schule.

„Den Herrgott habt ihr ausgemerzt
Aus eurer Laienschule:
Drum wird der Teufel so beherzt
In seinem Höllenspfuhle.
Ihr proklamiert: „Kein Gott, kein Herr!“
Dafür habt ihr den Luzifer.

Dem Christentum galt euer Streit,
Das machtet ihr zuschanden;
Den Tiermensch habet ihr befreit
Aus gottgewollten Banden;
Nun ist er ledig, ist er los
Und wirft euch Bomben in den Schoß!

Ihr sagt dem Volke: „Du bist frei
Von Gott und ew'gen Strafen“ —
Und schreiet nach der Polizei,
Nach schärferen Paragraphen;
Das Gottesreich habt ihr bekriegt
Und jammert, daß die Hölle siegt.

Ihr Christenböcker in der Rund';
Errettet euere Jugend;
Verlaßt den bodenlosen Grund
Der glaubenslosen Jugend;
Uns ist und bleibt kein ander Heil
Als was in Christo uns zuteil.“

Dürrenmatt.

Der Tod des Sünder's.

Wir wissen, daß die heiligmachende Gnade den Menschen in einen Stand erhebt, der über alle seine natürlichen Anlagen und Kräfte hinausgeht, der ihn zum Gotteskinde macht und ihn teilnehmen läßt am göttlichen Leben Jesu Christi selbst — die Gnade drückt seinem ganzen Wesen den Stempel des religiösen Adels auf — diesen geistigen Seelenadel verleiht die Gnade ganz unabhängig von den natürlichen Verhältnissen, in denen sich der Mensch befinden mag, unabhängig von Alter und Geschlecht; — wir finden ihn beim Kinde wie beim Erwachsenen, bei den Ärmsten wie bei den Reichsten, bei den Untergebenen und Niedriggestellten wie bei den Vorgesetzten und höchsten Ständen. — Dieser geistige Adel besteht nicht wie der bürgerliche in natürlichen Vorzügen und Großtaten und noch viel weniger in einem glänzenden Außern, in feinen Sitten und Manieren — er berührt ein weit höheres Gebiet, er veredelt das sittliche Leben und Verhalten des Menschen.

Der Seelenadel äußert sich vor allem in der Zartheit des Gewissens. Die Seele empfindet einen lebhaften Widerwillen gegen alles, was den Glanz und die Reinheit der Sittlichkeit trübt — mit Abscheu weist sie das alles zurück, — mit derselben Entschiedenheit, mit der sie das Böse, Niedrige und Gemeine abwehrt, verlangt sie nach dem, was gut, was tugendhaft, was rein und edel ist. Dieser Geistesadel gibt der Seele höheren Schwung in allem Tun und Lassen — es ist nicht mehr bloß das zeitliche Interesse, das sie leitet — für Gott zu leben, für Gott zu arbeiten, für seine Verherrlichung zu wirken, das ist der innerste Beweggrund all ihrer Tätigkeit — die Triebfeder bei Besorgung der weltlichen Geschäfte ist nicht das Geld, sondern das Pflichtgefühl. — Wenn sie an Vergnügungen teilnimmt, so müssen diese unschuldige sein, und dann weiß sie Maß zu halten und läßt sich nicht von der Sinnlichkeit beherrschen; sie genießt das Vergnügen als notwendige Erholung. — Dabei findet sie im-

mer Zeit für die Pflege des höheren, religiösen Lebens — von diesem Seelenadel getragen, erweitert sich das Herz in christlicher Nächstenliebe: es wird einer solchen Seele zum Bedürfnisse, andern zu helfen, ihnen mit Rat und That beizuspringen, fremde Not zu lindern. — Dieser Seelenadel erglänzt aber nirgends so schön als im Leiden, im Unglück und in der Verfolgung; da gibt es keine Rachsucht, der Mensch ist jederzeit versöhnlich und zum Verzeihen geneigt und ist selbst Kränkungen gegenüber noch liebevoll — mit christlicher Ergebenheit trägt er die Schicksalsschläge, und mit Geduld leidet er den Schmerz — ja wir finden beim höchsten Seelenadel im Leben der Heiligen sogar eine bewunderungswürdige Kreuzesliebe!

So veredelt der Seelenadel das Innere des Menschen — er übt aber auch einen bildenden Einfluß auf das Äußere des Menschen: das ganze Benehmen eines solchen Menschen ist ein geistig vornehmes — Sprache, Blick, Miene, Haltung, Bewegung und Kleidung, alles trägt den Charakter der Bescheidenheit, der Eingezogenheit, einer edlen Selbstbeherrschung; man merkt auf den ersten Blick die edle Herzensgüte und wird unwillkürlich von solchen Personen angezogen. Das ist der Seelenadel, den die Gnade verleiht, und so wirkt er veredelnd und bildend auf den ganzen Menschen. —

Nun, durch die Sünde verliert der Mensch die Gnade und mit ihr diesen Seelenadel — das Herz verwildert. Wenn man den Menschen im Zustande der Gnade mit einem wohlgepflegten Garten vergleichen kann, der durch seine Anmut, seine prächtigen Anlagen und seinen üppigen, duftenden Blumenflor den Eintretenden entzückt, so muß man den Menschen im Zustande der Sünde mit dem verwahrlosten, verwilderten Felde voll Unkraut und Dornengestrüpp vergleichen; — wo die Sünde im Herzen Platz greift, da löscht sie den sittlichen Adel der Seele aus, je und tiefer sie sich einnistet und festsetzt, desto mehr tritt am Menschen das Erdenhafte, das Sinnliche, das Tierische in den Vordergrund — bald verliert er den Geschmack für alles Höhere, Geistige und Göttliche; er hat weder Sinn, noch Verständnis mehr dafür — „der Sinnenmensch erfährt nicht, was des Geistes Gottes ist“ (1. Kor. 2, 14). Sein Blick wendet sich zur Erde, er versinkt in die Materie, d. h. in das Irdische. —

Unzählbar ist die Menge derer, die hierfür Zeugnis ablegen. Schaut sie nur an diese Erdenmenschen, wie sie ihre ganze Zeit mit weltlichen Sorgen ausfüllen, wie sie nur leben für den irdischen Teil ihres Daseins — ihr ausschließliches Streben ist nur, den Körper und die körperlichen Sinne und Gelüste zu befriedigen und die dazu nötigen Mittel zu erwerben — daran allein denken sie, danach rennen sie, dafür strengen sie sich an und quälen sie sich ab — ihr erster Gedanke am Morgen ist die Sorge für ihr leibliches Wohl, für ihr Fortkommen, für ihr Vermögen und die Vermehrung desselben; — diese Sorge verfolgt sie den ganzen Tag bei allen Schritten und Tritten, mit dieser Sorge schlafen sie ein — und darin sehen sie keineswegs etwas Erniedrigendes und Herabwürdigendes, sie prahlen und prunken auch noch mit dieser Lebensweise und bedenken nicht, was von ihnen der Psalmist sagt: „Der Mensch stand hoch in Ehren; allein er hat es nicht erkannt; er gleicht den unvernünftigen Tieren und ist ihnen ähnlich geworden.“ Ja, den vernunftlosen Tieren

gleichet ein solcher Mensch, — dem Tiere ist die geistige Welt verschlossen, das Leben des Tieres bewegt sich nur im Kreise der Sinnlichkeit — ist das nicht eine tiefe Erniedrigung des Menschen, wenn er, der Vernunftbegabte, sich auf eine Stufe stellt mit den vernunftlosen Tieren? Wer würde es nicht für entehrend halten, wenn der Sohn einer hochadeligen Familie die niedrigen Dienste z. B. eines Kanalarbeiters verrichten wollte? und doch würde dieser noch immer einen höheren Standpunkt einnehmen als derjenige, der sich die Lebensweise vernunftloser Tiere zu eigen macht, die nur für das Sinnliche sorgen! —

Die Sünde läßt den Menschen nicht bloß in das Irdische versinken, sie hält ihn im Kot des Irdischen fest und macht ihn ganz zum Opfer seiner Leidenschaften; und damit sinkt er sogar unter das vernunftlose Tier herab. Wenn sich der Christ nicht im Stande der Gnade erhält und durch die Kraft der Gnade die Leidenschaften beherrscht, dann beherrschen die Leidenschaften ihn, wie die Tiere von ihnen beherrscht werden. Die Tiere folgen ihren Trieben, sie können nicht anders, sie haben ja keinen Funken einer höheren Macht und Kraft in sich; der Mensch aber besitzt schon als Mensch eine höhere Fähigkeit durch seine Vernunft und Willensfreiheit, und als Christ hat er eine übernatürliche, eine göttliche Kraft in sich. Wenn er mittels dieser Kraft seine Leidenschaften nicht bändigt, sondern von ihnen sich leiten und treiben läßt, so handelt er nicht anders als ein Tier, er verzichtet auf seinen Vorzug vor dem Tiere, er lebt noch schlechter als das Tier, weil ja das Tier wegen seiner Vernunftlosigkeit nicht sündigen kann, wenn es seinen Trieben folgt! Daher die traurige Wahrnehmung, daß Menschen, welche das Opfer einer Leidenschaft geworden sind, Werke begehen, viel schlimmer, widernatürlicher, schändlicher und auch viel zahlreicher, als dieses bei den Tieren der Fall ist: der Rachsüchtige schont nicht einmal seines eigenen Blutes — wie tief tritt der Säufer die Menschenwürde in den Kot — welche schändlicher Handlungen ist nicht der Wollüstling fähig — welche eine schmachvolle Versunkenheit zeigt sich da! Wo bleibt da noch eine Spur von dem Seelenadel, den der Mensch im Stande der Gnade besaß?

Und diese Verwirrung des Herzens gibt sich auch, ebenso wie der Seelenadel, nach außen kund: die verzerrten Gesichtszüge des Zornmütigen — die lusternen Blicke, die zotenhaften Gespräche, das freche Betragen der Wollüstigen — das blödsinnige Lallen, das ekelerregende Aussehen und Benehmen des Betrunknen, ist das nicht alles ein Spiegelbild der verwilderten Seele?

Es gibt aber noch andere Übel, welche die Sünde in ihrem Gefolge hat, Übel, welche den Sünder unfehlbar und sicher erreichen, was immer für eine Stellung er im menschlichen Leben einnehmen mag, mag diese Stellung noch so vornehm, noch so hoch sein. Ein solch weiteres Übel ist ein böser, unseliger Tod, wie es schon der Psalmist ausgesprochen hat mit den Worten: „Der Tod der Sünder ist im höchsten Grad elend.“

Alles trägt dazu bei, dem unbußfertigen Sünder das Sterben zu verbittern, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nirgends findet sein suchendes Auge etwas, das ihm Trost und Beruhigung gewähren könnte; er gleicht so recht dem Vogel, der auf hoher See, nachdem er sich müde geflogen hat, einen Gegenstand

zum Ausruhen sucht; aber wo soll er ihn finden? über sich den Himmel, unter sich das Wasser des endlosen Meeres, nirgends ein Baum, nirgends ein Zweig, auf dem er seinen müden Fuß könnte ausruhen lassen. So auch der sterbende Sünder; nirgends findet er Trost und Ruhe, mag er in die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft schauen.

1. Was sieht er, wenn er seinen Blick in die Vergangenheit zurückwirft? Er hat nicht das ganze Leben auf Irrwegen zugebracht; auch bei ihm hat es eine Zeit gegeben, da er im Stande der Gnade gelebt, da er viel Gutes getan und sich reiche Verdienste gesammelt hat; kann ihm vielleicht die Erinnerung an diese Zeit Trost gewähren? Mein Gott, mit dieser glücklichen Zeit hat er gebrochen; sie ist für ihn so gut wie verloren. Er könnte sie durch wahre Reue und aufrichtige Beichte wieder zurückrufen und die guten Werke wieder aufleben lassen — aber das will er nicht, und so hat er beim Gedanken an jene Zeit nicht nur keinen Trost, sondern nur noch größere Geistesqual —, wie reich könnte er sein vor Gott, wenn er im Eifer jener Zeit verharret hätte! — So aber gilt von ihm das Wort des Propheten: „Wenn der Gerechte den Weg der Gerechtigkeit verläßt und Böses tut, so wird man all seiner guten Werke, die er getan, nicht mehr gedenken.“ (Ezech. 18, 24.)

Wenn ihm aber schon das Gute, das er verloren, Qual bereitet, was für einen Eindruck müssen erst seine Sünden auf seine Seele machen? Sie haben ihn schon während seines Lebens oft genug beunruhigt; aber er hat sich redlich bemüht, sie zu vergessen und die Stimme des Gewissens zu ersticken; im fortwährenden Sinnengenusse und bei beständiger Zerstreuung ist es ihm auch gelungen, den Gedanken an seine Sünden wegzubringen, und die fortgesetzte Abstumpfung des Gewissens hat ihn gar vieles nicht mehr als Sünde erkennen lassen, wenigstens nicht mehr in ihrer Größe und Schwere; jetzt aber sind die Tage der Sinnelust vorbei; jetzt kann er seinen Geist nicht mehr auf solche Weise zerstreuen — jetzt tauchen seine Sünden aus dem Meere der Vergangenheit auf und stellen sich wie ungebetene Gäste seinem Blicke vor — ach, unzählbar, massenhaft! Die Lügen, die Flüche, die Gotteslästerungen, die höhnedenden Ausfälle gegen Glauben und Religion, die Ungerechtigkeiten, Betrügereien und Diebereien, die Zechgelage und Berausungen, und die unabsehbare Menge von Sünden der Unlauterkeit in Gedanken, Worten und Werken. Mitten unter jenem Sündenheer gewahrt er die Gestalten derer, denen er unrecht und weh getan, denen er an der Ehre oder an dem Eigentum geschadet, die er zu Genossen seines Sündenlebens gemacht oder gar verführt hat. Früher hat er all das Böse als unschuldige Vergnügungen, als harmlose Unterhaltungen erklärt, jetzt aber zeigen sich die Sünden in ihrer nackten Häßlichkeit mit ihrer drückenden Schuld und Strafwürdigkeit; jetzt erwacht das schlummernde Gewissen und durchbohrt unbarmherzig mit der Spitze seines Stachels sein krankes Herz. Mit Furcht und Abscheu sucht er sein Auge von diesem trostlosen Bilde abzuwenden; aber je näher es dem Tode geht, desto klarer stellt sich das alles vor seine Seele! „Der Sünder Tod ist im höchsten Grade elend.“ —

2. Nicht weniger als die Vergangenheit verbittert dem unbußfertigen Sünder auch die Gegenwart das Sterben. Mein Gott, wie sieht er sich

von allen Seiten so entsetzlich getäuscht! Er wollte sich einen Himmel auf Erden schaffen und hat alles getan, um diesen Himmel recht schön zu gestalten — jetzt wird ihm auf einmal sein ganzer Himmel wie ein Spinnengewebe zerflört! — Noch vor kurzem war er im Kreise seiner Gesinnungsgenossen der Gefeierte des Tages, man schmeichelte und huldigte ihm — jetzt haben sich alle seine Freunde, einer nach dem andern, davongeschlichen! Sie lachen und scherzen fort, er liegt einsam da, verlassen, vergessen! man kümmert sich nicht um ihn, er mag sehen, wie er sich durchschlägt! — Und wie ihn alles verläßt, so muß auch er alles verlassen! Er kann seine Gesellschaften nicht mehr aufsuchen, jene Unterhaltungen und Vergnügungen nicht mehr mitmachen, die sein Leben waren — alles Geld, all sein Vermögen, alles, woran sein Herz hing, muß er verlassen, denn er muß sterben, muß die Welt verlassen, und doch möchte er noch so gern auf der Welt leben, lebt ja auch die Welt noch so ganz in seinem Herzen. Aber es hilft alles nichts, wäre er auch mit Ketten an die Welt geschmiedet, der Tod reißt sie entzwei — er muß sterben, und die Welt, der er so große Opfer gebracht, die er jetzt noch so liebt, hat für ihn nichts mehr übrig als einen Sarg und ein Grab! Mag er auch zürnen, mag er auch knirschen über solche Treulosigkeit der Welt, er muß doch sterben! Wer denkt da nicht an das Wort, das der Heilige Geist dem Lebemensch auf dem Totenbette in den Mund gelegt hat: „O Tod, wie bitter ist der Gedanke an dich!“ (Ephl. 41, 1.) — „Ja, der Sünder Tod ist im höchsten Grad elend!“ —

3. Aber nun erst der Gedanke an die Zukunft! Vielleicht hat der sterbende Sünder sich selbst oft einzureden gesucht, es gebe keine Ewigkeit, mit dem Tode sei alles aus; aber wie ein Tropfen Öl, wenn er auch noch so sehr mit dem Wasser geschüttelt wird, immer wieder oben auf kommt, so drängt sich auch der Gedanke an die Ewigkeit immer wieder in den Vordergrund, besonders im Sterben. Jetzt hat der Sterbende freilich den Wunsch, es möchte keine ewige Zukunft geben, es möchte mit dem Leibe auch die Seele dahinsterven — aber dieser Wunsch ist gerade so wirkungslos, als wenn einer auf dem Berge den Sonnenuntergang betrachtet und wünscht, daß die Sonne morgen früh nicht mehr aufgehen möchte. Die Sonne seines Lebens geht unter, aber für die Seele geht die Sonne der Gerechtigkeit auf, und diese Sonne der Gerechtigkeit bescheint eine zweifache Ewigkeit, eine Ewigkeit voll Segen und eine Ewigkeit voll Fluch, eine Ewigkeit voll Himmelsfreude und eine Ewigkeit voll Höllenqual. Als Sünder hat er gelebt, Sünder ist er heute noch, von Bekehrung und Reue, von Rückkehr in den Gnadenstand will er nichts wissen, wie kann er auf etwas anderes rechnen, als nach kurzer Zeit in den schrecklichen Abgrund zu versinken! Nirgends Rettung, nirgends Heil — ach, „es ist entsetzlich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ Da hört dann aller Troß auf, da tritt ihm Gott als höchste, als zwingende Macht, als Richter gegenüber, und was für ein Urteil kann der erwarten, der als Sünder gelebt und als Sünder die Welt verlassen hat? wird er das Wort der Einladung hören: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht usw.“, und wenn es diese Worte nicht sind, welche werden es dann sein? Oh, es ist schrecklich, daran zu denken, geschweige sie zu hören: „Hinweg von mir, du Fluchbeladener!“ (Matth. 25, 21 und 41.) So

ist dem bußfertigen Sünder jeder Trost im Sterben abgeschnitten; es kann ihn nicht trösten der Blick in die Vergangenheit, noch weniger der Gedanke an seine gegenwärtige Lage, am allerwenigsten aber die Aussicht in die Zukunft.

Wer möchte wohl so sterben? Oh, gewiß niemand! Wir müßten ja wahnsinnig sein; wir alle wünschen eines guten Todes zu sterben. Nun wohl, dann müssen wir aber ein gutes Leben führen; mit dem Wunsche allein ist es nicht getan. Was uns einen guten Tod sichern kann, ist einzig und allein die Flucht dessen, was zu einem unglückseligen Tode führt, und das ist die Sünde. Was uns vor einem bösen und elenden Tode bewahren kann, ist einzig und allein der Stand der heiligmachenden Gnade; wer in diesem Stande stirbt, wird gut sterben. Ist er auch früher vielleicht eine Zeitlang abgeirrt vom rechten Wege und hat viele und schwere Schuld auf sich geladen, er hat es längst wieder gutgemacht; er ist zur rechten Zeit aufgestanden vom Falle und hat nie aufgehört, für seine Sünden Buße zu tun; er ist seitdem vielleicht auch wieder gefallen, aber nicht mehr aus Bosheit, sondern mehr aus Schwachheit; er will Gott treu dienen, und darum sucht er seine Seele durch öfteren Empfang der heiligen Sacramente rein zu erhalten; er übt sich fleißig in den Tugenden und guten Werken; Beten, Fasten, Almosengeben ist seine Freude, er ermuntert auch andere zum Guten und mahnt sie ab vom Bösen und gibt allen ein gutes Beispiel. Oh, einen solchen kann der Gedanke an die Vergangenheit im Sterben nicht ängstigen — ebensowenig aber ängstigt ihn die Gegenwart; er hat ja schon längst sich gesehnt nach dem Vaterhause im Himmel — auch die Zukunft ängstigt ihn nicht, er geht ja zu dem, den er immer oder doch schon seit langer Zeit geliebt, dem er gedient, dem er zu gefallen bestrebt war. Oh, der kann ruhig und gut sterben! sein Tod ist ein Sterben in der Vereinigung mit Gott, und von solchen gilt das Wort: „Selig die Toten, die im Herrn sterben!“

Das Weltgericht.

Sesus Christus hält das allgemeine Gericht, das Weltgericht ab, um sich Recht zu verschaffen. Ihm gebührt alle Ehre und Verherrlichung als unserm Herrn und Gott und als unserm Erlöser. Daher schreibt St. Paulus: „Dem Könige der Ewigkeit, dem Unsterblichen, dem Unsichtbaren, dem alleinigen Gott zu Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit!“¹⁾ Hat er diese Ehre gefunden? Wie erging es ihm? „Er kam in sein Eigentum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“²⁾ Für seinen Eintritt in die Welt gab man ihm einen Stall. Kaum geboren, konnte er sich nur durch die Flucht dem Mordanschlag des grausamen Herodes entziehen. Bitterer Haß, grausame Verfolgung, schmachvoller Tod war sein Erdenlos. Und geht es ihm heute vielfach nicht in ähnlicher Weise? Er wird verachtet, verfolgt, verleugnet. Verachtet, indem man seine Lehren verwirft, über seine Gebote sich hinwegsetzt, seine Drohungen in den Wind schlägt. Es gibt auch heute Saulusse genug, denen der Herr zurufen könnte:

¹⁾ Tim 1. 17. ²⁾ Joh. 1, 11.

„Saul, warum verfolgst du mich?“ Er wird verfolgt in seiner Kirche, deren göttlichen Ursprung man leugnet, er wird verfolgt in ihren Dienern, die man als Volksfeinde, als Feinde des öffentlichen Wohles hinstellt, in ihren Anhängern, in den frommen und gläubigen Katholiken, indem man sie dem Gespötte preisgibt. Er wird direkt verfolgt, indem man den Glauben an ihn als den Sohn des lebendigen Gottes mit allen Mitteln zu untergraben und aus dem Herzen der Menschen zu reißen sucht. Es würde ihn leider auch heute das Kreuz in vielen Ländern nicht fehlen, wenn er wieder erschiene. Und der Herr sieht zu, er läßt die Gottlosigkeit sich breitmachen, läßt den Unglauben Triumphe feiern. Geht nicht an so vielen auch jetzt das Wort Jobs in Erfüllung: „Sie achteten den Allmächtigen, als ob er nichts vermöchte, da er doch ihre Häuser mit Gütern erfüllte.“¹⁾ Wird es immer so sein? Unmöglich! Gott kann dulden, lange dulden, aber nicht immer. Er ist es seiner Ehre schuldig, sich Recht zu schaffen. Als höchst gerechter Gott muß er auch für sich Gerechtigkeit fordern. Er kann schweigen, aber nicht immer. „Es gibt eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden, eine Zeit der Liebe und eine Zeit des Hasses, eine Zeit des Krieges und eine Zeit des Friedens.“²⁾ Nun schweigt der Herr, und gestattet es sozusagen, auf seinem Rücken zu schmieden, aber er wird nicht immer schweigen; es kommt der Tag, wo seine Stimme furchtbar erschallen, Mark und Bein durchdringen wird. Diesen Tag nennt er seinen Tag, es ist der Tag des Weltgerichtes. Jetzt bietet er seine Gnade, die Fülle seiner Ermahnungen an, es ist die Zeit der Liebe. Aber sie währt nicht immer. Es kommt einmal eine andere Zeit, wo die verschmähte, die gelästerte Liebe sich in Haß verwandelt, wo der Herr Rache nehmen wird an denen, welche die Einladungen seiner Liebe mit Hohn und Troß zurückgewiesen. Jetzt ist noch die Zeit des Friedens, die Zeit, in welcher der Heiland immer noch die Hand zur Versöhnung ausstreckt und Verzeihung zusichert; wird sie mißbraucht, dann bricht der Krieg an, der ewiges Unheil im Gefolge hat. Durch das Wort seiner Allmacht ruft er die verworfene Seele aus der Hölle und den Leib aus dem Staube hervor und zwingt sie, sich miteinander zu vereinigen. Hingebannt vor die Schranken seines Richterstuhles stehen sie, die Auferstandenen, da, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Nun erscheint am Firmament in strahlendem Glanze das Zeichen des Menschensohnes, das heilige Kreuz, zum Jubel der Auserwählten, zum Schrecken der Gottlosen, das Kreuz, dessen sich die einen im Leben gerühmt, dessen sich die andern gescheut, das den einen ein Gegenstand der Liebe, den andern ein Gegenstand der Verachtung war. Jetzt erscheint Jesus Christus selbst, an seiner Seite die hochgebenedeite Himmelskönigin. Die Chöre der seligen Geister umgeben ihn und singen ihm das Heilig, Heilig zu. „Und sie werden ihn kommen sehen in den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit.“ Nicht mehr in der Gestalt eines holdseligen Kindleins, nicht mehr als der gute Hirt, der den verlorenen Schaflein nachgeht, nicht mehr als der mitleidige Samariter, der sich des mit Wunden geschlagenen Sünders in Liebe annimmt, nicht mehr als mitleidiger Messias, der über das verstockte

¹⁾ Echl. 3, 7. 8. ²⁾ Job 22, 17. 18.

Jerusalem weint, nicht mehr als Sühnopfer am Kreuze, der den reuigen Schwächer das Paradies verheißt — nein, er kommt in unnahbarer Majestät. Vor seinen flammenden Augen werden sich die Verworfenen zu verbergen suchen, aber vergeblich. In ihrer Schande und Schmach müssen sie vor ihm stehen. Da gibt es keinen Trost, keine Leugnung. Jetzt erzwingt sich der König über alle Könige Anbetung und Huldigung, die sie ihm im Leben verweigert haben. Unter der Wucht der göttlichen Allmacht krümmen sie sich in Wut und Schmerz und müssen einstimmen in den Jubelgesang der Auserwählten: „Du bist allein heilig, du allein Herr, du allein der Allerhöchste!“ So schafft sich der Herr Recht am allgemeinen Gerichtstage. Er wird sich aber auch vor aller Welt rechtfertigen.

1. Gar oft nimmt der kurzsichtige und dabei hochmütige Mensch es sich heraus, das Walten Gottes zu bekritteln. Es wollen uns die Wege, die Gott die Sterblichen führt, mit seiner unendlichen Vollkommenheit nicht vereinbar erscheinen. Statt in Demut uns zu unterwerfen und seine geheimnisvollen Ratschlüsse anzubeten, werfen wir uns als Richter auf und vermessen uns, dieselben zu tadeln. Und Gott erträgt und duldet diesen bodenlosen Hochmut. Aber nicht immer. Es kommt ein Tag, an welchem er vor Himmel und Erde, vor den Auserwählten wie vor den Verworfenen das Walten seiner unergründlichen Weisheit, seiner unantastbaren Gerechtigkeit, seiner unendlichen Güte ins hellste Licht setzen wird. Und dieser Tag ist der Tag des allgemeinen Gerichtes.

Unendlich weise ist Gott, dessen versichert uns der Glaube und das fordert die Vernunft. Damit aber scheint unserm blöden Auge vieles sowohl im Leben des einzelnen als auch in den Geschicken der Völker nicht zu harmonieren. Da beraubt der Tod die Familie ihres braven, arbeitsamen Vaters und stürzt sie in Not und Elend, während der ungläubige Verschwender zum Ruin der Seinen sich einer unverwüßlichen Gesundheit erfreut. Da wird die fromme Mutter aus dem Kreise unmündiger Kinder gerissen, während dort einer religionslosen Frau fast nur zu dem Genuße ein längeres Leben beschieden zu sein scheint, um so sicherer die Herzen ihrer Kinder vergiften zu können. Da stirbt der tugendhafte Jüngling, die unschuldige Jungfrau, die Freude und die Hoffnung der Eltern, plötzlich hinweg, während der ungeratene Sohn, die liederliche Tochter als Geißel und Schmach für Vater und Mutter frisch und gesund ihre bösen Wege wandeln. Fast unwillkürlich drängt sich da die Frage auf: Wie kann Gott dies zulassen?

2. Und wie in den Geschicken einzelner, erscheint uns auch in den Geschicken der Völker so vieles ein Rätsel, und unser unerleuchteter Verstand fragt: Warum? Warum die Kriege, die Hunderttausende hinwegraffen und andere Hunderttausende dem Jammer und dem Elende preisgeben? Warum dieser Wüterich zum Unheil der Völker Jahrzehnte auf dem Thron, während der gute Regent, ein Wohltäter seiner Untertanen, plötzlich ins Grab sinkt? Warum die Seuchen, welche ganze Länderstriche entvölkern? Warum die Erdbeben, die Städte zerstören und Hunderte ihrer Bewohner in den Ruinen begraben? Warum die hartnäckige Verfolgung der Kirche? Warum diese fortgesetzten Schmähungen

und Lästerungen, mit denen unsere Religion überhäuft wird? Warum hat das Schlechte fast überall die Oberhand, während das Gute auf Schritt und Tritt gelähmt, förmlich unterdrückt wird? Wo ist denn Gott? Warum läßt er das geschehen? Oder weiß er nichts davon? Nur Geduld! Gott ist schon da und weiß um alles. Es kommt der Tag, wo er die Rätsel lösen, das Dunkel aufhellen, alle Zweifel lösen wird. Da wird er auf alle diese Fragen Antwort geben, die Gründe seiner Führungen offenbaren und zeigen, wie alle Vorkommnisse zur Erreichung seiner heiligsten Absichten dienen, so daß alle anbetend auszurufen genötigt sind: „Gott hat alles wohlgemacht.“

3. Gott ist unendlich gerecht und daher muß er und wird er einem jeden vergelten nach seinen Werken. Diese allwaltende, höchste Gerechtigkeit unseres Herrn und Gottes nehmen wir auf Erden nicht immer wahr. Ja, es scheint nicht selten, als ob er die Gottlosigkeit begünstige. Der schuldlose Frevler entwindet sich den Schlingen der menschlichen Gerechtigkeit und der Unschuldige muß für ihn büßen. Den Nüchternen und Gottesfürchtigen verfolgt das Unglück auf Schritt und Tritt, der ungläubige Genußmensch schwimmt im Wohlstand. Die ehrliche, unverschuldete Armut wird verachtet, der abgefeymte Betrüger erntet Ehre und Ansehen. Die züchtige Jungfrau ist die Zielscheibe des Spottes und des Hohnes, die schamlose Dirne wird gefeiert. Wie scheint sich das Wort zu bewahrheiten: Je größer der Schurke, um so größer das Glück! Und wie im Kleinen, so ereignet es sich nicht selten im Großen. Der rücksichtslose Fürst, der einen ungerechten Krieg beginnt, erringt sich blutige Lorbeeren und wird als glücklicher Held gepriesen, während der gerechte Fürst unterliegt und sein Volk eine Beute des Siegers wird. Eine Nation im Besitze der Macht mißbraucht sie zur Knechtung der andern, verlegt aufs brutalste deren religiösen Gefühle, und Gott scheint den Weh- und Hilferuf der Unterdrückten nicht zu hören. Wie oft geht das Wort des weisen Mannes in Erfüllung: „Ich habe alles betrachtet und mein Augenmerk auf alle Werke gerichtet, die unter der Sonne geschehen. Da sind Gerechte, denen Böses widerfährt, als hätten sie der Gottlosen Werke getan; und da sind Gottlose, die so sicher leben, als hätten sie der Gerechten Werke getan.“¹⁾ Da fragt wieder der kurzsichtige Mensch, der in seiner Kurzlebigkeit nicht zu warten versteht: Wo ist da ein gerechter Gott? Du Tor! Was erkühnst du dich mit Gott zu rechten? Warte nur! Der allgemeine Gerichtstag wird vor dir und der ganzen Welt die göttliche Gerechtigkeit ins glänzendste Licht stellen und zeigen, daß die scheinbare Ungerechtigkeit in Behandlung der Guten und der Bösen auf Erden ein Ausfluß der unendlichen Gerechtigkeit Gottes ist, die einem jeden mit untrüglicher Wage zugeteilt hat, was er verdient, die nichts Gutes unbelohnt, nichts Böses unbestraft ließ, die das wenige Gute, so der Gottlose immerhin getan, ihn auf Erden belohnte und das Böse, dessen sich auch der Gute schuldig machte, schon auf Erden bestrafte. So werden alle gestehen müssen: „Gerecht bist du, o Herr, und gerecht ist dein Gericht!“

¹⁾ EPH. 8, 9. 14.

Wie ist es mit Gottes Güte vereinbar, daß er den Heiden die wahre Religion vorenthält, die sie zum Heile benützt hätten, während die Christen sie freventlich mißbrauchen? Wie ist es mit Gottes Güte vereinbar, daß er einen Menschen nach einer oder wenigen Sünden plötzlich sterben läßt und in die Hölle stürzt, dagegen einem andern nach lebenslanger Sündenlaufbahn noch Gnade und Verzeihung gewährt? Auf diese Fragen wird der Gerichtstag klare Antwort geben. Da wird der Heiland zeigen, wie alle Leiden, die den Menschen auf Erden trafen, Erweise seiner unendlichen Erbarmungen waren; sie sollten dem Menschen dienen, sich von der Sünde aufzuraffen oder vor der Sünde zu bewahren und ihn vor dem ewigen Verderben zu retten oder ihm zu einer um so herrlicheren Krone im Himmel zu verhelfen. Er wird aller Welt zeigen, wie jeder Mensch, auch der Ungläubige und der Heide, Licht und Gnade genug erhält, um sich zu retten, und daß jeder, der verloren ging, sein Unheil sich selbst zuschreiben muß; daß der verworfene Christ aber um so schrecklichere Peinen erleidet, je freigebiger der Herr gegen ihn gewesen und je leichter er sich retten konnte. Aller Welt wird offenbar werden, daß die ewige Verwerfung eine gerechte und der göttlichen Güte nicht widersprechende Strafe ist. „Der Herr wird auch das im Finstern Verborgene ans Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen“, wie der Apostel verkündet.¹⁾ Er wird alle Wege der Erbarmung, die er eingeschlagen hat zur Rettung jedes einzelnen, alle Erleuchtungen, Mahnungen, Warnungen kundtun, die er jedem einzelnen zukommen ließ, um ihn zu retten. Seine leuchtenden Wunden an seinem verklärten Leibe, das in den Lüften strahlende Kreuz zeigen, wie aufrichtig er das Heil eines jeden suchte, und werden wie mit Donnerstimme dem Verworfenen zurufen: Du bist selbst schuld an deinem Untergang, da du meine Liebe verschmäht hast. Ja alle insgesamt, wie die Auserwählten so auch die Verworfenen, werden gestehen müssen: „Deine Erbarmungen begleiteten mich alle Tage meines Lebens.“

So wird Gott der Herr, wie er sich Recht schafft, auch dich rechtfertigen, und der Mund derjenigen, die Böses sprachen, wird verstummen.

Daher, mein Christ, erweise deinem Herrn und Erlöser jetzt Gerechtigkeit, erweise ihm Ehrfurcht, Anbetung, Glauben, Gehorsam, dann hast du am Tage des Gerichts nichts zu fürchten, wenn er kommt im Glanze seiner Majestät, sich Recht zu schaffen. Solltest du ihm aber je unrecht tun, dann laß die Sonne nicht untergehen, ohne dich mit ihm auszuföhnen! Geschieht dir Unrecht, so dulde es! Es kommt der Tag, wo Gott auch dir Recht schafft.

Maße dir aber auch kein Gericht über Gottes Walten und Wege an! Begreiffst du seine Ratschlüsse auch nicht, bete sie in Demut an, überzeugt, daß alle seine Wege Weisheit, Gerechtigkeit und Erbarmung sind!

Fragst du nach der Ursach',
Wenn Sterne auf- und untergehen?
Was geschieht, ist hier nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Toten auferstehen.

¹⁾ 1. Kor. 4, 5.

Ja, dann wird sich jedes Dunkel lichten, jeder Zweifel lösen, werden alle Geheimnisse sich enthüllen, alle Fragen ihre Antwort finden.

Was noch so tief verborgen war,
Wird einmal klar und offenbar.

„Darum wachet und betet allzeit, damit ihr würdig geachtet werdet, allem dem zu entgehen, was da kommen wird, und zu bestehen vor dem Menschensohn!“

Pius XI. über die Erziehung der Ordensjugend.

Die 1925 erschienene Nummer des offiziellen Organs des hl. Stuhles Acta Apostolicae sedis vom 1. April enthält ein langes Schreiben des Papstes an allen Generalobern der religiösen Ordensgemeinschaften, in welchem Pius XI. mit väterlicher Fürsorge den Ordensleuten weise Mahnungen gibt, besonders in bezug auf die Erziehung und den Unterricht der Ordensjugend.

Ausgehend von der Sorgfalt, welche die Kirche zu allen Zeiten den religiösen Orden erwiesen habe, erinnert der Papst an die Verordnungen des Konzils von Trient, des Kirchenrechts und auch an sein erstes Rundschreiben Ubi arcano, in welchem er zur Steuerung der Übel, an denen die heutige Gesellschaft leide, Heilmittel angegeben und erklärt habe, daß er seine Hoffnung dabei ganz besonders auf die Mithilfe des Ordensklerus setze. In seinem weiteren Schreiben Officiorum omnium an den Kardinalpräfecten der Kongregation für die Studien und Universitäten habe er mit gleicher Sorge und in derselben Absicht auch die Alumnus der Ordensgemeinschaften im Auge gehabt, als er auf die rechte Ausbildung der Kleriker hingewiesen habe.

Nachdem der hl. Vater die Ordensleute ermahnt hat, auf das Beispiel ihrer Gründer und Väter hinzublicken, deren Ehre sie durch Beobachtung ihrer Vorschriften und Ermahnungen hochhielten durch Aufnahme ihres Geistes, spricht Pius XI. von der Tätigkeit der Ordensleute nach außen hin. Ihre Arbeit sei vorzüglich darauf gerichtet, durch Missionen und Unterricht der Jugend das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu fördern. Was das Apostolat betreffe, so sollen sie sich hüten, wie auch schon sein Vorgänger weise ermahnt habe, daß sie fremden Völkern das Evangelium verkündeten zum Vorteile ihres Vaterlandes oder zur Machterweiterung ihrer Nation; sie sollen dabei nur auf das Heil der Seelen schauen. Diejenigen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend befaßten, sollten vor allem darauf bedacht sein, daß ihre Schüler durch allzu vieles literarisches Studium nicht abgehalten werden, ihren Geist und ihre Seele durch Pflege der Religion zu nähren, so daß sie die Schule wohl mit ausgiebigen Kenntnissen in den Wissenschaften verlassen, über die heiligen Wissenschaften nicht gänzlich entbehren. „Wichtig sind alle Menschen, welche keine Erkenntnis Gottes haben“ (Cap. 13, 1).

¹⁾ Luf. 21, 36.

Diese Erkenntnis sei besonders den Dienern der Kirche notwendig, sie müssen sie hochschätzen und gründlich erlernen. Darum richtet sich die Ermahnung des Papstes hauptsächlich an die Ordensleute, welche schon Priester sind oder solche werden wollen; den Obliegenheiten ihres heiligen Berufes könnten sie nicht vollkommen und ganz nachkommen ohne die Kenntnis der heiligen Wissenschaften. Diejenigen aus ihnen, welche im Lehramt tätig sind oder predigen, beicht hören oder auf Missionen geschickt werden, oder mit dem Volke täglich verkehren, wird die Ausübung ihres heiligen Amtes um so wirksamer und nützlicher, je größeres Wissen sie besitzen. „Die Lippen des Priesters sollen die Erkenntnis bewahren“ (Mal. 2, 7). Nicht ungestraft wird daher ihre Unwissenheit ertragen, indem er auf schreckliche Weise droht: „Weil du die Erkenntnis verschmäht hast, will auch ich dich verschmähen, daß du mir nicht mehr als Priester dienest“ (Dsee 4, 6). Wenn es jemals nötig war, daß die Priester nicht unwissend seien, so ganz besonders in unserer Zeit, da zum Lebensgebrauch die Kenntnis und das Wissen von so großem Wert ist und so innig mit demselben verknüpft ist, daß die Menschen, auch jene, die weniger wissen — wie es fast überall vorkommt — ihr ganzes Wirken mit dem Namen der Wissenschaft begründen. Darum ist mit der höchsten Anstrengung darauf hinzuwirken, daß der katholische Glaube jeder Art von menschlichem Wissen zur Stütze und zum Schutze diene, daß durch das Licht, welches er verbreitet, sowohl die Schönheit der geoffenbarten Wahrheit allen offenbar wird, als auch die verfänglichen Meinungsäußerungen, welche eine falsche Wissenschaft gegen die Dogmen des Glaubens vorzubringen gewohnt ist, mit Nutzen zerstreut werden. Es ist deshalb Pflicht des Welt- und Ordenspriesters, die katholische Lehre sowohl weiter zu verbreiten als auch tiefer zu beleuchten und zu beschützen, sie ist nicht nur geeignet, alles was gegen sie vorgebracht wird zu besiegen und zurückzuweisen, sondern auch, wenn sie klar ausgelegt wird, die Gemüter, die in einer voreingenommenen Meinung befangen sind, an sich zu ziehen.

Sehr weise haben darum die Ordensgründer, den Fußstapfen der hl. Väter und Lehrer der Kirche folgend, ihren Söhnen die Studien der hl. Wissenschaften auf jede Art empfohlen. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß jene, welche mit besonderer Liebe die Glaubenswissenschaften pflegten, oft auch einen höheren Grad der Heiligkeit erreicht haben, während andere, die diese heilige Pflicht vernachlässigten, oft anfangen lau zu werden, nicht selten mit Preisgabe ihrer heiligen Gelübde.

Die Generalobern werden sodann aufgefordert, in eigenen Ordenskollagen ihre jungen Zöglinge unterrichten zu lassen, so zwar, daß sie diese nicht eher ins Noviziat aufnehmen, bis sie den humanistischen Kurs vollendet haben. In diesen Schulen soll nach der Vorschrift des Canons 1364,1 darauf gesehen werden, daß der Unterricht in der Religion einen Hauptplatz einnehme; der Veranlagung und dem Alter der einzelnen entsprechend, solle sie mit allem Fleiße erklärt werden. Der Papst empfiehlt für diesen Unterricht besonders den Gebrauch des römischen Katechismus, von welchem man nicht wisse, ob man mehr die Fülle der Lehre oder die Eleganz der lateinischen Sprache rühmen soll.

Was das Studium dieser Sprache betreffe, so rät und befiehlt der Papst, daß das gleiche, wozu er in seinem apostolischen Schreiben *Officiorum omnium* die Bischöfe aufgefordert habe, auch von den Generalobern beobachtet werde, denn auch für sie gelte die Vorschrift des Canons 1364,2, welche für die Kleriker gegeben sei: „Vor allem sollen sie die lateinische und die Muttersprache gut erlernen.“ Die Kirche gebrauche die lateinische Sprache nicht nur als Band ihrer Einheit, sondern lateinisch werde auch die Bibel gelesen, lateinisch das Brevier gebetet und diese Sprache bei fast allen Zeremonien gebraucht. Dazu komme, daß der Papst auch lateinisch zur ganzen katholischen Welt spreche und sie belehre; keine andere Sprache benütze die römische Kurie bei Erledigung ihrer Geschäfte und der Abfassung ihrer Dekrete, welche von Interesse für die Gläubigen sind. Denjenigen, welche die lateinische Sprache nicht verständen, sei der Zugang zu den Werken der heiligen Väter und Lehrer der Kirche verschlossen. Deshalb solle es den Obern eine Herzensangelegenheit sein, daß ihre Kleriker sich die Kenntnisse und den Gebrauch der lateinischen Sprache sorgfältig zu eigen machten.

Pius XI. verordnet sodann, daß kein Kandidat zum Noviziate zugelassen werde, bevor er nicht die humanistischen Studien vollendet habe. Andererseits sollen während des Probejahres alle Studien ruhen und darauf gesehen werden, daß die Alumnen unter der Leitung ihres Novizenmeisters den Übungen des inneren Lebens und der Erwerbung von Tugenden obliegen, besonders jener, welche sich auf die Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit beziehen.

Nach dem Noviziat mögen die Obern die jungen Ordensleute in solchen Ordenshäusern unterbringen, wo die Disziplin blühe und alles so geordnet sei, daß sie mit um so größerem Nutzen und um so größerem Eifer den theologischen und philosophischen Kurs machen können. Auch während dieser theologischen und philosophischen Studien sollen sich die jungen Religiösen der Übung der Tugend befleißigen, sich an erfahrene Geisteslehrer halten, damit sie einst eine solide Doktrin mit der Heiligkeit des Lebens vereinigt, wie es Religiösen geziemt, zur Schau tragen. Keiner soll als Lehrer und als Professor der höheren Studien aufgestellt werden, der nicht selbst diese Studien gut vollendet und die Fähigkeit zum Lehren haben. Diese sollen die scholastische Wissenschaft nach den Prinzipien und den Lehren des hl. Thomas von Aquin vortragen, andererseits wird den Alumnen eingeschärft, den höheren Studien im Geiste des Glaubens obzuliegen. Der Papst erinnert dabei an die Worte des hl. Bernard: „Es gibt solche, welche wissen wollen, nur um zu wissen, und das ist schimpfliche Neugierde . . . und es gibt andere, welche wissen wollen, um ihre Weisheit zu verkaufen, z. B. für Geld, für Ehren, und das ist häßlicher Erwerb; aber es gibt auch solche, welche wissen wollen, um zu erbauen, und das ist Liebe; ebenso solche, welche wissen wollen, damit sie selbst erbaut werden, und das ist Klugheit.“ „Cure Jünglinge“, sagt der Papst, „mögen in ihren Studien darauf sehen, daß sie Gott gefallen und sich und den Nächsten soviel als möglich geistigen Nutzen bringen. Die Tugend der Demut, allen notwendig, ist aber von den Studierenden zu pflegen, sich dabei erinnernd, daß nur Gott allein aus sich der einzig Weise sei,

und alles, was der Mensch gelernt hat, wieviel es auch immer sei, keinen Vergleich aushalte mit allem übrigen, was er nicht weiß.“ In diesem Zusammenhang zitiert der Papst die Worte des hl. Augustinus: „Die Weisheit, sagt der Apostel, bläht auf. Was also? Sollt ihr die Weisheit fliehen, und sollt ihr lieber wählen, nichts zu wissen, als euch zu überheben? Zu was reden wir zu euch, wenn die Unwissenheit besser ist als das Wissen? . . . Liebet die Wissenschaft, aber ziehet die Liebe vor. Wenn die Wissenschaft allein ist, bläht sie auf. Weil aber die Liebe erbaut, so wird sie nichts zulassen, das die Wissenschaft überhebe. Dort also bläht die Wissenschaft auf, wo die Liebe nicht erbaut: wo sie aber erbaut, ist sie gut befestigt.“ Es sei also Aufgabe der Studierenden mit dem Geiste der Liebe und der Frömmigkeit, aus welchem die übrigen Tugenden hervorgehen und bestehen, ihren Studien obzuliegen; sie würden dadurch ohne Zweifel Gott wohlgefälliger und der Kirche nützlicher werden.

Zum Schlusse wendet der Papst seine väterliche Sorgfalt und seine Ermahnungen auch den Laienbrüdern zu. Auch sie könnten zum höchsten Grad der Heiligkeit gelangen, wie das zur Genüge daraus hervorgehe, daß viele aus ihnen wegen ihres heiligen Lebens in großer und ständiger Bewunderung der Katholiken lebten und in die Zahl der Heiligen aufgenommen, nun als Fürsprecher bei Gott seien, als Pratone angesehen und angerufen würden. Auch ihnen sollen die Ordensobern alle Sorgfalt zuwenden, daß sie sowohl während ihrer Probezeit, als auch nachher im späteren Leben die nötige geistige Hilfe hätten, deren sie zum Fortschritt und zur Ausdauer bedürften. Die Oberen mögen vor allem entweder selbst oder durch andere geeignete Priester sie in den höchsten und ewigen Wahrheiten unterrichten. Der Papst will, daß diese seine Ermahnungen auch alle Mitglieder der Laienkongregationen angehen; diesen sei eine tiefere Religionskenntnis und eine nicht gewöhnliche Ausbildung deshalb um so nötiger, weil sie oft die Kinder und die Jünglinge ihrer Aufgabe gemäß unterrichten.

Der Heilige Vater ist sich bewußt, daß diese seine Ermahnungen von allen gern und gehorsam aufgenommen werden und wünscht, daß sie in den Seelen der Jünglinge und Scholastiker eingemeißelt bleiben. Durch die Fürbitte der Ordensstifter würden die Institute daraus Wohltaten und Vorteile ziehen.





Falsche Propheten, sowie schlechte Bücher und Schriften.

Der Okkultismus im Lichte katholischer Glaubenswissenschaft.

Wahres Wissen und Glauben haben ein gemeinsames Interesse an der Ausrottung scheinwissenschaftlichen und scheinheiligen Aberglaubens. In dessen mystisches Dunkel leuchtet hinein mit der Fackel der natürlichen wie übernatürlichen Erfahrungswissenschaft der Universitätsprofessor für Apologetik an der theologischen Fakultät München Dr. theol. et phil. Anton Seiz mit seinen Beiträgen „Zur religiösen Lage der Gegenwart“, herausgegeben vom Lektor für Religionswissenschaft und Apologetik an der philosophisch-theologischen Hochschule des Franziskanerordens in Bayern Dr. P. Erhard Schlund S. J. M. im Verlag der Bayerischen Volkspartei, Dr. Franz A. Pfeiffer, München, Maffeistraße. Unter dem Titel „Okkultismus, Wissenschaft und Religion, Band 1: Die Welt des Okkultismus, Band 2: Die Scheinwunderwelt des Spiritismus, Band 3: Die Hauptklassen spiritistischer Phänomene“ verarbeitet der Verfasser den überaus reichhaltigen Stoff zum erstenmal objektiv im ganzen systematischen Zusammenhang im Lichte katholischer Weltanschauung in allgemein verständlicher Weise. Er geht keiner noch so geheimnisvollen Tatsache aus dem Weg und sucht hierzu die wahrhaft hinreichende Ursache. Er entkleidet den Spiritismus seines übernatürlichen Nimbus durch Aufdeckung der außerordentlichen, jedoch nicht übernatürlichen Erscheinung des „Okkultismus“, d. h. der aus verborgenen Seelentiefen quellenden, im „Unbewußtsein“ aufgespeicherten Energien nach animistischen Grundauffassung.

Im grundlegenden 1. Band wird eingehend die unheimliche Macht, wenn auch nicht Allmacht der (Auto) Suggestion bzw. Hypnose behandelt, die jedoch nicht hinreicht an die übernatürlichen Heilungen, wie sie in übernatürlicher Weise sich vollziehen in Lourdes und an die übernatürlichen Stigmatisierungen gottbegnadigter Persönlichkeiten in der katholischen Kirche. — Der gesamte Tat-

bestand räumlicher Ausweitung seelischer Energie oder „Telepathie“ (Hell- und Fernsehen, überhaupt Fernempfinden und Fernwirken, insbesondere zweites Gesicht, direkte und indirekte Anmeldung Sterbender — nicht Toter — eigentliche und uneigentliche Gedanken-, richtiger sinnliche Vorstellungsübertragung, Kristallvision, psychometrie=seelische Beurteilung nach materiellen Anhaltspunkten) werden an zahlreichen Beispielen erläutert und nach dem neuesten Stand wissenschaftlicher Forschung erklärt unter Auscheidung raffinierter Betrugsmethoden und vereinzelter Zufälle, sowie Unterscheidung zwischen menschlichem Denken und tierischem Erfüllen aus Ideenassoziation.

Im Gegensatz zum räumlichen wird zeitlicher Fernblick mit natürlichen geschöpflichen Kräften als Illusion erwiesen, entweder als monistische Mystifikation oder als oberflächliches Übersehen bereits in der Gegenwart gegebener Anhaltspunkte, welche die Zukunftsgestaltung vorbereiten in organischer Entfaltung. Besonders veranlagte Personen verfügen über ein Art „univerfeller Telepathie“ und weitgehende Hyperästhesie kraft nervöser Überreizung und infolgedessen abnormer und enormer Feinfühligkeit.

Über jede natürliche Veranlagung hinaus führt jedoch das natürliche und vollends übernatürliche göttliche Vorsehungswalten, das sich nicht auf große Heilige beschränkt, sondern in freier, allumfassender Güte auf die Führungen und Fügungen in jedem einzelnen Menschenleben bis zum kleinsten herab sich erstreckt und vor Gefahren warnt und bewahrt. Hierher gehören auch echte Schutzenselgeschichten; nur dürfen solche, wie Wunder überhaupt, nicht vorzeitig angenommen werden, solange eine natürliche Erklärung ausreicht. Ganz im natürlichen, wenn auch außergewöhnlichen Erfahrungsbereich liegen die Fälle des zweiten Gesichts, dessen Hauptgegenstände Tod und Brand bilden, als die nervenerschütterndsten Ereignisse und dessen noch so überraschende Zukunftsperspektive und fatalistischer Eindruck sich als Täuschung erweist. Ebenso lassen sich alle nicht von der göttlichen Vorsehungsgüte angegebenen Vorahnungen und Wahrträume zurückführen auf die verschiedensten natürlichen Ursachen: nachklingende Tageserlebnisse, nachwirkende unterbewusste Erinnerungen, Erinnerungstäuschung mit unterbewusster Angleichung der „Erfüllung an die Vorschau“, Fern- und Hellsehen, Gedankenübertragung und Fernempfindung, allgemeine Erwartung, nervöse Feinfühligkeit und Überängstlichkeit, posthypnotische Autosuggestion.

Ganz unabhängig von den naturhaften Naturbedingungen des Okkultismus vollzieht sich die Wirksamkeit im übernatürlichen Glaubensbereich, in dessen messianischen Weissagungen, in den von Gott unmittelbar eingegebenen Visionen heiligmäßiger Persönlichkeiten, in der gottmenschlichen Herzenskunde Christi und charismatischen Herzenskunde katholischer Heiliger, namentlich Seelenführer, denen von irrgläubiger Seite nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt werden kann. Jedoch sind selbst bei den großen Heiligen als menschliche Zutat Irrtümer nicht ausgeschlossen, wogegen die kirchliche Approbation die bloße Zulassung mangels Verstoßes wider die katholische Glaubens- und Sittenlehre keine Gewähr bietet. Sogar im Widerspruch mit der Hl. Schrift steht jede nähere Vorhersagung des Jüngsten Gerichtes. Die Pariser Synode 1829 warnt

vor jeder Profanierung des Göttlichen durch politische Prophezeiungen. Demgemäß gibt es keine einzige bestimmt ausgesprochene und in allen Punkten genau erfüllte Prophezeiung zum Weltkrieg 1914 bis 1918. Nachweisbare Fäls-



Jesus bei den Jüngern zu Emmaus. Von M. Uhde.

schungen sind die Lehniſche Kloſterweiſſagung und die Papſtwahrſagungen des hl. „Malachias“ an die apokalyptiſchen Bücher der Hl. Schriften, kommen dabei jedoch über eine ſubjektiv erbauliche Auslegung nicht hinaus.

Als geradezu widernatürlicher Aberglaube wird schlagend zurückgewiesen die magische Spielerei mit Zahlenmystik von der alten jüdischen Geheimlehre (Kabbala) bis zur modernen „Historionomie“ und die vulgäre Wahrsagung aus den Zufälligkeiten jeweils gemischter Karten und der Konstellation der Gestirne in der Geburtsstunde, aus den eigentümlichen Formen und Linien der Hand, aus einem Zauberspiegel und dergleichen. Mit der auf mythologischer Basis stehenden Astrologie fällt die damit verquickte und ebenso schablonenhafte Chiromantie (Handwahrsagung) wie ein Kartenhaus in sich zusammen als äußerer Hofuspokus. Auch der Zauberspiegel (Kristallvision) dient bloß zur äußeren Anregung der innerlich begründeten Anlage zum Hell- und Fernsehen, auf deren supranormaler, aber nicht supranaturaler Betätigung alle außerordentlichen Erfolge der „Wahrsagung“ im letzten Grunde beruhen, wofern nicht der Abergläubische selbst ihr zur Erfüllung verhilft, durch Autosuggestion, d. h. dadurch, daß sich in sein Gemüt förmlich einbohrt der Wahn, niemand könne seinem durch „Wahrsagung“ verkündigtem Geschick entgehen. Beim berühmtesten Wahrsager Nostradamus liegt das „Wunder“ mehr in der Auslegeskunst seiner Erklärer, die nachträglich in seine überaus dunklen und zweideutigen Sprüche hineingedeutet haben, was weder objektiv in ihnen ausgedrückt liegt noch subjektiv dem Geist des „Sehers“ selbst gegenwärtig ist. Seine Achillesferse sind die offenbar falschen „Weltkriegsprophetieungen“. Auch die berühmte Weissagung von Cazotte aus La Harpe über die französische Revolution scheint geradezu in den verblüffendsten Einzelzügen erst nach den Ereignissen zurechtgestutzt worden sein, wofern nicht göttliche Inspiration des seinen Glauben vor frivolen Religionspötlern heldenmütig bekennenden Sehers vorliegt.

Offenbarung und Wissenschaft.

Es gibt Gelehrte, welche behaupten, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung seien mit der Offenbarung nicht vereinbar. Diese Unvereinbarkeit existiert in der Wirklichkeit nicht; es müßte denn behauptet werden, was ja freilich tatsächlich auch behauptet worden ist, aber ganz ohne Berechtigung, es sei eine geoffenbarte Wahrheit. Die Erde stehe still, während die Sonne um die Erde kreise. Auch das Alter des Menschengeschlechtes ist ein Punkt, welcher herhalten muß, um die angebliche Unvereinbarkeit von Offenbarung und wissenschaftlicher Forschung darzutun. Wenn man sich um einen Beweis für diese sonderbare Ansicht erkundigt, so erhält man die Antwort, daß das Menschengeschlecht etwa 4000 Jahre vor Christus begonnen, während doch die wissenschaftlichen Forschungen über diesen Punkt ein viel höheres Alter für das Menschengeschlecht nachgewiesen hätten.

Auch die Kirche hat sich niemals über das Alter des Menschengeschlechtes ausgesprochen; nach dem römischen Martyrologium wurde Christus geboren 5199 Jahre nach Erschaffung der Welt. Darauf antworten wir: Die Heilige Schrift „lehrt“ über diesen Punkt gar nichts, d. h. in dem Sinne, als ob es sich

bei dieser Frage um eine geoffenbarte religiöse Wahrheit handle. So wenig die Heilige Schrift das alte ptolemäische Weltssystem „lehrt“, daß die Erde stille stehe und die Sonne sich um die Erde drehe, ebensowenig „lehrt“ sie, daß das Menschengeschlecht jetzt im ganzen 6000 Jahre auf der Erde vorhanden sei. In dem einen wie in dem anderen Fall redet der Verfasser eines solchen Buches der Heiligen Schrift, ganz unbeschadet der Inspiration, als Kind seiner Zeit, unter dem Einfluß des Weltbildes seiner Zeit, wie der geschichtlichen Vorstellung seiner Zeit. Aufschlüsse über diese profan-wissenschaftlichen Dinge will die Heilige Schrift gar nicht geben und darum kann man auch nicht behaupten, sie wolle mit ihren Angaben der wissenschaftlichen Forschung Resultate aufzwingen.

Wenn der Mensch Aufschluß haben will über profan-wissenschaftliche Fragen, so ist ihm der Weg der wissenschaftlichen Forschung unbenommen. „Denn dazu ward ihm sein Verstand.“ Kein gläubiger Katholik aber ist durch seine religiöse Überzeugung gehindert, die Ergebnisse einer solchen Forschungsarbeit anzunehmen.

Der Wege, welche der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehen, sind zwei: die Geschichte und die Vorgeschichte.

Die Geschichtsforschung hat durch ihre Ausgrabungen in Ägypten und vorab in Assyrien und Babylonien Völker, und zwar Kulturvölker kennengelernt, in Zeiten, die uns bisher so gut wie unbekannt waren. Bis ins 4. und 5. Jahrtausend vor Christus können wir an der Hand dieser Nachrichten vordringen (Zylinder des Nabunaid); ja noch weiter sind wir vorzudringen gezwungen. Denn wir sehen die aus diesem Dunkel auftauchenden Völker im Besitze einer Kultur (Schrift). Eine Kultur aber fällt nicht fix und fertig vom Himmel auf die Erde, sondern erfordert eine gewisse, nicht zu knapp zu nehmende Zeit der Entwicklung.

Noch viel früher aber als dort im Orient finden wir den Menschen bereits in Europa, und zwar zur Eiszeit (dem Diluvium). Ganz unzweideutige Zeugen der Existenz des Menschen in jenen fernen Zeiten sind natürlich Reste seines Körpers, Skelettreste, wie man sie an den verschiedensten Punkten gefunden hat. Sind diese auch spärlich, so sind um so zahlreicher die Waffen (Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen) und Hausgeräte, welche der Urmensch aus Stein gefertigt hat, was sich ja leicht nachweisen läßt; auch Tierknochen finden sich, bei denen deutliche Spuren auf Bearbeitung durch den Menschen hinweisen.

All diese Reste gehören, wie gesagt, der Eiszeit oder dem Diluvium an. Man will zwar Spuren von der Anwesenheit des Menschen auch in früheren Erdperioden, dem Tertiär, erkannt haben, so Ameghino, welcher die sogenannte Pamposformation von Argentinien zum Tertiär rechnet; andere verweisen auf Fußabdrücke in den vulkanischen Luffen des erloschenen Vulkans Tizcaya in Nicaragua, der tertiäre Schichten überschüttet hat. Allein, daß diese Erdschichten dem Tertiär angehören, ist von der weitaus großen Mehrzahl der Forscher bestritten worden.

Neuerdings machte Klaatsch den Versuch, den Menschen im Tertiär nachzuweisen. Er will nämlich an Steinsplintern, welche er in unstreitig dem Tertiär angehörenden Erdschichten von Aurillac gefunden, die Spuren einer allerdings

recht primitiven Bearbeitung durch denkende Wesen gesehen haben, während andere diese Gebilde als durch Verwitterung abgesprengte Steinstücke erklären (vergl. Archiv für Anthropologie, Band III, Seite 153 ff., die Abhandlung: Der tertiären Silerartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Kantal, wo Klaatsch auch Abbildungen dieser Fundstücke gibt). So bleibt es vorderhand bei dem Sage von Ranke: „Der tertiäre Mensch ist noch nicht gefunden.“ Und wird auch nicht gefunden.

Aber was heißt das: der diluviale Mensch? Läßt sich das in Zahlenwerten ausdrücken? Die Sache wäre sehr einfach, wenn es mit den geologischen Formationen stände wie mit den Jahresringen an einem Baum. Ein solcher setzt jedes Jahr einen Ring an und wird er umgehauen, läßt sich sein Alter genau bestimmen.

So genau kann die Erdgeschichte nicht rechnen. Sie kann höchstens sagen: das Zeitalter der Steinkohle ist früher als das Tertiär, dieses wieder früher als die Sündflut. Höchstens kann sie die Bildung der Schichten berechnen, in die eingebettet menschliche Skelettreste gefunden worden sind.

Wie einer sich entscheiden will, das bleibt ihm unbenommen. Um einen Glaubenssatz oder eine religiöse Wahrheit handelt es sich nicht.

Die Zivilisation der heutigen Zeit verdankt die Welt zum größten Teil, wenigstens mittelbar, der Kirche. Auch die vielgeschmähten Klöster haben sich keineswegs bloß mit Beten und Betrachten befaßt, sondern sie haben ein großes Stück Kulturarbeit geleistet; sie haben die Schätze der Wissenschaft des Altertums den späteren Generationen gerettet, sie haben Wildnisse urbar gemacht und ihre Bewohner zu gesitteten Menschen erzogen. Diese Kulturarbeit der Klöster findet Paulsen¹⁾ seltsam; sie erscheint ihm als eine Art Abfall von dem eigentlichen Mönchsideal, ja dem eigentlichen Christentum, als dessen Wesen ihm freilich die Askese im Sinne der eigentlichsten Weltflucht erscheint. Er schreibt in seiner Schilderung der Tätigkeit der Klöster und Orden:

„Die Klöster, in denen Weltflucht und Askese zu Hause sein sollten, sind Brennpunkte der Kultur . . . Die Benediktiner und Zisterzienser bringen, wohin sie kommen, Handwerk und Künste, Garten- und Feldbau.

¹⁾ System der Ethik, I, S. 119.



Wissenschaftliche Forschung und Glaube.

Nicht selten hört man die Behauptung aussprechen, daß der Katholik durch seine religiöse Überzeugung in wissenschaftlicher Arbeit schwer gehindert, wenn nicht zu solcher geradezu unbrauchbar sei, weil ihm die erforderliche Voraussetzungslosigkeit abgehe. Es ist dies eine Behauptung, die der Berechtigung entbehrt, wie viele andere. Das kann jeder katholische Gelehrte bestätigen.

Man vergleicht gern einen Mann der wissenschaftlichen Forschungsarbeit mit einem Bergsteiger, der nach den höchsten Gipfeln emporstrebt. Wir können an diesem Beispiel auch die Bedeutung des Wortes „Voraussetzungslosigkeit“ illustrieren. Ergänzen wir unser Beispiel dahin, daß dieser Bergsteiger einen Berg besteigen will, der noch von keinem je erstiegen wurde. Unten im Tal wird man ihm sagen, der Berg sei unbesteigbar; denn so und so viele hätten schon den Versuch gemacht, hinaufzukommen, aber alle hätten wieder umkehren müssen. Glaubt er das, so wird er überhaupt keinen Versuch machen, den Berg zu besteigen. Aber er läßt die Leute reden und — probiert's. „Probieren geht über Studieren.“ In diesem Falle gilt das Wort. Er probiert also, ob nicht von hier oder dort aus ein Aufstieg möglich ist, über einen Abgrund, der bisher den Weg versperrt hat, hinwegzukommen ist. Von der Voraussetzung also, daß der Berg unbesteigbar ist, hält er sich frei und — erreicht das Ziel.



„Wahre Abbildung“ des hl. Norbert; Bischof † 1134.

Genau so darf der Forscher keine Voraussetzungen machen in dem Sinne, daß er irgendeine Meinung als wahr anerkennt und darum jede weitere Prüfung und Untersuchung für überflüssig hält. Keine Schulmeinung irgendeines Lehrers kann ihm als unbezweifelbares Axiom gelten. Mag etwas noch so unwahrscheinlich erscheinen, er wird es in den Bereich seiner Erwägungen ziehen. An einem recht drastischen Beispiel hat ein neuerer Naturforscher diese Voraussetzungslosigkeit des Forschers erklärt. Er meinte: Falls ein Naturforscher wahrnehmen würde, daß Veränderungen im Seelenleben eines Erdbewohners öfters begleitet wären von Vorgängen auf einem anderen Planeten (etwa dem Mars), so würde er prüfen, ob zwischen diesen beiden anscheinend weit, unnahbar weit auseinander liegenden Erscheinungen nicht ein ursächlicher Zusammenhang bestände. (Cosmann, Elemente der empirischen Theologie. Stuttgart 1899. S. 7.) Diese

Voraussetzungslosigkeit ist das gute Recht des Forschers und kein Mensch hat etwas dagegen einzuwenden.

Etwas ganz anderes ist es jedoch, wenn man die Voraussetzungslosigkeit dahin verstanden wissen will, daß der Forscher die religiösen Wahrheiten beiseite schieben dürfe oder müsse. Die religiösen Wahrheiten gehören ganz anderen Gebieten an, als dasjenige, welches das eigentliche Arbeitsfeld wissenschaftlicher Forschungsarbeit ist, nämlich dem Gebiete der Übernatur. Es ist also nicht einzusehen, woher da ein Kollision kommen kann. Was hat denn z. B. Wasmann seine katholische Überzeugung gehindert, auf dem Gebiete der Zoologie, speziell der Insektenforschung, mit allem Erfolg zu arbeiten? Und ist vielleicht der Atheismus des bekannten Psychiaters und Führers der Antialkoholbewegung A. Forels die Ursache von dessen wissenschaftlichen Arbeiten auf demselben Gebiete? Man sieht, die religiöse Überzeugung bewegt sich auf einem ganz anderen als dem eigentlichen Arbeitsfelde der wissenschaftlichen Forschung.

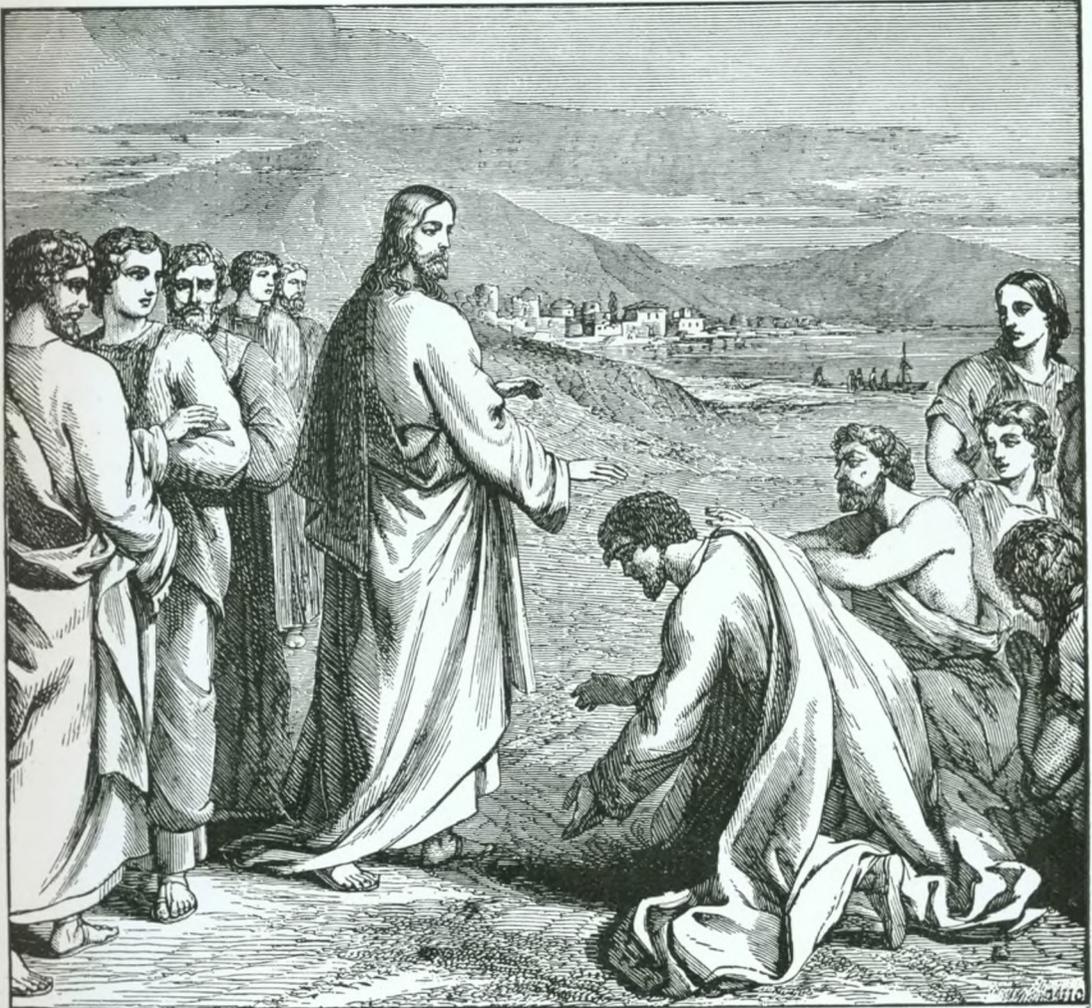
Man wendet nun ein, das richtige Werkzeug im Dienst der wissenschaftlichen Forschung sei die — Hypothese, d. h. die Aufstellung einer erst noch zu beweisenden Erklärung der Tatsachen, die nur möglich sei, wenn der betreffende Forscher die bisher geltenden Anschauungen in Zweifel ziehe; die Kirche hingegen verbiete den Zweifel als Sünde und ersticke damit jeden wirtschaftlichen Fortschritt im Keime.

Besonders geistreich ist diese Anklage gerade nicht; denn sie ist der Beweis einer Kurzsichtigkeit der Ankläger. In ihrer Kurzsichtigkeit verwechseln sie den religiösen Zweifel mit dem Zweifel, den der Mann der Wissenschaft hat, wenn er eine Hypothese aufstellt, gegen die Richtigkeit von herrschenden Lehrmeinungen. Als Kopernikus zweifelte an der Richtigkeit des alten Ptolomäischen Weltsystems, hat er so wenig eine Sünde begangen, als unsereiner, wenn er zweifelt an der Fruchtbarkeit von Sandwüsten.

Vollends nicht einzusehen ist, wie durch ein Verbot des Zweifels an einer religiösen Wahrheit der Fortschritt der Wissenschaft unterbunden sein soll. Wenn der Lehrer dem kleinen Abc-Schützen den Zweifel daran untersagt, ob der oder jener Buchstabe wirklich so zu lesen ist, wie er es dem Kinde lehrt, wenn er dem kleinen Rechenkünstler, dem das kleine Einmaleins noch Schwierigkeiten macht, untersagt zu zweifeln an der Wahrheit des Satzes, daß zweimal zwei vier ist, verhindert er dadurch den Fortschritt der Wissenschaft?

Der Lebensnerv des wissenschaftlichen Fortschritts ist keineswegs der Zweifel als solcher. Dieser Zweifel, der alles in Frage stellt, lediglich nur um zu zweifeln, ist der Tod aller Wissenschaft; denn er kann überhaupt nichts als wahr anerkennen und müßte folgerichtig nach seinen eigenen Grundsätzen an seiner eigenen Existenz zweifeln. Ein solches Zweifeln ist nicht das Zeichen geistiger Gesundheit, sondern geistiger Krankheit. „Eine vornehmthuende Zweifelsucht, welche Tatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen fast noch verderblicher als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung“, sagt einer der größten Naturforscher, A. v. Humboldt.

Die Hypothese kann man einem Hebel vergleichen. Wer etwas mit einem Hebel bewegen will, muß einen Ansatzpunkt haben, der fest und tragfähig ist. Archimedes, der Erfinder des Hebels, hat mit Recht gesagt: Gebt mir einen festen Punkt, wo ich meinen Hebel ansetzen kann, und ich hebe die Welt aus den Fugen. Ganz recht; einen festen Punkt mußte er haben. Wer den Zweifel als solchen zum Grundsatz macht, dem fehlt jeder feste Punkt; denn er muß dann auch dessen Existenz und Tragfähigkeit, in unserem Fall Wichtigkeit des Ausgangspunkts, in Zweifel ziehen und kommt daher vor lauter Zweifeln über den Zweifel gar nicht hinaus.



Heilung des Besessenen.

Falsche Grundsätze.

Die Behauptung, Religion ist Privatsache, dient heutzutage zur Irreführung weiter Volkskreise. Was heißt nun das eigentlich: Religion ist Privatsache? Es heißt: Die Religion geht höchstens den einzelnen Menschen an, der sich dazu stellen kann, wie er will; sie geht aber die Öffentlichkeit, die Gesellschaft und den Staat nichts an. Darum braucht der Staat auch um die Religion, um ihre Übung, um die Personen, die ihr dienen, sich nicht weiter zu kümmern, es sei denn, daß sie seinen Zielen irgendwie entgegenwirken, sich dem Staate lästig bemerkbar machen. Also weg mit der Religion aus der Schule, weg mit der kirchlichen Prozession von der Straße, weg mit dem Begriffe „Gott“ aus den Akten und Erlassen!

Aber dieses „Weg damit!“ hat zuletzt zur Folge, daß von ungläubiger Seite nicht geruht wird, bis auch alle öffentliche Gewalt, Ordnung, Gesittung und Kultur weg ist, bis die Weg-damit-Mußer selber dann weg sind!

* * *

In jeder menschlichen Gesellschaft ist eine Autorität, d. h. die Anerkennung einer Herrschergewalt durch die Untertanen notwendig, gleichgültig, ob sie nun durch einen Monarchen, oder durch eine vom Volkswillen aufgestellte Körperschaft ausgeübt wird.

Diese Autorität muß durch Gesetze und Strafbestimmungen die zügellose Selbstsucht der einzelnen eindämmen und ein gerechtes Ausmaß aller Vorteile und Lasten im Staate schaffen. Das ist klar und niemand kann das bestreiten.

Und doch wird es praktisch oft genug bestritten. Die menschlichen Leidenschaften, das Streben der großen Masse, die sich selten zu richtigen Leistungen verpflichtet, oft genug aber benachteiligt glaubt, lehnt sich nur zu gerne gegen die Autorität auf. Der Mensch ist eben recht geneigt, sein persönliches Wohl über das allgemeine zu stellen und wenn erst gar auch die Autorität es nicht allen recht machen kann, wenn sie selber Fehler da und dort begeht, dann liegt eben manchem das Hemd näher als der Rock, er glaubt sich zu Repressalien berechtigt, er setzt schließlich im Verein mit Gleichgesinnten die Autorität gewaltsam hinweg, um eine andere aufzustellen, die eben auch wieder aus Menschen besteht und auch wieder unzulänglich und fehlerhaft ist, und so kann der Hexentanz von vorne anfangen zum Schaden eines geordneten Fortschrittes und Volksfriedens. Wie ist da zu helfen? Wenn eine Schar von Kindern ins Streiten gekommen ist, dann wird sie nicht mehr einig, bis ein Erwachsener, eine Person, zu deren Verstand und Überlegenheit sie Vertrauen hat, aufklärend und schlichtend unter sie tritt.

So geht's den Menschenkindern allen. Recht und Gesetz muß eine höhere, überlegende Autorität decken, es darf nicht Streitgegenstand der Menschen bleiben. Dieser höheren Autorität müssen sich alle beugen, die Obrigkeit und die Untertanen, dann wird Ruhe, Friede, Ergebung durch die Religion.

Wenn aber nun die Religion dazu so unbedingt notwendig ist, wenn sie ein Staatswesen erst ermöglicht und begründet, ist sie dann wirklich nur eine Privatsache?

Wir dürfen selbst bei Ungläubigen in die Schule gehen, um das Gegenteil zu lernen. Voltaire hat geschrieben: „Philosophiert solange ihr wollt über die beste Regierungsform. Wenn ihr nur einen Marktflecken zu regieren habt, so muß Religion in ihm sein.“ Friedrich der Große würde nach seinem eigenen Geständnis gerne seine beste Schlacht darangegeben haben, wenn es in seinem Lande um die Religion besser gestanden hätte.

Man braucht sich gegen die Obrigkeit nicht gleich offen empören, man kann sie bekanntlich auch heimlich oft hintergehen, indem einzelnen um so mehr Lasten auferlegt werden, je mehr sich andere davon zu drücken wissen. In jeder menschlichen Gesellschaft, wenn sie gedeihen soll, muß eine Mehrheit von anständigen, gewissenhaften, ehrlichen, rücksichtsvollen Menschen geben. Wo diese in der Minderheit sind, dort muß der Polizeistock das Fehlende ergänzen. Ob er es fertig bringt?

Wer hat ihn besser zu schwingen gewußt als der schon genannte Große Friedrich! Und er war so wenig mit seinen Erfolgen zufrieden, daß er seinem verantwortlichen Minister zurief: „Bring er mir Religion ins Land oder scher er sich zum Teufel!“

Es bleibt noch ein zweites, hochgepriesenes Allheilmittel, die Bildung. Sie soll der „Religionsersatz“ sein. Ja, wirklich ein „Ersatz“, — doch allen Respekt vor wahrer Bildung! Die sogenannte Kopfbildung allein tut's freilich nicht, die macht den Spitzbuben nur geriebener; Herzensbildung aber gibt es nicht ohne Religion. Ihr Schein ist in den Kriegsjahren verblaßt, denn der angeblich gebildete Ehrenmann steht als Hauptangeklagter in Tausenden von Personen vor dem Richterstuhl der Zeit. Die Religion allein mit ihren steinernen Gesetzestafeln von Sinai, mit ihrem drohenden Finger kann Treue und Glaube und damit Ruhe und Ordnung in der Gesellschaft aufrecht erhalten.

Wäre sie nicht schnöde fortgewiesen worden aus den Kabinetten der europäischen Diplomaten und Staatsmänner, wären ihre Forderungen von den europäischen Parlamenten zu Beschlüssen erhoben worden, dann hätte der große Krieg 1914, die größte Bedrohung der Völker und des Völkerglücks, vermieden werden können, dann wäre in Serajewo jener Schuß nicht gefallen, der den Anlaß gab zum Brüllen der Kanonen.

Hinter jeder politischen Frage steht auch eine religiöse, wenn auch kurzfristige Menschen sie nicht sehen und meinen, die Religion habe mit Politik nichts zu tun, sie sei eine reine Privatsache. Und noch eins:

Die Welt ist ein Trümental und kein Erdenhimmel, ist auch ziemlich buckelig und wenig eben. Darum wird es immer Widerwärtigkeiten und Unebenheiten geben, die das Wohnen auf ihr in vieler Beziehung unangenehm gestalten.

Man mag z. B. auf dem Wege der Enteignung die gegenwärtig Reichen berauben und die Armen mit Geld überhäufen; dann wird es eben auch wieder Arme und Reiche geben. Man mag die Arbeitsleistung als einzige Einkommensquelle gelten lassen, dann werden eben Untauglichkeit, Ungeschicklichkeit, Trägheit wieder hinter Fleiß, Anlage und Talent zurückbleiben und wieder werden Arme und Reiche sein. Ebenso wird es immer Vorgesetzte und Untergebene, Befehlende und Dienende, glücklich Gebietende und mehr oder minder unglücklich

Hörende geben, mag auch die Revolution ein Wort des Herrn zu ihren Gunsten gebucht haben: „Erste werden letzte und letzte werden erste werden.“ Da gibt es nur einen Ausgleich, die Religion mit ihrem größten Gebote der Liebe, des Erbarmens, der zarten Rücksicht und opferwilligen Sorge, des feinen Taktes und der eigenen Verantwortung, aber auch mit dem Gebote der Bescheidenheit, der Ergebung, der Unterordnung und des pflichtmäßigen Gehorsams.

Wo diese Grundgesetze des Christentums nicht öffentlich gelten und geschützt werden, dort wird die menschliche Gesellschaft ein immer brodelnder Krater der Verbitterung sein, dort kann kein Volksglück erblühen.

Dazu hat die Religion zu allen Zeiten die schönsten Blüten der Kunst und Wissenschaft entfaltet, hat die herrlichsten Dichtungen beseelt, die entzückendsten Melodien und Harmonien erweckt, das Vergnügen, die Freude geadelt und so die Gesellschaft hinausgehoben über des Lebens Mühe und der Lage erdrückendes Gleichmaß. Religiöse, christliche Völker sind glückliche und heitere Völker.

Schon aus der bloßen Andeutung alles dessen leuchtet ein, daß Religion eine Staatsnotwendigkeit, keine bloße Privatsache ist.

Ein Beispiel mag uns dies noch deutlicher sagen: Die Gesundheitspflege, die Hygiene ist sicherlich in erster Linie Privatsache. Jeder hat selber ein Interesse daran. Und doch hat sie der Staat auch in seine Obhut genommen, er kontrolliert ihre Anforderungen von der Überwachung des Arztestandes an bis herab zu den polizeilichen Verordnungen für Metzger- und Milchläden. Mit Recht! Der Schaden vieler einzelner ist Volksschaden. Aber das gilt vielmehr von der Religion. Darum muß auch sie der Staat schätzen und schützen und fördern; wo er ihr die Grube gräbt, da fällt er selbst hinein.

1. Die christliche Religion muß Norm sein für das öffentliche Leben, für die Gesetzgebung usw., nicht bloß ein Zähmungs- und Beruhigungsmittel für das Volk. Wenn das ganze öffentliche Leben nur nach dem Nützlichkeitsstandpunkt beurteilt wird, was ja faktisch bisher der Fall war, dann ist das nicht Glaube, sondern praktischer Unglaube. Wenn man wirklich an Gott glaubte, würde man den Glauben zur Richtschnur seines Lebens nehmen.

2. Im Namen der Wissenschaft durfte bis jetzt jeder ungläubige Stubengelehrte seinen gewollten Unglauben, seine unbewiesenen Hypothesen in irgendeiner Form aufstischen, und tat er das in humanem Gewande, dann bekam er noch Zuhörer in christlichen Kreisen; wehe demjenigen, der daran zweifelte. Man hat heute vielzuviel törichten Respekt vor der ungläubigen Wissenschaft mit ihren zahllosen Behauptungen und unbewiesenen Hypothesen, und deshalb verliert sich in deren Gläubigen die Furcht vor den grausigen Gotteslästerungen. Nicht das Vorkommen des einen oder anderen Ungläubigen ruft Gottes Unwillen wach, sondern das Bestreben, überall das übernatürliche Moment praktisch auszuschalten und Gottes Wirken in den Winkel zu drängen, soviel das in der Macht des Menschen liegt.

3. Vor Jahrhunderten hieß es: Wer Gott nicht glaubt, muß dem Teufel glauben; heute glaubt man nicht mehr gern an den Teufel, wohl aber an jene, die das Schalten und Walten Gottes in der Welt und beim Menschen mit schein-

baren Beweisen, d. h. mit wissenschaftlichen Behauptungen ableugnen und so im Hilfsdienst des Bösen stehen.

4. Der Unglaube durfte in deutschen Landen Christus, den Sohn Gottes, als einen Suggestionstherapeuten oder als einen hochgradig nervenkranken Menschen oder als einen Narren usw. herabsetzen und das im wissenschaftlichen Gewande der Psychiatrie, und fast niemand nahm energisch Stellung gegen diese permanenten Gotteslästerungen. Bei uns ging es diesbezüglich stiller zu als z. B. in Frankreich. Ob aber wir noch in einem christlichen Staat leben, welcher Christus im Namen der Wissenschaft schon bisher so schändlich herabsetzen ließ, kann man mit Recht verneinen. Wer die Religion nur duldet, eventuell auch beschützt als eines der notwendigen Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung, handelt zwar klug wie einstens Napoleon nach der Revolution, aber deshalb noch lange nicht christlich.

5. Seit Jahren hat sich ein großer Teil der Frauenwelt — auch der katholischen — an die moderne durchsichtige Mode, und die berufenen Wächter des christlichen Anstandes an deren Anblick gewöhnt. Man kann sich an alles gewöhnen, ans Stehlen und Lügen, an Frechheit usw., an jegliche Pflichtvergessenheit, aber die Verantwortung ist deshalb nicht aufgehoben.

Der Staat sollte endlich bekämpfen den ekelhaften Wucher, der die Not des Nebenmenschen zur eigenen Bereicherung mißbraucht; ferner die Ungerechtigkeiten beim Militär und im Kriege, die eine tiefe Verbitterung in viele Herzen hineingesenkt und der Revolution den Boden geschaffen haben; weiter den Stolz und den Hochmut, der sich immer für besser hält als alle andern, und doch ist den Hochmut ein Laster genau wie Trunksucht, Geldsucht usw., sogar noch gefährlicher wie diese, weil er das sonstige Gute vergiftet und wertlos macht vor Gott.

6. Aus allen Teilen des Reiches kommen täglich traurige Nachrichten über neue Gewalttaten gegen Gesetz und Ordnung; neben der Volksregierung erheben immer von neuem herrschsüchtige Banden den Anspruch auf die oberste Gewalt in Staat und Reich; in den Städten nimmt die freiwillige Arbeitslosigkeit überhand; und die Ausgelassenheit und Unsittlichkeit nimmt Formen an, daß es nicht nur den Seelsorgern, sondern auch den Ärzten bange wird.

7. Ein großes Münchener Blatt, das in früheren Friedenstagen der Hauptträger der freiesten Moralanschauungen gewesen ist, öffnete bald seine Spalten den Klagen eines Mediziners, der darin folgende erschütternde Mitteilungen macht: Nie während des Krieges noch vor dem Kriege hat es so viele geschlechtskranke Männer und Frauen gegeben als jetzt. Die Krankenhäuser sind voll von Kranken, so voll, daß die Abteilungen auf Kosten anderer vergrößert werden müssen, nur um die dringendsten Fälle aufzunehmen. Die Militärverwaltung muß anstatt Lazarette aufheben zu können, neue große Stationen für Geschlechtskranke einrichten. Und täglich scheint das Übel noch größer und schlimmer zu werden. Im Kriege haben sich viele Männer angesteckt. Damals war es aber noch immer möglich, die Kranken zu erfassen und zu heilen. Da kam die Revolution. Die Leute rissen aus den verseuchten Etappengebieten einfach aus und eilten in die Heimat. Dort war es nicht viel besser. In den

Lazaretten verschwanden viele Kranke aus den Hautstationen ungeheilt und gingen auf neue Abenteuer aus. Die Soldatenräte der Lazarette hatten zum Teil kein Verständnis, jedenfalls aber keinerlei Macht, um die Leute zurückzuhalten. Die Ärzte durften zwar die Kranken behandeln, soweit dies den Herren Soldaten paßte, hatten aber sonst in der Sache nichts dreinzureden. Wohin solche karnevalartige Zustände führen mußten, sehen wir jetzt mit Schrecken: Noch nie gab es so viele angesteckte Mädchen und Frauen als heute, und diese stecken wieder Männer in großer Zahl an. Den Rest gibt endlich das tolle Treiben, das zur Zeit im sozialistisch regierten München herrscht: Alles tanzt und walzt, vom Abend bis zum Morgen. Die Kasernen sind bis tief in die Nacht hinein hell erleuchtet. Tanzmusik erschallt aus ihnen und drinnen drehen sich die Paare. So können sich die Geschlechtskrankheiten, durch keine Vorschrift gehemmt, zu üppigem Gedeihen wie nie zuvor entwickeln.

Der Fürst dieser Welt hat Vorschriften für alle, welche nicht seiner Gesinnung sind; ihnen verbietet er das Selbstverständliche und Gute. Aber seinen Anhängern, die in der schrankenlosen Auskostung der Zügellosigkeit, in aller Unordnung, allem Widersinn, allem Müßiggang ihre Lebensfreude sehen und sich damit ruinieren, denen gibt er keine hemmenden Vorschriften, oder wenn er sie gibt, so tut er es ohne Nachdruck und ohne innerliche Bindung. Wir werden in Deutschland seit einigen Monaten von offenem Wahnsinn und Verbrechertum beherrscht.

Die Folgen sind Unordnung bis zum Äußersten, Unsittlichkeit ohne Maß und Ziel, Unsicherheit und drohendes Elend ohne Sichtbarwerden einer Rettung — und dabei eine Sorglosigkeit und Ausgelassenheit des sich mündig dünkenden Volkes, daß man in einem dauernden Fasching zu leben meint.

8. In das Elend dieser Stunde sind wir gekommen, weil die Menschen Christus verlassen haben und dem Fürsten dieser Welt, der Zügellosigkeit aus Grundsatz, sich angeschlossen haben. Aus dem Elend führt uns nur die Rückkehr zu jenem, den unsere „Bauleute verworfen“ haben. (Luk. 26, 17.) Brauchen wir also Christus? Gewiß! Heute mehr als je zuvor!

Eine wirkliche Ausöhnung zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen, eine dauernde Heilung unserer sozialen Zeitschäden ist ja nur möglich, wenn sie im Geiste christlicher Nächstenliebe und auf Grund religiöser Motive erfolgte. Es war ein großer Irrtum, zu behaupten, daß Religion und Politik nichts miteinander zu tun hätten. Ein viel größerer Irrtum aber war es, als dieser Satz auf das öffentliche Leben überhaupt und auch auf das Geschäftsleben des einzelnen übernommen wurde. Nur dadurch, daß die Welt sich soweit entfernte vom Geist des Christentums und der Religion, daß diese sozusagen in das stille Kämmerlein des Menschen verbannt war, konnte es kommen, daß die Menschen eines Tages sich so feindselig gegenüberstanden, daß sie erst in langjährig blutigem Kriege und dann noch in inneren Kämpfen sich selbst vernichteten. Rückkehr zu Christentum und Religion, Erneuerung des christlichen Geistes in der Menschenbrust allein kann die Heilung der Volkschäden bringen, unter denen unsere Zeit so furchtbar leidet. Die ungesunden Klassengegensätze, der Haß und die Machtgier, die zum Krieg geführt haben, sind erst möglich geworden, nachdem die Menschen

den Geist christlicher Nächstenliebe verloren hatten. Kehren sie wieder zu wahren Christentum zurück, dann werden sie auch wieder glücklicher und zufriedener werden; tun sie es nicht, ist das Elend und Leid, das uns von der Vorsehung zgedacht ist, noch nicht zu Ende. Die Mahnung zur Umkehr gilt freilich nicht nur für das Bürgertum. Die Arbeiter, die heute für die Diktatur ihrer Klasse eintreten, sind vom Geiste des Christentums mindestens ebensofehr entfernt, wie die Leute, deren Machtgier und Selbstsucht den Krieg und das soziale Elend unserer Zeit verschuldet hat. Sie setzen nur die Irrtümer und Fehler derjenigen fort, die sie wegen dieser Fehler so grimmig zu bekämpfen vorgeben. Auf diese Weise werden wir niemals zu einer Umgestaltung der Welt kommen. Ein relativer Idealzustand, Glück und Zufriedenheit sind nur dann möglich, wenn sich die Menschen im Geiste christlicher Brudersliebe gegenseitig zu verstehen und zu ertragen trachten.

9. Im christlichen Gedanken muß jedes Staatswesen verankert sein, die heutigen Staaten sind aber verankert im freimaurerischen Staatsgedanken. Der Gedanke an Gott und Jenseitswelt ist im modernen Staate ausgeschaltet, und soll, welche Verblendung, noch mehr ausgeschaltet werden, auch im neuen Deutschland. Wenn der Herr das Haus nicht bewacht, so wachen aber auch die Wächter umsonst. Die Periode der Entchristlichung des Staates ist noch nicht abgeschlossen. Deutschland hat noch nicht genug an seinem Unglück und inneren Zerfall. Und die Entente schließt den einzigen von der Friedenskonferenz aus, der als Hirte der Herde Christi zu allererst berufen wäre, der Welt den Frieden zu bringen, allerdings keinen heuchlerischen Völkerbund zur Vergewaltigung der Schwächeren, sondern den wahren Völkerbund eines neuen christlichen Zeitalters: „Daß alle eins seien.“

Warnung vor den Verführungen der falschen Propheten.

Er Zweck, den die falschen Propheten in unserer Zeit zu erreichen streben, besteht darin, zum Irr- und Unglauben, zum Abfall von der Kirche, vom Christentum und von Gott zu verführen, die Sittlichkeit zu untergraben, ins Laster zu stürzen, die Grundlagen der Gesellschaft und der von Gott gewollten Ordnung zu untergraben. Und die Mittel, deren sie sich zur Erreichung dieses Zweckes bedienen, sind Wort und Schrift und Bild, Reden, Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, Schaubuden, Theater und Vorträge vom Katheder, kurz, jede Art des Ausdrucks und der Darstellung. Allorten finden sich falsche Propheten, welche die wahren Anhänger Jesu Christi zum Irrglauben, zum Unglauben oder zu einem unsittlichen Leben zu verführen sich bemühen.

1. Hütet euch vor solchen, die euch zum Irrglauben herüberziehen wollen. Eine ganze Klasse von Menschen hat es sich nämlich zum Geschäft gemacht, überall wo Katholiken wohnen, in den Städten und auf dem Lande, unter Bürgern wie unter Soldaten, in den Häusern und sogar in den Kirchen durch unentgeltliche Verabreichung von falschen Bibelübersetzungen, durch Hinlegung

von Traktätchen, Gebetbüchlein und frommen Sprüchen oder Erzählungen das Gift des Irrtums einzuschmuggeln und das katholische Glaubensbewußtsein zu verdunkeln und zu verwirren. Diese Propheten erkennt ihr leicht an der zudringlichen Art und Weise, wie sie ins Haus kommen oder an euch herantreten, und das beste, aber auch notwendige Mittel, sie unschädlich zu machen, besteht darin, daß man solche Schriften gar nicht annimmt oder ungelesen verbrennt. Der Katholik empfängt seinen Glauben durch das Lehramt seiner Kirche, welche durch öffentliche Predigt und Unterweisung und durch gute Bücher die Lehren vorträgt, die den Inhalt des Glaubens bilden. Darum wendet er sich mit Entzündung und Abscheu von denjenigen weg, welche auf allerlei Schleichwegen nahen und nebst Büchern oft auch Geld anbieten, um ihn dem sogenannten reinen Evangelium zu gewinnen. Sie sind den Pharisäern zu vergleichen, denen der Heiland zugerufen hat: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr zu Wasser und zu Lande umherzieht, um einen Glaubensgenossen zu machen; und wenn er es geworden, so machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, doppelt mehr als ihr.“ (Matth. 23, 15.)

2. „Hütet euch vor den falschen Propheten!“ Dazu gehören ferner diejenigen, welche offen oder heimlich den Unglauben predigen, die göttliche Offenbarung, die Gottheit Christi, den göttlichen Charakter der Kirche, die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Bestimmung des Menschen leugnen. Es sind dies die sogenannten Materialisten und Rationalisten, welche entweder den Menschen nur als ein höher entwickeltes Tier darstellen, das keinen anderen Beruf hat, als zu essen und zu trinken und alle seine Neigungen und Lüste auf die vollkommenste Weise zu befriedigen, um zuletzt gleich dem Tiere durch den Tod wieder aufgelöst zu werden und in den großen Stoffwechsel der Natur überzugehen; oder welche nichts als Wahrheit annehmen, was ihre Vernunft nicht aus sich selbst erfassen und beweisen kann. Eine ganze Legion Propheten dieser Art arbeitet heutzutage an der Verbreitung des Unglaubens in den obersten wie in den untersten Klassen der Gesellschaft, zu Hause und auf Reisen, in Wirtshäusern und in Privatkreisen, und eine Flut von Schriften dieses Inhaltes überschwenmt fortwährend die Welt. Die Grundsätze des Unglaubens und der sogenannten Vernunftreligion werden auf Hochschulen und an öffentlichen Lehranstalten ausgestreut in die Herzen der Jünglinge, die später zu den wichtigsten Stellungen im Leben berufen sind; in Fabriken und Werkstätten verbreiten falsche Propheten die irrigen Anschauungen von dem Rechte aller auf gleichen Besitz und Genuß, von der Aufhebung aller Unterschiede und Rangstufen und preisen den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse als das höchste Ziel.

Solchen Propheten des Unglaubens gegenüber ist einerseits genauere und sichere Kenntnis der christlichen Religion und andererseits unerschrockener Mut und männliche Entschiedenheit notwendig. Eine sichere Kenntnis euerer Religionslehren müßt ihr euch aneignen, um die Halbwisser und sogenannten Aufgeklärten ihrer Unwissenheit in religiösen Dingen und ihres Dünkels überweisen zu können; eine männliche Entschiedenheit zeigt, um die Spötter und Verächter des Glaubens durch kühnes Entgegentreten zum Schweigen zu bringen. Denn es gibt keine Wahrheit, die uns von der Kirche zu glauben vorgestellt wird, deren wir

uns als Vernünftige oder wahrhaft Gebildete zu schämen brauchen, keine, die mit einer richtig denkenden Vernunft im Widerspruch steht, keine, die nicht umgestaltend und veredelnd, tröstend und beseligend auf unser Leben einwirkt. — Hütet euch aber, wenn es nicht euer Beruf erfordert, die Schriften solcher Propheten zu lesen; denn Versuchungen wider den Glauben und Glaubenszweifel werden viel leichter angeregt und eingesogen, als überwunden und geheilt, und bei vielen, die gläubige Christen waren, hat gerade die Lesung solcher Schriften die Kindlichkeit und Freudigkeit des Glaubens zerstört.

3. „Hütet euch vor falschen Propheten!“ Dazu gehören zuletzt alle diejenigen, welche unsittliche Grundsätze aussprechen, die Sünde verteidigen und das Laster beschönigen; es sind die Verführer der Unschuld und die Bücher unsittlichen Inhaltes. Wie viele christliche Jünglinge und Jungfrauen sind durch solche schon ins Verderben gestürzt worden! Diese oder jene Handlung, die ihr Gewissen als der Schamhaftigkeit zuwider verurteilte, das ist keine Sünde, rief der falsche Prophet ihnen zu, das ist nur ein naturgemäßer Trieb; und unter dem Titel gefelliger Unterhaltung, Freundschaft und Liebe wurden sie um Unschuld, Ehre und jegliche Tugend und nicht selten auch um allen christlichen Glauben gebracht. Ebenso verderblich wie ungläubige Freunde, ja oft noch verderblicher wirken schlechte Romane und Novellen. Es gibt gewiß ein an und für sich berechtigtes Verlangen zu lesen, um seine Zeit nutzbringend auszufüllen, um seinen Geist zu beschäftigen, die Urteilskraft zu schärfen, die Einbildungskraft anzuregen, um den Geschmack zu läutern und das Gefühl zu veredeln, kurz, um höhere geistige Bildung zu gewinnen; aber darf dieses an sich berechtigigte Verlangen einen Christen dazu verleiten, zu solchen Büchern und Zeitschriften und Zeitungen zu greifen, in denen nicht nur die christkatholische Kirche verächtlich gemacht, die Lehren des Glaubens entstellt und dann bespöttelt werden, sondern auch die verfeinerte Unsittlichkeit verherrlicht wird? Sind solche Bücher nicht Bechern gleich, deren Rand golden und silbern ins Auge glänzt, und deren Trank lieblich mundet, aber tödliches Gift in sich birgt! Man erfreut sich an der spannenden Erzählung, an der scharfen Charakterzeichnung, an der blühenden Schilderung, an der kunstreichen Verwicklung und Lösung, an der schwungvollen Sprache und schönen Form; aber wer beschreibt die verderblichen Wirkungen und die unseligen Folgen, welche durch unchristliche und sinnliche Bücher und Unterhaltungsschriften in allen Kreisen der Gesellschaft, bei Männern und Frauen, bei Jünglingen und Jungfrauen, ja selbst bei Kindern hervorgerufen werden! Während man nur die Darstellung und Sprache bewundern will, sind die falschen Grundsätze, die verderblichen Welt- und Lebensanschauungen, ist die Lüsterheit in Geist und Herz eingedrungen: Man beginnt, den Sünder und die Sünderin zu entschuldigen; die Verführung erscheint nicht mehr so abscheulich, der Ehebruch nicht mehr als ein so schreckliches Verbrechen, der Zweikampf wird als einziges Rettungsmittel der Ehre und der Selbstmord als der notwendige und heldenmütige Abschluß eines unglücklichen Lebens anerkannt; dabei werden die verwandten Neigungen und Leidenschaften im eigenen Herzen allmählich aufgeweckt; man will sie auch um jeden Preis befriedigen, fühlt sich darum unglücklich mit seiner wirklichen Lage, wird kalt und

herzlos gegen Eltern und Geschwister, man greift zu allen Mitteln, welche Stillung des fieberhaften Durstes nach der Sünde versprechen und wird so zum Verbrecher, der unselig endet.

Ganz besonders gilt darum gegenüber schlechten Büchern die Mahnung des Heilandes: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind!“ Und niemals können Eltern und Erzieher zu wachsam sein für ihre Kinder, um sie vor dieser schrecklichen Gefahr zu bewahren. Wie oft, während sie draußen sind oder schon schlafen, sitzt der heranwachsende Sohn oder die aufblühende Tochter in einem stillen Winkel und saugt aus den heimlich geliehenen Büchern Geist und Herz tötendes Gift! Wenn ihr euere Kinder wahrhaft liebet, ihr christlichen Väter und Mütter, wenn deren Glaube und Sittlichkeit, ihre Unschuld und Herzensreinheit euch lieb und wert sind, o dann duldet in ihren Händen kein schlechtes Buch, das sinnlich geschrieben oder mit lüsternen Bildern ausgestattet ist; duldet in euerem Hause kein Buch, das ihr nicht selbst oder durch sittlich ernste und erfahrene Männer geprüft habt. Und was ich von den Büchern gesagt, das gilt auch von vielen Zeitschriften und Familienjournalen und von den Erzählungen mancher Zeitungen. Nur die strengste Fernhaltung und Abwehr aus dem Hause kann den Strom des Verderbens zurückhalten, der sich hierdurch über ganze Familien ergießt. Darum hinaus mit diesen falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, hinaus aus den Häusern mit Büchern und Zeitschriften, die in ungläubigem oder sinnlichem Geiste geschrieben oder mit unsittlichen Bildern versehen sind!

4. Es ist eine himmelschreiende Berrücktheit vieler unfähiger Staatslenker und eingebildeter Politiker, gewissenloser Patreiführer und Volksverheßer, leichtfertiger, durch eine gewisse Redefertigkeit die Massen betörender Demagogen und Agitatoren, einseitiger und kurzsichtiger Parlamentarier und Volksvertreter oder weltfremder Schriftsteller und gottloser Zeitungsschreiber oder anderer im Glauben Schiffbruch gelittener Kreise, durch Gottesleugnung oder frechen Unglauben die Welt verbessern oder der ungeheuren Not der Zeit abhelfen zu wollen. Zu allen Zeiten hat der Unglaube nur Unheil und Verderben über die Menschheit gebracht. Deshalb hat in unserer Zeit überhand genommen: Mord und Raub, Plünderung und schnöde Ausnützung der Mitmenschen, Wucher und Schiebertum. Jeder will sich bereichern und zeitliche Vorteile sichern ohne Rücksicht auf Erlaubtheit oder Verwerflichkeit der angewendeten Mittel. Hohe Löhne, wenig Arbeit, Streiks und leichtfertige Arbeitseinstellungen sind überall an der Tagesordnung. Dafür alle Lustbarkeiten mitmachen, das Leben möglichst angenehm zu gestalten ohne Rücksicht auf Verantwortung und Jenseits. Tanz und Vergnügungen, unsittliche Kino und Theater und Genußsucht der ausgelassensten Art, zeitraubendes Spiel und Sport ist das höchste Interesse der weitesten Kreise ohne Unterschied der Bevölkerungsklassen. Roheit und Ausgelassenheit der Jugend, Unbotmäßigkeit und Aufruhr sowie Hinwegsetzung über jede geistliche und weltliche Obrigkeit macht sich überall geltend. Schamlosigkeit in Kleidung und Sittenlosigkeit beherrscht den Armen wie den Reichen. Verachtung der göttlichen und kirchlichen Gebote und Umgehung aller staats-

lichen Gesetze und Verordnungen zum allgemeinen Wohle gilt als Schlaueit und Welterfahrenheit.

Unsere Zeit ist stolz auf ihr Wissen, ihren Fortschritt und ihre Errungenschaften. In dem Menschen aller Zeiten klingt noch jenes Wort der Schlange nach: „Es werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet Gut und Böse erkennen.“ Seitdem hat die Menschheit ihren eigenen Weg durchs Leben gesucht, sie wollte selbst ihres Glückes Schmied sein. Heute ist dieses Unabhängigkeitsgefühl in der Welt vielleicht stärker als je. Doch wohin hat dasselbe vor Christus geführt! Der heilige Paulus beschreibt es im 1. Kapitel des Römerbriefes; jeder, der die alte Geschichte kennt, muß ihm recht geben. Nicht nur im Leben der gewöhnlichen Menschen wurden alle Begriffe von Gut und Böse, von Recht und Unrecht auf den Kopf gestellt und kam das Tier im Menschen zur Herrschaft, während er sich über Gott erheben wollte; sogar die Führer der Menschheit, die auf der Höhe menschlicher Kultur und Weisheit standen, was haben sie nicht alles über die Sittlichkeit und die Normen menschlichen Handelns gelehrt! Den angeblich feingebildeten Beherrschern der Welt konnte man Barbaren als Muster guter Sitte und moralischer Tüchtigkeit vor Augen stellen. Also je weiter der Mensch fortgeschritten war, je höher seine irdische Kultur gediehen, um so tiefer war sein sittliches Elend, praktisch und theoretisch. Auch in diesem Sinne war „die Fülle der Zeit“ gekommen, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte. Da erschien Christus als der Lehrer der Völker. Als bald beginnen nun die Lehren der Bergpredigt, beginnt sein großes Gesetz der Nächstenliebe sich einzubürgern auf der Welt; erst still und verborgen, wie ein wenig Sauerteig in der großen Masse, aber bald wie ein Licht auf dem Leuchter, wie eine Stadt auf dem Berge. In alle Gesellschaftsklassen, unter die Sklaven und in die Paläste der Herren, zu allen Völkern, ob Juden oder Hellenen oder Barbaren: „in das ganze Land ging aus ihre Stimme und bis an die Grenzen des Erdbereiches ihre Worte“ (Röm. 10, 18). Und wohin der Same des Wortes dringt, da findet er auch Boden; überall zeigt der Sauerteig seine Kraft. Wo das tiefste Dunkel geherrscht, wo man in Finsternis und im Lande des Todesschattens saß, da ging das Licht auf; je tiefer vorher der Schatten, desto heller ward jetzt das Licht. Auch in der weiten Welt ward gerade den Armen das Evangelium verkündet; mancher Herr und manche stolze Dame lernte von armen Sklaven und Sklavinnen die höchste Lebensweisheit, und über die höchsten Wahrheiten, in die keines Philosophen Blick gedrungen war, wußten Kinder und Frauen, wußten elende Bettler mit der harmlosesten Sicherheit Aufschluß zu geben.

Gott, der eine, wahre Gott, kehrte wieder ein bei den Menschen; seine Herrschaft gewann wieder die Oberhand, nicht nur in der äußeren Gottesverehrung, aus der ihn die vielgestaltigen Götzen verdrängt hatten, sondern auch im Herzen, worin die tierischen Gelüste sich gegen Gottes Herrscherrechte aufgelehnt und den Menschen durch ihre Tyrannei bis unter das Tier entwürdig hatten. Der Mensch, der mit Verachtung seines Gottes seine eigene Würde verloren hatte, fand in seinem Gott auch die eigene Größe wieder, eine übermenschliche Größe, den Adel der Gotteskinder. Dahin führte Christus den Menschen, und dahin

führt er ihn auch heute noch, wenn der Mensch sich zum Schüler dieses göttlichen Lehrmeisters machen läßt.

Leider haben sich viele, die als Christen getauft und sozusagen in eine christliche Gesellschaft hineingeboren wurden, andere Lehrer gewählt als den, der gesagt hat: „Einer ist euer Lehrer, Christus.“ Aber die Menschheit macht auch jetzt wieder die gleiche Erfahrung wie ehemals. Wohl zehrt man noch, mehr, als man zugeben will, vom Erbe Christi; aber je mehr man sich von ihm entfernt, um so mehr verblaßt das Licht, das er gebracht hat. Die Luft, die wir atmen, ist leider geschwängert mit den Dünsten dieser neuen und gottlosen Weltanschauung. Wissenschaft und Literatur, Umgang und Leben bringt uns täglich in Berührung mit dem neuen Geiste, der allerdings auch weht, wo er will, welcher aber nicht von Christus, sondern vom bösen Geiste, vom Teufel, ausgeht.

Wir leben in einer Zeit, wo man so viel hört „über Weltanschauung, Lebensanschauung“. Nicht bloß Gebildete, sondern auch solche, die keine höheren Studien gemacht haben, kann man heutzutage sprechen hören von „Weltanschauung“. Von solcher wagte man nur ehemals zu reden, nachdem man eingehende philosophische Studien gemacht hatte. Wie ganz anders jetzt! Selbst von Gebildeten werden solche Studien vielfach nicht mehr gründlich betrieben, und noch weniger ist dies bei jenen der Fall, denen gar nicht die Zeit und die Mittel zur Verfügung stehen, solche Studien zu machen. Und doch redet fast jeder von seiner Weltanschauung, mit Recht insofern, als er sich dieselbe selbst gemacht hat. Dabei werden die meisten nicht von dem Wunsche geleitet, sich eine Weltanschauung zu bilden, die wirklich den Grundsätzen strengen Denkens entspricht, sondern eine solche, die an das moralische Handeln keine besonderen Ansprüche macht, vielmehr allen Verirrungen des menschlichen Herzens möglichst freien und bequemen Spielraum läßt. So haben wir denn heutzutage fast so viele „Weltanschauungen“ als es wohl gute, aber auch verdorbene Herzen gibt.

Die wahre Lehre Jesu Christi.

Daß alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir, . . . auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. (Joh. 17, 21.) Mit diesen klaren Worten hat der Göttliche Heiland seiner wahren Kirche das Kennzeichen der Einheit gegeben. Wunderbare Einheit soll nach Jesu Willen das Wahrzeichen sein, an dem die Welt die Göttliche Stiftung der Kirche Christi und damit die göttliche Sendung des Herrn selbst erkennen könne.

Blicken wir nun offenen Auges hinein ins Leben der Gegenwart und suchen wir unter all den vielen religiösen Bekenntnissen, die sich nach Christi Namen nennen, die wahre Kirche Jesu an diesem Kennzeichen der Einheit zu finden! Denn die eine wahre Kirche Jesu muß auch heute noch in der Welt vorhanden sein, gab ihr doch der Heiland die Verheißung: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28, 20).

Wir brauchen nicht lange zu suchen! Sofort bleibt unser Blick auf dem hochragenden, einheitlichen Bau der katholischen Kirche haften. Ineinzigartigere Schönheit und Herrlichkeit trägt sie das Kennzeichen wunderbarer Einheit, als Kennzeichen göttlicher Stiftung an sich. Ein dreifaches, heiliges Band schließt alle Glieder der katholischen Kirche zu heiliger Einheit zusammen. Dieses dreifache, heilige Band heißt:

- I. Gleicher Glaube.
- II. Gleiche Sakramente.
- III. Gleiches Oberhaupt.

I.

Gleicher Glaube! In wunderbarer Glaubenseinheit erstreckt sich die katholische Kirche hin über alle Zeiten und über alle Völker.

1. Einig im Glauben schreitet sie dahin durch all die Jahrhunderte kirchlicher Vergangenheit. Wenn wir blättern in den Büchern, die die Kirchenväter vor 1500 Jahren und früher geschrieben haben, leuchtet uns aus ihnen allen der gleiche Glaube entgegen, den wir heute noch bekennen. Wie schön sprechen z. B. ein heiliger Cyrill von Jerusalem (†386) und ein heiliger Chrysostomus (†407) über das allerheilige Altarsakrament! Auch in unseren Tagen könnte der größte Gottesgelehrte nicht schöner und tiefer über dieses große Geheimnis unseres Glaubens schreiben. Und wie schön und wahr spricht ein hl. Cyprian (†258) über den Primat Petri, über das oberste Hirtenamt des ersten Papstes. Alle diese Kirchenväter sind überzeugt von der Unfehlbarkeit der Kirche, überzeugt von der Lehre des Apostels, daß die „Kirche eine Säule und Grundfeste der Wahrheit“ ist (1. Tim. 3, 15). Wenn wir heute ein Lehrbuch zur Hand nehmen, in dem die Wahrheiten unserer heiligen Religion dargelegt sind, werden wir immer einen Abschnitt finden, in dem die Lehre der Väter über die betr. Glaubenswahrheit zusammengestellt ist und uns gezeigt wird, daß wir nichts anderes glauben, als was die katholischen Christen in all den Jahrhunderten christlicher Vergangenheit geglaubt haben.

Wie oft, lieber Leser, hast du schon das apostolische Glaubensbekenntnis gebetet! Ist es dir aber auch schon einmal zum Bewußtsein gekommen, welche ehrwürdige Worte da deine Lippen sprechen? Sieh, schon bald seit 1900 Jahren sind diese Worte der Ausdruck des Heiligsten und Tiefsten, des katholischen Glaubens. Und so wird es sein, bis zum Ende der Welt. Stets hält die Kirche an den zwölf Artikeln dieses Bekenntnisses fest; sie sprechen aus, was Millionen Menschen in allen Jahrhunderten christl. Vergangenheit in der Seele trugen, ebenso vor 500 wie vor 1000 und 1500 Jahren! Und wenn immer es jemand gewagt hat in den vergangenen Jahrhunderten, nur einen einzigen Glaubensartikel zu verwerfen oder in einem anderen Sinne auszulegen, so wurde er aus der Kirche ausgeschlossen. Genau so ist es auch heute noch. In wie herrlicher Weise eint und verbindet dieses ehrwürdige Gebet die Katholiken aller Zeiten! Fürwahr, in wunderbarer Glaubenseinheit schreitet die Kirche dahin durch die Jahrhunderte!

2. Doch nicht bloß über alle Zeiten, auch über alle Völker erstreckt sich diese wunderbare Einheit des Glaubens! Könnten wir drüben in Amerika in einer

der katholischen Kirchen von New York die Sonntagspredigt hören, könnten wir sie hören in der Kirche von Notre-Dame in Paris, im Petersdom zu Rom, in der Hedwigskirche zu Berlin, könnten wir sie hören in einem Nottkirchlein im fernen China oder Afrika, wo der Missionar eben mit den Neubekehrten Gottesdienst hält, allüberall würden wir die gleichen katholischen Wahrheiten vernehmen, wie wir sie schon gelernt auf dem Schoße der Mutter und im Religionsunterricht in der Schule. Weil aber überall auf der ganzen katholischen Welt nur eine Predigt, deswegen allüberall auch nur ein Glaube! Und wenn auch der eine Katholik tiefer eingedrungen in das Verständnis der Wahrheiten unserer hl. Religion als der andere, wenn ein Professor der katholischen Theologie auch mehr in Glaubenssachen versteht als der einfache Mann aus dem Volke, sie alle, der Universitätsprofessor und der Arbeitsmann, das Kind und der Greis, der Mann und die Frau, Deutsche und Franzosen, Spanier und Amerikaner, Italiener und die katholischen Christen Chinas stimmen überein in diesem einen Glaubensbekenntnis: „Ich glaube alles, was Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche zu glauben vorstellt.“ Und damit haben wir den tiefsten Grund der katholischen Glaubenseinheit genannt: Es ist das unfehlbare Lehramt, geleitet vom Heiligen Geiste, den der Herr seiner Kirche verheißen hat (Joh. 14, 26; 16, 13).

Diese wunderbare Einheit des Glaubens hat von jeher auf Nichtkatholiken, die sich mit der katholischen Kirche beschäftigten, einen tiefen Eindruck gemacht. Viele Andersgläubige haben nur deshalb den Weg zur katholischen Kirche gefunden, weil ihnen diese großartige Glaubenseinheit imponiert und sie sich sagten: Diese Kirche trägt das Kennzeichen an sich, das der Heiland seiner wahren Kirche gab mit den Worten: „Daß alle eins seien, — — auf daß die Welt glaube, daß Du mich gesandt hast.“ Auch der große Feldmarschall Moltke hatte aus diesem Grunde eine Vorliebe für die katholische Kirche. Auch ihm imponierte diese wunderbare Glaubenseinheit, die garantiert sei durch das unfehlbare Lehramt, das alle Glaubensstreitigkeiten schlichte und entscheide. Aus diesen Gedankengängen heraus sprach er zu einem Freunde das berühmte Wort: „Katholisch müssen wir doch alle wieder einmal werden.“ Es ist dies ein Wort, das auch unserer heutigen Zeit zu denken geben sollte.

II.

Wie der gleiche Glaube, so einen uns Katholiken auch die gleichen Sakramente! Alle Katholiken der ganzen Welt sind verbunden durch diese heilige Siebenzahl. Die sieben Sakramente sind gleichsam sieben heilige Bande, die die ganze Erde umschlingen und uns Katholiken in eins zusammenschließen.

Wo immer auf dem katholischen Erdkreis ein Kindlein zum Leben geboren wird, bringt man alsbald es zur hl. Taufe. Ein Priester läßt das geweihte Taufwasser über seinen Scheitel rinnen, und aus dem bloßen Menschenkind ist nun auch ein Gotteskind geworden.

Allüberall in der katholischen Welt legt der Bischof einmal jedem Gläubigen die Hände auf und ruft den Geist Gottes auf ihn herab, wie Petrus und Johannes zu Samaria getan (Apg. 8, 14); er spendet das hl. Sakrament der Firmung.



Mit Genehmigung von Fr. Hanfstaengl, München.

Es will Abend werden.
Nach dem Gemälde von P. Sch a d.

Wo immer Katholiken wohnen auf der Welt, ruft man den Priester der Kirche zu den Schwerkranken, damit er ihnen jenes hl. Sakrament der letzten Sünde spende, von dem der hl. Jakobus spricht (Jak. 5, 14). Und allüberall auf dem katholischen Erdkreis findet man die beiden hl. Sakramente der Priesterweihe und der Ehe, wodurch das Priestertum und das Menschengeschlecht fortgepflanzt werden sollen bis an das Ende der Zeiten.

Vor allem aber finden wir in allen Ländern der Erde, wo immer Katholiken wohnen, das hl. Sakrament der Buße, indem die Gläubigen reuig niederknien und einem Priester an Gottes Statt ihre Schuld bekennen. Es ist dies ein Schauspiel, das den Geist Gottes, der in der Kirche wirksam ist, offenbart, wie nicht leicht etwas anderes. Wie schwer fällt es dem stolzen Menschen, seine Sünden zu bekennen, gar wenn es sich um beschämende Sünden handelt! Und doch, in der katholischen Kirche ist das Unglaubliche wahr geworden: Die Demut siegt über den Hochmut, der Mensch bekennt auch die geheimste Schuld! Muß man dieser überwältigenden Tatsache gegenüber sich noch wehren gegen die Behauptung, die Beichte sei durch Menschen eingeführt. Nein, der große protestantische Philosoph Leibniz († 1716) hat es eingesehen und ausgesprochen: „Man kann nicht leugnen, daß diese Einrichtung (die Beichte) nur das Werk der Weisheit Gottes ist, und gewiß hat das ganze Christentum nichts Lobenswerteres aufzuweisen.“

Am innigsten aber von allen Sakramenten eint und verbindet uns Katholiken der ganzen Erde jenes große Geheimnis unserer Altäre, das der hl. Augustinus einfach hin das „Sakrament der Einheit“ nennt: das allerheiligste Sakrament des Altars. In doppelter Hinsicht eint dieses heiligste Sakrament, als Opfer und als Seelenspeise!

Allüberall, in allen Ländern der Erde, „vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange“ (Mal. 1, 11), haben die Katholiken das gleiche Opfer. Allüberall tritt der Priester in heiligen Gewändern an den Altar, um jenes hl. Geheimnis zu feiern, das der Heiland erstmals gefeiert hat im Abendmahlsssaale, und das er dann am Karfreitag auf Golgatha blutig dargebracht hat. Wie der Heiland, so nimmt auch der Priester Brot und Wein und spricht darüber die hochheiligen Wandlungsworte: „Dies ist mein Leib.“ „Dies ist mein Blut.“ Und sobald der Priester diese mächtigen Worte gesprochen hat, sinkt er vor dem Heiland der Welt, der jetzt in Brotsgestalt zugegen ist, anbetend auf die Knie. Die Gläubigen aber schlagen in heiliger Ehrfurcht an die Brust und beten den an, der mit Gottheit und Menschheit wunderbar in ihrer Mitte weilt. Ja, diese Einheit des Opfers geht sogar so weit, daß allüberall auf der katholischen Welt mit nur ganz verschwindenden Ausnahmen das heilige Messopfer in ein und derselben Sprache, der lateinischen, gefeiert wird. Und wenn deshalb ein katholischer Christ auswandert, z. B. hinüber nach Amerika, und sich vereinsamt fühlt im fremden Lande — wenn er am Sonntag in das Hochamt kommt, wird er sich heimisch fühlen. Denn hier ist alles ganz so wie daheim! Fürwahr, eine weltumspannende Einheit!

Doch nicht bloß als Opfer, auch als Seelenspeise vereinigt das allerheiligste Sakrament des Altars die katholische Christenheit! In jeder katholischen Kirche

findet sich eine Kommunionbank. An sie treten die Gläubigen hinzu, um mit dem Heiland in eine heilige Gemeinschaft zu treten. Reiche knien da neben Armen, Kinder neben Erwachsenen, der Jüngling kniet neben dem Greis, der Mann neben der Frau. In aller Herz aber hält der Heiland seinen Einzug. Und wie sie nun zurückgehen an ihren Platz, ist jedes von ihnen ein lebendiger Tabernakel, ein lebendiges Gezelt, in dem der Heiland wohnt mit Gottheit und Menschheit. In aller Herz aber wohnt ein und derselbe Heiland. Sie alle sind daher gleichsam Glieder geworden an einem und demselben Leib, und unwillkürlich kommt einem da das tiefsinnige Wort des hl. Paulus in den Sinn: „Weil ein Brot (= Eucharistie), so sind wir, die vielen, ein Leib. Haben wir doch alle Anteil an dem einen Brote“ (1. Kor. 10, 17). Und dieses erhabene Schauspiel wiederholt sich Tag für Tag überall in der katholischen Welt. Wie innig eint uns doch das Allerheiligste Sakrament als Seelenspeise! Nicht umsonst nennt schon der heilige Augustin dieses Sakrament kurzweg „das Sakrament der Einheit“. Wir Katholiken ahnen meistens gar nicht, wie eng uns dieses heiligste Sakrament verbindet.

III.

Noch ein drittes heiliges Band gibt es, das uns Katholiken zusammenschließt und verbindet: Das Band des gleichen Oberhauptes! Und dies ist eine Einheit, die nach außen am meisten ins Auge fallen muß. Als mächtiges Reich ist die katholische Kirche verbreitet über die ganze Erde. 300 Millionen Menschen aller Völker, aller Menschenrassen, aller Weltteile sind es, die sich zu ihr bekennen. Keine Sprache gibt es auf der ganzen Erde, in der nicht die Wahrheiten unseres hl. Glaubens verkündigt würden. Und alle diese 300 Millionen Menschen, die da zerstreut leben in allen Ländern der Erde, erkennen in dem Bischof im weißen Gewande, der den Stuhl Petri innehat, ihr rechtmäßiges, religiöses Oberhaupt, den Hirten ihrer Seelen. Rom ist so in Wahrheit die religiöse Hauptstadt der ganzen Welt geworden. Von hier aus regiert der Stellvertreter Christi sein ausgedehntes Reich, das mit seinen 216 Erzbistümern, seinen 874 Bistümern, seinen 206 Apostolischen Vikariaten und 67 Apostolischen Präfekturen die ganze Erde umspannt.

Von hier aus sendet er seine Rundschreiben an den katholischen Erdkreis, in dem er den Gläubigen seine Sorgen und Freuden, seine Wünsche und Befehle, seine Entscheidungen in Glaubens- und Sittensachen mitteilt. Und hierher, in diese religiöse Hauptstadt der Welt, kommen Pilger aus allen Ländern der Erde mit dem Wunsche in der Seele, eine Audienz zu bekommen beim Statthalter Jesu Christi. Hierher kommen Briefe und Berichte aus allen Teilen der Welt. Nach Rom kommen alle fünf Jahre die europäischen Bischöfe, um dem Hl. Vater persönlich Bericht zu erstatten über das religiöse Leben in ihrer Diözese und um mit ihm die religiösen Zeitfragen zu besprechen. Wahrlich, welche gewaltige Einheit ist doch die katholische Kirche, die zusammengeschlossen ist unter einem gemeinsamen Oberhaupt, das an Christi Statt die Kirche Gottes regiert! Wenn wir unser Auge sinnend ruhen lassen auf diesem wunderbar einheitlichen Bau der kath. Kirche, dann verstehen wir das Wort, das der berühmte protestan-

tische Theologieprofessor Harnack gesprochen: „Die römische Kirche ist das umfassendste und gewaltigste Gebilde, welches die Geschichte, soweit wir sie kennen, hervorgebracht hat.“ Die ganze Größe dieser Einheit kommt uns erst recht zum Bewußtsein, wenn wir den Blick von der katholischen Kirche hinwenden zu den andern religiösen Bekenntnissen der Gegenwart, die sich nach Christi Namen nennen! Wohl nie in der ganzen Weltgeschichte war die religiöse Zerrissenheit und Glaubensverwirrung in der nichtkatholischen Christenheit so groß wie gerade jetzt. Gibt es doch in Deutschland allein nach einer im Jahre 1921 gemachten Aufstellung, die jetzt wohl schon wieder überholt ist, allein 236 protestantische Bekenntnisse und vom Protestantismus abgesplitterte Sekten! In ähnlicher Auflösung befindet sich gerade in unseren Tagen die griechisch-orthodoxe Kirche in Rußland, die bisher in der nichtkatholischen Christenheit das am meisten einheitliche Gebilde darstellte.

Wie erhaben steht mitten in dieser allgemeinen religiösen Sprachenverwirrung der einheitliche Bau der katholischen Kirche da! In einzigartiger Schönheit und Herrlichkeit erstrahlt an ihr das Kennzeichen, das der Herr seiner wahren Kirche gegeben, das Kennzeichen wunderbarer Einheit! Durch dieses Kennzeichen wird die katholische Kirche wirklich, um mit den Worten des Vatikanischen Konzils zu sprechen, zu einem „unter den Völkern erhobene Zeichen“, das alle zu sich einlädt, die noch nicht den wahren Glauben haben! Möchte die religiös so furchtbar zersplitterte Christenheit die eindrucksvolle Sprache dieses Zeichens erkennen! Möchten doch alle die noch nicht innerhalb der Mauern der heiligen Gottesstadt (Matth. 5, 14) wohnen, das Wort des Herrn von der „einen Herde und dem einen Hirten“ (Joh. 10, 16) erfassen, möchten sie alle begreifen den tiefen Sinn des Heilandswortes:

„Daß alle eins seien!“

Die Glaubensverwirrung außerhalb der wahren Kirche.

(Professor Dr. Max Heimbucher.)

Was uns die Hl. Schrift im 11. Kapitel des 1. Buches Moses über die Sprachverwirrung zu Babel berichtet, sehen wir auch auf religiösem Gebiete als Tatsache vor unseren Augen: es gibt auch eine Glaubensverwirrung, es gibt wohl ebenso viele Religionen als Sprachen oder sogar noch mehr.

I.

Vor allem scheiden sich die Menschen in Monotheisten, die an einen Gott glauben, und in Polytheisten (Heiden), die eine Vielheit von Göttern annehmen oder dem Götzendienste ergeben sind. Die Monotheisten zerfallen wieder in Christen, Juden und Mohammedaner, die Heiden in Anhänger des Konfutsse und des Ahnenkults überhaupt, in Brahmanen, Fettschanbeter, Buddhisten, Taoisten, Schintoisten usw. usw., und auch innerhalb dieser Religionen gibt es viele Unterabteilungen und Unterschiede.

Nur die christliche Religion soll uns hier beschäftigen. Gewöhnlich werden die Christen in drei Hauptgruppen: Katholiken, Protestanten und Griechisch-Orthodoxe („Rechtgläubige“) unterschieden. Sieht man indes näher zu, so findet man, daß nur die Katholiken, die auch an Zahl alle übrigen Christen, ja selbst die größten von den heidnischen Religionen überragen, ein einheitliches, geschlossenes Ganzes darstellen. Sie sind miteinander durch das Bekenntnis desselben Glaubens und durch Teilnahme an denselben Gnadenmitteln (Sakramenten und Messopfer) verbunden und haben zugleich ein gemeinsames sichtbares Oberhaupt, indem der Bischof von Rom oder der Papst als rechtmäßiger Nachfolger des Apostelfürsten Petrus die oberste Lehr- und Hirten Gewalt über die gesamte Kirche ausübt.

Zu den Griechisch-Orthodoxen werden öfters auch die schismatischen (von Rom getrennten) Orientalen, sowie die „Raskolniken“ (oder Abgesonderten, das sind in Rußland entstandene Sekten) gezählt, obschon sie nicht dieselben Glaubenslehren und auch keine gemeinsame Oberleitung haben. Aber auch die Griechisch-Orthodoxen anerkennen kein sichtbares Oberhaupt der Kirche. „Da der Mensch (Petrus) sterblich ist, so verwaltet Christus allein durch die heiligen Väter (Bischöfe) seine Kirche“, erklärte ein Konzil in Jerusalem 1672. Aber damals hatte die serbische, ebenso die russische Kirche vom Patriarchat in Konstantinopel, dessen Inhaber tatsächlich den Vorrang in der griechisch-orthodoxen Kirche innehatte, sich schon getrennt. Später entstanden in Ungarn und Kroatien, in Griechenland, in Rumänien, in Bulgarien, auf Cypern usw. weitere „autokephale“ Kirchen, jede mit einem eigenen Patriarchen, gerieten aber sämtlich in starke Abhängigkeit vom Staate. Man denke nur an Rußland, wo Kaiser Peter I., der Große, im Jahre 1720 das Patriarchat Moskau aufhob und dafür den „Hl. Synod“ mit 12 von ihm und seinen Nachfolgern berufenen geistlichen und weltlichen Mitgliedern einsetzte, von denen der (weltliche) „Oberkeiser“ sogar ein absolutes Vetorecht besaß, so daß ohne seine Zustimmung der Hl. Synod nichts, rein gar nichts beschließen konnte.

Und erst im Protestantismus! Der Name rührt von der „Protestation“ oder dem Proteste her, der auf dem 2. Reichstage zu Speyer die meisten evangelischen Stände gegen den Beschluß erhoben, daß den Katholiken in den Gebieten der evangelischen Stände Duldung gewährt werden solle. Aber alsbald (schon 1564) ward der Name als Ausdruck prinzipiellen Protestes gegen die katholische Lehrautorität verwendet, und noch heute faßt man z. B. in Amerika, aber auch bei uns, alles, was nicht katholisch und jüdisch ist, vielfach als Protestanten zusammen. Trotzdem jedes weiß, in wie viele Kirchen, Bekenntnisse und „Denominationen“ der Protestantismus zerfallen ist!

Schon bald nach Beginn der Reformation trennte sich der Protestantismus in eine evangelische (lutherische) und eine helvetische (schweizerische) Konfession oder in ein lutherisches und ein reformiertes Kirchentum. Ersteres ging noch im 17. Jahrhundert in einen symbolgläubigen Orthodoxismus und einen bibelgläubigen Pietismus auseinander, neben denen sich im 19. Jahrhundert ein „kirchenfreier“ Protestantismus ausbildete, der gleichfalls wieder in verschiedenen Richtungen hervortrat und in seiner jüngsten Entwick-

lungsform nichts anderes ist als eine Umsetzung des Protestantismus in eine rein natürliche oder philosophische Bildungsreligion. Insbesondere ward eine wirkliche übernatürliche Offenbarung und ebenso die Inspiration (göttliche Eingebung) der Hl. Schrift bestritten, auch die Gottheit Christi nur in einem uneigentlichen Sinne festgehalten und der Gottesbegriff pantheistisch gefaßt, als ob die Welt und alles in ihr nur eine Erscheinungsform Gottes und im Wesen Gott selbst wäre.

Da der Protestantismus nicht bloß die Bibel als alleinige Glaubensquelle erklärt hatte, sondern auch jedermann die Kraft zuschrieb, die Hl. Schrift mit oder ohne „Zeugnis des Hl. Geistes“ auszulegen, so bot er, entsprechend der Vieldeutigkeit mancher Schriftstellen, leichte Gelegenheit zu Sonderbestrebungen und Sektenbildung. Die Sekten ließen denn auch in der Tat nicht lange auf sich warten. Schon bald nach dem Auftreten Luthers erhoben sich die Wiedertäufer, und zu diesen kamen bald andere Sekten, und immer mehr! Namentlich erwies sich das reformierte Kirchentum als eine überaus fruchtbare Mutter der verschiedensten Sekten, und von den Ländern, in denen sich der Protestantismus vornehmlich ausbreitete, wurde Amerika (genauer gesagt die Vereinigten Staaten Nordamerikas) „das klassische Land der protestantischen Sekten“.

Nur einige von den bedeutenderen können hier angeführt werden. Zu den Wiedertäufern kamen die Mennoniten (1536), die Puritaner (1567), die Socinianer (1579), die Independenten (1580), die Arminianer (1604), die Baptisten (1642), die Quäker (1649), die Herrnhuter (1727), die Methodisten (1739), die Swedenborgianer (1788), die Mormonen (1830), die Irvingianer (1832), die Adventisten (1845), die Heilsarmee (1878). Mehrere von diesen, besonders die Mennoniten, Baptisten, Methodisten und Adventisten zerfielen wieder in zwei und mehr, ja bis zu zehn und zwölf „Parteien“ („Nebenparteien“). So ist es nicht verwunderlich, wenn Dr. Hans Rost in dem Buche „Der Protestantismus nach protestantischen Zeugnissen“ (Paderborn 1920) auf Seite 218 bis 226 nicht weniger als 236 Gruppen von „evangelischen und anderen Christen“ aufzählt, die es im Juni 1907 nach dem amtlichen Verzeichnis der Religionsbekenntnisse im Deutschen Reich gab. Und seitdem sind schon wieder mehrere dazugekommen: besonders die jetzt „Vereinigung ernster Bibelforscher“ sich nennende Sekte der „Millennium-Tagesanbruchleute“ des (1916 verstorbenen) amerikanischen „Pastors“ Charles Taze Russell und die „Lorberianer“ oder Anhänger des 1864 in Graz verstorbenen „Neuen Lichtes“ Jakob Lorber.

II.

Doch nicht nur aus der großen Zahl der neuzeitlichen Sekten erhellt die „Glaubensverwirrung außerhalb der Kirche“; sie ergibt sich auch und ergibt sich noch viel mehr aus einer Nebeneinanderstellung ihrer Lehren. Doch nur auf einzelne Lehren kann hier näher eingegangen werden.

Schon oben haben wir gehört, daß der Protestantismus die Hl. Schrift als alleinige Glaubensregel erklärt hat. Man bezeichnete diese Lehre sowie eine zweite, wonach die Rechtfertigung des Sünders ohne priesterliche Vermittlung erfolgen soll, als die zwei Merkmale, welche sämtliche protestantische Bekennt-

nisse gemeinsam haben. Allein schon in kurzem genügte auch die Hl. Schrift vielen nicht mehr. Hatte schon Luther im „*Sakramentsstreit*“, um die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl ohne Meßopfer und Wesenswandlung festhalten zu können, sich auch auf die Kirchenväter berufen, so erklärten die Quäker, daß es nicht die Hl. Schrift, sondern vielmehr das „*innere Licht*“ sei, das alle Menschen vor und nach Christus erleuchte und Glauben und Kult bestimme. Joe Smith, der Stifter der Mormonen (gest. 1844), berief sich auf goldene Tafeln, die er unter Leitung des Engels Moroni in einem Berge bei Manchester, N. Y., gefunden haben will und die eine Ergänzung der Hl. Schrift enthalten sollten. Swedenborg (gest. 1772) rühmt sich, zur Erschließung des „*geistigen*“ Sinnes der Hl. Schrift göttlicher Gesichte und eines ständigen Verkehrs mit der Geisterwelt theilhaftig zu sein, usw.

Doch was ist der Inhalt dieser besonderen Erleuchtungen? Ein teilweise ganz unchristlicher. Smith verkündete (1843) die Erlaubtheit der Vielweiberei als göttliche Offenbarung; Swedenborg leugnet die Auferstehung des Fleisches, ebenso die göttliche Dreifaltigkeit. Gott gilt ihm als ein persönlich, aber mit dreifacher Offenbarung als Schöpfer, Erlöser und Wiedergebärer der Welt. Auch die Socinianer lehren, daß Gott nur einpersönlich sei und daß Christus nur ein begnadigter Mensch gewesen sei. Die Ernstern Bibelforscher sagen gleichfalls, daß es nach der Hl. Schrift nur einen einigen, aber keinen dreieinigen Gott gebe, und betrachten Christum als Geschöpf, als erstes Geschöpf des Vaters; erst nach seinem Tode sei Christus zum Lohn seiner Treue und seines Gehorsams seiner Seele nach wiedererweckt und „*auf die göttliche Daseinsstufe erhoben*“, „*von der menschlichen zur göttlichen Natur verwandelt*“ worden. So rütteln die neuzeitlichen Sekten selbst an den Grundlehren des Christentums.

Auch die verschiedenen, sich zum Teile widersprechenden Auffassungen über die Sakramente lassen die große Glaubensverwirrung außerhalb der Kirche deutlich erkennen. Während die katholische Kirche die hl. Sakramente als von Christus eingesetzte äußere Zeichen betrachtet, welche eine innere Gnade versinnbilden und zugleich aus sich bewirken, ferner eine Siebenzahl von Sakramenten lehrt, faßt sie der Protestantismus als bloße, dem „*Wort der Predigt*“ ähnliche Zeichen oder auch als „*Gnadenmittel des Wortes, eingefaßt in einen kirchlichen Brauch*“ auf; lehrt, daß nicht im Vollzug der sakramentalen Handlung die Wirksamkeit der Sakramente liege, sondern im (Fiduzial-) Glauben, der dadurch im Empfänger erweckt werde und allein rechtfertige. Luther hielt Taufe und Abendmahl, zeitweilig auch die Buße für Sakramente; Melancthon auch die Ordination (Weihe); Calvin und Zwingli immer nur Taufe und Abendmahl, die sie als bloße Pflichtzeichen betrachteten. Nach den Baptisten sind auch Taufe und Abendmahl keine Sakramente, sondern „*Verordnungen Christi, durch die unsere Verbindung mit ihm und die Zusammengehörigkeit seines Volkes dargestellt werden, und zwar einmal durch die Vollziehung der Taufe und fortwährend wiederholt durch die Feier des Mahles des Herrn*“. Die Irvingianer hingegen betrachteten außer Taufe und Abendmahl, das sie sogar als wirkliches Opfer betrachteten, auch die Versiegelung (eine Art Firmung), die Ordination und die Krankenölung als wirkliche Sakramente. Auch ein Bußsakrament mit

freiwilliger Ohrenbeichte haben sie, und auch die Ehe gilt ihnen als wahres Sakrament. Ja, sie erklären diese sogar mit der katholischen Kirche als unauf löslich, während selbst die Griechisch-Orthodoxen, die sämtlich an der Siebenzahl der Sakramente festhalten, eine Ehescheidung haben.

Doch wir müssen noch tiefer auf die verschiedenen Auffassungen über Taufe und Altarssakrament eingehen.

Die katholische Kirche lehrt die Gültigkeit der Kindertaufe. Auch Luther hat sie beibehalten und ihre Gültigkeit behauptet, obwohl dies seiner Lehre widersprach, daß der Glaube allein (den doch die unmündigen Kinder noch nicht erwecken können) rechtfertige und die Sakramente nicht schon durch ihren bloßen Vollzug ihre Wirkung setzen; auch die Hl. Schrift, die nach ihm die einzige Glaubensregel bildet, nicht ausdrücklich erklärt, daß kleine Kinder getauft werden können oder daß solche schon in apostolischer Zeit getauft wurden. Ebenso hielt Calvin an der Kindertaufe fest und rechtfertigte sie durch den Hinweis auf die Beschneidung, an deren Stelle die Taufe getreten sei. Auf den Einwand, daß Kinder noch nicht wiedergeboren werden können, weil sie noch nicht glauben können, erwiderte er, daß Gott auch in den Kindern auf eine verborgene Weise den Glauben bewirken könne. Auch lehrte er, daß die Kinder christlicher Eltern der Taufe nicht bedürfen.

Im Gegensatz zu Luther und Calvin verwerfen die Mennoniten und die Baptisten und zahlreiche andere Sekten — wir nennen nur die Mormonen, die Adventisten und die Ernsten Bibelforscher — die Kindertaufe. Zugleich erklären sie die durch bloße Aufgießung von Wasser vollzogene Taufe für ungültig, und hierin pflichten ihnen auch die Griechisch-Orthodoxen (freilich erst seit einer Synode im Jahre 1756) bei, welche deshalb zu ihnen übertretende Christen nochmals taufen. Aber wie verschieden vollziehen nun all diese die von ihnen für notwendig betrachtete Untertauchung? Die einen tauchen den Täufling völlig unter, die andern begnügen sich, wenn er sich selbst völlig untertaucht und dabei ein anderer die Taufformel spricht; wieder andere stecken den Täufling nur bis zum Halse ins Wasser und gießen über den Kopf Wasser ab, während die Mennoniten zum Teil die Taufe durch völliges Untertauchen, zum Teil aber auch nur durch Aufgießen von Wasser vollziehen mit dem Wunsche, Christus selbst möge sie mit dem Hl. Geist und mit Feuer taufen. Alle die Sekten aber, welche die Gültigkeit der Kindertaufe oder der durch bloße Aufgießung von Wasser vollzogenen Taufe bestreiten, legen der Taufe keine wesentliche Bedeutung, insbesondere keine sündentilgende Kraft bei, indem sie die Erbsünde leugnen oder die „böse Begierlichkeit“ als Erbsünde betrachten. Sie betrachten die Taufe höchstens für notwendig, um ein Gebot Christi zu erfüllen, um Christi Beispiel nachzuahmen, aber nicht für notwendig zum Himmelreich oder für heilsnotwendig.

In der Lehre über das heiligste Altarssakrament waren die Reformatoren von Anfang an uneins, und noch heute stehen sich die Auffassungen Luthers, Calvins und Zwinglis gegenüber. Luther hielt die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie nach Leib und Seele, Gottheit und Menschheit fest und lehrte, daß eine solche Gegenwart auch ohne Meßopfer und Verwandlung von Brot

und Wein möglich sei, indem die verklärte menschliche Natur Christi an der raumlosen Seinsweise und damit auch an der Allgegenwart der göttlichen Person teilnehmen, sohin Christus auch in, mit und unter dem Brote genossen werde. Luthers Freund Karlstadt und die Schweizer Reformatoren bestritten die Möglichkeit einer Allgegenwart des verklärten Leibes Christi. Zwingli erklärte deshalb Brot und Wein lediglich als Zeichen, als bloße Erinnerungszeichen des im Himmel anwesenden Christus. Nach Calvin ist das Abendmahl eine wirkliche, aber nur geistige Teilnahme am Leibe und Blute des Herrn, durch die der Gläubige oder vielmehr nur der Auserwählte eine vom himmlischen Leibe Christi ausströmende Kraft und Gnade erlangt.

Um nun die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie leugnen zu können, wurden die Einsetzungsworte: „Dies ist mein Leib“ usw. nicht nach dem Wortlaute, sondern bildlich oder figürlich gedeutet. Zwingli sagte, der Sinn dieser Worte sei: „Dies bedeutet meinen Leib“; Skolampadius: „Dies ist ein Bild oder Zeichen meines Leibes“. Als bald entstanden noch andere „Auslegungen“, und in einem 1577 in Ingolstadt gedruckten Büchlein von Christof Rasperger werden bereits 200 verschiedene „Erklärungen“ aufgeführt.

Nur kurz soll auf Verschiedenheiten hingewiesen werden, die hinsichtlich der letzten Dinge bestehen. Die Adventisten, die Ernstes Bibelforscher und andere neuzeitliche Sekten leugnen die Ewigkeit der Höllestrafe, während sie z. B. der methodistische und der baptistische Katechismus als ausdrückliche Schriftlehre anführen und in der Tat kaum eine zweite Glaubenslehre in der Hl. Schrift so fest begründet und so vielfach bezeugt ist. Gemeinsam lehren Baptisten und Ernste Bibelforscher auch, daß nach dem Abscheiden des Menschen die Seele, die nicht von Natur aus unsterblich, sondern sterblich sei, in einem Zustande des Schlafes oder Todes sich befinde, aus dem sie bei der Wiederkunft Christi wieder erweckt werden soll, um sich — wie die Ernstes Bibelforscher sagen — aufs neue für Leben oder Tod, für ein vollkommenes Leben auf Erden oder für Vernichtung zu entscheiden. Nach den Ernstes Bibelforschern ist die Wiederkunft Christi sogar schon erfolgt und wolle Christus bereits wieder auf Erden, freilich unsichtbar, während die Adventisten und andere Schwärmersekten seine Wiederkunft nur als „baldig“ erfolgend verkünden; und dies schon seit 70 und mehr Jahren.

Doch auch unter sich selbst sind die Adventisten und übrigen neuzeitlichen Sekten nicht einig. Es gibt Adventisten, welche die Feier des Sonntags als größtes Verbrechen bezeichnen und den siebenten Tag (Samstag) als Tag des Herrn gefeiert wissen wollen; das sind die „Siebentagsadventisten“; es gibt aber auch Adventisten, die mit den übrigen Sekten, mit den Protestanten und den Katholiken den Sonntag feiern, und auch die Ernstes Bibelforscher machen hierin keine Ausnahme. Es gibt auch Baptisten, welche lehren, daß man den Samstag feiern müsse: „Die Siebentagsbaptisten“, und eine Siebentagsbaptistin hat sogar den Anstoß zur Entstehung der Siebentagsadventisten gegeben. Aber die große Mehrzahl der Baptisten hält an der Sonntagsfeier fest, wofür der baptistische Katechismus geltend macht, daß „Christus, nachdem Er das Gesetz erfüllt, an diesem Tage auferstand von den Toten, an diesem Tag den Hl. Geist

ausgoß auf Sein Volk und so Seine Gemeinde gründete“. Und er führt sogar zwei — Schriftstellen: Matth. 28, 1 und Apg. 20, 7 dafür an!

Auch hinsichtlich der Leitung und Regierung der verschiedenen Bekenntnisse herrscht außerhalb der Kirche manche Verschiedenheit und Unstimmigkeit. Schon oben ist bemerkt worden, daß die griechisch-orthodoxen Kirchen, nachdem sie sich vom Papste in Rom getrennt hatten, überall in große Abhängigkeit von der weltlichen Macht gerieten, und das gleiche war auch im Protestantismus der Fall. Obschon sowohl in der Augsburger Konfession als auch in den symbolischen Schriften der Reformierten das Kirchenregiment der „Kirche“ vorbehalten war, bildete sich überall das „landesherrliche Kirchenregiment“ aus, das erst im 19. Jahrhundert durch Einführung von Gemeindepresbyterien und Synoden gemildert wurde. Nur die Reformierten in der Schweiz und in Schottland hatten von Anfang an die Presbyterial- und Synodalverfassung. Danach führt die Verwaltung der Lehre usw. in den einzelnen Gemeinden das „Presbyterium“, das außer den Pastoren auch Diakone und gewählte Laien, „Presbyter“, „Älteste“, auch „Kirchenälteste“ genannt, in sich faßt. Eigens gewählte Mitglieder der Presbyterien eines Bezirkes bilden sodann die „Klassikalsynode“, jene einer Provinz die „Provinzialsynode“, jene aller Provinzen die „Generalsynode“. Aber auch die synodal organisierten Gemeinschaften mußten den Landesherren weitgehende Rechte einräumen.

Eigentliche Priester kennt der Protestantismus nicht, da er ein besonderes von Christus eingesetztes Priestertum leugnet. Vielmehr sind alle in gleicher Weise Priester und haben alle gleiche Gewalt am Worte Gottes und an jedem Sakrament. Aber es — geziemt sich, davon keinen Gebrauch zu machen, außer infolge Bewilligung oder Berufung der Gemeinde. Die „Ordination“ hat nur die Bedeutung eines feierlichen, „im Namen der Kirche“ erteilten Zeugnisses, daß der Ordinierte die Befähigung zur Ausübung des geistlichen Amtes besitzt. Hört ein ordinerter Geistlicher auf, sein Amt zu bekleiden, hört er auch auf, ein Geistlicher zu sein.

Nur die Anglikanische (englische) Kirche behält die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche mit Erzbischöfen, Bischöfen usw. bei, und von ihr nahm sie wieder zum Teile die methodistische Kirche hinüber. Diese hat „geweihte“ Älteste und innerhalb der „Bischöflichen Methodistenkirche“ sogar Bischöfe, jedoch keine wahren und gültig geweihten. Auch die Anglikanische Kirche geriet in Abhängigkeit vom Staate, ja wurde völlig Staatskirche, so daß alle, die ihr nicht angehörten, Katholiken, aber auch Protestanten, wie die Presbyterianer, Puritaner und Kongregationalisten, von Staate wegen verfolgt wurden. Deshalb erstrebten diese auch die Unabhängigkeit vom Staate; die Kongregationalisten sogar „kirchliche Unabhängigkeit“, indem sie höchstens das Pastorenamt und die Autorität der versammelten Gemeinde, aber nicht gewählte Vertreter (die „Presbyter“) anerkannten. Andere, wie die Quäker, verwerfen alle derartigen Einrichtungen und halten strenge an dem von den Reformatoren verkündeten „allgemeinen Priestertum“ fest.

Wahrlich, wollten wir einen Maler oder Zeichner beauftragen, die Glaubensverwirrung außerhalb der katholischen Kirche mit verschiedenen Farben oder

Figuren darzustellen: er würde nicht Farbenmischungen genug herstellen, nicht Bilder genug erfinden können, um seinem Auftrage gerecht zu werden. Und doch wollen die so verschiedenen christlichen Bekenntnisse alle ihre Lehren und Einrichtungen aus ein und derselben Quelle und zwar aus der Hl. Schrift selbst geschöpft haben!

Bibel und Überlieferung.

Die Protestanten halten sich an den Grundsatz: „Die Bibel und nur die Bibel!“ Die Heilige Schrift sei die einzige Glaubensquelle und Glaubensregel, worin jeder einzelne frei forschen dürfe, um die Wahrheit sicher zu finden.

Ist dieser Grundsatz richtig? Nein! Das zeigt uns:

der Blick auf die christliche Vergangenheit.

Alle Irrlehren der ganzen christlichen Vergangenheit berufen sich ohne Ausnahme für ihre falschen Aufstellungen auf die Bibel. So berief sich Arius, der Leugner der Gottheit Christi, auf Jesu Worte: „Der Vater ist größer als ich“ (Joh. 14, 28) und folgerte daraus, daß der Sohn nicht Gott sei. Dieses „größer“ aber bezieht sich nur auf die menschliche Natur. Der Herr betont ja von anderer Stelle ganz ausdrücklich: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30). Die Katharer im 12. und 13. Jahrhundert beriefen sich auf die Heilige Schrift und leugneten die Erlaubtheit des Eides, wie das ja auch von den Quäkern bekannt ist. Gefährlicher für die menschliche Gesellschaft wurden die Katharer dadurch, daß sie die Ehe verboten, und andererseits ihre Anhänger zum Selbstmord verpflichteten. Luther behauptete keck, als er sich von der katholischen Kirche los sagte, der Heilige Geist gebe einem jeden, der die Bibel mit redlichem Herzen lese, den wahren Sinn derselben ein. Allein nirgends ist dem einzelnen Gläubigen, sondern nur der lehrenden Kirche die Gabe der Unfehlbarkeit zugesichert.

Die Tatsachen beweisen, wie falsch Luthers Behauptung war. In Bälde erfüllte sich nämlich unter den Abtrünnigen bezüglich der Schriftauslegung das Sprichwort: „So viele Köpfe, soviel Sinne“. Und doch kann der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, kein Geist des Widerspruchs und der Uneinigkeit sein. Wie stark erobost war Luther gegen jene, die einen andern Sinn, als er, in mancher Schriftstelle finden wollten. Über sie ergoß sich eine wahre Flut von Schimpfnamen, z. B. Sacramentierer, Rottengeister, die eingeteufelt, durchteufelt und überteufelt seien. Ja in seinem Werke „Wider die himmlischen Propheten“ verbietet er ausdrücklich, die Bibel nach eigenem Gutdünken auszulegen, sonst würde kein Artikel des Glaubens mehr stehen bleiben, eine schwarze Ahnung, die auch bald in Erfüllung ging. Denn die lutherische Religion bestand noch keine 100 Jahre, und sie war schon in 170 Sekten gespalten, die alle die Wahrheit zu besitzen vermeinten. Mit dieser Willkür in der Auslegung der Heiligen Schrift ging es so weiter bis zu den neuesten Sekten, den Methodisten, Adventisten, Ernstern Bibelforschern usw. Alle schöpften ihre einander widersprechenden Lehren aus dem geschriebenen Gotteswort.

Die Hl. Schrift.

Schon die ersten Menschen hörten erhabene Offenbarungen vom künftigen Erlöser u. a. Ähnlich war es bei den Patriarchen (Noe, Abraham, Isaak, Jakob). Ihre Religion wurde nur durch die Tradition (Überlieferung) erhalten und selbst später, als die Juden schon die heiligen Bücher besaßen, spielte die Überlieferung noch eine große Rolle. Vor Moses Tode sehen wir die Juden um ihn versammelt und hören des großen Gottesmannes Stimme: „Gedenke der alten Tage . . . , frage deinen Vater . . . , deine Ahnen und sie werden es dir sagen!“ (5. Mos. 32, 7.) Wohlgerne, er sagte nicht: „Leset meine Bücher!“, obwohl sie ohne Zweifel auch dieses tun sollten. Allein ohne Beihilfe der Überlieferung ihrer Väter hätten sie diese Bücher nicht richtig und vollkommen verstehen können. Auch hat weder Moses noch einer der Propheten den Juden befohlen oder erklärt, daß das Lesenlernen zur Kenntnis der Religion notwendig sei. Und doch konnten sicherlich nicht verhältnismäßig wenig die Heilige Schrift lesen, auch war sie nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren vorhanden. Wie verträgt sich alles das mit der Behauptung, nur aus der Bibel könne man den Glauben schöpfen? Was vom Alten Testament gilt, trifft auch zu für das Neue Testament, die Religion Jesu Christi. Gott hat die christliche Religion hauptsächlich durch die mündliche Predigt, also durch das lebendige Wort und nicht durch die Lesung der heiligen Schriften in die Welt eingeführt. „Der Glaube kommt vom Hören, das Hören aber vom Worte Christi“ (Röm. 10, 17).

Wenn es keine göttliche Überlieferung gäbe, so müßte die Heilige Schrift alles enthalten, was Jesus gelehrt hat und was zu wissen und zu glauben notwendig ist, um in den Himmel zu kommen. Ist dem so? Nein; die Heilige Schrift selbst sagt das gerade Gegenteil. Joh. 21, 25 heißt es: „Es ist noch vieles andere, was Jesus getan hat; wollte man dieses einzeln aufschreiben, so würde, glaube ich, die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären.“ Nach Joh. 16, 12 sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Ich habe noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.“ Ohne Zweifel hat der Heiland ihnen manches in einer späteren Zeit mitgeteilt, offenbar in jenen glückseligen 40 Tagen, in denen er nach seiner Auferstehung seinen Jüngern erschien und zu ihnen vom Reiche Gottes sprach. Davon enthalten die heiligen Bücher sehr wenig. Es ist aber nicht glaublich, daß die Apostel den Gläubigen von jenen Unterredungen und Aufträgen keine Mitteilung gemacht hätten. Ganz sicher taten sie dies; es geschah aber nicht durch die Schrift, sondern durch mündlichen Unterricht und pflanzte sich zunächst auch in derselben Weise fort. Auch in der christlichen Kirche gab es Gläubige, ehe die Schriften des Neuen Bundes vorhanden waren. Und auch nachdem diese ins Dasein getreten waren, hatten sie lange keine allgemeine Verbreitung und waren nicht in allen Sprachen übersezt. Sodann ist wohl zu bedenken, daß das Christentum in den ersten Zeiten größtenteils von Armen und Ungebildeten angenommen wurde. Was hätten diese mit Büchern anfangen sollen, da sie kein Wort lesen konnten? Der heilige Irenäus († um 202) kann bezeugen, daß viele Barbarenvölker auch ohne Schrift ganz gute Christen seien. Also schöpfte man ursprünglich

seinen Glauben aus der mündlichen Überlieferung. „Es ist klar,“ so sagt der hl. Chrysostomus († 407), „daß die Apostel nicht alles schriftlich, sondern auch vieles, was nicht geschrieben ist, uns übergeben haben und daß dieses ebenfalls und ebenso zu glauben ist.“ Ähnlich sprechen sich die heiligen Kirchenväter Epiphanius, Basilius, Augustinus u. a. aus.

Unter den heutigen Protestanten gibt es solche, die zugeben, daß die Bibel nicht alle geoffenbarten Wahrheiten enthält; dieselbe enthalte aber, so behaupten sie, wenigstens alles das, was zum Heile zu wissen notwendig sei. Indes auch das ist unrichtig. Da die Taufe zum Heile notwendig ist, müssen wir auch wissen, wer gültig taufen kann, ob bloß die Bischöfe und Priester, oder jeder Mensch. Die Heilige Schrift sagt nichts darüber, sie sagt uns nicht einmal, ob zu einer gültigen Taufe eine Untertauchung nötig ist, oder ob auch eine Aufgießung oder vielleicht sogar eine Besprengung genügen. Sollen schon die kleinen Kinder getauft werden? Auch darüber kein Wort in der Schrift. In welchem Alter soll man erstmals die hl. Kommunion empfangen? Die Bibel schweigt darüber. Daraus ergibt sich die unabweissbare Folgerung: Es muß neben der Heiligen Schrift noch eine andere Glaubensquelle vorhanden sein. Was sagt der Heiland zu dieser Frage? Er hat sich unzweideutig ausgesprochen. Sein Auftrag an die Apostel lautet: „Predigt das Evangelium (die Frohbotschaft Jesu) allen Geschöpfen!“ (Mark. 16, 15). Diesem Befehl ihres göttlichen Meisters kamen die Apostel nach. Deshalb heißt es nirgends in der Heiligen Schrift: „Die Apostel setzten sich hin und schrieben alles nieder, was Jesus gelehrt hat“, sondern: „Sie gingen hin und predigten überall, und der Herr war mit ihnen und bekräftigte ihr Wort durch die darauf folgenden Wunder“ (Mark. 16, 20). Hat nicht auch Christus selbst in seinem Erdenleben sich auf den mündlichen Unterricht beschränkt? Warum forderte er seine Jünger nicht auf, gleich Schriften abzufassen und sie dann eifrig unter allen Völkern zu verbreiten, damit die Menschen durch deren Lesung selig würden? Warum schrieben die Apostel erst lange Jahre nach der Himmelfahrt Christi? Warum nicht alle? Warum nicht einmal die meisten? Warum gaben sie nicht ein vollständiges Lehrbuch über alle Glaubens- und Sittenlehren heraus? Warum befahl Christus nicht: „Lernet lesen!“ Warum ließ die göttliche Vorsehung die Erfindung der Buchdruckerkunst so viele Jahrhunderte später erst geschehen, so daß schließlich auch der gemeine Mann eine Bibel anschaffen konnte?

Alles unbegreiflich, wenn durch die Bibel allein die Glaubenserkenntnis vermittelt werden sollte!

Wie notwendig neben der Heiligen Schrift die mündliche Überlieferung als zweite Glaubensquelle ist, das beweist

ein Blick auf die Beschaffenheit der Heiligen Schrift.

Ist denn der Sinn der Heiligen Schrift so klar und für jedermann leicht verständlich? Sicher nicht. Die Bibel ist für ungezählte Menschen ein verschlossenes Buch. Menschen, deren Denkvermögen nicht ausgebildet und deren Geist ganz in Sorgen und Arbeiten des Alltags aufgeht, — wie sollen sie die Bibel verstehen können? Und sogar von den Gebildeten gilt: Die Heilige

Schrift ist nicht so klar, daß es keines Lehrers und Schiedsrichters bedürfte, um in bezug auf Glaubens- und Sittenlehren immer ihren wahren Sinn zu finden.

Das hohe heilige Buch ist vielmehr oft zweideutig, selbst mehrdeutig und sehr dunkel. Für die Klarheit derselben kann aus der Schrift selbst kein einziger Beweis erbracht werden. Im Gegenteil erklärt das Wort Gottes (2. Petr. 3, 16) ausdrücklich von den Briefen des hl. Apostels Paulus, daß in ihnen „manches schwer zu verstehen ist, was, sowie die übrigen Schriften, schlecht unterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten“. Der Apostelfürst spricht hier von Irrlehren, die zu ihrem eigenen Verderben ihre falschen Meinungen auf Stellen beim hl. Paulus gründen wollten. Wenn er daher manches „schwer verständlich“ nennt, so deutet er auf Stellen, deren richtiges Verständnis von höchster Wichtigkeit ist für Glaube, Sitte und Seligkeit.

Hätte Jesus die Bücher des Alten Testaments für leicht verständlich angesehen, so hätte er sie den Aposteln nicht so unermüdlich und mit großer Geduld zu erklären brauchen. Und doch lesen wir: „Er fing an, von Moses und allen Propheten, und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift geschrieben steht“ (Luk. 24, 27). Was der in der Bibel lesende äthiopische Kämmerer auf die Frage des Philippus (Ap. 8, 30): „Verstehst du wohl, was du liesest?“ antwortet: „Wie soll ich es können, wenn man es mir nicht auslegen wird?“ gilt für alle Menschen. Es sei noch auf das inständige Flehen des gotterleuchteten Psalmisten hingewiesen: „Gib mir Verstand, und ich will dein Gesetz erforschen“ (Ps. 118, 34); der hl. Hieronymus, der große Bibelgelehrte, bemerkt zu dieser Stelle: „Wenn ein so großer Prophet die Finsternis der Unwissenheit eingestekt, mit welcher Nacht des Nichtwissens sind dann wohl erst wir Kleinen und Säuglinge umgeben?“ (Ep. 58 ad Paulinum 9). Die Kirchenväter sind darin einig, daß die Heilige Schrift voller Dunkelheiten und Geheimnisse ist.

Während das eine in der Schrift, sagt Irenäus, klar und offen ist, z. B. die Einheit Gottes des Schöpfers, ist anderes unergründliches Geheimnis. Wahr und sicher das hl. Buch auslegen kann nur die Kirche. „Denn, wo die Gnadengaben des Herrn sind, da muß man die Wahrheit lernen“, fordert derselbe Heilige. Nach St. Hieronymus ist der Brief an die Römer „in viele Dunkelheiten gehüllt“. Der hl. Ambrosius nennt die göttliche Schrift „ein Meer, das tiefe Sinne in sich enthält“. Der hl. Augustinus, diese wunderfame Leuchte am Himmel der Kirche, erklärt sogar: „In der Heiligen Schrift weiß ich viel mehr Dinge nicht, als ich weiß.“ Wie stark haben also diese gotterleuchteten Geister die Dunkelheiten der Heiligen Schrift empfunden, sie waren wahrlich weit entfernt von dem Spruche: „Nur die Bibel!“

Daß die heiligen Bücher mancherorts dunkel und verschiedenfacher, ja selbst entgegengesetzter Auslegung fähig sind, folgt schon aus der Natur ihres Inhalts. Sie handeln von den tiefsten Geheimnissen, von der Heiligsten Dreieinigkeit, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, Erbsünde, Gnade, Altarsakrament und anderen Wahrheiten, die die Fassungskraft des Men-

schen ganz oder teilweise übersteigen. Dazu kommt die Schwierigkeit, den Geist der Sprachen, in denen sie ursprünglich abgefaßt ist (hebräisch, griechisch), zu durchdringen und die Tatsachen und Gewohnheiten jener so fernen Zeiten und Länder zu verstehen, auf die sie so oft anspielt.

Wie oft begegnet uns der Zweifel, ob etwas wörtlich oder nur bildlich aufzufassen sei. Ein Bürger zu Torgau z. B., der die Heilige Schrift richtig zu erklären glaubte, hieb sich mit einem Beil die rechte Hand ab, mit der er gesündigt hatte, unter Berufung auf das Wort des Heilandes: „Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir!“ (Matth. 5, 30). Ist es ein Gebot oder nur ein Rat, wenn Christus auffordert: „Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die andere dar!“ (Matth. 5, 39). Wie soll der einzelne Mensch in diesen schwierigen Fragen immer das richtige treffen können?

Freilich hat die Heilige Schrift den Zweck zu belehren, aber daraus folgt noch nicht, daß der Leser stets durch sich selbst in das Verständnis eindringen soll. Die Kirche steht eben als lebendige Erklärerin der Heiligen Schrift zur Seite.

Daß sich die Heilige Schrift nicht selbst auslegt, zeigen die Protestanten selbst, indem sie ihre Kinder mündlich unterrichten, ihnen einen Katechismus in die Hand geben, predigen und der Gemeinde die Bibel erklären, während doch jeder nach ihrer Lehre frei und selbständig forschen sollte. Wird aber der Grundsatz der freien Forschung wirklich angewandt, dann bleibt erfahrungsgemäß von der ganzen Glaubenslehre fast kein Grundsatz mehr übrig. Man glaubt, was einem gerade zu glauben beliebt; hier ist also von göttlichem, christlichem Glauben überhaupt keine Rede mehr. Wer kennt sie nicht, die Zwistigkeiten und den Hader unter den Sekten? Aber auf der ganzen Welt, überall, wo Katholiken sind, fraget sie, und ihr Mund wird den nämlichen Glauben, dieselbe Hoffnung, die gleiche Liebe bezeugen! Welch großartiges Schauspiel, ganz geeignet, denkende und aufrichtig suchende Seelen von der vollen Wahrheit der katholischen Kirche zu überzeugen, die sowohl die Heilige Schrift als auch die göttlich-apostolische Überlieferung unter dem Beistand des Heiligen Geistes unverfehrt bewahrt und irrtumslos ausgelegt hat!

Lassen wir uns doch vom Schwärmergeist der sogenannten Ernst-Bibel-forscher, Adventisten und wie sie alle heißen, nicht irremachen! Die Heilige Schrift ist in ihrer ganzen göttlichen Wahrheit nur in der Weltkirche geschützt und nur durch den Beistand des Heiligen Geistes gegen alle willkürliche Auslegung gesichert. Wenn Sektierer dir begegnen und in Wort und Schrift deinem herrlichen, einzig wahren katholischen Glauben ein paar Bibelstellen entgegenstellen, so wisse, daß Texte nichts beweisen, wenn sie, wie es meist geschieht, aus dem Zusammenhang gerissen oder sonst nicht in ihrem wahren Sinn erklärt werden; denn wie der hl. Hieronymus bemerkt, auch der Teufel wußte dem Heiland heilige Texte anzuführen. Wie es von jeher bei Irrlehren der Brauch war, eine Menge Schrifttexte vorzubringen, und zwar ohne sich vor großen Verdrehungen zu scheuen, so tun das auch die neuerdings bei uns aufkommenden Sekten. Vor anderthalb Jahrtausenden schon bemerkte Vinzenz von Lerin

(† um 450): „Ihre Lehre würde einen allzu üblen Geruch verbreiten, wenn sie dieselbe nicht mit Sprüchen der Heiligen Schrift würzten, und minder gierig würde man das Gift ihrer Lehre einschlürfen, wenn nicht der Rand des Kelches, in dem sie es darboten, mit dem Honig des göttlichen Wortes bestrichen wäre.“

Darum nicht „die Bibel allein“, sondern „Bibel und Überlieferung“, beide Glaubensquellen uns erklärt und vorgelegt vom unfehlbaren Lehramt der Kirche! Das ist der nie wankende Boden, auf dem unsere Glaubensüberzeugung steht. So hat schon der Völkerapostel die Gläubigen ermahnt (2. Thess. 2, 15): So stehet denn fest, Brüder, und haltet an den Überlieferungen, die ihr gelernt habt, sei es durch mündliche Rede, sei es durch ein Schreiben von uns.“

Das Alte und Neue Testament.

(Dr. J. Bilz, Freiburg i. Br.)

Die Sekten berufen sich oft mit Vorliebe bei ihren Schriftbeweisen auf das Alte Testament. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, die richtigen Grundsätze über die Bedeutung des Alten Testaments zu kennen und sein Verhältnis zum Neuen Testament sorgfältig zu beachten.

Das Alte Testament ist nach der Lehre der Kirche ebenso inspiriert, d. h. unter Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben, wie das Neue Testament. Unter diesem Gesichtspunkte sind Altes und Neues Testament gleichwertig. Beide sind das Wort Gottes. Falsch und häretisch (glaubenswidrig) ist es daher, die Autorität (Geltung) des Alten Testaments für das Christentum und auch unsere Zeit zu leugnen oder herabzusetzen, wie es schon alte Irrlehrer, die sog. Gnostiker, getan haben und manche moderne Protestanten tun.

Dabei ist aber sehr wohl zu beachten, daß die göttliche Offenbarung sich in einer fortschreitenden Entwicklung vollzogen hat, und daß so die heiligen Schriften verschiedenen Offenbarungsstufen angehören. Das gilt für die Schriften des Alten Testaments; sie bringen in einem Schrifttum, das selbst im Laufe von 15 Jahrhunderten entstanden ist, die Geschichte der Offenbarung von der Uroffenbarung im Paradies bis auf Christus zur Darstellung, umfassen somit einen Zeitraum von 4000 bis 5000 Jahren (nach der biblischen Zeitrechnung). Das gilt in ganz besonderem Maße für die Schriften des Alten Testaments in ihrem Verhältnis zu jenen des Neuen Testaments, welche die Vollendung und den Abschluß der Offenbarung durch Christus und die Apostel in ihren wesentlichen Zügen (nicht ganz vollständig, da manches nur in der mündlichen Überlieferung übermitteln wurde) enthalten. Und auch die Schriften des Neuen Testaments lassen ihrerseits noch eine fortschreitende Entwicklung erkennen.

Als weiser Erzieher hat Gott, von dem jede Offenbarung stammt, der Menschheit schrittweise sich selbst, sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Ratschlüsse geoffenbart. Nachdem durch den Sündenfall die verhältnismäßig vollkommene Gotteserkenntnis, welche die Stammeltern besaßen, verdunkelt war

und die Menschheit durch ihre Sündhaftigkeit sich mehr und mehr den Blick für die wahre und echte Gotteserkenntnis verbaut hatte, führte Gott diese Menschheit in stufenweisem Aufstieg wieder zur Erkenntnis des wahren Gottes zurück. Dabei wandte sich seine Offenbarung in ihren früheren Entwicklungsstufen nicht an die ganze Menschheit, sondern wie in der Patriarchengeschichte an einzelne bevorzugte Personen und deren Familien, dann an ein einzelnes Volk, das „auserwählte Volk“. Erst allmählich und verhältnismäßig spät zeigt sie einen allgemeineren, auf die ganze Menschheit sich erstreckenden Zug, und auch hier mehr in der Verheißung als in der Wirklichkeit, bis die vollendete Gottesoffenbarung „in der Fülle der Zeiten“ alle nationalen Grenzen sprengt und sich „allen Völkern“ darbietet.

Das Hauptziel der göttlichen Offenbarung mußte in der ganzen vorchristlichen Zeit die Bewahrung des auserwählten Volkes vor dem Götzendienste und der Sittenlosigkeit der ringsum lebenden heidnischen Völker sein. Daher die starke Betonung des monotheistischen Gottesgedankens (Wahrheit von einem Gott), die nur eine ganz allmähliche und zunächst nur dunkle, andeutungsweise Offenbarung einer Mehrpersönlichkeit in Gott zuließ. Und erst nach dem vollen Sieg des Glaubens an den einen, wahren Gott im Neuen Testament konnte die Dreipersönlichkeit Gottes klar und deutlich enthüllt werden. Daraus erklärt sich aber auch die aufsteigende Linie in den sittlichen Forderungen, angefangen von den noachitischen Geboten zum Gesetz des Moses mit seinen noch mehr auf äußere Gesetzesfüllung eingestellten Geboten und Vorschriften, seinen mehr irdischen Verheißungen und diesseitigen Strafandrohungen, zu den schon weit stärker auf die innere Gesinnung abhebenden Sitten- und Bußpredigten der Propheten, bis schließlich in Christus der vollendete Gesetzgeber erscheint, der nicht gekommen ist, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen (Matth. 5, 17), dabei aber alles von dem Gesetz abtut, was nur zeitgeschichtlich bedingt war und vorbereitenden Charakter hatte. (Vergl. Gal. 3, 24: das Gesetz unser Erzieher auf Christus hin, der abgetan ist, nachdem Christus erschienen ist.) Ähnlich weisen auch die Verheißungen des Erlösers eine fortschreitende Entwicklung auf.

Weniger bekannt, aber sehr wichtig gerade für die Abwehr sektiererischer Ideen ist, daß insbesondere die sog. letzten Dinge, der Ausgang des menschlichen Lebens, das Schicksal des Menschen im Jenseits, der Guten sowohl wie der Bösen, in den Schriften des Alten Testaments vielfach in Dunkel gehüllt bleiben. Solange die Erlösung nicht wirklich vollzogen, der Tod in der Auferstehung Christi überwunden und seines Schreckens entkleidet, solange der Himmel nicht durch den Einzug Christi mit seinen Heiligen tatsächlich eröffnet war, lag für den Menschen, auch für den offenbarungsgläubigen Menschen des Alten Bundes, ein Grauen über Tod, Grab und Unterwelt, dem „Scheol“, obwohl das Fortleben nach dem Tode deutlich genug bekundet ist. Nur vereinzelt, wie im Buch Job (19, 25) und in manchen Psalmen (vergl. Ps. 15, 10; 48, 10; 72, 26) fallen freundlichere Lichtstrahlen in das Dunkel, das die Pforte des Todes umgibt; erst allmählich, zumal bei den Propheten (vergl. Is. 26, 19; Ez. 3, 21; 18, 9; Dan. 12, 1 und in den Weisheitsbüchern, Weish. 2, 1 ff.) tritt

deutlicher zutage, daß das Los der Guten und Bösen im Jenseits ein wesentlich verschiedenes sein wird. Doch finden sich im „Prediger“ noch manche pessimistische, düster urteilende Äußerungen, die aus dem Zusammenhange gerissen und ohne Rücksicht auf das Ganze betrachtet, manchen Sekten, wie den „Ernsten Bibelforschern“, zum Vorwand dienen, die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen (z. B. Pred. 9, 5). Gerade in diesen eschatologischen (auf die letzten Dinge bezüglichen) Fragen ist erst durch Christus das volle Licht gebracht worden, hier aber auch so, daß über die entscheidenden Fragen kein Zweifel mehr möglich ist.

Eine der Hauptforderungen für die Verwendung des Alten Testaments in der Beweisführung für eine These (Behauptung) wird also sein müssen, daß diese stufenweise Entwicklung der Offenbarung, diese fortschreitende Entfaltung der Offenbarungswahrheit von dunkeln Andeutungen und stückweiser Enthüllung bis zur vollen Klarheit und Vollständigkeit beachtet wird. Dabei dürfen selbstverständlich die sog. deuterokanonischen Bücher nicht ausgeschaltet werden, die bis nahe an den Eintritt des Christentums in die Welt heranzuführen. Es ist verkehrt, aus einer vorübergehenden Entwicklungsstufe das volle Lehrgut erheben zu wollen unter Vernachlässigung des in der Vollendung der Offenbarung gegebenen. Dabei braucht nicht verkannt zu werden, daß die Grundwahrheiten jeder Religion, gleichsam die Anfangsgründe der Glaubens- und Sittenlehre, wie es einer weisen Pädagogik (Erziehung) entspricht, vor allem im Alten Testament dargeboten sind und eingeschärft werden, während das Neue Testament dieselben nur voraussetzt oder andeutet; daher sind diese Grundwahrheiten auch vorzugsweise aus dem Alten Testament zu erheben. Wo aber das Neue Testament über das Alte hinausführt, ist selbstverständlich das Neue Testament maßgebend. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Alte Testament durch das Neue verleugnet würde; denn beide Testamente können sich nicht widersprechen, da der Urheber beider Gott ist. Nur soviel ist festzuhalten, daß das alttestamentliche Lehrgut durch das neutestamentliche ergänzt, erklärt und vervollkommenet wird.

Abgesehen von diesem allgemeinen Charakterzug, daß Altes und Neues Testament verschiedenen Offenbarungsstufen angehören, fällt der besondere Gesichtspunkt stark ins Gewicht, daß das Alte Testament Prophetie (Weissagung) ist auf Christus, sein Erlösungswerk, seine Gnade, sein Reich, sei es in ausdrücklichen Worten, sei es in Typen (Vorbildern), wobei selbst wieder Personen oder Handlungen oder hl. Gebräuche wie die Opfer des Alten Bundes in Betracht kommen.

Es ist bekannt, daß „das Gesetz nur den Schatten der zukünftigen Güter hat, nicht die Gestalt der Dinge selber“ (Hebr. 10, 1). So ist das Alte Testament in vielem nur Vorbereitung des Neuen Testaments, Fundament, Keim oder lebendige Wurzel dessen, was im Neuen Testament in seiner Erfüllung vor uns steht. Darum darf nicht übersehen werden, daß manche Bestimmungen des Alten Testaments nur vorübergehende Geltung hatten wie das Zeremonial- und Judizialgesetz (Vorschriften über die äußere Form der Gottesverehrung und das häusliche und bürgerliche Zusammenleben), daß eine Bestimmung wie die der Sabbatfeier einer Veränderung fähig war. Darum

muß der ganze Heilsplan Gottes, wie er sich im Alten Bund allmählich enthüllt und im Neuen Bund seine Erfüllung und Vollendung findet, zusammengeschaut werden. Darum muß das Alte Testament im Lichte des Neuen erklärt werden. Hier gilt das Wort des hl. Augustinus (Quaest. in Exod. 73): „In veteri testamento novum latet, in novo vetus patet“, „Im Alten Testament ist das Neue verborgen (weil feinhast, prophetisch, typisch enthalten), im Neuen Testament ist das Alte enthüllt“, für uns erst ganz verständlich geworden, so daß wir im Lichte der Tatsachen der Heilsgeschichte vieles besser verstehen als Israel, dem das Alte Testament zunächst gegeben war.

Seiner letzten und höchsten Bestimmung nach war dieses Alte Testament, wie der hl. Petrus (1. Petr. 1, 10 ff.) andeutet, doch für uns, die Christen, geschrieben, daher haben auch Christus und die Apostel uns erst den ganzen Sinn des Alten Testaments erschlossen; darum hat die Kirche im Verein mit den Vätern und Theologen mit Recht die alttestamentlichen Weisagungen und Vorbilder im Lichte der Tatsachen des Neuen Bundes erklärt. So mag es kommen, daß uns jetzt manche Weisagung des Alten Testaments viel deutlicher erscheint und viel mehr besagt, als dies für den Israeliten der Fall war, ja als dem heiligen Schriftsteller selbst zum Bewußtsein gekommen sein mag.

Wer daran festhält, daß der Heilige Geist der Urheber der gesamten Heiligen Schrift ist, wird ohne Schwierigkeiten einsehen, daß der Heilige Geist mit manchem Wort, manchen Vorbildern und Andeutungen einen tieferen Sinn beabsichtigte, als der heilige Schriftsteller auf seiner Offenbarungsstufe damit verbinden konnte. Darum kann das Verfahren, das Alte Testament im Lichte der Erfüllung und daher aus und nach dem Neuen Testament zu erklären, nicht als unberechtigt, unkritisch, unhistorisch beanstandet werden. Wo freilich die Inspiration (Urheberschaft des Heiligen Geistes) geleugnet wird, fehlt für eine solche Auslegung die Grundlage. Für die Kinder der Kirche gilt auch bezüglich des Alten Testaments: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen“ (Mark. 4, 11).

Eine weitere Hauptforderung aus diesem Sachverhalt wird darum die sein, daß man das Alte Testament nicht isolieren (für sich allein hinstellen), nicht aus den großen heilsgeschichtlichen Zusammenhängen herausreißen darf. Sowenig das Gesetz und Evangelium miteinander in Gegensatz gebracht werden dürfen, ebensowenig dürfen sie auf die gleiche Stufe gestellt werden; „denn Christus ist das Ende des Gesetzes zur Gerechtigkeit für jeden, der glaubt“ (Röm. 10, 4).



Das Lesen der Heiligen Schrift.

Wenn der Vater seinem fern weilenden Kind einen Brief schreibt und das Kind nähme sich nicht einmal die Mühe, den mit Liebe geschriebenen Brief zu öffnen und zu lesen, so fühlte sich der Vater mit vollem Recht beleidigt und gekränkt. Nun sagt aber schon der hl. Chrysostomus († 407) und nach ihm der hl. Papst Gregor der Große († 604), die Heilige Schrift sei ein Brief, den der barmherzige Gott an seine fern von ihm weilenden Kinder geschrieben habe. Wenn du dich also gar nicht um diesen Brief kümmerst, wenn du ihn liegen läßt, und zu bequem bist, ihn auch nur zu öffnen und zu lesen, glaubst du, der liebe Herrgott im Himmel werde seine Freude an dir haben? Er hat durch seinen Göttlichen Geist die heiligen Schriften inspiriert, d. h. eingegeben, nicht zu dem Zweck, daß man sie schön Schrift sein läßt, sondern daß man sie wirklich liest.

Die Heilige Schrift ist die Schatzkammer, in der Gott die Goldschätze seiner göttlichen Gedanken, Wahrheiten, Weisungen, Gebote niedergelegt hat, und diese Schatzkammer hat er nicht etwa mit 7 Siegeln verschlossen und wie beim Baume der Erkenntnis verboten, von den Früchten zu essen, sondern er ließ im Gegenteil die Türe weit offen stehen und hat überdies noch jedermann aufgefordert, aus dieser Schatzkammer zu holen, soviel nur ein jeder zu fassen vermag! Willst du also lieber mit leeren Händen als armer Bettler einmal an die Himmelspforte kommen, ohne dir etwas von den Gottesschätzen angeeignet zu haben?

Als die Juden durch die Wüste zogen und kein Wasser hatten, da ließ Gott durch Moses einen wunderbaren Wasserquell aus dem Felsen schlagen; das Volk trank aus dem Quell und ward gerettet. Auch du bist auf der Reise durch die Wüste dieses Lebens. Oft genug brennt die Sonne der gleißenden Versuchung heiß auf den Flugsand deiner Begierden und bösen Gelüste. Siehe, in der Heiligen Schrift hat der Allmächtige durch denselben Moses, dann durch die Propheten, die Apostel und Evangelisten einen noch viel wunderbareren Quell lebendiger und lebenspendender Wasser geöffnet, damit du daraus trinkst und nicht zugrunde gehst. Willst du den einen heiligen Himmelsquell beiseite lassen und lieber aus der trüben Schlammfüße rein weltlicher, oft schmutziger Romane und ähnlicher Lektüre deinen Durst nach Wahrheit löschen? Das wäre ebenso, als wenn du den leiblichen Durst mit Salzwasser löschen wolltest!

Was will und kann dir dagegen die Heilige Schrift sein? Ein sicherer Führer durch den vielverschlungenen Weg dieser Erdenpilgerschaft, ein Führer, der dein ständiger Reisebegleiter sein soll, der dir jederzeit den rechten Weg zeigt und dich warnt vor Abwegen und Irrwegen. Die Heilige Schrift will für dich das sein, was der Kompaß für den Steuermann: Sie weist in jeder Lage deines Lebens immer auf ein und denselben Zielpunkt, auf Gott hin, wie die magnetische Nadel des Kompasses auf den Nordpol. Ein Steuermann fährt nicht ohne Kompaß. Fahr auch du nicht ohne die Heilige Schrift, den Wegweiser Gottes.

„Leset die Heilige Schrift,“ ruft der hl. Augustinus aus, „leset sie, damit ihr nicht blind seiet und Führer von Blinden!“ Und der hl. Paulus schreibt an

Timotheus (II., 3, 16): „Jede von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes vollkommen werde, zu jedem guten Werke geschickt.“ Und der selige Petrus Canisius sagt: „Ohne das Wort Gottes würden wir auf der Wanderschaft durch die Wüste dieser Welt das elendeste Leben führen, wie Schafe ohne Hirten den raubgierigen Wölfen entgegen irren.“ „Gottes Wort, wie es die Heilige Schrift uns überliefert, ist die Wissenschaft des Heiles, eine strahlende Leuchte und ein Licht am finsternen Ort; es ist das verborgene Geheimnis, ein himmlisches Manna, reines und geläutertes Gold, Wissenschaft der Heiligen, Lehre des Geistes und der Wahrheit.“

Willst du also Belehrung in den Wahrheiten der hl. Religion, suchst du Licht, Anregung, Erbauung deiner Andacht und deines Glaubens, greif' nicht nach dem ersten besten sog. Erbauungsbuch, nimm das heilige Andachts- und Erbauungsbuch, das Gott selber verfaßt hat! Nimm die Heilige Schrift! Sie bietet dir und deiner Seele, was du brauchst. —

Aber, sagst du, die Heilige Schrift ist vielfach schwer zu verstehen; schon die Evangelien und erst die Propheten sind zuweilen dunkler als die dunkelste Nacht, und auch in den Briefen des hl. Paulus „kommt manches Schwerverständliche vor, was die Unwissenden und Schwankenden zu ihrem eigenen Verderben verdrehen, ebenso wie die übrigen Schriften (2. Petr. 3, 16). So fürchte ich, trotz der Heiligen Schrift in die Irre zu gehen, wie ja schon viele Hunderte und Tausende in die Irre gingen und allerlei verkehrte Meinungen aus der Heiligen Schrift beweisen wollten. Oder war nicht Luther selbst Professor und Lehrer der Heiligen Schrift, und berufen sich nicht alle Protestanten, Helvetischer wie Augsburgischer Konfession, Calviner, Zwinglianer, Socinianer, Herrnhuter, Baptisten, Methodisten, Mormonen, Adventisten, Ernste Bibelforscher und hundert andere Sekten alle auf ein und dieselbe Bibel, ja sogar ausdrücklich auf „die Bibel allein“?

Nun, der verhängnisvolle Fehler liegt hier gerade darin, daß diese Christen sich an „die Bibel allein“ halten wollten. Das ist nämlich eine völlige Unmöglichkeit.

Die Bibel soll man eben nicht bloß lesen, sondern auch richtig verstehen. Dazu genügt aber „die Bibel allein“ nicht, wie die vielen, in wesentlichen Punkten sich widersprechenden Sekten und protestantischen Theologen beweisen. Wer die Bibel recht verstehen will, der braucht außer der Bibel auch noch den Heiligen Geist, der die Bibel inspirierte, den göttlichen Geist der Wahrheit, in dem und durch den er die göttlichen Wahrheiten der Heiligen Schrift erkennt und verstehen lernt. Diesen „Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht“, verleiht aber der Herr nicht jedem einzelnen, der gerade die Bibel zur Hand nimmt; das ergibt sich wiederum aus der Tatsache, daß die Bibel von Hunderten und Tausenden protestantischer Sekten und Bibelleser in hundert und tausend verschiedenen und sich widersprechenden Arten und Lehren ausgelegt wird. Die können also nicht alle vom Geiste Gottes erleuchtet sein; denn Gott kann nicht sich selbst widersprechen.

Die Wahrheit ist vielmehr die, daß Gott die Bibel nicht einfach in der Finsternis dieser Welt niedergelegt und dann sozusagen ihrem Schicksal überlassen hat,

Timotheus (II., 3, 16): „Jede von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes vollkommen werde, zu jedem guten Werke geschickt.“ Und der selige Petrus Canisius sagt: „Ohne das Wort Gottes würden wir auf der Wanderschaft durch die Wüste dieser Welt das elendeste Leben führen, wie Schafe ohne Hirten den raubgierigen Wölfen entgegen irren.“ „Gottes Wort, wie es die Heilige Schrift uns überliefert, ist die Wissenschaft des Heiles, eine strahlende Leuchte und ein Licht am finsternen Ort; es ist das verborgene Geheimnis, ein himmlisches Manna, reines und geläutertes Gold, Wissenschaft der Heiligen, Lehre des Geistes und der Wahrheit.“

Willst du also Belehrung in den Wahrheiten der hl. Religion, suchst du Licht, Anregung, Erbauung deiner Andacht und deines Glaubens, greif' nicht nach dem ersten besten sog. Erbauungsbuch, nimm das heilige Andachts- und Erbauungsbuch, das Gott selber verfaßt hat! Nimm die Heilige Schrift! Sie bietet dir und deiner Seele, was du brauchst. —

Aber, sagst du, die Heilige Schrift ist vielfach schwer zu verstehen; schon die Evangelien und erst die Propheten sind zuweilen dunkler als die dunkelste Nacht, und auch in den Briefen des hl. Paulus „kommt manches Schwerverständliche vor, was die Unwissenden und Schwankenden zu ihrem eigenen Verderben verdrehen, ebenso wie die übrigen Schriften (2. Petr. 3, 16). So fürchte ich, trotz der Heiligen Schrift in die Irre zu gehen, wie ja schon viele Hunderte und Tausende in die Irre gingen und allerlei verkehrte Meinungen aus der Heiligen Schrift beweisen wollten. Oder war nicht Luther selbst Professor und Lehrer der Heiligen Schrift, und berufen sich nicht alle Protestanten, Helvetischer wie Augsburgischer Konfession, Calviner, Zwinglianer, Socinianer, Herrnhuter, Baptisten, Methodist, Mormonen, Adventisten, Ernste Bibelforscher und hundert andere Sekten alle auf ein und dieselbe Bibel, ja sogar ausdrücklich auf „die Bibel allein“?

Nun, der verhängnisvolle Fehler liegt hier gerade darin, daß diese Christen sich an „die Bibel allein“ halten wollten. Das ist nämlich eine völlige Unmöglichkeit.

Die Bibel soll man eben nicht bloß lesen, sondern auch richtig verstehen. Dazu genügt aber „die Bibel allein“ nicht, wie die vielen, in wesentlichen Punkten sich widersprechenden Sekten und protestantischen Theologen beweisen. Wer die Bibel recht verstehen will, der braucht außer der Bibel auch noch den Heiligen Geist, der die Bibel inspirierte, den göttlichen Geist der Wahrheit, in dem und durch den er die göttlichen Wahrheiten der Heiligen Schrift erkennt und verstehen lernt. Diesen „Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht“, verleiht aber der Herr nicht jedem einzelnen, der gerade die Bibel zur Hand nimmt; das ergibt sich wiederum aus der Tatsache, daß die Bibel von Hunderten und Tausenden protestantischer Sekten und Bibelleser in hundert und tausend verschiedenen und sich widersprechenden Arten und Lehren ausgelegt wird. Die können also nicht alle vom Geiste Gottes erleuchtet sein; denn Gott kann nicht sich selbst widersprechen.

Die Wahrheit ist vielmehr die, daß Gott die Bibel nicht einfach in der Finsternis dieser Welt niedergelegt und dann sozusagen ihrem Schicksal überlassen hat,

sondern er hat das geschriebene Wort Gottes seiner heiligen Kirche anvertraut, die er auf den Felsen Petri gegründet hat. Aus der Kirche heraus ist die Bibel entstanden. Sie selbst war früher da als die Bibel. Und die Kirche hat die heiligen Bücher gesammelt und sie von unechten, nicht inspirierten Schriften geschieden. Sie hat auch die heiligen Schriften bewahrt durch die Jahrhunderte, und nur von ihr und durch sie besitzen Protestanten und Sekten überhaupt eine Bibel. Und damit, daß die Protestanten und Sekten so ausschließlich auf eben diese „Bibel allein“ vertrauen und sich stützen, beweisen sie wenigstens so viel, daß auch nach ihrer Meinung und festen Überzeugung die katholische Kirche die Bibel durch all die Jahrhunderte rein und unverfälscht bewahrt hat.

Christus der Retter der Menschheit.

Unverdorben, innerlich gut, ging der erste Mensch aus der Hand des Schöpfers hervor. Dazu ward er noch übernatürlich erhoben durch die Gnade. So sollte es immerdar sein und bleiben bei ihm und allen seinen Nachkommen. Durch die Übertretung des göttlichen Gesetzes zeigte sich jedoch das Urpaar des köstlichen Besizes unwert. Das schwächere Weib, vom Teufel zuerst umgarnt, zieht den stärkeren Mann mit ins Verderben. Beide verlieren das übernatürliche Ebenbild Gottes, das natürliche wird verunstaltet, insofern jetzt ihr Verstand verdunkelt und ihr Wille zum Bösen geneigt ist. Ja, weil alle Erdenkinder im Stammvater mitgefehlt, wälzte sich die Schuld vom Haupte auf seine sämtlichen Sprossen. Das ist die Glaubenswahrheit der Erbsünde.

Diese Lehre des Christentums erklärt die Frage nach dem Ursprung des Übels. Nicht Gott hat es gemacht, sondern das Geschöpf allein trägt es durch Abfall vom Guten in die Welt hinein. Die allgemeine Schuld macht ja die allgemeine Verderbnis begreiflich, die Übermacht der ungerichteten Begierlichkeit, die Gottvergessenheit und Gottlosigkeit ganzer Nationen mit ihrem gesamten Elend.

Aus dieser Erkenntnis heraus versuchten die Menschen dann auch die drückende Schuld als Quell des Ungemaches zu tilgen. Sie versuchten es zunächst aus eigener Kraft. Indes, wenn auch das Blut der Opfertiere in Strömen floß, von Sünden vermochte es nicht zu reinigen; denn die Hände waren besleckt, welche die Sühnegaben dem Höchsten weiheten, besleckt die Wesen, welche Genugthuung leisten wollten. „Verkaufen konnte sich der Mensch,“ sagt Augustinus, „aber zum Loskaufen war er außerstande.“

Um den unvermögenden Knecht zu befreien, gibt nun der Himmelvater seinen wesensgleichen Sohn hin. Die dritte Person in der Dreifaltigkeit, der Geist der Liebe, ist der Überbringer des Eingeborenen an die Jungfrau von Nazareth und bewirkt in ihr das Wunder der Menschwerdung Jesu Christi. „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh. 1, 14). „Das Wort“, d. h. der ewig vollkommene und ewig unveränderliche Gottessohn „ist Fleisch geworden“,

d. h. er wurde nun dazu noch Mensch, jetzt die göttliche und menschliche Natur ganz und unvermischt zugleich besitzend. Dieser Gottmensch war auf Grund seines Wesens der gegebene Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf.

I.

In ihm war die Grundlage für eine vollkommene Genugtuung geschaffen. Sie folgt denn auch in der Tat, und zwar auf einzigartige Weise, auf dem Wege bittersten Leidens für die ganze Zeit seines irdischen Wandels bis zum Tode. Die zweite göttliche Person war dabei Schmerzensträger. Das verlieh dem sühnenden Werke Christi unendlichen Wert. Er litt unbeschreiblich vieles. Deshalb hat er nicht bloß für uns genug getan, sondern außerdem noch verdient im Übermaß. Bewältigt ist der Übel größtes: die Sünde, und jedem ernsthaft Strebenden bereitgestellt der Güter höchstes: die Gnade. Nun herrscht auch Friede mit Gott und dadurch wieder Friede mit uns selbst, jener Friede, den die Welt nicht geben kann, und der doch an Süßigkeit alle Begriffe übersteigt. Das ist Jesu köstliche Erlösungstat und =frucht.

II.

Andere „Retter“ haben das Heil bloß versprochen.

Kein sonstiger Weltverbesserer reicht an sein Wesen, kein anderer sittlicher Welterneuerungsversuch an sein Werk heran. In unserer Zeit ist es modern geworden, Buddha gegen Christus als Weltverbesserer und Neugestalter zu feiern. Indes schon die Person dieses indischen Fabelhelden hält keinen Vergleich aus. Er soll nämlich entstanden sein durch Verwandlung des Himmelswesens Bodhisattwa in einen jungen weißen Elefanten unter Mithilfe einer gewissen Mayaderi auf Himalajas Höhen. Wer hört nicht das Märchen heraus? Fürwahr „eine geistig und sittlich, geschweige denn göttlich, durchaus ungegründete und unwürdige Verwandlung“ (Englert, „Christus und Buddha“). Und Buddhas Werk? Raub aus einem Elefanten unerklärlicherweise Mensch geworden, liebt er im schroffen Gegensatz zu Christus Reichthum und Wohlleben. Der Luxus ist sein anfänglicher Weggenosse, nicht die Armut. Erst durch späteres Nachsinnen über Alter, Krankheit und Tod, erst durch Begegnung mit einem hilflosen Greise, einem Schwerkranken und einem Toten kommt ihm mitten im Genuß der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen und entfacht bei ihm zugleich das Verlangen nach Abtötung. Wie aber auch der Gesinnungsumschlag erfolgt sein mag, hier steht vor uns der Mensch, der aus der bitteren Erfahrung an der Welt lernt, nicht Gott, der aus sich die Welt bekehrt. Buddha, der Verbesserer sein soll, muß von der rauhen Wirklichkeit geschult sich zuvor selbst verbessern. Von innerer Erneuerung des Menschen aber im Sinne übernatürlicher Erhebung ist bei ihm keine Rede. Als Heil kann er nur Lehre, nicht Heilmacht anbieten. Er ist, wie alle menschlichen „Retter“ es gewesen sind, Heilsversprecher, nicht Heilbringer.

Wir allein kennen eine Erlösung im voll-, ja überwertigen Werke, die, weil durch den Gottmenschen vollzogen, stark genug ist, der sündigen Welt zu jeder Zeit des Ewigen Gnade zuzuführen. Da begreift man es wohl, wenn

die Kirche am Karfreitag im himmelanstürmenden Exultet „die glückselige Schuld Adams“ besingt, der ein Erlöser erstand, so einzig und gewaltig groß. Nichts bedeutet dieser Wonne gegenüber die Weihnachtsfreude des Ungläubigen ob der Sonnenwende oder seine Osterfreude ob der Auferstehung in der Natur.

III.

Mit der Sünde des ersten Menschen war als Folge das Leid verbunden, und wie der Stammvater die Schuld vererbte, so auch das irdische Ungemach. „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm gesündigt haben“ (Röm. 5, 12). Dieser Gedanke, daß der ursprüngliche Weltplan auf eine sünd- und leidlose Schöpfung gerichtet war und nur durch den Mißbrauch menschlicher Willensfreiheit verkehrt wurde, versöhnt, wie ich euch bereits sagte, schon ein gut Stück mit den Mißklängen im Leben des einzelnen und der Völker. Das Woher war damit wohl beantwortet, aber nicht das Wozu; und gerade darin bestand die Hauptschwierigkeit des uralten Rätsels. Denn immer wieder forderte das Übel in seiner herben Tatsächlichkeit den Menschengeist in die Schranken, und immer wieder suchte der Mensch den schweren Stein zu heben, und immer wieder mußte er ihn fallen lassen.

Die gesamte außerchristliche Denkweise stand und steht der Frage machtlos gegenüber. Eine Gruppe Türken, Mohammedaner, Fakire u. a. predigt stille Hinnahme des Schmerzes. Doch das ist kein befreiender Spruch; denn damit wird nur gesagt, wie das Leiden zu tragen sei. Wir wissen nicht, wozu wir es erdulden sollen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Vertreter dieser Gruppen vielfach Senekas Rat befolgten: „Die Tür ist offen, kurz ist der Weg zur Freiheit“, nämlich durch eigenmächtigen Eingriff in das Leben.

IV.

Der Buddhismus erblickt das Heilmittel vom Leiden in der gänzlichen Verneinung des Willens zum Leben. Alles Leid, behauptet sein Stifter, komme aus dem Durste, d. h. der Lebenslust. Will man sich mithin vom Ungemach freimachen, muß man das Verlangen nach Freude austrotten. „Dies, ihr Mönche“, heißt es in der Predigt von Benares, „ist die edle Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Es ist das völlige Freisein von diesem Durste, sein Aufgeben, Fahrenlassen, Ablegen, Verbannen“ (Nischel, „Lehre und Leben des Buddha“). Auslöschen heißt die Losung im Leben, Verlöschen ist das Los im Tode. Man stirbt, ohne wieder aufzuwachen. So ist denn beim Buddhismus freudlos der Lebensweg und freudlos das Lebensziel. Ja er ist geradezu unmenschlich, weil er eine naturkräftige Anlage in uns, das „Glücklichsein wollen“, austrotten will. Damit ist auch er gerichtet.

V.

Noch eine letzte falsche Ansicht sei erwähnt, jene nämlich, welche glaubt, die Kultur der Zukunft (Sozialismus oder Kommunismus) werde einmal jegliches Leid bannen, so daß es dann als Frage von der Tagesordnung ganz

verschwinden werde. Lörrichter Wahn; denn wer unterfängt sich, die Unebenheiten des Lebens restlos zu glätten! „Arme“, sagt Christus mit aller Bestimmtheit, „werdet ihr immer bei euch haben“ (Matth. 26, 11). Wer ist ferner imstande, die drohenden Elemente in Schranken zu halten, daß sie dem Menschen nicht mehr schaden? Nein, „solange die Welt steht, werden Stürme tosen, Meere brausen, Millionen hinabgerissen in die Tiefe. Solange die Welt steht, werden Blitze zucken, Donner rollen und menschliche Werke in Trümmer gehen. Solange die Welt steht, werden Sorgen und Not, Fieber und Seuchen, Hunger und Krieg, diese Hyänen der Menschheit, das Erdental durchziehen und Schrecken und Jammer überallhin verbreiten. Solange die Welt steht, wird die Totenglocke läuten, werden Trauerweiden rauschen, und wo Totenglocken läuten und Trauerweiden rauschen, da brechen Herzen, da fließen Tränen, da sinkt alles irdische Glück in Asche. Nie wird man das Jammertal hienieden in ein Paradies verwandeln, nie aus der leidenden Menschheit ein Volk der Tränenlosen schaffen“ (Cohausz, „Idole des 20. Jahrhunderts“). Auch dem weitesten Fortschritt wird es nicht gelingen, den ungetrübten Zustand der Urzeit herbeizuzaubern. Im Gegenteil. Ist nicht umgekehrt gerade die Kultur die Überbringerin neuer Plagen? Haben denn nicht die Errungenschaften der Technik die Unglücksfälle sehr gemehrt und auch den Weltkrieg so mörderisch gestaltet? Ja man will sich krampfhaft den Krallen des Ungemachs entwinden und vergrößert dabei die Not. So mühte man sich auf jede erdenkliche Weise ab, den gewaltigen Stein des Übels zu heben, und leistete ständig vergebliche Arbeit. Man hascht nach einem Glück und verkostet weiter Tantalusqual. Woher diese Ohnmacht der gesamten außerschristlichen Denkweise in der Leidensfrage? Der tiefste Grund hierfür liegt darin, daß man in der schmerzbeladenen Welt selber das Mittel zur Befreiung vom Schmerze suchte. Über das Diesseits erhob sich ja weder der brahmanische Tiefinn noch der griechische Scharfsinn, weder der buddhistische Gleichmut noch der heidnische Herrschergeist.

VI.

Erst Christus hat die Lebensbetrachtung von höherer Warte ausdrücklich gelehrt und begründet und dadurch Erlösung vom Übel gebracht. Zunächst nimmt er persönlich die bittersten Qualen auf sich und wird dadurch schon der wirksamste Tröster im Leid. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ ruft er jedem zu. Als kluger Lehrer gibt er dem noch besonderen Nachdruck durch höchste Auszeichnung dieses Gebotes. Er räumt ihm unter seinen Reichsankündigungen den Ehrenplatz ein und macht seine Beobachtung zum Maßstab des künftigen Gerichtes. Das ist der dritte befreiende Gedanke im sozialen Erlösungsplan des Meisters, der krönende Schlußstein seines neuen Gesellschaftsgebäudes. Dadurch hat er den äußeren Weltfrieden fest besiegelt; denn wo Liebe, da Friede; wo allgemeine Liebe, da allgemeiner Friede. Er hat Menschenliebe gelehrt, und was noch mehr ist, er hat sie selbst in vorbildlicher Art geübt. Er ist in Wahrheit der gesellschaftliche Retter in Wort und Tat damals schon und immerdar, und zwar er allein.

Es gibt dafür keinen anderen Weg, als den, welchen er gewiesen hat. Der Islam z. B. entfremdet den Nächsten vom Nächsten, indem er an die Stelle

der versöhnenden, einigenden Liebe die Grausamkeit des Fanatismus setzt, der für den anderen nur Unterjochung und Vernichtung kennt. Der Sozialismus redet zwar viel von Brüderlichkeit und gibt sich als alleinigen Volksbeglucker aus. Doch er wird es nie wirklich werden; denn erstens ist seine Grundlage zu eng. Er baut auf der Klasse auf und berücksichtigt nicht, wie es sein muß, die Gesamtheit; zweitens ist seine Forderung einseitig gerichtet. Für den anderen kennt er zumeist nur Pflichten und für sich selbst durchweg nur Rechte; drittens bedient er sich zur Durchführung seines Programms verwerflicher Mittel. Weil er nur Stoff in der Welt sieht und so jeder geistigen Kulturkraft entbehrt, nötigt er den Andersdenkenden mit roher Gewalt zur Anerkennung seiner Anschauung und schreibt den offenen Klassenkampf auf seine Fahne. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein“ lautet seine Losung. Weil er auf dem Materialismus fußt, ist endlich sein Unternehmen aussichtslos, da er ja ebendeshalb den Schädling der Gesellschaft, den ungerecht sich betätigenden Kapitalismus, nicht überwindet, wie er vermeint, sondern umgekehrt noch begünstigt. Hat doch jene Geldmacht nur durch die stoffliche Weltbetrachtung ihre zerstörende Wirkung empfangen, indem sie ganz im Sinne dieser Strömung den Menschen als bloße Maschine wertete und demnach als Mittel zum selbstischen Zweck ausbeutete, den Menschen, den wir auch im Wirtschaftsleben als das Kostbarste ansehen. Wer schaut nicht die tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen Jesu Gesellschaftsordnung und der des Sozialismus! Jene eint, diese zersprengt die Gesamtheit. Ihr fehlt eben die umfassende Menschenliebe, die sich nur auf Gottesliebe gründen kann. Sie trägt den Stempel der brutalen Gewalt. Das war ja auch das wirkliche Kennzeichen der Männer der großen französischen Revolution. Man verkündete das Evangelium der Freiheit und verübte die grausamste Tyrannei. Man pries die Gleichheit und bekundete eine fanatische Unduldsamkeit. Man schwärmte für Brüderlichkeit und watete im Blute seiner Mitmenschen. Druck erzeugt Gegendruck. Darum wird — das ist ein stehendes Gesetz der Geschichte — Gewalt wieder überwältigt. Sagt es nicht der Heiland klar heraus in seinem Worte an Petrus? „Stede dein Schwert an seinen Ort; denn alle die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Matth. 26, 52). Ja, was schon leise auf mögliche Waffenerhebung hinzielt, sei es auch noch so gut gemeint, wie starke Wehrmacht zum Schutze des Staates, birgt bereits den Keim der Zwietracht in sich und gefährdet den Frieden. Der große soziale Papst Leo XIII. hat im geheimen Konsistorium vom 11. Februar 1899 mit Prophetenblick gesprochen: „Zahlreiche Truppen und eine endlose Entwicklung des militärischen Rüstzeuges können wohl eine Zeitlang die feindlichen Anstrengungen zurückschrecken, aber eine sichere und dauernde Ruhe vermögen sie nicht zu verschaffen. Die drohende Vermehrung der Armeen ist vielmehr geeignet, die Eifersucht und den Verdacht zu reizen als zu unterdrücken; sie stürzt die Geister durch das unruhige Erwarten dessen, was da kommen soll, in Verwirrung und belastet die Völker derart, daß man in Zweifel ist, was besser sei: der Krieg selber oder eine solche ständige Vorbereitung.“ Schon die nächste Zukunft hat dem weisen Oberhirten der Kirche recht gegeben in der gewaltigen Katastrophe von 1914 bis 1918. Es war die Entladung, aber auch

der Zusammenbruch des Wettrüstens und des friedlichen Wohlstandes in Europa. Christi Friede waltet eben nur in Christi Reich.

Wiederum ist die Gesellschaft krank wie zur Zeit Jesu. Soll sie wirtschaftlich gesunden, dann kann es bloß geschehen auf dem Boden der sozialen Rettung durch den Gottmenschen. Dann muß zuvor die Familie erneuert werden in seinem Geiste und wieder aufgebaut werden auf der Ehrwürdigkeit des Kindes, der sittlichen Größe der Frau und der Arbeitsamkeit des Mannes. Dann muß wieder die echte spendende Liebe Platz greifen und herrschen, die in der Gottesliebe wurzelt, jene Liebe, welche in jedem Menschen ein Kind Gottes und in jeder Nation ein Mitglied des Gottesstaates erblickt. „Denn nur die Liebe kann erlösen vom Haß, vom Krieg, vom Fluch des Bösen.“ Wir aber, die wir das Fehlschlagen christusfeindlicher Rettungsversuche im Wirtschafts- und Völkernleben zur Genüge erfahren, jubeln um so lauter dem zu, der durch seine soziale Lehre und Tat auch uns aus den Wirrnissen herausführen und freimachen kann.

Durch den Gottmenschen ward alles Unheil gemildert, indem er dem Karfreitag des Todes und dem Karfreitag der Grabesruhe den Ostermorgen des neuen schöneren Lebens folgen läßt. „Christus ist erstanden, meine Hoffnung“, singen wir darob in froher Zuversicht; denn seine Glorie ist Vorspiel und Vorbild unserer Glorie. Auch unser harret nun eine unvergängliche, alles Erwarten übersteigende Herrlichkeit. Indes bloß „wer gesetzmäßig gekämpft“, wer gelitten und gestritten, „der soll gekrönt werden“. Nur durch Finsternis geht es zum Lichte, durch sinnliches Absterben und leiblichen Tod zum ewigen Leben. Damit wurde dem Leiden eine Bedeutung ohnegleichen gegeben. Wir wissen, wozu wir uns abmühen, und der Gedanke ist stark genug, auch den gedrücktsten, schwerstgeplagten Menschen zu edlem Duldertum anzutreiben. Das Kreuz, das Holz, die Schmach, wurde das Zeichen des Triumphes, welches nun seinen Siegeszug hielt durch alle Länder und alle Zeiten. In heller Begeisterung nahm es die Christenheit und setzte es auf den Markt des Lebens. Man erhob es auf die Altäre und die Spitzen der Kathedralen. Man brachte es auf die Gipfel der Berge, und was noch mehr ist, man trug es hinein in die Familien und Schulen, und als Unterpfand der Hoffnung pflanzte man es auf an den Gräbern der Verstorbenen. Unüberschbar sind die Scharen, welche sich bereits dem Triumphzuge des Kreuzes angeschlossen und mit Freuden durchgehalten haben in Not und Tod.

„Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ (Matth. 11, 3) so ließ einst der Täufer durch seine Jünger den Messias fragen. Seitdem Christus gelitten hat und auferstanden ist, ist diese Frage ein für allemal klar beantwortet. Wir brauchen nicht mehr nach einem zweiten oder gar besseren Erretter auszuspähen; denn es ist wirkliche Erlösung, die der Gottmensch vollzogen. Ergriffen steht der Mensch vor dieser einzig schönen und einzig tiefen Herablassung des Himmels. Der Verstand beugt sich in Demut. Das Herz aber wallt vor Freude und jubiliert und erhebt den, der alle Wunden geheilt, die Satan der Menschheit geschlagen hat.

Abfall vom wahren Gotte.

Solzgeschnitzte, aus Lehm verfertigte, aus Stein gemeißelte leblose Figuren! Und diesen abscheulichen Götzenfragen zollen heute noch in Afrika allein ungefähr 140 Millionen Heiden ihre Verehrung.

In solchen Götzen läßt sich der Teufel von all diesen Millionen Menschen huldigen, in diesen Götzen nimmt der Fürst der Finsternis die Anbetung für sich in Anspruch, die Gott allein gebührt.

Diesen von Menschenhänden gebildeten Göttern bringen die Heiden ihre kostbaren Opfer dar. Sogar Menschenopfer! Mit ausgesuchter Grausamkeit reißt der Götzenpriester dem Opfer das noch lebende Herz aus der Brust und legt es verehrungsvoll dem Götzen zu Füßen.

Vor dem Zorn der Götter zittern und bangen und beben viele Millionen Menschen ihr ganzes Leben hindurch.

Götzenwahn und Teufelsdienst — — soll er noch länger währen?

Wann soll dem allein wahren Gott die Ehre, die einzig ihm gebührende Ehre gegeben werden?

Wann schlägt die Rettungstunde für so viele Millionen armer betörter Menschenkinder, die so ganz ohne ihre Schuld im tiefsten Elend befangen sind? Hilf dazu lieber Christ!

Gib Antwort auf das „wann“ durch dein Missionsgebet, durch deine Tätigkeit zur Förderung des Missionsgedankens, durch Missionsalmsen. Gott selbst wird darüber einst Rechenschaft fordern. Die Güter, die er dir gab, gab er dir, damit du auch andern davon mittheilst, auch den ärmsten aller Menschen . . ., den Heiden. Unter den Kulturmenschen gibt es aber auch viele, welche zwar keine Götzenbilder anbeten, aber ihre selbsterfundene oder von anderen vorgeschwängte Weltanschauung als ihren Gott betrachten. Diese wollen einen Herrgott, der ihnen paßt und ihrer geistigen Blindheit und ihren verkehrten Leidenschaften schmeichelt.

Der Ursprung der Religion.

Stergeläute, Pfingststrauchen, Frühlingswehen, wird draußen in der Natur wie drinnen in der Kirche nach einem langen harten Winter doppelt begrüßt, besonders angenehm empfunden. Die gottlosen Geschichtsforscher sagen, daß „die Weltgeschichte einem Strome gleicht, von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt, noch wohin er fährt; wir stehen lediglich am Ufer und betrachten sein Vorüberziehen“ (Ranke). Andere wieder, wie die Vertreter des rein naturwissenschaftlichen Denkens glauben sich dazu berechtigt, ihre Methode auf das Geistesleben herübernehmen zu dürfen und geraten so in die seltsamsten Meinungen, in die abenteuerlichsten Vorstellungen hinein.

Schon Homer weiß es: „alle Menschen bedürfen der Götter“ (Odys. 3, 28); und Cicero sagt (de leg. 1, 8): „kein Volk ist so roh und wild, daß er nicht den

Glauben an einen Gott hätte, wenn es gleich sein Wesen nicht kennt." Darin können uns auch die Skeptiker und Atheisten nicht irremachen. Noch alle gründlichen Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde stimmen darin überein, daß die Religion ein Gemeingut der Menschheit ist. Kein Volk ist ohne ein Bewußtsein von Gott. Wo irgend man Menschen fand, da hat man auch Religion gefunden, mag auch ihre Gestalt noch so verschieden sein. Das religiöse Element fehlt nirgends, wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen. Es ist ein Wahn, daß Religion und Gottvertrauen auf ein allweises, allmächtiges, ewiges Wesen, auf einen Weltbeherrscher, dem wir uns in andächtigem Gebet nahen, der eine Hilfe in den Nöten ist, dessen Gegenwart wir nicht bloß in der Außenwelt, sondern auch in der warnenden Stimme in unserem Innern fühlen, daß das alles der Heidenwelt unbekannt gewesen sei und daß ihre Religion schlichtweg aus den Fabeln von Jupiter und Juno, von Apoll und Minerva, von Venus und Bacchus bestand. Die Mythologie hat in das Gebiet der Religion hinübergegriffen, sie hat ihr zu Zeiten fast die Lebenslust geraubt und dennoch können wir durch das üppige giftige Unkraut, das sich zuweilen bis zur fast tierischen Verwilderung und tiefsten geistigen Stumpfsinnigkeit steigert, noch immer jenen Stamm entdecken, um welchen dasselbe wuchert und an dem es sich hinaufwindet. Auch ist die Vorstellung des einigen Gottes die ursprünglich zugrunde liegende und die Vielgötterei erst davon abgeleitet. „Ein vergessener Monotheismus schlummert unter dem vielgestaltigen Götterdienst; er ist der verborgene Baumstumpf, aus welchem dieser hervortrieb, aber die wuchernden Schosse verzehrten die ganze Kraft des Baumes.“ (Naville, Der himmlische Vater, sieben Reden.)

Es ist somit ein Widerspruch, ein Widersinn sondergleichen, die höchste sittlich befruchtende, reinigende und erneuernde Macht aus dem schmutzigen Quell roher, halbtierischer Anfänge hervorströmen lassen zu wollen. Nein, der Fetischismus ist nicht der Anfang des religiösen Triebes, sondern Entartung und Zerrbild. Nicht anders wird es sich mit dem Panvitalismus, dem Animatismus und Animismus verhalten (s. Nilsson, Primitive Religion. Udeley: Religion und Weltanschauung der primitiven Völker u. a.): Panvitalismus ist der Versuch des Menschengestes, hinter die Naturgeheimnisse zu kommen, indem er alle Geschehnisse als Auswirkungen von Wesen sich vorstellt, die bewußt und in Analogie zu seinem eigenen Seelenleben handeln. Die Natur hat die gleichen Kräfte und Geistes Eigenschaften wie der Mensch selber. Stolpert er über eine Wurzel, so hat ihn der Baum zum Fallen bringen wollen. Ertrinkt einer im Fluß, so hat der Fluß ihn hinunterziehen wollen. Schlägt der Blitz ein, so wird er von einem dem menschlichen gleichartigen Willen gelenkt.

Animatismus ist Seelenglaube, Allbeseelung. Ein etwas, ein Seelenstoff ist da, der lebendige und leblose Wesen durchflutet. Er ist in den Tieren, Pflanzen, Bäumen, Wurzeln, Steinen u. a. Die Indonesier pflegen sie deshalb, beschmierern sie mit Blut und Reis. Der ist der Mutigste, Stärkste und Gesundeste, der die reichste Menge von Seelenstoff sich zu erringen versteht. Dies wirft auch einen Blick auf die Schädeljägerei, auf den Kannibalismus der Menschenfresser. Die Bataks tun dem Kinde lieber alles zu Willen und verzichten auf Strafen und

Züchtigungen, damit seine Seele durch Kränkungen ja nicht auswandert. Das gleiche gilt vom Erschrecken.

Nach dem Animismus der Schagganeger, eines am Kilimandscharo ansässigen Vantustammes, geht des Menschen „Kirische“ — „Schatten“, d. i. der Teil, dem relative Unsterblichkeit eigen, in das Reich der Toten hinab. (Gutzmann.) Anders verhält es sich nach Warneck mit den Bataks auf Sumatra. Hier heißt die Seele, die nach dem Tode als einziger Rest des Individuums übrig bleibt, „Begu“ = Gespenst. Vor diesem gilt es sich zu hüten; denn es „geht um“ und könnte gar zu leicht Überlebende mit in Sarg und Grab hinabziehen. Bei den Bataks gibt es auch Vornehmste unter den Ahnen, die Sambaon, die dem Range und dem Wirken nach fast Naturgottheiten gleichen. Nach der zehnten Generation erlischt ihre Erinnerung. Und was erwartet man von ihnen? Sie sollen die Ihrigen segnen, Böses von ihnen abwehren, Gutes ihnen zuwenden. Dafür verehrt man sie, betet zu ihnen und bringt ihnen Opfer dar.

Der „Dämonismus“ wiederum hat es vorzugsweise mit den bösen Geistern zu tun, die da herrschen in Wald und Feld, auf Steppen und Bergen. Sie schleichen in Tierform oder in Menschengestalt nachts in die Häuser, quälen und peinigen die Menschen, die in ihre Gewalt fallen und nur der Zauberer ist mit seinem geheimnisvollen Tun oder mit seinem kräftigen Spruch imstande, den Haß der Dämonen umzustimmen und zu besänftigen.

Zu den bedeutendsten religionsgeschichtlichen Forschern gehört unstreitig Max Müller, der sich vornehmlich mit der arischen Urzeit beschäftigt hat. Brahma, Siwa, Wischnu, die Trimurti, sind hier die Götter. Aber auch diesen ging ein älteres Göttergeschlecht voran, nämlich Indra, der die Wolkenschlange, das Ungeheuer der Luft, mit Donnerkeil und Blitzen überwindet. Noch älter ist der Dienst des Dyacus, eines ehrwürdigen Götterwesens, der auch Diu Peitar, d. i. Himmelsvater, heißt. Die Religionen der indogermanischen Völker berühren sich sehr nahe mit dieser Gottheit. Man denkt an Zeus, Genitiv — Dios, bei den Griechen oder an Jupiter (Ju oder Diu — pater) bei den Römern. Vor Zeus herrschten Kronos und Rhea, von denen Zeus abstammt. Aber auch vor diesen existiert Uranos, der Himmel. Somit steht bei Griechen wie bei Indern an der Spitze der religiösen Entwicklung die Verehrung des Himmelsgottes. Der Hellene weiß sich überhaupt an die Gottheit gekettet durch unlösbare Bande eines geistigen und natürlichen Bedürfnisses. Er sehnt sich nach ihrer Gnade. Seine Eusebeia, Frömmigkeit, beherrscht im Opfer und Gebet sein ganzes privates und öffentliches Leben: Nicht anders bei den Römern. Jeder Staatsakt, jeder Kriegszug, jede Schlacht, jeder Amtsantritt, jede Gerichtsverhandlung, jede Volksversammlung, jeder politische Vertrag, aber auch Hochzeit und Geburt, Mündigkeitsbeginn, Antritt und Rückkehr von einer Reise, Rettung aus Gefahr, Feste, Schauspiele, Wettkämpfe, dies alles erhielt eine religiöse Weihe durch Beten und Opfern, und zwar um so mehr, je weiter das Volk in der Kultur fortschreitet.

Der altarischen Urheimat gehören die Meder und ihr jüngeres Brudervolk, die Perser an. Der oberste Gott der Perser ist Ahara maydao, d. i. der hochweise Herr oder Geist, der Schöpfer und Gott des Lichtes, der Reinheit und der Wahrheit, der Spender des Lebens, der Geber aller guten Gaben. Erst später

kommt das böse Prinzip, der Widergott, gleich mächtig dem ersten, hinzu. Mit ihm die Verehrung von Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser und Winden.

Die Germanen dienten dem Odin oder Woutan. Aber auch dieser mit seinen Göttern war nicht von Anfang an da. Vor ihnen gab es die Riesen, ein älteres Göttergeschlecht, an der Spitze Ymir, der Urriese, der später von Odin und seinen Brüdern nach der Sage erschlagen wird.

Aber auch die Kelten kennen einen Himmelsgott, gleicherweise wie die Slawen und die Russen. („Svarag“ so viel wie Himmel.)

Ein gleichartiges Wesen treffen wir außerhalb des arischen Völkerkreises bei den Chinesen an, deren alte Reichsreligion sich um den „Himmel“ (Thion, auch Shang-ti), den obersten Kaiser, bewegt.

Eine Parallele finden wir bei den semitischen Völkern, so bei den Babylonern (Anu), bei den Arabern (Allah), bei den Ägyptern (Nu, d. i. Himmels-ozean), bei den Finnen (Ukko = Großvater, Greis), bei den Indianern (der „große Geist“, Schöpfer und Regierer der Welt, der erst viel später von dem Geisterglauben verdrängt wird).

Unsere Überschau wird genügen, um den Beweis dafür zu erbringen, daß es mit der Evolutionstheorie, wonach die Religionsgeschichte mit rohem, tierischem Beginn einsetzt, nichts ist. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß die urweltliche Menschheit bereits einen Himmelsgott kennt, verehrt und anbetet, und es ist kein stichhaltiger Grund dafür vorhanden, jenen Forschern zu mißtrauen, deren Untersuchungen dahin führen, daß die vielen Götter nichts Ursprüngliches waren, sondern erst später aus dem mythologischen Bewußtsein der Menschheit herausgeboren worden sind. Die erste Religion der Urzeit muß der Monotheismus gewesen sein, dem dann der Polytheismus gefolgt ist. Der früheste Bericht der Bibel läßt den ersten Menschen mit seinem aus der Verborgenheit in die Offenbarung tretenden Gotte begegnen. Darum gehört auch die Religion zum ursprünglichen Besitze, zum unveräußerlichen Wesen des Menschen und es könnte kein freundlicheres, lieblicheres, sonnigeres Licht auf unsere ersten Ahnen fallen, als durch den Beweis, daß bereits sie selbst, fern von allem Geister- und Gespensterglauben, nur den einen Gott kannten, liebten und verehrten.





Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath.

Erschaffung der Welt.

„Kommt, laßt uns anbeten und niederfallen und weinen vor dem Herrn, der uns gemacht hat; denn er ist der Herr, unser Gott, und wir das Volk seiner Weide.“
Ps. 94, 6 f.

In der sogenannten Reformationszeit des 16. und 17. Jahrhunderts verließ gar mancher regierende Fürst den katholischen Glauben und fiel zum Protestantismus ab, während andere Regenten der katholischen Kirche treu geblieben sind. In dieser Zeit ist der Grundsatz zur Geltung gekommen: „Cuius regio, eius et religio“, „Wem das Land gehört, dem gehört auch das Religionsbekenntnis seiner Bevölkerung.“ Fiel ein Fürst vom katholischen Glauben ab und wurde Protestant, so mußten seine Untertanen entweder gleichfalls protestantisch werden oder auswandern.kehrte jedoch der Nachfolger eines solchen Fürsten zur katholischen Kirche zurück, dann waren auch seine Untertanen verpflichtet, entweder wieder katholisch zu werden oder die Grenzen des Landes zu verlassen. Der Westfälische Friede¹⁾

¹⁾ Im Jahre 1638.

beschränkte diesen Rechtsgebrauch und allmählich ist er ganz aus der Übung gekommen, und das war gut. Wer auf Religion was hält, kann nicht damit einverstanden sein, daß sie von der Laune eines Fürsten abhängt.

Doch betrachten wir den erwähnten Grundsatz in einem anderen, in einem reineren Lichte, legen wir ihn nicht einem weltlichen Herrscher in den Mund, sondern dem Herrn der Herrscher, dem König der Könige, dann wird dieser Satz zum unabänderlichen Gesetze: „Cuius regio, eius et religio“, „Wem die Welt gehört, dem gehört auch der Glaube der vernünftigen Weltbewohner.“

Wer ist es, dem die Welt gehört? Dem, der sie erschaffen hat, der sie erhält und regiert und der sie einstmals richten wird. Gott ist es, der Himmel und Erde und alles, was es außer Gott gibt, erschaffen hat und erhält, solange er will.

„Erschaffen“; die Sprachforscher leiten dieses Wort ab von „urschaffen“, ursprüngliches Schaffen, wie „ersinnen“, „erfinden“ von „ursinnen“, „urfinden“, das ursprüngliche Sinnen, das ursprüngliche „Finden“. Es hat darum das Wort „erschaffen“ die Bedeutung: „etwas hervorbringen, obwohl noch nichts vorhanden ist“; denn nur so läßt sich reden von einem „ursprünglichen Schaffen“. — Und was hat Gott erschaffen? Die Welt; die sichtbare und die unsichtbare Welt, die körperliche und die geistige Welt. — Und diese Welt, die gesamte Schöpfung, erhält er in ihrem Dasein und mit ihren Fähigkeiten, Kräften und Gesetzen, solange er will, weshalb er unleugbar der Herr des Weltalls ist.

Die erste Zeile der hl. Schrift spricht die Wahrheit aus: „In principio creavit Deus coelum et terram“, „Im Anfang hat Gott Himmel und Erde erschaffen¹⁾“. Ein kurzer Satz! Und doch schmettert er den ganzen Unglauben mit all seinen „Systemen“ zu Boden. Die Schöpfung hat einen Anfang und diesen verdankt sie nicht sich selbst und nicht dem Zufall, sondern Gott!

Im Anschluß an diesen grundlegenden Satz erzählt nun das hl. Buch die Entstehung der Erde, aber nicht so wie ein Lehrbuch der Naturwissenschaft, sondern in volkstümlich anschaulicher Weise; der Entstehung der übrigen Weltkörper wird nur so nebenbei gedacht. „Die Erde“, heißt es, „war wüst und leer und Finsternis war über dem Abgrund und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Und Gott sprach: Es werde . . . und es ward.“ „Es werde Licht, es werde der Luftkreis, es werde Land und Meer, Gras, Kräuter und fruchtbare Bäume, die Gestirne des Himmels, die Tiere im Wasser, in der Luft, auf dem Lande; es werde und es ward.“ Nachdem die Erde geschaffen und eingerichtet, folgt das feierliche Schöpfungswort: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnisse.“ Und Gott befah, was er geschaffen, und es war sehr gut. Kurz ist der Schöpfungsbericht, aber deutlich genug, um es kundzutun, daß Gott der Schöpfer und der Herr des Weltalls ist.

Der Schöpfung folgt die Erhaltung der Welt. „Durch den Sohn hat er die Welt gemacht und trägt alles durch das Wort seiner Kraft²⁾“, sagt die hl. Schrift. „Alles ist durch ihn (durch den Sohn) und in ihm erschaffen und er ist vor allem und alles besteht durch ihn³⁾“. Der Bestand der geschaffenen Wesen, ihre Fortdauer, ist also ebenso das Werk Gottes wie die Schöpfung; kurz gesagt: die Erhaltung der Welt ist nichts anderes als die fortgesetzte Schöpfungstat. Der

¹⁾ 1. Mof. 1, 1. ²⁾ Hebr. 1, 2 f. ³⁾ Kol. 1, 16 f.

allmächtige Schöpfer erhält die Welt samt ihren Gesezen und Kräften, so lang er will und wie er will. „Er deckt den Himmel mit Wolken und bereitet Regen der Erde. Er läßt Gras wachsen auf den Bergen und Kräuter im Dienste der Menschen¹⁾.“ Das Wirken der Naturkräfte bis ins kleinste hat seinen letzten Grund in der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit dessen, der die Natur erschaffen hat und durch die Jahrtausende erhält. So die Lehre der hl. Schrift, so der Glaube der katholischen Christenheit.

Die Erde, welche uns zur Wohnung dient, gehört zu den kleineren Gestirnen und doch müßte man zwei Jahre und acht Monate im Militärschritte täglich acht Stunden marschieren, um ihren Aequator abzuschreiten. Sich täglich um die eigene Achse drehend, umkreist sie im Laufe eines Jahres die Sonne, während der Mond in vier Wochen um die Erde läuft. Wollten wir eine Reise zum Mond unternehmen, so hätten wir ununterbrochen mit einem Schnellzug neun Monate zu fahren. Um mit dem gleichen Schnellzuge zur Sonne zu gelangen, müßten wir, wenn wir so lange leben könnten, 296 Jahre reisen, Tag und Nacht ohne Aufenthalt. Der nächste Nachbar der Sonne unter den Fixsternen, die wir sehen können, ist der Sirius²⁾; dorthin hätten wir mit dem Schnellzug ohne Unterbrechung nicht weniger als 148 Millionen Jahre zu fahren. Ein riesiger Weg, und doch nur eine Kleinigkeit im Weltenraume!

Wunder über Wunder in der sichtbaren Welt. Gottes Allmacht hat aber auch eine unsichtbare Welt ins Dasein gerufen und erhält auch diese, solange er will. Das ist der Himmel, die Wohnung Gottes und seiner Getreuen. „Freut euch und frohlockt“, sagt der Heiland, „denn euer Lohn ist groß im Himmel³⁾“; und der hl. Paulus bezeugt: „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die uns offenbar werden wird⁴⁾.“ — Noch andere Orte nennt uns die hl. Schrift: das Gefängnis der Verdammten, die Hölle, die „seit Grundlegung der Welt dem Teufel und seinem Anhange bereitet ist⁵⁾“, „wo Heulen und Zähneknirschen⁶⁾“ die Ewigkeit erfüllt. Dann der Reinigungsort, auch Fegfeuer genannt, wo die Seelen jener Gerechten leiden, die für ihre kleinen Sünden und für die zu geringe Buße im Leben noch zu büßen haben. Sie werden zwar eingehen in die Seligkeit des Himmels, „jedoch so wie durch Feuer⁷⁾“, bemerkt der hl. Paulus.

„Die ganze Welt“, sagt ein ausgezeichnete Geisteslehrer, der fromme Ludwig Blosius⁸⁾, „ist ein von Gottes Finger geschriebenes Buch, dessen Buchstaben die einzelnen Geschöpfe sind. Einer, der nicht lesen kann, sieht freilich in einem Buche nur Buchstabenzeichen, versteht aber ihren Sinn nicht. So faßt auch der, dem das tiefere Verstandnis fremd ist, nur die äußere Gestalt der Geschöpfe auf, aber nicht ihre wahre Bedeutung. Der Geistesmensch jedoch, der offene Augen und ein gerades Herz hat, vernimmt, indes er äußerlich die Werke Gottes betrachtet, innerlich eine Stimme, die ihm sagt, wie wunderbar deren Schöpfer ist, und steigt von der Schönheit der Dinge zu jenem Urbilde des Schönen empor, aus dem alle wahrnehmbare Schönheit geflossen ist. Dann ruft er mit dem

¹⁾ Ps. 146, 8. ²⁾ Der nächste Nachbar der Sonne ist Toliman, der jedoch erst von Kairo südwärts sichtbar ist. ³⁾ Matth. 5, 6. ⁴⁾ Röm. 8, 18. ⁵⁾ Matth. 25, 41. ⁶⁾ Matth. 13, 42. ⁷⁾ 1. Kor. 3, 15. ⁸⁾ Lebte 1506—1566.

Propheten aus: Wie wunderbar sind Deine Werke, o Gott! Du hast sie alle in Weisheit gemacht¹⁾! Du hast mir Freuden an Deiner Welt bereitet, so daß ich frohlockend die Werke Deiner Hände genieße²⁾."

In der neueren Zeit ist der Ruf ergangen: „Studiert Naturwissenschaft!“ Dieser Ruf ist erhoben worden in der Absicht, durch die Kenntnis der Natur den Gottesglauben zu zerstören. Törichtes Beginnen. Das Werk lobt den Meister und die Natur ihren Schöpfer. Mit vollem Rechte hat darum die hl. Theresia³⁾ erklärt: „Es ergötzt mich, die Felder, die Gewässer und die Blumen zu sehen; ich finde in diesen Dingen die Erinnerung an den Schöpfer, sie dienen mir zur Sammlung des Geistes und ersetzen mir ein Erbauungsbuch.“ Höre, ein Erbauungsbuch, das uns anleitet zum Lobe dessen, der Himmel und Erde gemacht und in ihrem Bestande erhält, solange er will.

Tief ergriffen stimmt darum die Seele ein in das schöne Lied: „Allmächtiger, vor Dir im Staube bekennt Dich Deine Kreatur. O Gott und Vater, ja, ich glaube an Dich, Du Schöpfer der Natur!“ Tag für Tag betet der Priester im Brevier die Worte des Psalmes: „In seiner Hand sind alle Grenzen der Erde und die Höhen der Berge sind sein und sein ist das Meer; denn er hat es gemacht und das Trockene haben gebildet seine Hände. Kommt, laßt uns anbeten und niederfallen und weinen vor dem Herrn, der uns gemacht hat; denn er ist der Herr, unser Gott, und wir sind das Volk seiner Weide⁴⁾."

Anbeten den Schöpfer, unsern Herrn! Dagegen sträubt sich der irdische Sinn, der den Menschen nach unten zieht zum Staub und Land der Erde. Wohl erhebt auch der verweltlichte Mensch zuweilen die Hände zu Gott, besonders dann, wenn ein Mißgeschick ihn drängt; denn „Not lehrt beten“. Da rafft er sich auf zum Bittgebet. Doch an ein Dankgebet, an ein Sühngebet für sich und für andere, an ein Anbetungsgebet denkt er gar nicht. Der irdische Sinn läßt's nicht zu. — Dagegen bildet bei heiligen Seelen gerade die Anbetung, die Bewunderung Gottes, den größten Teil ihrer Andacht. So wird vom hl. Ignatius von Loyola⁵⁾ erzählt, daß er mit Vorliebe von der Betrachtung der Natur sich anregen ließ zur Anbetung des allmächtigen Gottes. In seinen schlaflosen Nächten bestieg er häufig einen Turm und schaute hinaus über die Fluren und Felder im Mondenschein und hinauf zu den Höhen des Himmelsgewölbes; und da erfüllte sich sein Geist mit großen Gedanken vom Schöpfer des Weltalls und vom Vater der Menschen. „Oh“, rief er aus, „wie groß ist Gottes Haus, wie unermesslich sein Besitz. Wie ekelt mich die Erde an (das irdisch sündhafte Leben), wenn ich den Himmel betrachte!“ Und du, mein Christ, vertieft dich so sehr in die Erde, daß dein Geist des Schöpfers vergift?

„Es steht geschrieben: du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen⁶⁾!“

Die Erfüllung dieser Pflicht dagegen, reißt uns ein in die Schar der Getreuen Gottes auf Erden und verbindet uns mit der Gesellschaft der Heiligen und Engel des Himmels, die vor dem Thron des Allerhöchsten ihr „Heilig, heilig, heilig!“ singen. Anbetung Gottes oder Verweigerung derselben, das ist die Zweiteilung

¹⁾ Ps 91, 6. ²⁾ Ps. 103, 24. ³⁾ Lebte 1515–1582. ⁴⁾ Ps. 94, 4 ff. ⁵⁾ Lebte 1491–1556. ⁶⁾ Matth. 4, 10.

der Menschheit: ob gläubig oder nicht. Hierin liegt die Scheidung der Geister: ob zur Rechten oder zur Linken des ewigen Richters. Zur Rechten wollen wir stehen, dort, wo die Anbeter des Schöpfers und Herrn versammelt sind, für die er den Himmel erschaffen hat, um uns aufzunehmen zur Anbetung für immer und ewig.

Regierung der Welt.

„Des Menschen Herz denkt seinen Weg sich aus, aber
der Herr richtet seinen Gang.“ Spr. 16, 9.

Die Geschichte erzählt uns von mehreren Weltreichen, die im Laufe der Zeit einander abgelöst haben: so das Reich der Babylonier, das medisch-persische Reich, das griechisch-mazedonische und das römische Weltreich. Weit über die Länder hin hat ihr Zepter gereicht; allein je größer, um so schwieriger ist es geworden, sie zu regieren, weshalb sie alle nach kürzerem oder längerem Bestande zerfallen sind. Diesen vergänglichen Weltreichen gegenüber steht ein anderes Weltreich, das an Größe und Dauer alle übertrifft und dennoch wunderbar regiert wird; ich meine das Weltall, dessen Herrscher im Himmel thront.

Die Sonne ist geschaffen und befähigt, daß sie ihre Planeten, also auch unsere Erde, und ihre Monde beleuchte, erwärme und mit Wachstum und Gedeihen segne. Die Bestimmung der Erde sehen wir mit eigenen Augen; sie ist dazu da, ihren Bewohnern eine Heimstätte sowie auch Nahrung und Kleidung, Freude, Gesundheit und Kraft zu verleihen. Die Mineralien, welche die Erde in ihrem Schoße birgt, dienen in verschiedenster Weise dem Menschen zum Vorteil und sind überdies dazu bestimmt, den Pflanzen Boden und Nahrung zu geben. Die Pflanzen selbst hinwieder ernähren Menschen und Tiere und dienen in anderer Weise in tausenderlei Dingen dem Menschen. Und was verdanken wir alles der Dienstleistung der Tierwelt! Ja, wirklich es ist geradezu wunderbar, wie ein Geschöpf auf das andere angewiesen ist und wie eins dem andern dienstbar ist! Denkt nur selbst darüber nach, Geliebte in Christo, dem Herrn! Wie die Räder einer Uhr ineinandergreifen und eines für das andere arbeitet und eines das andere unentbehrlich macht, so ist die gesamte geschaffene Natur danach eingerichtet, daß alle Wesen zusammenhelfen, um einander zu erhalten, zu ergänzen, zu fördern und alle mitsammen dem Menschen zu dienen, auf daß er imstande sei, sein Ziel zu erreichen, wie es so schön im Buche der Psalmen heißt: „Gott läßt Gras wachsen auf den Bergen und Kräuter zum Dienste der Menschen. Er gibt dem Vieh seine Speise und den jungen Raben, die zu ihm rufen¹⁾“; denn „alles hat er mit Weisheit gemacht²⁾“. — Und wie alles geschaffen ist für ein bestimmtes Ziel, so tut Gott auch das seine, um es zur Erreichung des Zieles zu führen. Die vernunftlosen Geschöpfe leitet er zu ihrem Ziele durch das Gesetz der Natur, dem sie unbedingt gehorsam sind; sie erfüllen „naturnotwendig“ ihre Pflicht.

¹⁾ Ps. 146, 8 f. ²⁾ Ps. 103, 24.

Engel und Menschen sind berufen, Gott zu ehren und ewig selig zu werden, ob sie aber auch das Ziel erreichen, hängt von ihrer freien Entscheidung ab. Neben der allgemeinen Bestimmung hat Gott den Engeln sowohl als auch den Menschen noch eine besondere Bestimmung gegeben. Ist der eine Engel berufen zur Übermittlung himmlischer Botschaften, so ein anderer zur Zierde des göttlichen Thrones oder zum Schutze eines Menschen, eines Landes u. dgl. Auch die Menschen sind für verschiedene Berufe bestimmt: der eine für den geistlichen, der andere für einen weltlichen Stand, der eine für den Ehestand, der andere für den ledigen, der eine für den Nährstand, der andere für den Lehrstand, ein dritter für den Wehrstand. Daß immerfort für jeden Beruf es Leute gibt, die zu demselben geneigt und befähigt sind, meine Christen, das muß anerkannt werden als ein unleugbarer Beweis der Fürsorge und Weisheit des Lenkers der Welt. — Mein lieber Christ, das ist die Bestimmung zum Ziel der vernunftbegabten Geschöpfe; betrachten wir nun auch die göttliche Leitung zur Erreichung des Zieles. Zwei Mittel wendet Gott hiezu an: das Gesetz der Natur und die Gnade. Reden wir vom Gesetz der Natur, Geliebte im Herrn, dann stellen wir uns nicht auf den Boden des Freisinns, der darunter nichts anderes versteht als das unbewußte Wirken des Stoffes und seiner mechanischen und chemischen Kräfte. Als Christen ist das Naturgesetz uns mehr: es ist das beständige und wohlgeordnete Wirken der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes durch die geschaffenen Wesen. „Er läßt erschallen seine Stimme und es sammeln sich die Wasser unter dem Himmel, er zieht die Dünste auf von den Enden der Erde, macht Blitz und Regen und führt den Wind hervor aus seinen Schätzen¹⁾“, sagt der Prophet Jeremias; und durch den Propheten Amos erklärt der Herr: „Ich hielt euch den Regen zurück drei Monate vor der Ernte; über eine Stadt regnete ich und über die andere regnete ich nicht; ein Stück war beregnet und ein anderes, darauf ich regnete, verdorrte²⁾.“ „Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum kommen von Gott³⁾.“ Wachstum und Dürre, Sturm und Ungewitter, Sonnenschein und Regen, Gesundheit und Krankheit, Überfluß und Not, Friede und Krieg, — alles liegt in der Hand des Herrn, es kommt von seiner Allmacht, von seiner Weisheit, Güte und Gerechtigkeit zur Erziehung der Menschen, damit sie den Weg zum Himmel wandeln. Seht, so lenkt uns Gott durch das Gesetz der Natur; dazu kommt noch die Leitung durch die Gnade. Bedenke nur, mein Christ, wie Gott uns führt durch die Offenbarung seiner hl. Lehre, durch die Sendung seines eingeborenen Sohnes als Erlöser der Welt, durch die Ausgießung des hl. Geistes, durch die Stiftung und Erhaltung der hl. Kirche, durch die Sakramente, durch die Kraft des Gebetes, der Predigt, durch die christliche Erziehung, durch das Beispiel heiliger Christen, durch den Beistand des Schutzengels, durch die tausenderlei Gelegenheit zur Übung der Tugenden und durch die mannigfaltigsten Mittel, die uns warnen vor der Sünde. Aber alles ohne Zwang, die Freiheit des Willens bleibt aufrecht.

Ein Werk, das von Menschenhänden gemacht ist, kann fortbestehen und besteht oftmals lange Zeit fort, wenn auch der Urheber desselben sich nicht mehr um dasselbe kümmert. Ein Haus, ein Palast, eine Kirche, ein Kirchturm kann

¹⁾ Jer. 51, 16. ²⁾ Amos 4, 7. ³⁾ Sir. 11, 14.

jahrelang, ja jahrhundertlang bestehen, wenn auch der Baumeister sich nicht mehr um sein Werk kümmert, nicht mehr daran denkt, ja längst gestorben ist. Kann auch das Werk Gottes, die Welt, fortbestehen, ohne daß Gott sich weiter um die Welt kümmert? Ganz und gar nicht. Und warum denn nicht? Der Grund liegt nahe genug. Ein dunkler Körper hat aus sich selbst kein Licht. Er kann aber von einem fremden und hellen Körper beleuchtet werden, und dann ist er hell. So wird der Mond von der Sonne beleuchtet. Aber wie lange dauert die Helligkeit des beleuchteten Körpers? So lange und nicht länger, als das fremde Licht ihn beleuchtet. Wenn dieses Licht sich entfernt, fällt auch der beleuchtete Körper in seine frühere Dunkelheit zurück. Wozu das Gleichnis? Wie der dunkle Körper aus sich kein Licht hat, so können und müssen wir von allen Geschöpfen und von der ganzen Welt sagen: sie haben aus sich selber kein Sein, kein Dasein, kein Leben. Aus sich sind sie nichts, gar nichts. Sie sind in das Dasein getreten durch den allmächtigen Willen Gottes. Gott ist es, der durch seinen Einfluß die Welt im Dasein erhält.

Wir können über diesen Einfluß Gottes, wodurch die Welt im Dasein erhalten wird, noch einige weitere Fragen stellen. Worin besteht dieser Einfluß? Etwa bloß darin, daß Gott die Welt nicht zerstört? Nein, die Erhaltung der Welt erfordert mehr. Um eine Lampe am Brennen zu erhalten, ist es genug, daß wir das Licht nicht ausblasen, nein, wir müssen auch das nötige Öl zugießen, sonst erlischt sie von selbst. Um die Welt zu erhalten, ist es nicht genug, daß Gott die Welt nicht zerstört, er tut mehr, er setzt sozusagen das Werk der Schöpfung fort, indem er durch seinen Willen die Welt im Dasein erhält. Wenn der Flötenspieler machen will, daß die Musik aufhört, so braucht er eigentlich nichts zu tun, er hört bloß auf zu blasen. Wenn aber der Ton und die Musik fort dauern soll, so muß er tatsächlich etwas tun, er muß fortfahren, aus seiner Lunge und aus seinem Munde die Luft der Flöte einzuhauchen. Um die Welt zu zerstören, hätte Gott nichts zu tun, als daß er seine allmächtige Hand von ihr abzöge. Im selben Augenblicke würde sie in ihr Nichts versinken. Damit sie aber voranzustehen, ist nötig, daß er sie durch seine allmächtige Hand gewissermaßen über dem Abgrunde des Nichts festhält und trägt.

Der Einfluß Gottes, wodurch die Welt im Dasein erhalten wird, besteht auch nicht bloß darin, daß Gott von den einzelnen Geschöpfen die schädlichen Einflüsse fernhält und abwehrt, die ihr Leben und ihr Dasein bedrohen. Wenn ein brennendes Licht auch gegen jeden Sturm, ja gegen die leiseste Zugluft geschützt wird, die es auslöschen möchte, so wird es doch erlöschen, wenn kein Öl da ist, woraus seine Flamme genährt wird. Auch wenn die Geschöpfe und die Welt gegen alle feindlichen Einflüsse geschützt wären, so könnten sie doch nicht bestehen, wenn nicht die göttliche Macht sie in ihrem innersten Wesen aufrecht hielte.

Gott erhält die Welt. Das will nicht bloß sagen: er zerstört sie nicht — auch nicht bloß: er schützt sie gegen äußere zerstörende Einflüsse — es heißt viel, viel mehr. Es heißt: Gott ist tätig in der Welt, die er erschaffen hat; er ist tätig in den Geschöpfen, indem er ihnen die Kraft gibt und spendet, fortzubestehen; er hält seine allmächtige Hand unter die Dinge, damit sie nicht in das Nichts versinken; er hält seine allmächtige Hand über die Dinge, damit sie aufrecht

bleiben; er hält dieselbe allmächtige Hand um die Welt, umfaßt und umspannt sie sozusagen, hält sie zusammen, daß sie nicht auseinander fließe wie eine Seifenblase in der Luft.

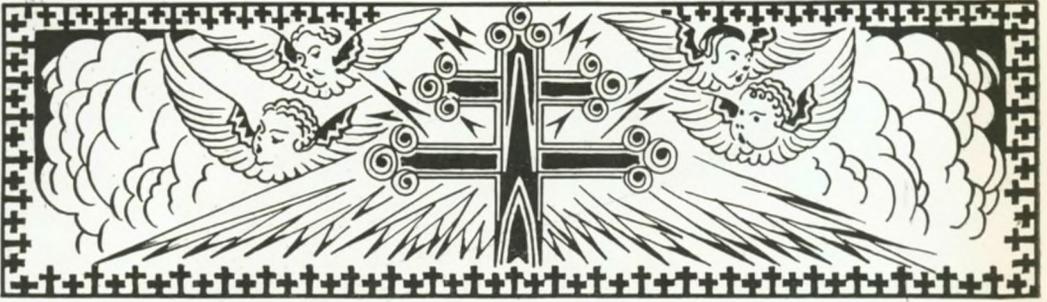
Was die Regierung der Welt durch Gott zu bedeuten hat, können wir uns an einem Beispiele klarmachen. Wir sehen einen Wagen mit vier Pferden dahinfahren. Wer regiert ihn? Jeder wird antworten: der Kutscher. Es wäre lächerlich zu sagen, daß der Wagen sich selber regiere oder daß die Pferde den Wagen regieren. Aber warum sagen wir denn richtig, daß der Kutscher den Wagen regiert? Aus drei Gründen: 1. Darum, weil der Kutscher das Ziel kennt, wohin der Wagen fahren soll. Pferde und Wagen wissen nichts davon, wo das Ziel der Fahrt ist. 2. Darum, weil der Kutscher die Wege kennt, die zum bestimmten Ziele führen, ob sie bergauf gehen oder bergab, ob sie eben oder holperig, ob lang oder kurz, ob krumm oder geradeaus, ob die Pferde imstande sind, die Last des Wagens in der bestimmten Fahrzeit ans bestimmte Ziel zu ziehen. 3. Darum endlich, weil der Kutscher sowohl die Pferde als den Wagen in seiner Gewalt hat. Er ist es ja, der die Pferde einspannt und ausspannt, er hält die Zügel, er kann sie treiben, daß sie schneller laufen, zurückhalten, daß sie langsamer gehen, er bringt sie zum Stillstand, ein Ruck mit dem Zügel, und sie gehen rechts oder links. Er sorgt auch für die Pferde, daß sie zur rechten Zeit Futter und Trank und Stallung bekommen, daß ihre Hufe in Ordnung sind, daß der Wagen in Ordnung bleibt. Kein Wunder, wenn der Kutscher das Ziel kennt und die Wege weiß und Pferde und Wagen in der Gewalt hat, daß er auch dafür verantwortlich ist, daß der Wagen wirklich sein Ziel erreicht.

Müssen wir nun nicht sagen, daß Gott im wahren Sinne des Wortes die Welt regiert? Was fehlt ihm denn, um sie zu regieren? Kennt er etwa das Ziel nicht, wohin die Welt gelangen soll? O doch! Er hat ja selbst Ziel und Ende der Welt und aller Dinge in seinem ewigen Ratschlusse festgesetzt. Gott ist selber das Ziel der Welt, seine Ehre. Kennt er die Mittel und Wege nicht, die zum Ziele führen? Durchaus. Er kennt seine Geschöpfe, ihre innerste Natur, ihre Anlagen, ihre Kräfte, ihre Neigungen, alle Versuchungen, in die sie geraten, alle Gnaden, die sie bekommen, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft, ihr Leben und ihren Tod. Er ist ja allwissend. Hat er etwa keine Gewalt über die Geschöpfe? Die allervollkommenste. Seine Hand ist mächtig genug, sie anzutreiben; seine Gnade stark genug, sie zu bewegen; seine Strafen schwer genug, um sie zu schrecken; ihr Verstand, ihr Wille, ihr Herz, ihr Leben und ihr Tod, ihre Zeit und Ewigkeit liegen in seiner Hand. Wer ist denn der König und Regent der Welt, wenn nicht Gott es ist, welcher das Ziel der Welt kennt, welcher alle Wege zum Ziele kennt und welcher alle Dinge und Geschöpfe stets und vollständig in seiner Gewalt hat?

Wer sollte dich nicht fürchten, du König der Völker, du König des Weltalls? Dein Reich ist so groß und umfassend. Alle Geschöpfe gehören dazu, von den größten bis zu den kleinsten, bis zum Sperling auf dem Dache, der nicht ohne den Willen Gottes vom Dache, bis zu dem Haar auf dem Kopfe, das ohne Wissen und Willen Gottes nicht vom Haupte fällt. Deine Regierung ist unmittelbar. Ein irdischer König kann nicht überall sein, nicht alles mit eigenen Augen sehen.

mit eigenem Mund befehlen, mit eigenen Händen tun. Er muß das meiste seinen Dienern und Beamten überlassen. Aber Gott, der Regent des Weltalls, ist allgegenwärtig, alles leitet und lenkt er selbst. Es ist eine sichere Regierung, ohne Zögern, ohne Schwanken geht Gott auf sein Ziel los, und aller Widerstand der Geschöpfe kann ihn nicht hindern, sein Ziel zu erreichen. — O meine Seele, welch ein tröstlicher Gedanke, daß auch du ein Teil dieses Reiches, ein Untertan des Reiches bist, das von dem allgütigen, allwissenden und weisen Gott regiert wird. Er hat dich an den Platz gestellt, wo du in der Welt stehst. Er hat seine bestimmte Absicht mit dir. Er kennt dein Herz, deine Neigungen, deine Arbeiten, deine Leiden und Freuden. Überlaß dich ihm ganz und gar. Sei bestrebt, diesem großen Könige zu dienen, und er wird für dich sorgen, dich leiten zu seiner Ehre und zu deinem ewigen Heile.





Die Heiligen Gottes.

Die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus in Rom.

In einer Krypta¹⁾ der Peterskirche in Rom, zu welcher Marmorstufen hinunterführen, ruhen die Gebeine des hl. Apostels Petrus in kostbarem Schreine. 89 große vergoldete Lampen brennen ringsumher Tag und Nacht. Über dem Grabe erhebt sich ein Altar, wie es keinen zweiten gibt. Nur der Papst darf dort das Messopfer feiern. Die Altarsäulen von Erz, welche den Baldachin tragen mit dem Kreuz, erreichen die Höhe eines mäßigen Turmes. Und schaut das Auge zu dem Kreuze empor, so verliert es sich in schwindelnder Höhe; denn über dem Altare wölbt sich die doppelte Kuppel von Sankt Peter, der staunenswerteste Teil dieses Wunderbaues. In der Kuppel fesselt den Blick eine Rundschrift aus farbigen Steinen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“



St. Petrus und Paulus.

¹⁾ Unterirdische Kapelle vorn beim Chore der Peterskirche.

Halten wir Umschau in den weiten Hallen, den zahlreichen Kapellen, welche jede so groß wie eine Kirche die Schiffe umkränzen, so finden wir des Herrlichen und Heiligen zuviel, als daß wir überall verweilen könnten. Nur zwei Punkte wollen wir erwähnen. Zuerst einen Altar, dem päpstlichen Altar gegenüber im Hintergrunde des Hauptschiffes mit den Kolossalstatuen der vier berühmtesten Kirchenväter; diese tragen einen Thron von Erz, und in diesem eingeschlossen ruht der Bischofsstuhl des hl. Petrus, den er eingenommen hat bei der Feier der hl. Geheimnisse. Darüber schwebt die Taubengestalt des Hl. Geistes. Welch bedeutungsvolles Sinnbild! Als Hirt und Regent der Kirche Gottes war Petrus unfehlbar, durch seinen Mund sprach der Hl. Geist selbst. In der Nähe ist die Kapelle, in welcher 1870 das Vatikanische Konzil versammelt war, und in derselben der Thron, von welchem Pius IX. den Glaubenssatz von der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündete. Was wir unfehlbar wissen müssen, was keinem menschlichen Zweifel oder Irrtum unterliegen darf, das lehrt uns unfehlbar der römische Papst. Sein Mund ist der Mund des Petrus, durch ihn spricht zu uns der Geist der Wahrheit.

Neben der Ruhestätte des Apostelfürsten steht die Wohnstätte seiner Nachfolger, der Vatikan. Beide aber stehen auf dem Boden, der wie kein anderer geeignet ist, der Glorie der apostolischen Grabstätte zu dienen. Wo die Peterskirche und der vatikanische Palast sich erheben, da waren vor 1800 Jahren die Prachtbauten und Gärten des römischen Heidenkaisers Nero, desselben Nero, welcher zuerst das Christentum auszurotten suchte und die Apostelfürsten marterte. Petrus ruht also in dem Besitztume seines Todfeindes. Wo dieser als Kaiser das römische Weltreich regierte, da regiert jetzt der Nachfolger des Petrus, der vor 1800 Jahren hier als Verbrecher hingerichtet wurde. Von all der Pracht des Heidenkaisers ist keine Spur mehr zu sehen. Seine Prachtbauten, seine Tempel, seine Kriegsheere, alles ist zu Staub geworden. Von Nero ist nichts übrig als der Name, und auf diesem Namen ruht der Fluch. Wer hätte so etwas glauben sollen? Es kam ein Fischer aus Galiläa in die glänzende Kaiserstadt gewandert, ein ungebildeter Handwerker. Er hatte keine Stellung, keine Bekannten, kein Geld, nichts. Was wollte er? Rom erobern und zu seiner Hauptstadt machen; den grausamsten Tyrannen bekämpfen in seiner eigenen Burg, die Göztempel umstürzen und die stolzen Gözendiener zu Dienern des gekreuzigten Gottes machen. Hätte er dieses gesagt, man hätte ihn für einen Narren gehalten. Er schwieg und begann in der Stille seine Arbeit, seinen Kampf. Er ging in einige jüdische Häuser und predigte vom gekreuzigten Messias, er fand einige Gläubige und sammelte eine kleine, verborgene Gemeinde. Sofort erhob sich jedoch die Macht der Hölle gegen ihn. Der Kaiser fürchtete sich vor dem Fischer und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Die Prachtbauten Neros liegen in Trümmern, aber der finstere, feuchte Kerker, in welchen er Petrus werfen ließ, steht noch. Mit großer Andacht besucht der Pilger den Mamertinischen Kerker und küsst die Mauern, an welchen Petrus und Paulus angefettet waren; er trinkt aus der Quelle, welche auf das Gebet der Apostel entsprang, als sie ihren Kerkermeister nebst 47 Mitgefangenen befehrt hatten und sie taufen wollten. Und dann geht er auch hin die Ketten zu küssen, für

welche eine Kirche gebaut wurde. Unweit auf einem Hügel erhebt sich eine andere Kirche über der Ruhestätte des hl. Petrus. Um die neue Lehre im Keime zu ersticken, befahl Nero, den Petrus schmähslich zu kreuzigen. Der Tyrann wußte nicht, daß dem Apostel dieses Urtheil eine Freudenbotschaft war, sterben zu dürfen wie sein Herr und Meister. Und doch hatte seine Demuth wieder Bedenken. Darum bat er sich die seltsame Günst aus, mit dem Kopfe nach unten zu sterben. Die Stelle, wo sein Kreuz eingesenkt wurde, ist mit Marmor eingefaßt. — Indessen, auch Petrus war ein Mensch und schwach. Nicht immer war er voll Feuereifer und Todesmut für seinen Meister. Daran erinnert ein anderes Heiligtum, eine kleine Kirche, die *Domine quo vadis* heißt — Herr, wohin gehst du? Es knüpft sich folgende Legende daran. Auf das Drängen der Gläubigen entschloß sich Petrus, der Verfolgung zu entfliehen. Er war schon eine bedeutende Strecke vor der Stadt, da sah er plötzlich den Heiland auf sich zukommen. Herr, wohin gehst du? fragte Petrus. Ich gehe, antwortete der Herr, nach Rom, um mich nochmal kreuzigen zu lassen; und mit diesen Worten verschwand er. Zum Wahrzeichen hatte er jedoch seine Fußstapfen zurückgelassen in den harten Steinen der Straße. Der Apostel zögerte nicht, zurückzukehren in den Tod.

Dieses sind die Heiligtümer des hl. Petrus. Wir kommen jetzt zu den Erinnerungsstätten seines Genossen in der Arbeit, im Tode, in der Herrlichkeit, des hl. Paulus. Wie die Apostelgeschichte berichtet, kam Paulus mit Ketten beladen nach Rom. Er hatte sich vor der Wuth des Volkes nicht anders retten können, als indem er sich auf den Kaiser berief, und so wurde er als ein Gefangener zum Kaiser geführt. Die Christen von Rom feierten seine Ankunft als ein Fest und gingen ihm viele Stunden weit entgegen. Ihm wurde gestattet, sich ein eigenes Quartier zu suchen, ein Soldat jedoch bewachte ihn Tag und Nacht. An der Hauptstraße Roms befindet sich der Ort, wo der Apostel zwei Jahre lang arbeitete und litt; von wo er Briefe schrieb an die Gläubigen in Griechenland und Asien; wo sein Genosse Lukas das Evangelium schrieb und die Apostelgeschichte. Eine Kirche bezeichnet ebenfalls diesen Ort. Viele Erinnerungen an den großen Apostel sind dort zu sehen. Die schönste ist die Kette, welche er trug, jene glorreiche Kette, deren er sich in seinen Sendschreiben so oft rühmte, und auf derselben ist sein schöner Spruch eingegraben: „Das Wort Gottes ist nicht gebunden.“ Die Bosheit der Juden glaubte über den mächtigen Streiter zu triumphieren, da sie ihn in Ketten und Bänden über das Meer schleppen sah. Und siehe da, der gefesselte Paulus richtete mehr aus, als wenn er los und ledig gewesen wäre. Gerade seine Bänden gaben ihm Gelegenheit, Christum zu predigen im Mittelpunkte der heidnischen Welt, vor Gerichtshöfen, vor Fürsten und Königen, und selbst am Kaiserhofe. Gottes Wort kann nicht in Fesseln geschlagen werden. In der Schwachheit seiner Diener offenbart sich die Kraft Christi, aller Welt zum Augenschein, daß es nicht menschliche Mittel waren, welche die Kirche gegründet haben; durch die Schwachheit seiner Diener beschämte er die Starken. Sehen wir das sich nicht wiederholen in den Bedrängnissen und Verfolgungen unserer Tage? Wenn der Mund der Glaubensboten mit Gewalt geschlossen werden soll, so reden ihre Bänden und die Steine ihrer Kerker!

Besuchen wir nun den Ort, wo Paulus die Krone der Gerechtigkeit empfangen hat für den guten Kampf. Es war an demselben Tage, an welchem Petrus hinausgeführt wurde zur Kreuzigung, da wurde Paulus am entgegengesetzten Stadttore hinausgeführt zur Enthauptung. Es steht jetzt dort ein Kloster und eine Kirche. Einen rührenden Umstand erzählt die Legende von seinem Tode. Als er den tödlichen Streich empfing, da fiel sein Haupt nicht sogleich leblos nieder, sondern es sprang noch dreimal auf, und aus seinem Munde ertönte mit starker Stimme noch dreimal der süße Name Jesus. Als bald entsprangen an diesen drei Stellen Wasserquellen. Diese Quellen fließen noch heutigestags fort in der Kirche, und mit Andacht trinkt der Pilger von ihrem Wasser. — So kämpfte, so litt und starb Paulus für den Erlöser. Und auch sein Grab wurde glorreich. Eine vornehme Römerin erwarb den Leichnam des Apostels und begrub ihn auf ihrem Landgute vor der Stadt. Der erste Christenkaiser Konstantin erbaute eine Kirche über seinem Grabe, die in der Folge durch Säulengänge mit der Stadt verbunden und mit großer Pracht geziert wurde. Vor 50 Jahren wurde sie ein Raub der Flammen. Sogleich wetteiferte die ganze Christenheit, das Grabmal des Apostels noch prachtvoller wiederherzustellen. Pius IX. konnte bei Gelegenheit der Verkündigung der Unbefleckten Empfängnis, umgeben von Hunderten von Bischöfen aus allen Theilen der Welt, der Kirche die Weihe geben. Wenn der Pilger die Schwellen der Pauluskirche überschreitet, so steht er vor Staunen über die Pracht, welche ihm entgegentritt, beinahe atemlos still. Der Fußboden und die Wände sind mit verschiedenfarbigem, kostbarem Marmor geschmückt; die Decke glänzt von vergoldetem Schnitzwerk, vier Reihen von jedesmal 20 glattgeschliffenen Granitsäulen, ein ganzer Wald von Säulen, teilt die Kirche in fünf Schiffe; über den Säulen sind in Lebensgröße aus farbigen Steinen die Brustbilder aller 258 Päpste von Petrus angebracht. Die größte Pracht aber entfaltet sich inmitten des Tempels um das Grab des hl. Paulus. An kostbarem Gestein, an kunstvollem Bau ist alles aufgeboten, um den Altar zu schmücken, unter welchem die Gebeine des Apostels ruhen. Wer wird mir (so ruft schon im 4. Jahrhundert der hl. Chrysostomus), wer wird mir das Glück gewähren, den Leib des hl. Paulus zu umfassen, mich an sein Grab zu schmiegen, den Staub seines Leibes zu sehen? Ich möchte das Grab sehen, in welchem beigesetzt sind jene Waffen der Gerechtigkeit, jene Waffen des Lichtes, jene nun lebendigen Glieder, die einst in diesem Leben so abgetödet, in denen Christus lebte, welche der Welt gekreuzigt und Glieder Christi waren, Tempel des hl. Geistes, ein hl. Bau, gebunden durch die Furcht Gottes, jene Glieder, welche die Wundmale Jesu Christi trugen! — Gleich dem hl. Chrysostomus dachten und sprachen seitdem Millionen durch alle Jahrhunderte. Der Weg nach Rom wurde nicht leer von Pilgern, welche es als ihr höchstes Glück betrachteten, die Gebeine der Apostel zu verehren, an ihrem Grabe zu beten, die Gnaden Gottes, die Ablässe der Kirche dort zu gewinnen. Ihr Grab ist glorreich geworden.

Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube. Der Triumph der Apostelfürsten soll auch unser Anteil werden, wenn wir gleich ihnen Anteil nehmen an der Schmach und Lorheit des Kreuzes, wenn wir gegen alle Feindseligkeit der Welt wahrhaft Ernst machen mit unserm hl. katholischen Glauben.

Die Adventisten und ihre Lehre.

Glaube nicht, lieber Christ, daß die Adventisten mit der katholischen Kirche nichts zu tun hätten und dich nichts angingen. Die Sekte der Adventisten arbeitet als eine erbitterte Feindin unseres Glaubens, und du hast ihr vielleicht auch schon einmal, ohne daß du es wußtest, Waffen gereicht. Oder ist nicht auch zu dir eines Tages ein Kolporteur, eine Kolporteurin gekommen, welche dir mit salbungsvollen Redensarten ihre „christlichen Schriften“ anboten? Du kauftest ihnen etwas ab, weil sie äußerlich gar so bedürftig ausahen oder doch, um die aufdringlichen Leute loszuwerden. Sie erschienen dir ja so harmlos und fromm, da sie ihren Katholikenhaß geschickt zu verbergen wußten. Wird es da nicht gut sein, wenn du dir die Adventisten etwas genauer ansiehst, damit du dein Geld nicht wieder an die Widersacher deines Glaubens und deiner Kirche verschwendest oder dich gar von ihnen irreführen lässest? Gerade seit dem Weltkriege sind sie überaus rege und erfolgreich in unserem Vaterlande tätig; leicht kannst du mit ihnen zusammentreffen.

Was besagt zunächst der Name „Adventisten?“ Er kommt von dem lateinischen Worte „adventus“, die Ankunft. Sie nennen sich so, weil sie sehnsüchtig die Ankunft Christi erwarten, auf daß er den Satan fessele, die Gottlosen töte und für seine Getreuen das tausendjährige Reich im Himmel errichte. Mit der Berechnung der Ankunft Christi haben die Adventisten allerdings bisher wenig Glück gehabt. Schon im Winter 1843 zu 1844 sollte er kommen, allein sie harrten vergebens auf ihn. Sie rüsteten sich sodann für den 22. Oktober 1844, aber wieder umsonst. Seitdem sind sie mit der Angabe des Tages seiner Ankunft vorsichtiger geworden, wenn sie auch immer noch nicht ganz darauf verzichten können und noch für das Jahr 1914 sein Erscheinen und das Weltende verkündeten.

Woher stammt der Adventismus? Aus Amerika, dem Lande der fast unzähligen Sekten. Der Farmer William Miller rief ihn um 1831 ins Leben. Als Junge hätte er gern studiert, mußte aber darauf aus Mangel an den nötigen Geldmitteln verzichten. Er las nun alle Bücher, die er erlangen konnte, und verlor dabei seinen Glauben. Mit 34 Jahren wurde er wieder gläubig und stürzte sich mit einem wahren Heißhunger auf die Bibel und insbesondere auf jene Schriftstellen, die sich auf das Weltende und die Wiederkunft Christi beziehen. Miller und seine Anhänger gehörten zuerst zu den Baptisten (d. h. Täufer) und bildeten erst seit 1845, als sie aus der Gemeinschaft der Baptisten ausgeschlossen wurden, eigene Adventistengemeinden.

Die Adventistenkirche spaltete sich bald in verschiedene Gruppen, von denen die „Adventisten vom siebenten Tage“, die also statt des Sonntags den Sonnabend (Samstag) als Ruhetag feiern, die bedeutendste wurden und 1890 auch in Europa Fuß faßten. Mit Hilfe der Presse und des Zehnten breiteten sich die Siebentagsadventisten rasch in allen Erdteilen aus. Sie besitzen heute eine internationale Organisation und zählen weit über 3000 Gemeinden. Diese schließen sich zu „Vereinigungen“ zusammen, die wieder „Unionen“ bilden. Die Vertreter der Unionen kommen alle vier Jahre zur „Generalkonferenz“ zusam-

men und wählen den Generalkonferenzsausschuß als ständigen obersten Vorstand. Die Adventistenkirche verfügt über viele Tausende eifriger Sendboten und eine große Anzahl von Missionschulen, Verlagshäusern, Sanatorien u. a.

Die großen Werbeerfolge der Adventisten erklären sich vor allem daraus, daß jeder von ihnen ein Apostel ist, der überall durch Wort und Verbreitung von Schriften Anhänger zu werben sucht. Zu ihren Gottesdiensten, die aus Predigt, Bibelstunden, Gebetsstunden, Sabbatschule und religiösen Vorträgen bestehen, laden sie mit Vorliebe Katholiken ein. Eine gewaltige Zahl geschickter und opferwilliger Kolporteurs überschwemmt die Welt mit den adventistischen Schriften, die schon durch die merkwürdigen Bilder auf dem Umschlag die Neugierde reizen. Unermüdllich sind die Adventisten in Hausbesuchen, und opferwillig leisten sie große Abgaben für Propagandazwecke.

Wie steht es denn mit der adventistischen Glaubenslehre? Diese haben sie zum großen Teil mit dem allgemeinen Protestantismus gemeinsam. Sie halten also die Heilige Schrift für die alleinige Glaubensquelle, verwerfen das Fegfeuer, die Marienverehrung, das heilige Messopfer, die Firmung, Beichte, Priesterweihe, Unauflöslichkeit der Ehe. Eigentümlich ist ihnen die Verwerfung der Kindertaufe, die Feier des Sonnabends, die Lehre vom Seelenschlaf der Toten und von der Vernichtung der Gottlosen, die Anwendung der hl. Dlung (nicht als Sakrament), die Verwendung alkoholfreien Weines beim Abendmahl und insbesondere auch ein glühender Haß gegen katholische Kirche und Papsttum.

Wir Katholiken würden uns um die Sekte der Adventisten wenig kümmern, wenn sie nicht rührig unter unseren Glaubensgenossen werben und nicht in Wort und Schrift alles Katholische in ärgster Weise beschimpfen würden. Das Papsttum gilt den Adventisten schlechthin als der wirkliche Antichrist. Durch eine phantastische Auslegung der hl. Schrift und lächerliche Verdrehung der Geschichte suchen sie ihre maßlosen Angriffe gegen die katholische Kirche zu rechtfertigen. Kann man es uns da verübeln, wenn wir uns wehren und gegen die adventistischen Fangversuche wappnen?

Die Ernsten Bibelforscher.

Wenn man den Namen „Ernstes Bibelforscher“ zum erstenmal hört, denkt man unwillkürlich an etwas recht Schönes. Bibelforscher sein, in der Bibel, dem Buch der Bücher, forschen, die darin enthaltenen Offenbarungen Gottes zu erkennen suchen, ist ganz gewiß etwas Großes und Erhabenes. Und wenn das Forschen mit Ernst geschieht, so, wie es der Würde dieses heiligen Buches entspricht, mit jener Gründlichkeit und Tiefe, jener Einfachheit und Reinheit, jener Demut und Unterwürfigkeit, die uns Menschen dem Wort Gottes gegenüber geziemt — Ehre dem Menschen, der in diesem Sinne ein ernstes Bibelforscher ist!

Nun gibt es Leute bei uns, die diesen Ehrentitel „Ernstes Bibelforscher“ sich beilegen, ja die ihn zu ihrem Namen gemacht haben und die unter diesem Namen auf Seelenfang ausgehen. Und gar mancher Harmlose meint: Ernste

Bibelforscher, das ist doch etwas Rechtes und Gutes! — und merkt nicht, daß die Bezeichnung „Ernste Bibelforscher“ eben nichts ist, als ein bloßer Name. Mit dem Namen allein aber ist es nicht getan; den kann man sich aussuchen, wie man will. Damit, daß jemand sich „Ernster Bibelforscher“ nennt, ist noch lange nicht gesagt, daß er es auch wirklich ist. Ja, es kommt gar nicht so selten vor, daß der schöne Name eine recht unschöne Sache verdecken muß, daß unter einem lockenden Firmenschild arglose Leute in Irrtum geführt werden. Nicht auf den Namen, sondern auf die Sache kommt es an. Und wenn man da etwas genauer prüft und sich die Bibelforschung derjenigen, die sich „Ernste Bibelforscher“ nennen, aus der Nähe ansieht, erkennt man bald, daß bei ihnen von „ernster“ Bibelforschung keine Spur zu finden ist, sondern daß kaum jemals die Bibel oberflächlicher, leichtfertiger und gewalttätiger ausgelegt worden ist, als es von seiten der sog. „Ernsten Bibelforscher“ geschieht. Für ein solches Umspringen mit der Heiligen Schrift ist das schöne Wort „Bibelforschung“ wirklich nicht am Platze, sondern ein ganz anderes. Der verführerische Name „Ernste Bibelforscher“ ist also ein echt amerikanischer — Schwindel.

Denn auch die Ernsten Bibelforscher stammen wie ihre Vorfahren, die Adventisten, aus Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Dort wurde im Jahre 1852 zu Pittsburg, im Staate Pennsylvanien, Charles Taze Russell geboren, der Stifter der Bibelforschersekte. Er war von Beruf Kaufmann, nebenbei auch „Bibelforscher“. Den Irrtümern der „nominellen Kirchensysteme“, d. h. der verschiedenen christlichen Konfessionen gegenüber, wollte er als erster die Bibel der Wahrheit gemäß erklären und meinte, in der Bibel den „Plan Gottes mit der Menschheit“ gefunden zu haben. Nun ging er daran, seine Entdeckung den Menschen bekanntzugeben, und das tat er mit großer Klugheit und vielem Geschick, er war eben ein amerikanischer Kaufmann und tüchtig in seinem Beruf.

1874 veröffentlichte er sein erstes Schriftchen mit dem Titel: „Der Zweck und die Art der Wiederkunft des Herrn.“ Es fand reißenden Absatz. Dadurch ermutigt, begann er 1879 eine eigene Zeitschrift, „Zions Wachturm“, zur Förderung der Bibelfenntnis, wie er sagte, herauszugeben, die später auch in andere Sprachen übersetzt wurde. Seit 1895 erschien auch eine deutsche Ausgabe unter dem Titel: „Der Wachturm und Verkünder der Gegenwart Christi.“ Daneben gründete er noch einige andere Zeitschriften, z. B. die „Volkskanzlei“, und vor allem schrieb er auch einige Bücher, von denen die „Schriftstudien“ die wichtigsten sind. Er selbst reiste unermüdlich umher und predigte allüberall; dazu bestellte er 70 „Stellvertreter“, die ebenfalls als berufsmäßige Reiseprediger wirkten, darum „Pilgrime“ genannt, und 700 andere Männer, die wenigstens einen Teil ihrer Zeit seinem Werke widmeten. Alle diese Einrichtungen wußte er durch Gründung von Gesellschaften, Vereinigungen, Kassen, Kontoren usw. zu finanzieren.

Die Anhänger Russells nannten sich ursprünglich „Millennium-Tagesanbruchleute“, d. h. Leute, die das baldige Kommen des Millenniums, des tausendjährigen Reiches Christi, erwarten. Seit 1913 nahmen sie dafür den lockenden Namen „Ernste Bibelforscher“ an.

Im Jahre 1879, dem Gründungsjahr der Zeitschrift „Zions Wachturm“, verheiratete sich Russell mit Maria Frances Ackley. Nach siebzehnjähriger Dauer wurde die Ehe, welche kinderlos war, geschieden; Russell wurde gezwungen, für die Geschiedene zu sorgen. Er starb im Jahre 1916 in einem amerikanischen Schnellzugswagen auf der Rückkehr von einer Werbereise nach dem amerikanischen Westen.

Nach seinem Tode wurde der Richter J. F. Rutherford „Präsident“ der Hauptzentrale der Ernsten Bibelforscher, der „Wachturm-, Bibel- und Traktatgesellschaft“ in Brooklyn; nach Russells Anordnung hat er mit noch vier „Brüdern“ die Herausgabe der Zeitschrift „Zions Wachturm“ zu leiten. Rutherford wendet seine Aufmerksamkeit besonders der Ausbreitung des Werkes in Europa zu und kam zu diesem Zweck 1920 selbst über das Meer; neben anderem erließ er von Bern aus auch „Anordnungen und Ratschläge“, die speziell Deutschland und die Schweiz betreffen. Die Wirkungen dieser „Aufmerksamkeit“ sehen wir in der gewaltigen Werbetätigkeit der Ernsten Bibelforscher, die unter dem „Segen“ des amerikanischen Dollars mit vielem Stimmaufwand Deutschland bekehren wollen.

Mit den Adventisten lehrt Russell das baldige Kommen des Millenniums, des tausendjährigen Reiches Christi, das bei Russell auf der Erde sein soll, während es die Adventisten in den Himmel verlegen. Ja, er hat ebenso wie diese durch Berechnungen aus der Bibel das Jahr der Wiederkunft Christi genau zu bestimmen gesucht und ebenso gründlich wie jene sich verrechnet. Er kam nämlich auf das Jahr 1914 als Jahr des Millenniumsbeginns. Nun aber ging es gerade umgekehrt, als Russell prophezeit hatte; denn anstatt daß das Jahr 1914 den Umschwung zum Guten gebracht hätte, wie Russell meinte, wuchsen von da an erst der Haß, die Zwietracht, die Ungerechtigkeit unter den Menschen immer mehr. Russell mußte zugeben, daß er sich getäuscht hatte, und verlegte den Anfang des tausendjährigen Reiches auf 1918; diese Weissagung ist wieder fehlgegangen. Da Russell 1916 starb, konnte er die Verlegung diesmal nicht selbst mehr vornehmen. Seine Anhänger bezeichneten dann das Jahr 1925 als das große Jahr. Wenn sie es auch so gut treffen wie ihr Prophet Russell, können sie noch lange auf das tausendjährige Reich warten. Unter der Hand hört man heute schon einen weiteren Verlegungstermin. Man sieht, die Ernsten Bibelforscher sorgen rechtzeitig vor und kommen nicht so leicht in Verlegenheit. An Ausreden für die Verlegung fehlt es ihnen nicht, und es gibt immer — einfältige Leute, die es glauben.

Das tausendjährige Reich Russells hat einige Besonderheiten, von denen man bisher noch nichts gewußt hat und die Russell in der Bibel gefunden haben will. Wie es sich mit diesem „Finden“ verhält, werden wir später sehen. Zunächst behauptet Russell, daß Christus nicht in sichtbarer Gestalt wiederkommen werde, wie man bisher fälschlich angenommen habe, sondern unsichtbar, „still und von der Welt unbemerkt“, ja, Christus sei sogar schon unsichtbar auf die Erde gekommen und jetzt gegenwärtig; dieses große Ereignis der Wiederkunft habe stattgefunden im Jahre 1874; mit diesem Zeitpunkt habe als Vorbereitung auf das Millennium eine vierzigjährige „Ernte“-Zeit begonnen. Ferner lehrt Russell, daß während der Dauer des tausendjährigen Reiches alle Menschen,

von 144 000 besonders Auserwählten, die allein in den Himmel kommen, abgesehen, in bestimmten Zeitabständen allmählich aus dem Grabe auferweckt werden und noch einmal Gelegenheit erhalten sollen, sich für ewiges Leben oder ewigen Tod zu entscheiden. Wer sich an Christus anschließt, wird mit „ewigem Leben“ auf der Erde belohnt; wer sich nicht fügen will und unverbesserlich ist, fällt dem „zweiten Tod“ anheim, d. h. er wird von Gott vernichtet; es gibt nach Russell keine ewige Höllenstrafe.

Außer der ewigen Verdammnis leugnet Russell noch so ziemlich alles, was man leugnen kann: Dreifaltigkeit, Gottheit, Jesu Unsterblichkeit der Seele, Altarssakrament, Bußsakrament, Kirche und Papsttum, Marienverehrung, Fegfeuer. Diese Lehren sind bei Russell „Greuel“, die der Satan aufgebracht und besonders durch die katholische Kirche verbreitet habe. Und was das Wunderbarste ist, alles das hat Russell, wie er sagt, in der Heiligen Schrift gefunden. Nun, wir wissen, was von dieser Behauptung zu halten ist. Wenn man nämlich das „Suchen“ versteht, kann man in der Bibel alles finden, was man will. Es gibt für alles eine Bibelstelle; man muß sie nur „recht“ auslegen, oder wie die Ernsten Bibelforscher sagen, „das Wort der Wahrheit richtig teilen“. Und das versteht Russell „meisterhaft“; da kommt es ihm sehr zustatten, daß er Amerikaner ist und als solcher über eine glänzend ausgebildete Phantasie verfügt. Die unglaublichsten Dinge bringt er fertig, Bibelfunktstücke, die ihm keiner so leicht nachmacht. Wo allerdings dabei der Sinn der Heiligen Schrift hinzukommt, ist eine andere Frage. Aber das spielt bei Russell und den Ernsten Bibelforschern keine Rolle; die Hauptsache ist, daß die Sache zugkräftig ist und möglichst viele Leute sich fangen lassen. Auch die Welt- und Kirchengeschichte muß zu diesem Zwecke herhalten; was die Ernsten Bibelforscher nach dem Vorbild Russells auf diesem Gebiet an Entstellung und Verdrehung leisten, geht ins Übermenschliche.

Der selige Kaspar del Bufalo, Ordensstifter und Priester.

Vor einiger Zeit brachten religiöse Zeitschriften die Nachricht von der am Feste des seligen Kaspar (23. Juni) in dem von den Schwestern der Kongregation des Kostbarsten Blutes geleiteten Kneipp-Sanatorium zu Rom erfolgten, fast plötzlichen Heilung eines vollständig erblindeten und von den Ärzten als unheilbar erklärten Mädchens, nachdem dasselbe soeben zugleich mit einigen Bekannten eine neuntägige Andacht zu Ehren des Seligen zum Abschluß gebracht hatte.

Kaspar del Bufalo erblickte das Licht der Welt in der ewigen Stadt am 6. Januar 1786. Schon als kleines Kind wurde er auf die Fürbitte des hl. Franz Xaver, dessen treues Abbild er werden sollte, von einem bössartigen Augenübel befreit. Seine Kinderjahre verlebte er wie ein hl. Moïsius, und frühzeitig entschloß er sich für den geistlichen Stand. Schon ehe er die höheren Weihen empfangen, war er in Rom bekannt und beliebt als Prediger und Katechet besonders an S. Marco, wo er später Kanoniker war. Jetzt schon war er die Seele ver-



Unser täglich Brot gib uns heute.

Nach dem Gemälde von W. Firlé.

Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin.

schiedener echt apostolischer Unternehmungen; besonders nahm er sich des ungebildeten Volkes, der Bauernkinder, der Gefangenen, der Soldaten und Kranken an, wель letztere er eigenhändig pflegte.

Am 31. Juli 1808 brachte er zum ersten Male als Neomyst mit der Andachtsglut eines Seraph das heilige Opfer dar. Gerade um diese Zeit war der Horizont der Kirche Europas mit schwarzen, unheilswangeren Wolken überzogen. Der stolze Emporkömmling von Korsika stand auf der Höhe seiner Macht. Das Patrimonium Petri wurde dem neuen Kaiserreiche einverleibt. Den Priestern des Kirchenstaates blieb die Wahl, dem Usurpator Treue zu schwören oder ins Exil zu gehen. Als man an unseren jugendlichen Helden das unwürdige Ansinnen stellte, durch Eidesleistung dem Korsen zu huldigen, sprach er das Manneswort: „Ich kann, ich darf nicht, ich will nicht!“ Von 1810 bis 1814 war er ein Geächteter, und teilte mit vielen anderen edlen Duldern Verbannung und Kerkerhaft zu Bologna, Imola und Lugo. Bei ungenießbarer Kost unter den Verhöhnungen und Mißhandlungen roher Aufseher fristeten die Helden ihr Dasein in abscheulichen Spelunken. Nichtsdestoweniger führten diese treuen Söhne des Heiligen Vaters unter Anleitung unseres Seligen ein genau geregeltes echt priesterliches Leben wie in einem Kloster. Nur eines schmerzte sie, vorab den sel. Kaspar, daß es ihnen monatelang untersagt war, das heilige Opfer darzubringen oder auch nur demselben beizuwohnen. Endlich nahte die Erlösung. Napoleons Macht war gebrochen. Die Priester wurden frei. Auch Kaspar kehrte zurück in die ewige Stadt.

Jetzt begann der jugendliche Eiferer für Gottes Ehre und der Seelen Heil sein apostolisches Wirken. Auf Anregung des Heiligen Vaters sammelte er einige seeleneifrige Helfer um sich zum Zweck der Volksmissionen und wurde so unter dem sichtbaren Walten der Vorsehung der Stifter der Weltpriesterkongregation der Missionäre vom Kostbarsten Blute. Gott segnete sichtlich das Werk seines Dieners. Durch ganz Mittelitalien ging's wie ein elektrischer Strom, der die Massen gewaltig erschütterte und das Angesicht der Erde erneuerte. Um den Erfolg seiner Mühen zu sichern, führte er überall Sodalitäten ein für die verschiedenen Altersklassen und Geschlechter; für die Männer insbesondere das sogenannte nächtliche Oratorium, eine Abendandacht, die den Arbeitern Gelegenheit bot, das Wort Gottes zu hören und ihre Andacht zu verrichten. Der jugendliche Apostel war bald bekannt und verehrt bis über die Grenzen des Kirchenstaates hinaus. Er erwarb sich die Titel: Engel des Friedens, geistliches Erdbeben, Apostel Roms und Hammer der Carbonari. Obschon zeitlebens von schwächlicher Gesundheit und nur mittelmäßig talentiert, war doch der Erfolg seiner Missionen ein geradezu erstaunlicher. Er war eben kein Wortedrechsler: Luxusreden verabschute er aus tiefster Seele. Oft hörte man ihn sagen: Der Heiland sagt nicht einfach prediget, sondern prediget das Evangelium.“ Ebenso waren ihm leere Schreckpredigten ein Greuel. Er war — wie alle heiligen Glaubensboten — ein gewaltiger Prediger der — Erbarmungen Gottes. Er führte die Sünder, auch die verstocktesten, an der Hand ihrer Mutter, — jede Mission bot eine Muttergottes-Predigt — zu ihrem Bruder, qui lavat nos in sanguine suo. So kam es denn, daß sich alle Welt zu ihm drängte. In einem

Dörfchen von 600 Einwohnern hatte er 20 000 Zuhörer. Kam er in eine Stadt, so mußte er predigen, einerei zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht: die versammelten Scharen zwangen ihn dazu. Zuweilen beschäftigte er infolge einer Mission mehr als 50 Beichtväter. Ganze Fuhren schlechter Bücher wurden öffentlich verbrannt, ganze Logen Freimaurer legten ihre Insignien ihm zu Füßen; ganze Innungen atheïstischer Studenten drängten sich an seinen Beichtstuhl.

Die schönsten Triumphe feierte Kaspar in den zwanziger Jahren, da er auf Geheiß des Papstes in den vom Banditenwesen ganz durchwühlten Provinzen Marittima und Campania sechs Klöster erbaute und von diesen aus mit seinen Männern die geradezu vertierten Einwohner missionierte. Was die Waffen des päpstlichen Heeres, was der starke Arm des Gesetzes nicht zuwege gebracht, das gelang unserem Seligen mit seinem Missionskreuz. Er wurde den Banditen Vater und Freund, Apostel und Rechtsanwalt: er verteidigte diese Armen bei Gott, bei Kirche und Papst. Was der Selige für die damals so notwendige Regeneration des italienischen Klerus bewerkstelligte durch seine vielen und äußerst geschätzten Priesterexerzitionen, das steht verzeichnet im Buche des Lebens.

So wirkte dieser Apostel Roms unermüdet fort, allen ein Helfer, vielen ein Retter, bis er am 28. Dezember 1837 als Opfer seiner sich selbst vergessenden Tätigkeit in ein vorzeitiges Grab sank. Am 18. Dezember 1904 erhob ihn Pius X. auf die Altäre seiner Vaterstadt und der Kirchen seiner geistlichen Söhne, der Väter vom kostbarsten Blute, die seine Lebensarbeit weiterführen in Italien, Spanien und Amerika.

Was war eigentlich das Geheimnis des ungeahnten Erfolges dieses Gottesmannes? Wohl trug viel dazu bei die Tatsache, daß ihn Gott selbst auf gar staunenswerte Weise verherrlichte mittels vieler und großer Wunder. Es ist nur erinnert an sein Erscheinen und Aufenthalt an zwei verschiedenen Orten zu gleicher Zeit, Sprachengabe, Prophezeiung, wunderbare Naturereignisse. Doch dieses allein würde das Geheimnis nicht lösen. Die Antwort lautet kurz: Er gewann ungezählte Seelen, weil er eben — ein Heiliger war.

Der Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Seelen verzehrte ihn. Er predigte gewöhnlich eine volle Stunde, manchmal zwei. Sechs Predigten per Tag war ihm etwas Gewöhnliches; öfters hielt er neun, einmal sechzehn Predigten an einem Tage. Die übrige Zeit war er im Beichtstuhl. Ersuchte man ihn, doch zu ruhen, so antwortete er: „Ruhem werden wir im Paradiese!“ Erholung war ihm unbekannt.

Sein Sturmut war unerschütterlich. Wir haben gesehen, wie er als junge starke Eiche den von Bonaparte heraufbeschworenen Stürmen troste. Schwerere Prüfungen trafen seine späteren Jahre. Er und seine lieben geistlichen Söhne und sein Lebenswerk, die Kongregation vom kostbarsten Blute, wurden gehaßt und verleumdet von Beamten, von Strebern geistlichen und weltlichen Standes, von Jansenisten und Pietisten, von verstockten Räubern, von Freimaurern und Atheïsten. Am allermeisten jedoch schmerzte es ihn, daß sein Lebenswerk manchmal infolge übler Beratung verkannt und verlassen wurde an hoher und höchster Stelle, ja von den Statthaltern Christi selbst. Er aber trug alles mit stillschweigender Geduld, bis der Himmel sich wieder aufheiterte, indem die Nachfolger Petri durch persönliche Berührung mit ihm ihn als einen heiligen Gottesmann erkannten.

Der hl. Thomas von Aquin, Kirchenlehrer und vorzüglichster Erforscher des unendlichen Gottes.

Nicht für ein Volk allein und nicht bloß für eine besondere Zeit war das „Evangelium“, „die frohe Botschaft“ bestimmt, nein, allen Völkerstämmen ohne Ausnahme und zu allen Zeiten sollte die Lehre Jesu Christi verkündet werden, so lag es im Plane des Erlösers, der uns klar angedeutet wird durch die Worte: Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker, und: ich bin bei euch alle Tage. — Sollte aber dieser Plan verwirklicht werden, dann mußten immerfort Verkünder der Heilslehre auftreten, die mit Verzicht auf alles, was ihnen lieb und teuer war, dieselbe auch in den entferntesten unwirklichsten Gegenden, bei wilden Völkerstämmen lehrten. In der That, an Aposteln hat es der Lehre Jesu Christi nie gefehlt. Es genügte aber nicht, daß die Wahrheiten den Völkern gebracht wurde, die ihr aus eigenem Antriebe nicht entgegenkamen; auch trotz allen Verfolgungen der Gewaltigen und der Verachtung der „Aufgeklärten“ aller Jahrhunderte mußte für ihre Verbreitung gesorgt werden. Der Kampf der Gewalt gegen die Wahrheit ward zugunsten der Letztern entschieden durch die Festigkeit der Glaubenszeugen, der heiligen Märtyrer, deren Blut mit Recht einer üppig keimenden Saat verglichen wurde, aus der immer mehr Christen hervorsproßten; den Kampf aber gegen die Bosheit, gegen die List und die Trugschlüsse falscher Gelehrten führten in bewunderungswürdiger Weise die „heiligen Lehrer“, die Gottes Vorsehung von Zeit zu Zeit in der heiligen Kirche erweckte. — Unter diesen Lehrern der heiligen Kirche bemerken wir besonders den hl. Thomas von Aquin, der durch die Heiligkeit seines Lebens und die Allseitigkeit und die Tiefe seines Wissens nicht bloß die schönste Zierde seines Ordens, sondern auch die Leuchte der ganzen katholischen Kirche, der „Fürst der Gottesgelehrten“ und der „Engel der Schule“ geworden ist. Die Wiege des hl. Thomas stand auf dem Schlosse Rocca Secca, nördlich von Aquin, im Königreiche Neapel, wo er zu Ende des Jahres 1225 oder anfangs 1226 geboren wurde. Durch seinen Vater, den Grafen Landulf, war er verwandt mit dem damals regierenden Kaiser Friedrich II., durch die Mutter aber, die Gräfin Theodora, mit einem berühmten normannischen Adelsgeschlechte. An dem Kinde merkte man bereits, daß es zu etwas Höherem bestimmt war; seine Sittsamkeit und die Heiterkeit seines Antlitzes verrieten die reichsten Segnungen, die Gott über seine Seele in so seltenem Maße ausgegossen hatte, daß sie frei zu sein schien von den Fehlern und Unarten, die bei Kindern so früh hervortreten. Wie man erzählt, fand der kleine Thomas eines Tages auf einem Plaze ein Stückchen Papier, das er sorgfältig bewahrte, und weder seiner Amme noch seiner Mutter übergeben wollte. Diese jedoch wollte erfahren, welchen „Schatz“ die kleinen Händchen festhielten, sie öffnete dieselben mit Gewalt und las zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Worte: „Ave Maria“, den Gruß des Engels an die seligste Jungfrau. Um das Weinen des Kindes zu

stillen, mußte ihm das Papier zurückgegeben werden, das selbiges alsbald zum Munde führte und verschluckte — gleichsam als Zeichen, daß es sich dem Schutze der Gottesmutter anvertraute. — Mit 5 Jahren wurde Thomas auf den Berg Cassino gebracht, um dort unter Leitung der frommen und gelehrten Benediktiner zur Tugend und zur Wissenschaft angeleitet zu werden. Lärmende Belustigungen und dergleichen liebte der seltsame Zögling nicht; ihm gefiel schon nach vollendeter Arbeit die Betrachtung ernster Dinge. Auf Anraten des Abtes wurde Thomas, kaum zehn Jahre alt, zur Hochschule nach Neapel gesandt, wo er Humaniora, Rhetorik, Philosophie und Naturwissenschaft studierte. Als die Universität von Bologna auf Betreiben Friedrichs II. geschlossen worden war, wuchs dadurch in Neapel auch die Zahl derjenigen Studenten, die wenig Lust zum Studium, aber desto größeren Hang zur Sinnlichkeit und zu Ausschweifungen aller Art zeigten. Thomas jedoch mied sorgfältig den Umgang mit Kameraden, deren Tugend ihm verdächtig schien; gegen alle Versuchungen zog er „die Rüstung des Glaubens“ an, und verband mit der zärtlichsten Liebe gegen die Armen einen großen Eifer zum Gebet und innige Verehrung der Gottesmutter. Diese hingegen bewahrte die Unschuld ihres Schütlings, erlangte ihm einen wunderbar scharfen Verstand, der es im Verein mit unausgesehmem Fleiße dem hl. Thomas ermöglichte, daß er unter Anleitung bewährter Lehrer in der Redekunst und in der Philosophie bald so große Fortschritte machte, daß er imstande war, die Vorlesungen mit noch größerer Klarheit und Gedrängtheit wiederzugeben, als sie vorhin vorgetragen worden waren. In Neapel fühlte er sich besonders zu den Dominikanermönchen hingezogen, die auf Wunsch ihres Stifters das beschauliche Leben mit dem Streben nach Wissenschaft verbanden. Gerne hörte er ihre Predigten, und schätzte den vertrauten Verkehr mit denjenigen Mönchen, die durch Tugend und Wissenschaft besonders hervorragten. Je mehr er das Werk des hl. Dominikus kennenlernte, um so heißer wurde sein Verlangen, dessen Jünger zu werden. — Graf Landulf aber, der durch den Plan seines Sohnes äußerst überrascht wurde, hatte „größere“ Hoffnungen auf ihn gesetzt und gerne hätte er ihn als hohen Würdenträger der Kirche gesehen. Um daher seine Pläne durchzusetzen, wandte er zuerst Versprechen, und als diese ohne Erfolg blieben, auch Drohungen an. Es war dies die Stimme „des Fleisches und des Blutes“, doch höher schätzte Thomas den Ruf Gottes, dem auch das „Elternrecht“ sich unterordnen muß, und ihr folgte er, so daß er im Alter von 17 Jahren das weiße Ordenskleid erhielt. Daraufhin eilte die Gräfin Theodora nach Neapel, und von da nach Rom, wohin Thomas auf seinen Wunsch hin gesandt worden war. Aus Furcht vor ihrem Einfluß in römischen Kreisen sandten alsdann die Obern den jungen Novizen nebst einigen Begleitern nach Paris. Auf Bitten der Mutter wurde er aber durch seine Brüder unterwegs gefangen und auf das Schloß St. Johann bei Aquin gebracht, und hier wiederholte die verblendete Mutter ihre Bitten, ihre Tränen und ihre Vorwürfe. Der standhafte Novize gab darauf nur die eine Antwort: „Ich habe alles wohl erwogen und folge dem Rufe Gottes.“ Darob erzürnt, verbot die Gräfin ihm jeden Verkehr mit der Außenwelt, nur seine beiden Schwestern, die der Mutter beistimmten, durften ihn besuchen. Anstatt aber ihren Bruder von seinem

Vorhaben abzubringen, gewann dieser sie für Gott und eine derselben sogar für das Klosterleben. Ohne Erfolg blieben auch die Gewalt und die Bosheit der beiden Brüder unseres Heiligen, der einige Zeit nachher auf Verwenden des Kaisers Friedrich die Freiheit wiedererlangte. Mit Jubel empfingen ihn seine Ordensbrüder, bei denen er ein Jahr darauf den Profefß ablegte. Eltern und Geschwister schrieben dieselbe unlautern Beweggründen zu, doch Papst Innocenz IV., der auf Bitten der Eltern darüber eine Untersuchung anstellte, ermutigte den Ordensmann zur Ausdauer und nun verstummten allmählich auch die Anklagen der Verwandten. Still und der Welt unbekannt, wollte Thomas gänzlich den Werken der Frömmigkeit und dem Studium sich widmen, und um ihm hierzu die beste Gelegenheit zu geben, nahm der Ordensgeneral Johann Teutonicus den jungen Mönch mit über Paris nach Köln, wo damals der in aller Welt berühmte Albertus Magnus lehrte. Mit Eifer wohnte Thomas den Vorträgen dieses Gelehrten bei, und alle Zeit, die ihm nach Erfüllung seiner religiösen Pflichten noch übrig blieb, widmete er seiner Ausbildung in den Wissenschaften. Ruhmsucht war bei ihm nicht der Beweggrund solch außerordentlicher Lernbegierde, denn seine staunenswerten Fortschritte bedeckte er mit dem Schleier der Demut. Deshalb bewahrte er auch immer das Stillschweigen und übte allerorts die größte Zurückhaltung, so daß einige übermütige Kameraden ihm den Beinamen eines „stummen Ochsen von Sizilien“ gaben. Sogar Albertus Magnus wußte anfangs nicht, was er von den Fähigkeiten seines Schülers halten sollte; hohe Herkunft und bescheidenes Wesen, das schienen die einzigen Vorzüge des jungen Grafen zu sein. Um sich aber über ihn ein bestimmtes Urteil zu bilden, stellte Albertus ihm mehrmals sehr schwierige Fragen; doch wie staunte er mit allen Zuhörern, als der sonst stets schweigsame Schüler so herrliche Beweise von seinem durchdringenden Geiste, von reichen Kenntnissen und gründlicher Beurteilungskraft gab. „Ja“, rief Albertus aus, „ja, wir nennen Bruder Thomas einen stummen Ochsen, doch seine Wissenschaft wird dereinst so brüllen, daß die ganze Welt davon erfüllt sein wird.“ Dieses schöne Lob erweckte bei Thomas nicht die geringste Spur von Eitelkeit, er dachte vielmehr an Gottes Größe und die eigene Nichtigkeit. Im Jahre 1245, als Albertus sich nach Paris begab, ging Thomas mit ihm behufs weiterer Ausbildung. Es ist Tatsache, daß junge Leute, die sich mit allem Eifer dem Studium widmen, zeitweise den Geschmack an frommen Übungen verlieren, und, ich weiß nicht welche Dürre in der Seele und im Herzen verspüren. Bei Thomas traf dies nicht zu, er studierte eben besonders in der Absicht sich Gott zu nähern, in dessen Gegenwart er stets lebte und mit dem die Erhebungen seiner liebenden Seele ihn fast unaufhörlich vereinigten. Bei Gott suchte er auch Trost und Stärke in den Schwierigkeiten, sowie Licht bei der Entwicklung dunkler Fragen; darum konnte er später sagen: „Zu den Füßen des Gekreuzigten und an den Stufen der Altäre habe ich mehr gelernt als in den Büchern.“ Im Alter von kaum 22 Jahren kam Thomas schon als Lehrer nach Köln; Gründlichkeit und Klarheit waren die besonderen Eigenschaften seiner Vorträge, die ihm gar bald den Ruf eines großen Gelehrten verschafften. Die Zeit der heiligen Weihen war gekommen, und man braucht wohl nicht hervorzuheben, mit welchen Gefinnungen er sich darauf vorbereitete.

Bei Tag und bei Nacht verbrachte er viele Stunden in Anbetung des aus Liebe zu den Menschen im Sakramente verborgenen Heilandes; darf man sich da wundern, wenn er nach dem Empfang der Priesterweihe mit der glühenden Andacht eines Engels das heilige Opfer feierte und die Gesichtszüge das Feuer der Gottesliebe verrieten, das in seinem Herzen so heftig brannte, zumal nach dem Genusse des hochheiligen Sakramentes! Darf man sich ferner wundern, wenn eine Seele, die Gott so aufrichtig liebte, aus allen Kräften und mit herzugewinnender Salbung an der Heiligung der Mitmenschen arbeitete und nicht ruhte mit der Verkündigung der ewigen Heilswahrheiten! Köln, Paris, Rom usw. waren der Schauplatz seiner rastlosen Tätigkeit, die selbst viele Juden zur Religion Jesu Christi bekehrte. Auch für die Heiligung seiner nächsten Verwandten schonte er keine Mühe und er tat es mit Erfolg, sogar bei seinen Brüdern Landulf und Raynald, denn aus rauhen Soldaten machte er sie zu eifrigen Christen.

Im Jahre 1252 finden wir Thomas in Paris als Lehrer der Theologie inmitten einer großen Zahl von Zuhörern, die der Ruf seiner Wissenschaft angezogen hatte, und dem auch die anderen Professoren dadurch ihre Anerkennung zollten, daß sie die Meinung ihres jungen Kollegen als maßgebend ansahen in Fragen, in deren Beurteilung sie öfters uneins gewesen waren. Lange bevor Thomas das durch die Statuten bestimmte Alter erreicht, ernannte ihn die Universität zum Doktor der Theologie, aber nur der ausdrückliche Befehl des Obern konnte ihn zur Annahme dieser Würde bewegen. Selbst der heilige König Ludwig zollte dem gelehrten Ordensmann überaus große Achtung und Papst Gregor IV. wollte ihn seit 1261 stets in seiner Nähe haben, doch vermochte auch er nicht ihn zur Annahme des Erzbistums von Neapel oder einer andern Würdenstelle zu bewegen. Nachdem Thomas noch einmal eine Professur in Paris innegehabt und von da nach Neapel zurückgekehrt war, widmete er wiederum seine Zeit ausschließlich dem Studium und der Betrachtung. Eines Tages, als der Gekreuzigte an ihn die Worte richtete: Du hast gut von mir geschrieben, Thomas, welche Belohnung begehrst du dafür? gab dieser schnell die schöne Antwort: Keine andere als dich, o Herr! Da auf Jesus Christus all das Sinnen und Trachten unseres Heiligen hinzielte, wollte er seit 1273 gar nichts mehr über theologische Gegenstände reden oder schreiben, um desto besser an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, und die Obern hatten hierzu ihre Einwilligung gegeben. Doch bald mußte Thomas auf Befehl Gregors X. die Einsamkeit verlassen und sich aufmachen, um teilzunehmen am Konzil von Lyon, auf dem die Wiedervereinigung der Griechen mit der Mutterkirche versucht werden sollte. Unterwegs jedoch erkrankte er so bedenklich, daß er bei seiner Nichte Franziska auf dem Schlosse Maëza einkehren mußte. Da er sein Ende nahen fühlte und in einem weltlichen Hause nicht sterben wollte, ließ er sich in die Zisterzienserabtei Fossa-Nuova bringen und beim Eintritt in dieselbe rief er aus: „Hier ist für allezeit der Ort meiner Ruhe.“ Die frommen Mönche schätzten sich glücklich, einen Mann bedienen zu können, den sie ob seiner seltenen Wissenschaft und seiner erhabenen Heiligkeit für einen Engel im Fleische hielten. Erbaulich war für sie die Art und Weise, wie er sich auf den Empfang der Sterbesakramente vor-

bereitete: er bat, man möge ihn auf Asche legen, damit er seinen Heiland mit größerer Ehrfurcht erwarten könne, bei dessen Ankunft er ausrief: „Mein Gott und Herr, Preis meiner Erlösung und Wegzehrung auf der Pilgerreise! Dir zur Liebe habe ich studiert, gearbeitet, gepredigt und gelehrt; war aber auch nur eines meiner Worte Deinem Worte zuwider, so widerrufe ich es und unterwerfe alle meine Schriften dem Urtheile Deiner heiligen Kirche.“ Nach inniger Dankfagung verlangte er auch die hl. Dlung, dankte dann allen Anwesenden herzlich für ihre aufopfernde Liebe und verschied kurz nach Mitternacht am 7. März 1274 im Alter von 48 Jahren, betrauert von seinen Ordensbrüdern, besonders von seinem Lehrer Albertus, von seinen vielen Schülern und den Vätern des Konzils von Lyon. Durch verschiedene Wunderzeichen angeregt, begannen die Zisterzienser gar bald die Anrufung des bei ihnen gestorbenen Gastes, den Papst Johann XXII. am 18. Juli 1323 heilig sprach. Auf Geheiß Pius V. wurde seit 1567 das Fest des hl. Thomas gerade so gefeiert, wie das der abendländischen Kirchenlehrer. Das musterhafte Leben, die tiefe, allseitige Wissenschaft des hl. Thomas wurden immer mehr anerkannt und bewundert, sogar von den Gegnern der katholischen Kirche, die an seiner Lehre neben der Klarheit und Gediegenheit, besonders noch den ruhigen, von aller Leidenschaft freien Ton lobend hervorhoben, weshalb auch einer derselben „den großen Thomas von Aquin den vernünftigsten und sanftmütigsten aller Katholiken des Mittelalters“ nannte. Papst Leo XIII. erwählte am 4. August 1880 den heiligen Thomas, „den Gelehrtesten der Heiligen“, zum Schutzpatron aller katholischen Schulen, indem er hierbei von dem Gedanken ausging, daß die Schriften des Heiligen, die im Mittelalter so viel zur Bekämpfung der Irrlehren, zur Erhaltung und Erklärung des wahren Glaubens beigetragen hatten, auch in unseren Tagen den wissenschaftlichen Forschungen eine festere Unterlage geben und einen sicheren Weg zeigen würden, und so der Glaube gestärkt und die christliche Zucht gefördert werden könnten.

Der Hl. Geist, die dritte göttliche Person.

Pfingsten ist eine Umbildung eines griechischen Wortes, das soviel als „der 50. Tag“ bedeutet. Am 50. Tage nach der Auferstehung des Herrn aus dem Grabe war es ja, als der Hl. Geist über die im Saale zu Jerusalem versammelten Apostel und Jünger in Gestalt feuriger Zungen sichtbar herniederstieg und jenes hehre Ereignis in der göttlichen Heilsgeschichte sich vollzog, das den Gegenstand des Pfingstfestes bildet.

Am 50. Tage nach dem Auszuge der Israeliten aus Agypten, dem Lande der Knechtschaft, hatte Jehova das alte Gesetz auf Sinai dem Volke verkündet; am 50. Tage nach dem ersten christlichen Osterfeste schrieb Gott durch Ausgießung des Hl. Geistes das Gesetz des Neuen Bundes, das Gesetz der Liebe, in die Herzen der Menschen. Unter heftigen Donner schlägen tat Jehova auf Sinai seinen

Willen kund; ein gewaltiges Sturmgebräus kündigte des Hl. Geistes Herabkunft an. Leuchtende Blitze durchzuckten auf Sinai die Luft; feuerige Zungen ließen sich auf die Apostel im Saale zu Jerusalem hernieder. Nicht ohne tiefe Bedeutung waren jene wunderbaren Zeichen, die die Ausgießung des Hl. Geistes begleiteten. Ein gewaltiges Brausen, gleich dem eines schnell dahinfahrenden Sturmwindes, ward hörbar in der Gottesstadt Jerusalem; man findet darin einen Hinweis auf die wunderbare Schnelligkeit, mit der sich das Evangelium Jesu Christi über den Erdkreis verbreitete. In Gestalt von Zungen stieg der Hl. Geist hernieder; sie deuten an, daß er die Apostel beredt machen werde, mit Mut und Kraft Zeugnis abzulegen von Jesus, dem Auferstandenen. Feuerflammen glichen die Zungen. Feuer erleuchtet und erwärmt, es reinigt die edlen Metalle von den ihnen anhaftenden Schlacken. Erleuchten wollte der Hl. Geist die Herzen der Apostel und ihrer Nachfolger im Lehramt der Kirche, daß sie die göttliche Wahrheit erkennen und die Finsternis der Unwissenheit, in der die Welt vor Christus gefangen lag, von der Erde verscheucht werde; erwärmen wollte er die Menschen mit dem Feuer der göttlichen Liebe, reinigen wollte er sie von den Schlacken der Sünde. Lebhaft erinnert an diese Wirkungen des Hl. Geistes das rote Messgewand, in dem der Priester heute am Altare erscheint.

Pfingsten ist das Geburtsfest der Kirche. Die ersten Garben auf ihrem apostolischen Saatfelde sammeln heute die Apostel. Dahin ist ihre frühere Furcht und Zaghaftigkeit. Mut und heilige Begeisterung ist an ihre Stelle getreten. Furchtlos predigen sie vor einer großen Volksmenge Jesum den Gekreuzigten und Auferstandenen. 3000 Seelen gewinnen sie an diesen Tagen für die Religion ihres Meisters. Ein Senfkörnlein zwar ist noch die Kirche; doch ist bereits der Grundstock gebildet, auf dem sich das weltumspannende Gebäude des Reiches Christi hienieden erheben sollte. Einst hatte Isaias, der Prophet, gesprochen: „Von Sion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem.“ Diese Worte sollen nun erfüllt werden. Nicht in dem fernen Winkel Judäas darf das göttliche Samenkorn verborgen bleiben; in allen Ländern und bei allen Völkern soll es Früchte tragen; von der Gnadenquelle auf Kalvaria soll durch die Apostel in tausend Bächen das lebendigmachende Wasser über die ganze Erde geleitet werden. Getreu dem Befehle des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen“, zerstreuen sich die Apostel nach dem ersten christlichen Pfingstfeste nach allen Himmelsgegenden, allenthalben das Netz der Lehre Christi auswerfend. Immer größer wird die Zahl derer, die sich Christen nennen. Dann gehen die Apostel den Weg alles Fleisches. Doch das Werk der Glaubensverbreitung hört nicht auf. Es ist übergegangen auf ihre Nachfolger. Durch der Jahrhunderte Lauf hat es sich fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag, und nicht eher wird es ruhen, bis sich erfüllt haben wird das Wort des Herrn: „Es wird ein Schaffstall und ein Hirt sein.“

Auf eine 1900 jährige Geschichte schaut die Kirche Gottes zurück. Es war eine Zeit vieler und schwerer Kämpfe. Wer vermöchte sie zu zählen, die weltlichen Gewalthaber, die von einem Nero herab bis auf unsere Zeit der Kirche Gottes den Untergang geschworen! Wer vermöchte zu ermessen die Menge der von der Welt gepriesenen großen Geister, die in teuflischem Haß gegen

Christus und seine Kirche die Religion des Gekreuzigten in Wort und Schrift mit dem Geifer des Spottes und des Hohnes besudelten! Die Geschichte der Kirche ist eine große Leidensgeschichte. Doch siegreich ist sie aus allen Stürmen hervorgegangen. Die Menschen kamen und gingen, mächtige Reiche entstanden und sanken in Trümmer, stolze Nationen standen auf und verschwanden, Throne erhoben sich und stürzten, die Kirche hat alles überdauert, was Menschenhand geschaffen, Menschengestalt erdacht. Woher diese unverwundliche Lebenskraft der Kirche? Woher anders als von dem himmlischen Tröster und Helfer, dem Geiste der Wahrheit, der am Pfingstfeste der Kirche gesandt wurde, damit er bei ihr bleibe in Ewigkeit. Er ist es, der die Kirche erleuchtet, lehrt, leitet und regiert, der sie befähigt, die ihr vom göttlichen Stifter gestellte große Aufgabe, die Heiligung und Befeligung der Menschen, zu erfüllen, der das Schifflein der Kirche sicher durch das brandende Meer der Welt hindurchgeleitet. Stehen wir allzeit fest zu diesem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“, zu dieser „Säule der Wahrheit“, wie der Apostel so treffend die Kirche nennt.

Der heilige Stanislaus Kostka.

Der heilige Stanislaus Kostka war geboren am 27. Oktober 1550 auf dem Schlosse Kostkow. Sein Vater, Johannes Kostka mit Namen, war Senator des Reiches und Befehlshaber von Sakrotschin. Seine Mutter hieß Margarita Krnska. Beide waren sehr fromm und treu in der Ausübung ihres heiligen katholischen Glaubens.

Als kleines Kind schon war Stanislaus bescheiden, fromm und artig; er machte der guten Erziehung seiner gottesfürchtigen Eltern alle Ehre. Die Eltern hielten es für eine heilige Pflicht, den kleinen Stanislaus nebst seinem ältern Bruder in den Wahrheiten des katholischen Glaubens gründlich unterrichten zu lassen, sowie dieselben zur Frömmigkeit, Sittsamkeit und Mäßigkeit anzuhalten. Jedermann im Hause, sogar die Diener und das Gesinde waren von der Herrschaft angewiesen, die beiden Knaben zurechtzuweisen, wenn sie etwas nicht gut machen sollten.

Mit großer Freude und inniger Dankbarkeit gegen Gott gewahrten die Eltern das rasche Fortschreiten ihres Lieblings in der Tugend, und sie glaubten fest, der heilige Geist habe sich gewürdigt, der besondere Lehrmeister ihres kleinen Stanislaus zu sein. Das höchste Gut, das Stanislaus bis zu seinem Tode unverfehrt zu bewahren mußte, war die Unschuld seines Herzens.

Mußte Stanislaus bei Tische erscheinen und waren Gäste zugegen, die zu freie Reden führten oder ein unpassendes Wort aussprachen, dann erhob das fromme Kind seine Augen zum Himmel, wurde ohnmächtig und sank alsbald bewusstlos unter den Tisch, wenn die starke Hand des Vaters ihn nicht vor dem Falle bewahrte.

Unter tüchtigen Lehrern hatten die Brüder Paul und Stanislaus Kostka ihre Studien begonnen und wurden dann zur Fortsetzung derselben nach Wien, der Hauptstadt Oesterreichs, geschickt. Dasselbst hatten die Väter der Gesellschaft

Jesu seit einiger Zeit ein Gymnasium mit einer Erziehungsanstalt eröffnet. Unter dem Schutze ihres Hofmeisters Johann Bilinski, eines Kammerdieners und zweier Bedienten kamen die jungen Edelleute Ende Juli des Jahres 1554 in Wien an und traten alsdann in das Konvikt der Jesuiten ein.

Stanislaus war eben vierzehn Jahre alt geworden. Bei den vorzüglichen Lehrern, den fleißigen und frommen Mitschülern und besonders wegen der klösterlichen Stille, die nicht nur sein Studium, sondern auch sein Gebet förderte, gefiel es dem frommen Stanislaus sehr gut in der Anstalt. Sein Bruder Paul, der die ungebundene Freiheit lieber hatte als Gebet und Arbeit, fühlte sich weniger glücklich.

Leider konnten die Brüder nur ein Jahr in der Anstalt bleiben, weil Kaiser Maximilian II. den Jesuiten das Konviktsgebäude entzog, so daß die Studenten sich anderswo eine Wohnung suchen mußten.

Dies gefiel dem leichtsinnigen Bruder Paul sehr wohl; er erteilte seinem Hofmeister den Auftrag, in der Stadt eine hübsche Wohnung zu mieten. Eine solche fand sich alsbald im Hause des Ratsherrn Kimberker, der seiner Religion nach ein Protestant war.

Stanislaus erklärte sich zwar nicht einverstanden und wollte die neue Wohnung nicht beziehen; allein er mußte sich eben dem Willen seines älteren Bruders fügen.

Stanislaus war ein eifriger Verehrer der allerreinsten Jungfrau Maria, die er ja auch so gern seine liebe Mutter nannte. Einst besuchte Stanislaus, der damals schon Ordensmitglied war, mit einem Pater die Kirche Maria Maggiore. Unterwegs unterhielten sich beide von den Vorzügen der lieben Gottesmutter. Möglich blieb der Pater auf dem Wege stehen und fragte den heiligen Jüngling: „Haben Sie die allerseligste Jungfrau auch von ganzem Herzen lieb?“ Bei dieser Frage schaute Stanislaus den Pater mit einem glücklichen Lächeln an und erwiderte: „Ob ich sie liebe? Sie ist ja meine Mutter!“

Wenn er das „Ave Maria“ betete, betrachtete er jedes einzelne Wort und fand so viele geistige Freude daran, daß er in Entzückung geriet. Täglich betete er den hl. Rosenkranz und die kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau mit einer solchen Andacht und Sammlung, daß alle zu Tränen gerührt wurden, die ihn beten sahen.

Doch nicht nur wollte Stanislaus seine himmlische Mutter durch die täglichen Gebete verherrlichen, nein, er war auch bemüht, sich selbst und all sein Denken und Handeln in Vereinigung mit Maria und durch ihre allerreinsten Hände ihrem liebsten Sohne im allerheiligsten Sakramente aufzuopfern.

Diese innige Liebe und Verehrung, die Stanislaus seit seiner frühesten Jugendzeit zu Maria, der Mutter Jesu hegte, haben wohl auch bewirkt, daß die Himmelskönigin selbst sich herabgelassen hat, ihren treuen Verehrer mit ihrer heiligen Gegenwart zu beglücken und sich ihm als eine treu besorgte Mutter zu erweisen.

Wollten der Bruder und seine Freunde ihm zur Teilnahme an ihren sogenannten Vergnügungen bewegen, dann pflegte er zu sagen: „Ich bin nicht für vergängliche, sondern für ewige Dinge geschaffen; diesen allein will ich leben und nicht jenen.“

Sah Paul, daß er keine Gewalt über seinen Bruder habe, dann geriet er in eine furchtbare Wut, riß den frommen Jüngling zu Boden, mißhandelte ihn mit Stockschlägen und trat ihn mit Füßen.

Pauls Freunde fanden ein großes Wohlgefallen an solch unmenschlicher Behandlung und lachten dazu; nicht selten sogar legten sie auch selber mit Hand an das Opfer ihrer Zügellosigkeit.

Einst geschah es, daß der fromme Stanislaus so gegen Mitternacht, da alle in tiefem Schlummer lagen, sich von seinem Lager erhob, um zu beten. Einer der Freunde Pauls sah dies und wurde zornig darüber. Er stand daher auf, näherte sich dem Betenden leise und versetzte ihm aus Arger einen Fußtritt, daß er hinsiel; dann trat er mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf ihm herum.

Stanislaus beschwerte sich mit keinem Laut über diese rohe Behandlung, sondern er dankte dem lieben Gott, daß er ihn würdige, an den Leiden seines göttlichen Sohnes teilzunehmen, der ja auch von der Rotte wilder Kriegsknechte auf die roheste Weise mißhandelt wurde.

Ein anderes Mal trug sich folgende wunderbare Begebenheit zu. Der junge Stanislaus war zu später Nachtstunde noch mit Beten und einer geistlichen Lesung beschäftigt, als Paul mit seinen Freunden nach Hause kam. Einer von diesen tadelte den Stanislaus mit harten Worten über seine Nachtwachen, weil er dadurch seine Gesundheit untergrabe und den andern lästig falle.

Sofort unterbrach Stanislaus seine Lesung und legte sich zu Bett; um dort die geistliche Lesung fortsetzen zu können, stellte er ein brennendes Wachslicht neben sein Kopfkissen. Müde vom vielen Beten und Wachen schlief er alsbald ein wie seine Zimmergenossen. Das Licht aber brannte ab und entzündete die Bettdecke.

Das Zimmer war alsbald mit Rauch angefüllt; dieser sowohl wie auch der helle Schein des Feuers weckten denselben jungen Edelmann, der dem Stanislaus den scharfen Verweis gegeben hatte, vom Schlafe auf.

Beim Anblick des brennenden Bettes schrie er voll Entsetzen: „Stanislaus, Stanislaus!“

Durch dieses laute Rufen erwachten alle vom Schlummer und dachten nicht anders, als Stanislaus müsse elendig verbrannt sein. Dieser aber springt eilends aus dem Bett, und voll Verwunderung mußten alle sehen, daß nicht einmal ein Haar seines Hauptes versengt war, während doch die Kissen und die Decken ganz und gar verbrannt waren.

Bei diesem augenscheinlichen Wunder mußten selbst die rohen Freunde Pauls einsehen, daß der liebe Gott über das Leben seines frommen Dieners wache und ihn überhaupt vor jeglicher Gefahr zu beschützen wisse.

Andern Tages wurde Stanislaus von seinem Bruder Paul wieder mit harten Worten angefahren. Diese grausame Behandlung, die Stanislaus mit der größten Geduld und Ergebung ertrug, dauerte zwei Jahre und war für das zartfühlende Herz des frommen Jünglings ein wahres Martyrium. Sie vermochte es aber nicht, den jungen Heiligen von der Liebe seines höchsten Gutes und seiner schmerzhaften Mutter zu trennen; vielmehr wurde er durch die

schmachvolle Behandlung, die er Jesus zulieb mit einer wunderbaren Geduld und Sanftmut ertrug, aufs innigste mit seiner gekreuzigten Liebe vereinigt.

Nie rief er jemanden zu Hilfe, nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen, nie machte er seinem Bruder auch nur den geringsten Vorwurf, eingedenk der Handlungsweise seines göttlichen Herrn und Meisters, der seinen Feinden nicht nur verzieh, sondern sogar für sie betete. Stanislaus bemühte sich, auf alle mögliche Weise durch kleine Dienste und Gefälligkeiten die Liebe seines Bruders zu gewinnen.

Ein glänzendes Beispiel der Feindesliebe ist uns hier in dem Leben des heiligen Stanislaus vor Augen gestellt. Willst du es nachahmen, lieber Leser und liebe Leserin?

Das strenge Leben des heiligen Stanislaus, angefüllt mit Gebet, Nachwachen, Fasten und anstrengendem Studium einerseits, sowie die unmenschliche Behandlung seines Bruders Paul hatten die schwache Kraft des zarten Jünglings aufgezehrt und warfen ihn aufs Krankenlager. Stanislaus beschäftigte sich während seiner Krankheit fast immer mit Beten; der böse Feind ließ nichts unversucht, den armen Kranken zu zerstreuen und von seinen heiligen Übungen abwendig zu machen. Er erfrechte sich sogar, dreimal in der Gestalt eines häßlichen Hundes im Krankenzimmer zu erscheinen. Doch Stanislaus erbehte nicht einmal. In aller Ruhe machte er das heilige Kreuzzeichen über sich und betete laut: „O Maria, sei mir gnädig!“ Das Zeichen des heiligen Kreuzes und der süße Name Maria trieben den Fürst der Finsternis in die Flucht.

Doch eines betrübte ihn gar sehr, nämlich der Gedanke, ohne die heiligen Sterbesakramente die Reise in die ungewisse Ewigkeit antreten zu müssen.

Weder Paul noch der Hofmeister hatte den Mut, dem Hausherrn ein Wort zu sagen; sie bemühten sich, den todkranken Stanislaus glauben zu machen, es sei mit seiner Krankheit nicht so schlimm, und es sei noch gar nicht nötig, daß er mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werde.

Und da er, als treues Mitglied der St. Barbarakongregation, ein besonderes Anrecht auf die Fürbitte der heiligen Barbara hatte, schickte er diese hin zu dem göttlichen Herzen seines vielgeliebten Meisters mit der Bitte, der liebe Gott möge ihm die Gnade gewähren, in seiner Sterbestunde die heilige Kommunion empfangen zu können.

In einer Nacht, da sein Hofmeister bei dem Kranken Wache hielt, weil er befürchtete, es könne die letzte seines Lebens sein, ereignete sich folgendes — wir erzählen es mit den eigenen Worten des Hofmeisters wieder —: Nachdem Stanislaus eine Zeitlang in stillem Gebete versunken ruhig im Bette gelegen, wandte er sich plötzlich zu mir und sagte mit lauter und deutlicher Stimme: „Niederknien! niederknien! Siehe, dort kommt in das Zimmer die heilige Barbara, begleitet von zwei Engeln, die mir die heilige Kommunion bringen.“

Nachdem der Heilige so gesprochen hatte, sah ich, wie er sich emporrichtete und niederkniete; dann hörte ich, wie er dreimal die Worte sprach: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund!“ Darauf betete er noch: „O Gott meines

Herzens!“ Alsdann öffnete er den Mund und zeigte die Spitze seiner Zunge mit dem Ausdruck der tiefsten Demut und der innigsten Andacht.

In einer Nacht nämlich, als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien und der Kranke fast im Todeskampfe lag, gewährte Stanislaus plötzlich einen herrlichen Glanz, der das ganze Zimmer erfüllte. Es erscheint Maria, seine liebe Mutter, mit dem göttlichen Kind auf den Armen. Sie nähert sich mit mütterlicher Huld dem Bette des Kranken, tröstet ihn mit liebevollen Worten, macht ihn ganz gesund und befiehlt ihm endlich, er möge ihr die Freude machen und in die Gesellschaft Jesu eintreten. Alsdann reicht sie dem glücklichen Stanislaus ihr göttliches Kind, damit er es umarme und an sein Herz drücke.

Der begnadigte Jüngling fühlte sich auf wunderbare Weise von seiner Krankheit geheilt.

Jetzt, da Stanislaus von Maria, seiner geliebten Herrin und Mutter, selbst war aufgefordert worden, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, zögerte er auch keinen Augenblick mehr, dieses sein Vorhaben auszuführen.

Als gehorsamer und demütiger Sohn seiner heiligen Kirche theilte er seinen Entschluß seinem Beichtvater mit, sowie alles, was ihm während seiner Krankheit begegnet war. Auf den Rat seines Seelenführers bat er den Generalobern der Jesuiten, Pater Laurentius Maggi, um Aufnahme in den Orden.

Stanislaus versuchte mit unermüdlichem Eifer in mehreren Ordenshäusern der Gesellschaft Jesu Aufnahme zu finden, allein überall vergebens. Gerne hätte man den heiligen, durch so große Tugenden ausgezeichneten Jüngling aufgenommen; aber man fürchtete die Rache des Vaters, der wegen seiner hohen Stellung die Macht hatte, dem Orden großen Schaden zuzufügen.

Zunächst galt es, eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu finden. Eine solche fand sich auch wirklich gar bald. Stanislaus wurde nämlich von seinem Bruder Paul in roher Weise mißhandelt und beleidigt. Eines Tages, als Paul es mit seiner Roheit gar zu arg trieb, erklärte Stanislaus: „Lieber Paul, wenn du nicht bald aufhörst, mich so schimpflich zu behandeln, dann sehe ich mich genötigt, davonzugehen, und du hast dich dann meinetwegen beim Vater zu verantworten.“

Paul, der nie ein Wort der Erwiderung von seines Bruders Lippen vernommen, wurde über diese vermeintliche Widersetzlichkeit ganz zornig und rief: „Reise nur ab und gehe, wohin du willst, wenn ich dich nur nicht mehr sehe!“

Stanislaus konnte ja jetzt reisen, denn sein Bruder selbst hatte ihm ja die Erlaubnis dazu erteilt. Seine Vorbereitungen dazu hatte er schon lange gemacht. Nachdem er die Nacht teilweise in frommen Gebeten zugebracht hatte, begab er sich in sehr früher Stunde in die Jesuitenkirche, um dort der heiligen Messe beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Alsdann nahm er von seinem Beichtvater, der ihm einige Empfehlungsschreiben mitgab, Abschied, vertauschte die Kleider des Edelmannes mit einem ärmlichen Bettlergewand und begab sich auf den Weg, der nach Augsburg führte.

Weder Paul noch der Hofmeister Bilinsky fanden etwas Besonderes darin; sie konnten beide den heiligen Jüngling gut entbehren. Als sie jedoch am Abend zu Tische saßen und statt des jungen Stanislaus ein Brief von ihm erschien,

in welchem er die Gründe seiner Flucht auseinandersetzte, da gerieten beide in eine grenzenlose Aufregung. Sie eilten sofort ins Jesuitenkollegium, um ihn dort zu suchen. Allein hier sagte man ihnen, es sei sehr wahrscheinlich, daß Stanislaus die Stadt Wien verlassen habe.

Sie machten sich daher am folgenden Tage in Begleitung ihres protestantischen Hauswirts auf den Weg gen Augsburg hin. Mehrere Stunden waren sie in scharfem Trabe dahingefahren, als sie ruhigen Schrittes einen Bettler daher gehen sehen, den Rosenkranz an der Seite, einen Pilgerstab in der Hand und sein Haupt mit einem großen, breitrandigen Hute bedeckt.

Die Verfolger fahren vorbei, ohne sich um den Pilger im ärmlichen Gewande zu kümmern; sie suchen ja einen polnischen Edelmann und nicht einen armen Pilger. Da auf einmal fällt es wie Schuppen von ihren Augen: Der einsame Pilger, wer anders war es als der Flüchtling? Zurück, zurück, damit er uns nicht entwischen kann!

Der Wagen bewegt sich nicht von der Stelle. In ohnmächtiger Wut haut der Kutscher auf die armen Pferde, allein sie sind nicht vom Plage zu bringen. Die Reisenden steigen aus, um dem Kutscher zu helfen; doch alles Schlagen, alles Schimpfen, alles Fluchen ist vergeblich. Die Pferde, die eben noch in rasendem Galopp dahingesaust waren, konnten nicht mehr.

Bestürzt hielten nun auch die drei Verfolger inne, und sie faßten den Entschluß, die Verfolgung aufzugeben und nach Wien zurückzukehren.

Sie stiegen wieder in den Wagen ein, und als der Kutscher nun die Pferde antrieb, begannen sie ruhig in schnellem Schritte zu laufen bis nach Wien.

Stanislaus setzte seine Reise nach Augsburg fort, ganz auf Gottes Schutz und Hilfe bauend wie bisher. Geld hatte er keines und seinen täglichen Lebensunterhalt mußte er sich an den Türen erbetteln; er bestand vorzugsweise aus einem Stückchen Schwarzbrot und einem Schluck Wasser aus der nahen Quelle. Für die Nacht nahm er dankbar jedes Obdach an, das mitleidige Seelen ihm anboten.

So kam er endlich eines Tages in Augsburg an. Sofort suchte er das Jesuitenkollegium auf, um den heiligen Vater Canisius um Aufnahme zu bitten. Es wurde ihm aber gesagt, daß Vater Canisius augenblicklich in Dillingen sei.

In Dillingen angekommen bat Stanislaus den heiligen Vater Canisius um eine Unterredung; in derselben erzählte er dem Heiligen seinen ganzen Lebenslauf mitsamt den wunderbaren Ereignissen, die sich in demselben zugetragen haben. Als seine Erzählung zu Ende war, warf er sich zu Füßen seines geistlichen Vaters nieder und bat ihn mit den rührendsten Worten um Aufnahme in sein Kloster. Dann überreichte er ihm das Empfehlungsschreiben, das sein Beichtvater ihm mitgegeben hatte.

Nachdem Vater Canisius dieses gelesen, drückte er in heiliger Liebe den frommen Jüngling an sein Herz und versprach ihm die Aufnahme in sein Kloster. Um seine Tugend aber noch zu prüfen, schickte er ihn für einige Wochen in das Konvikt in Dillingen, woselbst nur adelige Söhne erzogen wurden. Hier mußte Stanislaus der Diener jener vornehmen jungen Leute sein, ihre Zimmer kehren, ihre Schuhe putzen, sie bei Tische bedienen, und was dergleichen Dinge noch mehr sind.

Stanislaus hatte seine Probezeit im Konvikt zu Dillingen zur größten Zufriedenheit des seligen Vaters Canisius vollendet und wurde von diesem ins Jesuitenkollegium nach Rom geschickt. Er wollte den frommen Jüngling möglichst weit von seinen Angehörigen entfernen, denn sein Vater befand sich wegen der Flucht seines Sohnes in maßlosem Zorne.

Gegen Ende des Monats September reiste Stanislaus mit einem Mitbruder in Dillingen ab nach München, der Hauptstadt Bayerns. Dort gesellte sich noch ein dritter Reisegefährte hinzu. Alle drei empfingen den Segen des heiligen Vaters Canisius und begannen, sich unter den besonderen Schutz der Himmelskönigin stellend, ihre Reise nach der Weltstadt Rom. Zweieinhalb Monate später langten sie glücklich, wenngleich auch sehr ermüdet von der langen und beschwerlichen Fußwanderung über die Alpen und das Apenninengebirge, in Rom, der Residenzstadt des Heiligen Vaters, an. Es war dies im Oktober des Jahres 1567.

Die drei Rompilger wurden von dem Ordensgeneral, dem heiligen Franz Borgia, mit allen Zeichen einer väterlichen Liebe aufgenommen.

Der heilige Stanislaus begann die Zeit seines Noviziates mit den heiligen Exercitien, welche vier Wochen dauerten. Während derselben lernte er viel mehr wie bisher erkennen, welche Fülle von Gnaden der liebe Gott ihm gegeben, und daß er noch nicht genug mit diesen Gnaden mitgewirkt habe; ferner lernte er in diesen heiligen Exercitien erkennen, wie armlesig doch der Mensch ist, und wie unendlich hoch die Majestät Gottes über ihn erhaben ist. Die Folge dieser Erkenntnis seiner eigenen Unwürdigkeit und Erbärmlichkeit war der feste Entschluß, in Zukunft vor Gott und den Menschen demütig zu sein und überall und allezeit nur die Ehre Gottes und das unsterbliche Heil seiner Seele zu suchen.

Unter allen Tugenden, deren Stanislaus sich befleißigte, stand ihm keine höher und war ihm keine kostbarer als die Tugend der heiligen Reinigkeit. Die Lilia jungfräulicher Reinheit unbefleckt zu bewahren, darauf war sein ganzes Streben gerichtet.

Am 10. August 1568 wurde er krank. Die Krankheit steigerte sich nicht bis zum Nachmittag des 14. August. Stanislaus wurde plötzlich ohnmächtig, und man befürchtete, es gehe mit ihm zu Ende. Vater Fazi, der ihm zu Hilfe geeilt war, sagte zu ihm, nachdem er wieder zu sich gekommen war: „Wie, Sie haben so wenig Mut und lassen sich von einem derartigen Unwohlsein so niederbeugen?“

Der Heilige erwiderte: „Was den ersten Punkt betrifft, stimme ich Ihnen, hochwürdiger Pater, bei; aber betreffs des zweiten wiederhole ich, daß das Übel tödlich ist, und daß ich daran sterben werde.“

Einige Stunden darauf traten heftiges Bluterbrechen, Fieberschauer, kalter Schweiß und andere Anzeichen des nahen Todes ein, so daß niemand mehr wagte, an den Vorhersagungen des Heiligen zu zweifeln.

Bei der Spendung der heiligen Ehung antwortete er selbst auf die Worte des Priesters und folgte mit großer Aufmerksamkeit allen einzelnen Ceremonien. Alsdann beichtete er noch einmal zur Gewinnung des Sterbeablasses. Darauf unterhielt er sich in der liebevollsten Weise mit allen Anwesenden.

Nachdem die Sterbegebete vorgebetet waren, fing der Heilige an, aus tiefstem Herzensgrunde zu beten. Er dankte dem lieben Gott für alle Wohlthaten

und besonders für seine Berufsgnade, bat ihn um Verzeihung für alle seine Fehler und hoffte von ihm, in das himmlische Vaterland aufgenommen zu werden.

Plötzlich erstrahlte heilige Freude auf seinem Antlitze, und mit unaussprechlicher Freude sagte der Heilige zu denen, die neben ihm knieten:

„Ich sehe in blendendem Lichtglanze die Mutter Gottes, umgeben von einer Schar Jungfrauen; sie ist gekommen, um mich ins Paradies zu führen.“

Bei anbrechendem Tagesgrauen des Festes Mariä Himmelfahrt, am 15. August 1568, gab der Heilige lächelnd und mit dem Ausdrucke überirdischen Glückes auf dem Angesicht seinen Geist auf.

Stanislaus hatte das achtzehnte Jahr und den zehnten Monat im Noviziate noch nicht vollendet. „Früh vollendet hatte er doch viele Jahre erreicht.“

O heiliger Stanislaus, du Beschützer und Tröster in der Sterbestunde, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen, auf daß wir würdig werden der Verheißungen Jesu Christi!

Im Jahre 1670 erfolgte die Seligsprechung des jugendlichen Heiligen, und am Silvesterabend des Jahres 1726 wurde er von Papst Benedikt XIII. heilig gesprochen.



Offenbarung des Weltheilandes an die Menschen.

(Fest der hl. drei Könige 6. Januar)

Die Offenbarung Christi vor der Welt beginnt bei den Heiden. Im Osten erschien den drei Weisen oder Magiern ein Stern und verkündete ihnen, den Fremden, die Geburt des Königs der Juden. Sie bringen alsdann die erste Kunde hievon nach Jerusalem. Aber statt Jubel und Freude ist Schrecken die Antwort, die sie in der Hauptstadt der Juden bekommen, Schrecken bei König und Volk. Und doch ist bei Israel die Offenbarung des Alten Bundes niedergelegt. — Welch auffallender Gegensatz zwischen Heiden und Juden! Diese heidnischen Männer inmitten Jerusalems als Verkündiger des Königs der Juden, der in Bethlehem geboren ist. Jahrhunderte hat man auf ihn geharrt, und bei der frohen Nachricht seines Kommens: Schrecken auf allen Gesichtern!

So viel auch die Legende über die drei Könige zu erzählen weiß, das Evangelium sagt nur sehr wenig. Sie kommen aus dem Osten, sind also Fremde in Jerusalem; sie fragen nach dem König der Juden, sind also selbst keine Juden. Von ihrer Zahl und ihrer königlichen Würde, ihrem engeren Vaterlande steht in der heiligen Schrift nichts. Sie waren Magier: nicht Gaukler und Wahrsager, die sich damals in der römisch-griechischen Welt umhertrieben, wie Simon der Magier oder jener Elymas beim Prokonsul von Cypren, sondern Magier aus dem Osten, wo es in Babylonien, Medien und Persien „Magier“ gab, angesehenen Priester, die sich mit Sternenkunde und ähnlichen Wissenschaften abgaben. Ihnen erschien also der Stern des Judenkönigs bei seinem Aufgang. Daraus wissen sie, daß er geboren ist, und deshalb sind sie gekommen, ihm zu huldigen. Gott hat dafür gesorgt, daß sie die Bedeutung des Sternes erkannten; wie, sagt das Evangelium nicht. Die Kunde, welche der Stern von der Geburt dieses „Königs der Juden“ gab, schloß für sie die Weisung ein, ihn aufzusuchen und ihm zu huldigen. Das Wie ist uns wieder unbekannt. — Genug, sie sahen den Stern und verstanden seine Sprache; sie hörten seine Weisung und kamen nach Jerusalem, der Hauptstadt des Judenlandes. In Israels Metropole herrscht das Leben und Getriebe des Alltags, trotzdem kaum zwei Stunden entfernt das größte Ereignis der Weltgeschichte sich abgespielt hat. Was der fromme Sohn Abrahams seit Jahrhunderten ersieht und erbeten, weiß man in der Hauptstadt nicht. Besser ist ihr die neueste Grausamkeit des fremden Tyrannen Herodes bekannt, die er soeben verübte, die Ermordung seiner zwei Söhne. Nun müssen von weither Heiden kommen, um die Juden auf ihr Glück hinzuweisen, das ihnen geworden ist in ihrer-eigenen Mitte. Heiden wissen, daß der Messias geboren ist, denn sie haben seinen Stern gesehen. Auch sie hatten wohl auf ihn geharrt und freudig sind sie hergezogen, und was anderes als Freude und Jubel konnten sie in Jerusalem erwarten? Aber man weiß nichts! — Sollte nicht wenigstens ihre Botschaft helle Freude wecken? Doch Israel erschrickt bei der Kunde, daß der große „König der Juden“ da ist, — und Herodes, der fremde Eindringling und Tyrann? Schnell hatte er seine Pläne gefaßt, als er von einem „neugeborenen König der Juden“ hörte. Er wollte ihn verderben. Darum stellte er

durch die Magier die Zeit des Sternes fest, wie er auch zu diesem Zweck bei den Juden sich den Geburtsort des Messias hatte angeben lassen. Allein er war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes, der durch ihn die Magier auf den rechten Weg führen ließ und dann die Anschläge des Tyrannen selbst vereitelte. Nachdem die Weisen aus der Hand des Herodes entkommen waren, sandte ihnen Gott wieder den Stern, der ihnen bis nach Bethlehem den Weg zum Heiland zeigte und sie mit Freuden erfüllte, weil sie sich unter Gottes Führung wußten.

Es ist ein tröstliches und erhabenes Bild, die Weisen so unmittelbar vor ihrem Ziele zu sehen. Jerusalem liegt hinter ihnen, wo sie fast wie aus der Höhle des Löwen entronnen sind. Und vor ihnen strahlt am Himmel über Bethlehem das Licht des Sternes, der sie in Gottes Auftrag zum Heiland geleitet. Sie betreten das Haus und finden dort in dem Kinde auf dem Schoße seiner Mutter den neugeborenen König der Juden, den sie gesucht hatten. Auch hier glauben sie dem Himmel, der sie geführt; sie fallen nieder und bringen dem Kinde huldigend ihre Gaben dar: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Es sind die Gaben der Fremde. Einst hatte Salomon seine Flotte ausgesandt, um aus der Ferne diese Schätze in sein Reich zu holen; zum neuen Friedensfürsten kommt die Fremde selbst, sie ihm zu bringen. Das Land Israel hat keine Gaben für seinen König, aber die Fremde weist ihm das Beste, was sie zu bieten hat; das Kostbarste, was sie besitzt, ist ihr Tribut an den neugeborenen König der Juden. Und sein Gegengeschenk übertrifft alles, was sie ihm geben können; denn er schenkt sich ihnen als Erlöser und damit alles, was nicht die Erde, sondern der Himmel zu bieten vermag.

Wir alle stehen diesem Geheimnisse ungemein nahe. Wir sehen in ihm unsere eigene Berufung zum Christentum vorgebildet. Die Könige sind die Erstberufenen und Erstlinge, die Stammesfürsten der Heidenkirche. Ihnen nach haben alle Heidenvölker die Kreuzfahrt zu Christus angetreten, und wir sind die letzten Ankömmlinge. Wir sind in das Erbe der Juden eingetreten, nicht durch unser Verdienst, sondern durch die Gnadenwahl Jesu Christi, der uns, da wir fern waren, gerufen hat in das wunderbare Licht seines Glaubens und seiner Kirche. Dafür müssen wir aus ganzem Herzen dem Herrn Dank sagen. Die Betätigung dieses Dankes soll auch darin bestehen, daß wir etwas tun zur Befehrung der Heidenwelt. Wie traurig, daß der größere Teil der Menschheit noch im Schatten des Todes sitzt! Deshalb flehen wir die Könige um ihre Fürbitte und den Heiland, der das Licht der Heiden ist, um seine Barmherzigkeit an und beteiligen uns am Werke der Glaubensverbreitung. Das fordert der Dank für die große Gnade des Glaubens, das Mitleid mit den armen Heiden, unseren Brüdern, und der Eifer für das Reich Christi.



Der Sieg des Kreuzes.

(P. Canisius Werner S. D. S.)

Durch drei Jahrhunderte war die hl. Kirche, die Braut Christi, verfolgt und gedemütigt. Mehrere Millionen ihrer edelsten Kinder sah sie in den harten und grausamen Verfolgungen als Opfer des Hasses und Aberglaubens fallen. In den Katakomben von Rom allein wurden bisher an 10000 Inschriften von Märtyrern gefunden. Alle Stände, jedes Alter, alle Stufen der menschlichen Gesellschaft; alle Weltgegenden, Residenzen, Städte und Länder sandten ihre Vertreter des Martyriums. Feuer und Schwert, Geißelhiebe, eiserne Krallen und Folterbänke, glühende Eisenplatten und Roste, siedendes Wasser, Öl, Pech, geschmolzenes Blei, wilde Tiere, Fesseln und Kerker, jede Art der Grausamkeit wurde angewendet, um ihren Mut zu brechen und sie von Christus und ihrem hl. Glauben abwendig zu machen. Und all diese Qualen ertrugen Hunderttausende um des Zeugnisses willen, daß die Tatsachen des Christentums auf Wahrheit beruhen, daß Christus von den Toten auferstanden, daß er wahrer Gott sei, daß er sich durch Wunder und Weissagungen als Gott erwiesen. Nur Gott allein gab ihnen die Kraft, im Martyrium auszuharren bis zum Tod; er hat ihnen den Heldenmut, die Standhaftigkeit, die Freudigkeit verliehen und durch offenbare Wunder ihre feste Überzeugung bekräftigt. Gott ist der Urheber des Martyriums, folglich ist die Sache, für welche die Märtyrer starben, Gottes Sache, das Christentum nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk, das Menschenhände nicht zerstören konnten. Darum fiel Jerusalem, die gottesmörderische Stadt, in Trümmer; die Christenverfolger mußten alle ohne Ausnahme die rächende Hand Gottes empfinden: die Märtyrer und die fortgesetzte Entwicklung des innerkirchlichen Lebens sind die schönsten Blüten und reifsten Früchte des Lebensbaumes, der hl. Kirche. Auch nach außen sollte für sie und ihre Anhänger nach dem blutigen Karfreitag der freudige Ostertag anbrechen, sollte der Gekreuzigte als der Auferstandene herrschen und siegen. Der Mann, den Gottes Vorsehung berief, dem Kreuz den endlichen Sieg zu verschaffen und die christliche Religion als Staatsreligion zu erklären, war Konstantin der Große, ein Sohn des Konstantin Chlorus, eines Mitregenten des Kaisers Diokletian und der Helena, einer hl. Christin.

Konstantin wurde am Hofe des Kaisers in Nikomedia erzogen und nach dem Tode seines Vaters und der Abdankung Diokletians im Alter von 30 Jahren zum Kaiser ausgerufen und herrschte neben Galerius, der 311 starb. Schon in Nikomedia hatte Konstantin vielfach Gelegenheit, den großen Glaubensmut und Edelsinn der Christen zu bewundern, weshalb er sich auch frühzeitig zum Christentume hingezogen fühlte. Die Sitten und Grausamkeiten des Diokletianischen Hofes stießen ihn jedoch ab. Als sein Vater erkrankte, mußte er zurück in seine Heimat nach Gallien. Auf dieser Reise sah Konstantin überall die Spuren der grausamen Christenverfolgungen: zerstörte Kultusstätten der Christen, verlassene Dörfer und Ortschaften. Dieser Anblick machte den tiefsten Eindruck auf sein Herz und ließ ihn die Torheit der heidnischen Religion vollends erkennen.

Bald auch sollte er die Hilfe des Christengottes in auffallender Weise erfahren. — Konstantin war nämlich in Gallien und Italien bereits als Kaiser anerkannt, nur Maxentius, ein Sohn des Maximian, eines gewesenen Mitregenten des Kaisers Diokletian, bekämpfte ihn, und wollte ihn vom Throne stürzen. Der junge Herrscher mußte nun sein Recht mit dem Schwerte verteidigen und zog mit einem kleinen Heere gegen seinen Feind nach Italien. Maxentius erwartete ihn mit etwa 180 000 Mann in der Nähe von Rom. Nach menschlichem Ermessen waren Konstantins Aussichten auf Sieg sehr zweifelhaft, da die Streitkräfte seines Gegners ihm fast um die Hälfte überlegen und tüchtig geschult waren. Seine Heerführer rieten ihm ernstlich vom Zuge gegen Rom ab, die Soldner verzagten und verlangten den Rückzug. Allein Gott der Herr hatte den Konstantin erwählt, den Leiden seiner Kirche ein Ende zu machen und die Greuel des Heidentums zu zerstören. Als Konstantin gegen Abend an der Spitze seines Heeres in Oberitalien einmarschierte, sah er am klaren Himmel ein aus Licht gebildetes, oberhalb der Sonne schwebendes Kreuz mit der Umschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“ Dieselbe Erscheinung beobachtete das ganze Heer. Dem Geschichtschreiber Eusebius von Casarea berichtete Konstantin der Große das Gesehene und bekräftigte es mit einem Eidschwur. Weiter erzählt er, in der Nacht darauf habe ein Traumbild ihm den Heiland gezeigt, welcher ihm befahl, ein Kreuzesbild, wie er es am Himmel gesehen, als Banner zu führen. Auch der Heide Nazarius berichtet von wunderbaren Erscheinungen am Himmel, welche Konstantins Sieg vorherverkündet hätten. Auf Grund dieser Erscheinung ließ Konstantin das Reichspanier herstellen, wie es der Herr verlangt hatte: an einem vergoldeten Lanzenschaft war oben eine Querstange in Form eines Kreuzes angebracht; an dieser Querstange hing die mit Edelsteinen verzierte purpurne Fahne (Labarum), welche ein Viereck bildete. Oben auf dem Lanzenschafte strahlte in senkrechter Stellung ein mit Edelsteinen verziertes goldenes Kreuz, in welchem der Namenszug des Heilandes glänzte, nämlich die in einandergefügte griechischen Buchstaben X und P; unter dem Namenszuge und auf der Querstange hatte Konstantin sein Bildnis und zu beiden Seiten desselben die Bildnisse seiner Söhne anbringen lassen. Aus seiner Leibwache wählte er 50 Mann aus, die tapfersten und gottesfürchtigsten, welche einer um den andern diese Fahne tragen mußten. Konstantin und seine Truppen waren beim Anblick des neuen Banners mit Mut und Zuversicht erfüllt. Der Himmel segnete seine Waffen. Überall, wo die Fahne hingetragen wurde, wichen die Feinde. Am 27. Oktober 312 kam es in der Nähe von Rom an der Milvischen Brücke zur entscheidenden Schlacht. Konstantin eröffnete sie mit einem heftigen Angriff der gallischen Reiterei auf die Prätorianergarde. Diese wich und riß das ganze Heer des Maxentius mit sich in die Flucht über die Milvische Brücke. Unter der Last der fliehenden Massen brach sie zusammen, viele fanden den Tod in den Wellen des Tiber, darunter war auch Maxentius selbst. Der größte Teil des feindlichen Heeres wurde geschlagen. Rom öffnete dem Sieger die Tore; unter dem Jubel der Bevölkerung zog Konstantin triumphierend in Rom ein; die Kreuzesfahne wurde vorausgetragen.

Konstantin zeigte sich Gott dem Herrn gegenüber für den verliehenen Sieg

dankebar. Er ließ ein Statue anfertigen, die ihn als Sieger mit dem hl. Kreuz in der rechten Hand darstellte und die Inschrift trug: „Durch dieses heilbringende Zeichen nur hab' ich eure Stadt vom Tyrannenjoch befreit und dem Volke seinen alten Ruhmesglanz wiedergegeben.“ — Unbeschreiblich war der Jubel der Christen in Rom, als die Siegesbotschaft einlief, und am folgenden Tage Konstantin seinen Einzug hielt in der ewigen Stadt. „Christus siegt, Christus herrscht!“ war der Freudenruf der begeisterten Menge. Senatoren, Volk, Weiber, Kinder strömten dem Sieger frohlockend entgegen und begrüßten den Befreier. Ganz Italien schickte ihm Glückwünsche, der römische Senat errichtete ihm zu Ehren einen Triumphbogen, der noch heute neben dem Kolosseum sich erhebt. Folter und Qualen hatten ein Ende. Kerker und Bergwerke öffneten sich. Die Christen verbargen sich nicht mehr in die Tiefen der Erde, sondern dienten öffentlich ihrem Gott und Herrn, ihre Religion war Staatsreligion, die Verleumdungen und Verdächtigungen, mit denen man den christlichen Glauben geschändet, schwanden: das Heidentum hatte den Todesstoß erhalten. Der heidnische Schriftsteller Nazarius sagte in bezug auf den Sieg Konstantins über Maxentius: „Seit Erbauung der Stadt ist dem römischen Reiche kein Tag angebrochen, an welchem die öffentliche Freude sich in so außerordentlicher Weise geäußert hätte; die Jahrbücher des Altertums haben uns keinen Triumph verzeichnet, der mit solchem Jubel gefeiert worden wäre. Nicht gefesselte Heerführer gingen vor dem Siegeswagen her, sondern der erlöste Adel; nicht Gefangene sondern Befreite, nicht Männer aus fremden eroberten Ländern, sondern die freie Stadt Rom schmückte den Triumphzug. Der Frevel schien gebändigt, die Treulosigkeit überwunden, der Übermut gefesselt, die Grausamkeit und der Stolz besiegt, die Üppigkeit und die Begier in eiserner Fessel gehalten.“

Konstantin trat also als Beschützer der Christen auf. Aber noch hatte er einen mächtigen Feind zu bekämpfen, es war der Kaiser Licinius. Dieser hatte im Jahre 311 zu Nikomedien, und 313 zu Mailand im Verein mit Konstantin Duldungsedikte zugunsten des Christentums veröffentlicht, wurde aber später wortbrüchig, verfolgte die Christen und untersagte ihnen gottesdienstliche Versammlungen. Konstantin besiegte seinen Gegner wiederholt, zum letztenmal bei Adrianopel 323, während sein Sohn Esispus den Sieg über die Flotte des Licinius gewann. Dieser wurde kriegsgerichtlich erdrosselt; Konstantin war nun Alleinherrscher.

Hatten schon die erwähnten Toleranzedikte das Christentum zur Staatsreligion erhoben und diesem volle Religionsfreiheit zugesichert, so bestimmten spätere Verordnungen Konstantins, daß alle den Christen geraubten und staatlich eingezogenen Güter ohne Einlösung zurückgegeben werden mußten. Die Geistlichen wurden von der Pflicht befreit, Staatsdienste zu leisten. Die Kirchen erhielten das Vorrecht, von allen Steuern und Staatsabgaben befreit zu sein. Die Feier des Sonntags wurde allgemein eingeführt; an diesen Tagen durften keine Gerichtssitzungen gehalten, keine weltlichen Geschäfte abgemacht werden. Da Christus der Herr den Erlösungstod für uns am Kreuze starb, so wurde die Kreuzigung als Todesstrafe aufgehoben. Ebenso durfte fortan keiner mehr im Gesichte gebrandmarkt werden, da das Antlitz des Menschen das Siegel der Gött-

lichkeit an sich trägt. Die blutigen Fechterspiele wurden abgeschafft. — Die Entscheidungen der Bischöfe in Gerichtsachen und Prozessen sollten dieselbe Wirkung haben wie die des Kaisers. Zugleich zog er die Bischöfe an seinen Hof, bediente sich ihres Rates, beschenkte sie reichlich und ließ auf seine eigenen Kosten prachtvolle Kirchen erbauen. Über diese Gesinnungsweise des Kaisers entstand ein allgemeiner Jubel, den Bischof Eusebius also beschreibt: „Ein merkwürdiges Schauspiel stellte sich unseren Augen dar. In allen Städten waren Einweihungsfeierlichkeiten neu erbauter Tempel, überall Versammlung der Bischöfe, Zusammenströmen von Freunden aus den entlegensten Gegenden . . . Es zeigte sich die eine Kraft und Macht des Hl. Geistes, die alle Glieder durchdrang, ein Herz und ein Sinn aller, ein und der nämliche Glaubenseifer, ein Lob Gottes aus dem Munde aller.“

In dem Bestreben, dem wahren Gotte würdige Stätten zu bereiten, an denen die hl. Geheimnisse gefeiert werden konnten, wurde Konstantin von seiner Mutter Helena unterstützt, der er alle Schätze anvertraute und die gleichsam seine Almospenspenderin war. Sie machte eine Reise nach Palästina, um die Stätten zu besuchen, welche durch den Sohn Gottes geheiligt waren. Vor allem war ihr daran gelegen, das hl. Grab aufzufinden. Obwohl die Heiden einen Göztempel darüber aufgeführt hatten, um das Andenken an dieses Heiligtum von der Erde zu vertilgen, gelang es doch, den Platz zu entdecken, wo der Heiland begraben war. Unweit davon fand man auch drei Kreuze und die gut erhaltene Inschrift des Kreuzes Christi. Um zu erfahren, welches von den drei aufgefundenen Kreuzen das wahre Kreuz Christi sei, ließ man dieselben auf den Rat des Bischofs Macarius durch eine todkranke Frau nacheinander berühren. Bei Berührung des dritten Kreuzes war die Frau plötzlich vollkommen gesund. Voll Freude ließ Helena den größten Teil dieses hl. Kreuzes in Silber fassen und in Jerusalem aufbewahren; den andern Teil sowie die Nägel sandte sie ihrem Sohn Konstantin. Dieser befahl, auf Kalvaria und über dem Kreuz und Grabe eine so prachtvolle Kirche zu bauen, wie die Welt noch keine gesehen. Von allen Seiten wurden Kostbarkeiten zusammengetragen. Die Grabkirche galt wegen ihrer Pracht und Herrlichkeit als Wunderwerk der Welt. Im Jahre 335 war der Bau vollendet und wurde von den Bischöfen feierlich eingeweiht. Auch zu Bethlehem und auf dem Ölberg ließ Konstantin Kirchen bauen. Zu gleicher Zeit führte man auch in Nikomedia und Antiochia einen Tempel auf. In Rom erhob sich die älteste Kirche Roms, St. Johann im Lateran und eine Kreuzkirche; auf dem vatikanischen Hügel eine Peterskirche; eine Kirche zu Ehren des hl. Paulus, eine andere zu Ehren des hl. Laurentius. Helena baute zu Jerusalem auch ein Spital für kranke Pilger und zur Unterstützung der Armen. Sie starb im Jahre 328, neun Jahre vor dem Tode des Kaisers. Die Kirche feiert ihr Andenken am 11. August. Das Gedächtnis der Auffindung des hl. Kreuzes begeht die abendländische Kirche alljährlich am 3. Mai.

Obwohl Konstantin die christliche Kirche unter seinen Schutz nahm, sich den christlichen Übungen hingab und wie ein Christ lebte, so traten doch, besonders im Alter, an ihm in betreff von Glaube und Sitten große Schattenseiten hervor. Eine Hinneigung zum Arianismus ist nicht zu verkennen. So verbannte er auf

die Anklagen der Arianer hin den hl. Athanasius trotz der bewiesenen Unschuld nach Trier. Arianisch gesinnte Bischöfe begünstigte er in auffallender Weise. Auch die hl. Taufe empfing er erst auf dem Totenbette. Bald darauf starb er, noch geschmückt mit dem weißen Kleide des Täuflings, am Pfingstfeste 337. Das Beispiel Konstantins bewog Tausende von Heiden sich zum Christentum zu bekehren, und im Verlauf von etwas mehr als 50 Jahren war im römischen Reiche der Götzendienst im großen und ganzen besiegt, das Christentum die herrschende Staatsreligion geworden.

Das Kreuz, das durch drei Jahrhunderte verfolgt, geschmäht, getreten, verleumdet und verhöhnt war, das Kreuz, gegen das alle irdischen und dämonischen Mächte verbündet waren, hatte gesiegt! Ströme von Blut waren darüber hingeflutet, Berge von Martyrerleichen begruben es: es stand fest, der Kalvarienberg war dessen sicheres Fundament. Der Gottmensch hatte das Kreuz als Triumph- und Siegeszeichen erwählt.

* * *

Torheit des Unglaubens.

Gott ist ewig, d. h. ohne Anfang und ohne Ende. Das begreifen wir eigentlich nicht! Nun ja, was willst du denn eigentlich begreifen? Mit dem winzigen menschlichen Verstande Gott und Ewigkeit begreifen! Das wird dir nie gelingen. Etwas anders ist, begreifen, daß etwas ist, und begreifen, wie es so sein kann, daß Gott ohne Anfang sein muß, das läßt sich begreifen. Höre! Da ist eine Uhr. Wer hat sie gemacht? Der Uhrmacher! Und die Räder usw.? Die sind aus Metall gegossen. Und das Metall? Das kam aus der Erde! Und die Erde! Da sind wir schon bei der Schöpfung. Nun kann niemand sich selber machen, weil er da zugleich schon sein und nicht sein mußte. Das ist Widerspruch. Als die Erde noch nicht war, da war schon einer, mußte einer sein, der sie machte. Und dieser eine ist Gott.

Die Apostel.

Christus der Herr, als der Sohn des Zimmermanns aus dem verachteten Nazareth geringgeschätzt, wählte nur einfache Männer aus dem Volke von niedriger Herkunft, arme Fischer, die von ihrer Hände Arbeit mühsam sich ernähren. Nicht einmal jüdische Priester, königliche Beamten, studierte Leute. Unter allen ist auch nicht einer von großem Vermögen, von vornehmerm Geschlechte. Sie hatten nichts, was ihnen in der Welt hätte Ansehen verschaffen können. So sendet er sie später aus, wie er selbst sagt, ohne Gold und Silber, ohne Stab und Schuhe (Matth. 10, 4), in dürftigen Kleidern, wie Schafe unter die Wölfe.



Der selige Hermann Josef reicht dem Jesukinde einen Apfel.
Statue von Jos. Zattler.

Christus hatte viele Jünger, aber nur zwölf Apostel. Welch eine kleine Zahl! Hat nicht die kleinste Stadt mehr Beamte, Bedienstete, die für ihr Wohl arbeiten und sorgen? Scheint es nicht Torheit, mit diesen 12 armen Fischern ein Weltreich gründen zu wollen, Eroberungen machen zu wollen, schwerer als die kriegerischsten Völker zu besiegen, Eroberungen über so viele Tausend in Sünde und Leidenschaft verhärtete, von Götzemahn umnachtete Herzen? Ja, in der That, es scheint die größte Torheit. Der Apostel selbst sagt es: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; das Schwache vor der Welt hat er erwählt, um das Starke zu beschämen, und das Geringe vor der Welt, das Verachtete, und das, was nichts ist, um das, was etwas gilt, zunichte zu machen.“ (1. Kor. 27 ff.) Der Apostel fügt auch gleich den Grund für diese Torheit vor der Welt, die in Wahrheit höchste göttliche Weisheit war, an: Gott hat deshalb das Schwache, Niedrige, Verachtete, Richtige auserwählt, „da-

mit sich kein Mensch vor ihm rühme“. Nicht Menschenwerk sollte das Gottesreich auf Erden werden, sondern Gotteswerk. Offenbar sollte es die Geschichte der Kirche jedem unbefangenen Beobachter beweisen: Ein Werk, das so sehr aller menschlichen Hilfsmittel bar, aus so unscheinbaren armseligen Anfängen zu so großer Machtentfaltung empornwuchs, muß seine Kraft von oben geschöpft haben. Diese Entwicklung des Gottesreiches, aus dem unansehnlichen Senfkörnlein zum gewaltigen, weithin seine Krone ausbreitenden Baume trägt zu deutlich die Kennzeichen göttlicher Wunderkraft in sich, als daß sie ein Unbefangener leugnen könnte. Der Herr selbst kleidet diesen Gedankengang in die Worte: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat euerem Vater ge-

fallen, euch das Reich zu geben.“ (Luk. 12, 32.) „Der offenkundige Segen des himmlischen Vaters war es, der diese kleine Schar begleitete, so daß über die ganze Erde ausging ihr Schall und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort.“ (Röm. 10, 18.)

Das Gottesreich, das sie auf Erden im Namen des Herrn begründeten und ausbreiteten, war ganz offensichtlich ein solch wunderbarer Fischfang, der wie jener alle mit Staunen erfüllen muß, die ihn beobachteten. Petrus selbst, der oberste der Apostel, hat das bewiesen, indem er Seelen ohne Zahl mit dem Netze des göttlichen Wortes an sich zog und für den Himmel gewann. Gleich nach der Herabkunft des hl. Geistes am Pfingsttage bekehrte er durch seine erste Predigt 5000 Juden (Apg. 2, 41; 4, 4). Er durchwanderte, das Evangelium verkündend, die Landschaften von Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien, Bithynien und wagte sich sogar in die römische Kaiserstadt, um dort sein göttliches Werk mit dem Martertode zu krönen. Von dem Weltapostel Paulus sagt der hl. Chrysostomus: „Dieser eine Gottesmann, von Beruf gleichfalls armer



Johannes und Petrus.

Zeltmacher, hat in kaum dreißig Jahren die Römer und Perser, Parther und Meder, Indier, Skythen, Sauromaten, fast die ganze damals bekannte Welt dem Joche der Wahrheit unterworfen.“ Ähnliches gilt von allen übrigen Aposteln. Auch ihr Fischfang war ein gottgesegneter. Bald konnten die Christen den Juden und Heiden zurufen: „Wir sind von gestern und füllen schon eure leeren Tempel“; der heilige Martyrer Justian, welcher 163 zu Rom starb, konnte schon sagen: „Es gibt kein Volk, bei dem nicht im Namen des Gekreuzigten Gebete und Dankfagungen dem Vater und Schöpfer des Weltalls dargebracht werden.“ Doch wozu Zeugnisse von Christen anführen? Bereits Pl-



Paulus und Markus.

nus der Jüngere, Statthalter von Bithynien und Pontus, derselbe, welcher auch den Ausbruch des Besuws im Jahre 79 beschrieben hat, schreibt, daß der christliche „Aberglaube“ in den Städten und auf dem Land so sehr überhand nehme, daß die Tempel beinahe öde und verlassen ständen und kaum noch Tiere zum Opfern gekauft würden. Siehe da den wunderbaren Fischfang, den die Apostel und ihre Nachfolger für das Gottesreich getan haben!

Und diese gewaltigen Erfolge errang die apostolische Kirche unter den denkbar größten Schwierigkeiten von außen und von innen. Wie jener Fischfang trotz der ungünstigen Tageszeit im Vergleich zu dem günstigen nächtlichen einen glänzenden Erfolg brachte, weil Gottes Allmacht ihn unterstützte, so auch der Fischfang im Reiche Gottes. Die ganze jüdische und heidnische Welt setzte dem Christentum Widerstand entgegen. Das jüdische Priestertum, die heidnischen Kaiser und ihre Organe kämpften einen erbitterten, dreihundertjährigen blutigen Kampf gegen die verhasste Lehre des Nazareners. Die gelehrten Schulen, die Theater, die Jünger der Künste und Wissenschaften gebrauchten die schar-



Johannes der Täufer.

ringen. Es genügt, das Wort des römischen Geschichtsschreibers Livius anzuführen: „Wir sind so tief gesunken, daß wir weder die Laster noch die Heilmittel derselben ertragen können.“ Wie sollte das Christentum inmitten dieser Versunkenheit Boden gewinnen mit seiner strengen Sittenlehre, seinem Kampf gegen die Leidenschaften, seiner Zügelung der Sinnlichkeit? Und doch gewann es nicht nur Boden, sondern es zeigte eine wunderbar heilende, erneuernde, emporhebende Kraft. Die armen Fischer wurden in der Tat das Salz der Erde, welches der Fäulnis entgegenwirkte und die bis ins Mark kranke Menschheit heilte.

Bedenken wir ferner die Kämpfe der Kirche gegen innere Feinde, gegen Irrlehren und Spaltungen. Bei dem reichen Fischfang zerrissen manchmal die Netze. Bei dem gewaltigen Zufließen neubekannter Heidenscharen, dem wachsenden Reichtum, der zunehmenden Macht der Vorsteher der Kirchen waren

fen und vergifteten Waffen des Spottes und Hohnes gegen den christlichen „Aberglauben“. Doch alles umsonst. Das Schifflein der Kirche füllte sich bis an den Rand bei dem wunderbaren Fischfang.

Noch größer waren fast die inneren Schwierigkeiten. Das Christentum sah um sich einen völligen Sittenverfall des Heidentums, einen wahren Morast der Leidenschaften im Römertum, dazu die zugestandene Unfähigkeit, sich aus diesen Zuständen emporzu-

irriges Lehren, Verwaltung und Erschlaffung des kirchlichen Lebens nur zu natürlich. Auch hörte Satans Bestreben, „die Kirche zu sieben wie den Weizen“, nicht auf. Wird nun das Schifflein der Kirche an diesen Klippen zerschellen? Nein, auch hier zeigte sich Gottes wunderbarer Schutz. Mochten auch einige Fische dem Netze entgleiten, der reiche Fischfang wurde fortgesetzt und brachte immer neue Beute. Die Kirche fand immer wieder Kraft, von innen heraus diese Gefahren zu überwinden, den Schaden zu heilen. Die unüberwindliche Kraft Gottes war eben mit ihr und bleibt in ihr zu allen Zeiten, weil sie und sie allein ihre Netze im Namen des Herrn auswirft, weil sie und sie allein Auftrag und Segen zu ihrer hohen Mission von Gott erhalten hat.

Beachten wir endlich noch einen dritten auffallenden Zug in dem Bilde des heiligen Evangeliums, einen Zug, der für die Sendung der Apostel und die Gründung des Gottesreiches auf Erden von der größten Bedeutung ist. Zwei Schiffe sieht der Herr am See Genesareth stehen. Er aber trat in das Schiff, welches dem Simon Petrus gehörte. Und er bat ihn, vom Lande etwas abzufahren, setzte sich und lehrte das Volk, von diesem Schiffe aus. Wahrlich, überaus inhaltschwer und beherzigenswert ist diese Handlungsweise des Herrn. Im Schifflein Petri läßt sich der Heiland nieder, dem Petrus wählt er zum Steuermann, das Schifflein Petri ist seine Lehrkanzel. Und als der Herr zu reden aufgehört hatte, sprach er wieder zu Petrus: „Fahr hinaus in die Tiefe“, und fügte ebenso bedeutungsvoll hinzu: „und werfet eure Netze zum Fange aus“. Wohl sollen alle Apostel sich am Fischfang beteiligen. Petrus aber ist der Steuermann, der oberste, der erste, der die Kirche regieren soll. Wiederum antwortet Petrus für die übrigen: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Und wiederum nach dem Fischfang ist Petrus der Wortführer: „Herr, geh hinweg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Und zu Petrus besonders spricht wiederum der Herr: „Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ Überall sehen wir also die bevorzugte Stellung des hl. Petrus unter seinen Mitaposteln, die sich durch das ganze Evangelium hin unverkennbar kundgibt. Wie Christus den Petrus hier zum Steuermann, zum Lenker seiner Kirche macht, in der er seine wahre Lehre verkündet, seine Heilswunder wirkt, so macht er ihn später in anderen Bildern zum Oberhaupt der Kirche. Er ändert seinen Namen und macht ihn zum Felsenfundament seines Gotteshauses auf Erden. Er macht ihn zum Schlüsselträger, also zum Inhaber der höchsten Autorität, zum Verwalter der Kirche, zu seinem Stellvertreter. Er macht ihn zum Oberhirten unter den Hirten der Herde mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“

So sehen wir denn Petrus wirklich überall an der Spitze der jungen Kirche bei der Apostelwahl, zu Pfingsten bei der Aufnahme der ersten Heiden in der Kirche, auf der Synode zu Jerusalem . . . Oft wird er ausdrücklich „der erste“ genannt, oft heißt es „Petrus und die übrigen“, „Petrus und die elf“.

Und so blieb es weiter durch die Jahrhunderte. Sprichwörtlich hieß es bald: „Wo Petrus, da die Kirche.“ Wo Petrus und sein Schifflein, da der Heiland und seine Wahrheit. Der Nachfolger Petri steuerte die Kirche hinaus in die

Liefe, er führte sie in den Wogen der Zeiten, und mit ihm, in seinem Namen werfen die Nachfolger der übrigen Apostel ihre Netze aus zur Befehrung der Völker. Den Primat Petri beweisen die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, den Primat seiner Nachfolger beweist die Geschichte der Jahrhunderte.

Darum freuen wir uns, daß auch wir in der apostolischen, vom Steuermann Christi geleiteten Kirche durch die Stürme der Zeiten sicher segeln! Beten wir allzeit fleißig, daß der Herr seiner Kirche in allen Ländern einen gesegneten Fischfang schenke bei uns trotz der vielen Gefahren des Glaubens und in den Heidenländern! Beten wir, daß er uns einst nach glücklicher Fahrt im Hafen der ewigen Seligkeit landen lasse.

Der hl. Franziskus von Assisi und die soziale Frage.

Es gibt wohl kaum eine Frage, welche den Staatenlenkern und Weisen unserer Zeit so viel Kopfzerbrechen verursacht, als die Frage: Wie ist das soziale Elend aus der Welt zu schaffen?

Wenn uns jemand nach der Ursache des sozialen Elends, das heute die Welt erfüllt, fragen würde, so würde man vielleicht antworten: Das soziale Elend rührt daher, daß sich der Reichtum immer mehr in die Hand einzelner, auf Kosten der dem Ruin und einem elenden Dasein verfallenden großen Masse ansammelt. Und in der Tat, man braucht keine sehr scharfen Augen zu haben, um wahrzunehmen, wie auf der einen Seite einige Krösusse Reichtum auf Reichtum häufen, während man auf der andern Seite nichts anderes erblickt als stetig zunehmende Verarmung, materielles und — was gewöhnlich damit verbunden ist — geistiges und sittliches Elend, so daß sich kein einsichtiger Mensch verhehlen kann, daß wir mit Riesenschritten der sozialen Revolution entgegensteuern, die unvermeidlich ist, wenn nicht in letzter Stunde sozusagen Wunder geschehen.

Es kommt noch ein zweiter Grund des sozialen Elends hinzu. Die schier unüberbrückbar scheinende Kluft, welche sich zwischen Besitzenden und Besitzenden auftut, wird nämlich noch erweitert und vertieft durch den kalten, herzlosen Egoismus der vom Glück Begünstigten gegenüber den in Elend und Not Dahinsiechenden. Der Reiche sieht vielfach in seinem armen Mitmenschen nicht mehr einen Bruder in Jesu Christo, dem er Hilfe und Beistand schuldig ist, sondern ein Wesen, um das er sich nur insoweit zu kümmern habe, als es das eigene Interesse, der eigene Vorteil erheischt. „Sehe jeder, wo er bleibe, — sehe jeder, wie er's treibe.“ Das ist der Grundsatz, der in seiner nacktesten Gestalt bei jenen zur Anwendung gelangt, in deren Hand es in erster Linie gelegt ist, einen Ausgleich der sozialen Gegensätze herbeizuführen. Daher denn auch der tödliche Haß der „Enterbten“ gegen die in Reichtum und Wohlleben Schwelgenden, daher der laute Weheruf, der durch die Welt der unteren Stände geht.

Und zu diesen beiden Ursachen gesellt sich als dritte und schlimmste im Bunde die immer mehr zunehmende Genuß- und Vergnügungssucht bei allen Ständen.

Immer mehr und mehr schwindet auch bei den unteren Ständen die alte Einfachheit und Sparsamkeit; man will es den Großen „nachmachen“, verjubelt den sauer verdienten Wochenlohn oder verschwendet ihn an allerlei nichtige Dinge. Und die natürliche Folge ist: Vergrößerung der Unzufriedenheit, Zunahme des materiellen und sittlichen Elends.

Wie lichtvoll hebt sich gegen diesen düsteren Hintergrund das hehre Beispiel des heiligen Franziskus ab! Wer war denn St. Franziskus? Ein reicher Kaufmannssohn aus Mittelitalien. Seine Mittel gestatteten es ihm auf flottem Fuße zu leben, die Freuden und Vergnügungen der Welt in reichem Maße zu kosten. Was tut jedoch der Heilige? Er flieht in die Einsamkeit, sammelt Jünger um sich und gründet die weltberühmte Genossenschaft der Franziskaner.

Was alles ist in diesen wenigen Worten enthalten! Der reiche, angesehene Jüngling wirft Namen, Rang, Stand und irdischen Besitz von sich, wählt die Armut zu seiner Braut und lebt fern von dem Leben und Treiben der schlechten, kalten Welt seinem Gotte und dem Wohle seiner Mitmenschen. Leibliches und geistiges Elend nach Möglichkeit zu lindern, Tränen zu trocknen und Wunden zu heilen deucht ihm eine süßere Beschäftigung, als in Freuden und Herrlichkeit zu leben und dem Gotte Mammen Räucherwerk anzuzünden. Oh, wenn doch alle Reichen dieser Erde einen solchen Geist der Abtötung, der Entsagung, der opferfreudigen und werktätigen Bruderliebe besäßen! Wenn doch der Reiche, der vom Glück Begünstigte wieder einsehen lernte, daß er besser und weiser ist, von seinem Überflusse den Armen auszuteilen, als ihn zu verprassen und den notleidenden Bruder seinem Elend zu überlassen! Wenn er doch wieder christlich fühlen und denken würde, so nämlich, wie der seraphische Vater gefühlt und gedacht hat, als er sein Herz losriß vom schändlichen Mammon und sich niederbeugte zu den Armen und Bedrängten, um ihnen zu sein ein Freund, ein Helfer und Tröster, so recht ein Engel der Barmherzigkeit! Ja, wenn ein solcher Geist wieder Einkehr halten würde in die Reihen der Großen und Reichen dieser Welt, dann würde die soziale Frage leicht zu lösen sein.

Aber auch die, welche einen harten Kampf ums Dasein zu führen haben, mögen erwägen, ob es nicht auch heilsam wäre, wenn sie sich einmal zu den Füßen des großen Lehrers von Assisi setzen würden, um von ihm namentlich zu lernen die Tugend, die auch den Armen so schön kleidet und deren Mangel in den unteren Ständen das dort herrschende Elend noch vergrößert, nämlich die Entsagung, die Bescheidenheit. Nicht immer ist es die Habgier und Herzlosigkeit des reichen Fabrikherrn, die die Not und das Elend in der Hütte des Arbeiters verschuldet, sondern nur zu häufig liegt die eigentliche Ursache solcher traurigen Zustände in ganz anderen Dingen. Wenn der Vater den sauer verdienten Wochenlohn Sonntags in die Schenke trägt, oder Frau und Töchter den Lohn des Vaters an eitlen Tand und Flitter hängen; wenn in einer Familie der Grundsatz herrscht, daß morgen verbraucht werden muß, was heute verdient wurde: wen trifft dann die Hauptschuld an dem Elend, das in einem solchen Hause seine Stätte aufgeschlagen? In tausenden und aber tausenden armer Familien würden weit bessere Zustände herrschen, wenn nicht der Geist der Einfachheit und Sparsamkeit gewichen und an dessen Stelle der Dämon der Genuß-

und Vergnügungsfucht seinen Einzug gehalten hätte. Darum gehe auch der Arme hin zum heiligen Franziskus und lerne von ihm Entsagung, Abtötung und Genügsamkeit. Bergegenwärtige dir recht häufig das Beispiel des Heiligen, der alles von sich warf, womit er sich das Leben hätte verschönern und versüßen können, und in selbstgewählter größter Armut und Dürftigkeit seine Tage verbrachte aus Liebe zu dem, der selbst nichts hatte, wohin er sein Haupt hätte legen können.

Bonifazius, der Apostel der Deutschen.

(P. Canisius Werner S. D. S.)

Die ersten Glaubensprediger in Deutschland hatten nur in einzelnen Teilen dieses großen Landes gewirkt; ihre Tätigkeit war eine vereinzelte. Bei den Franken, Alemannen und Bayern waren wohl Ansätze zum Christentum gemacht; es bestanden da und dort Christengemeinden. Die Boten des Glaubens waren meist Irländer und Schotten. Sie arbeiteten ohne einheitlichen Plan und Zusammenhang; es fehlte das gemeinsame Band, das alle die Lehrer vereinigte. Die Organisation der christlichen Gemeinden zu einem Kirchensprengel blieb einem Manne vorbehalten, der mit Recht der Apostel Deutschlands genannt wird, der das Missionsgebiet ausdehnte in die Waldnacht der germanischen Gaue, in jene Gegenden, die römische List und Tapferkeit nicht zu erobern vermochten. Bonifazius hat der Kirche Deutschlands durch innigen Anschluß an das kirchliche Oberhaupt zu Rom den ferneren Bestand gesichert.

Dieser ausgezeichnete Mann, unstreitig der größte Wohltäter unseres Vaterlandes, war ums Jahr 680 zu Kirton in England von angesehenen angelsächsischen Eltern geboren und hatte bei der Taufe den Namen Winfried erhalten. Mit herrlichen Geistesgaben ausgerüstet und von seinem Vater sorgfältig erzogen, zeigte er schon frühzeitig seinen künftigen Beruf; denn die Spiele der Kinder und der Glanz irdischer Güter sprachen ihm nicht an, wohl aber hatte er ganz besondere Lust am Lernen und Freude an den Ordensmännern, die im Lande Missionen hielten; all seine kindlichen Wünsche und Gedanken waren darauf gerichtet, ihnen ähnlich zu werden. Sein Vater widerstand nicht lange den kindlichen Bitten, er gab seinem sechsjährigen Liebling die Einwilligung zum Eintritte in ein Kloster. Hier widmete er sich mit großem Eifer seiner Ausbildung in den Wissenschaften und erwarb sich große Kenntnisse in der hl. Schrift. Bald wurde er als Lehrer berufen für die jüngern, während er zugleich zu den Füßen der ältern Benediktinermönche sein eigenes Wissen bereicherte. Im Alter von 30 Jahren empfing der fromme Ordensmann und Lehrer die hl. Priesterweihe. Fortan lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die Rettung der Seelen. Wegen seiner Klugheit und seines praktischen Verstandes wurde er auf Synoden gern als Mitberater beigezogen. Die höchsten Würden und Ehrenstellen des Klosters und der Kirche in England standen ihm offen, aber sein apostolisches Herz brannte voll Verlangen, Missionär zu werden. Weder der Abt des Klosters, noch der

Erzbischof von Canterbury, noch der König Ina vermochten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Begleitet von den Gebeten und Wünschen seiner Mitbrüder schied Winfried von seiner geliebten Heimat.

Seine erste Missionsreise galt den Friesen, einem Volke, das zwischen dem Rhein, der Ems und dem Meere wohnte. Er wollte, wie sein Stammgenosse Willibrord, unter diesem heidnischen Volke den Glauben predigen. Allein, der Erfolg war gering. Der Friesenkönig Radbod hatte sich gegen Karl Martell und die fränkische Herrschaft erhoben, die Missionäre aus dem Lande gejagt und alles zerstört, was an das Christentum erinnerte. Im Spätherbst des Jahres 716 entschloß sich Winfried, fast unverrichteter Sache, zur Rückkehr nach England.

Im Spätherbst des Jahres 718 verließ er zum zweiten Male die Heimstätte, um nach Rom zu pilgern und vom Papste die apostolische Sendung und den oberhirtlichen Segen zu seinem Missionswerk in Deutschland zu erhalten. Gregor II. empfing den glaubenseifrigen Mönch freudigen Herzens. Nachdem er längere Zeit den Glaubensprediger geprüft und seine Befähigung und seine Begeisterung persönlich kennengelernt, erteilte ihm der hl. Vater im Mai 719 einen Missionsbrief für die noch heidnischen Völker des Frankenreiches. Winfried, oder Bonifazius, wie er fortan genannt wird, trat die Reise nach Deutschland an.

Zuerst verkündete er das Evangelium den Thüringern, deren erster Apostel der hl. Kilian gewesen war. Das Land war voll Unruhe und Krieg und versprach für den Augenblick keine günstige Ernte. Bonifazius lenkte seine Schritte auf den Schauplatz seiner ersten Tätigkeit, zu den Friesen. Diesmal hatte er mehr Erfolg. Im Verein mit Willibrord und unter dem mächtigen Schutze Karl Martells drang er in das Herz des heidnischen Landes vor und lehrte das Volk Religion und Sitte. Auch im Lande der Hessen waren seine Erfolge so groß, daß die Heiden zu Tausenden die hl. Taufe empfangen.

Gregor II., der Kunde erhalten hatte von dem gesegneten Wirken des gottbegnadigten Apostels, berief ihn zur mündlichen Besprechung nach Rom. Bei dieser Gelegenheit ernannte ihn der Papst im Jahre 723 zum Missionsbischof, ohne bestimmten Sitz. Mit neuen Vollmachten ausgerüstet kehrte Bonifazius nach Deutschland zurück. Der Papst gab ihm weise Verhaltensmaßregeln und Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die Thüringer, Sachsen und Hessen, um sein Werk bei den Fürsten und Völkern Deutschlands zu fördern und sein Ansehen zu befestigen. Karl Martell achtete den edlen Eifer des frommen Glaubenspredigers und stellte demselben den sogenannten „Königsschutz“ aus, in welchem den Bischöfen, Herzögen, Grafen, Statthaltern, allen Beamten und Untertanen kundgetan wird, daß er Bonifazius unter seinen Schutz genommen und demselben seine bewaffnete Hand verleihe. Trotzdem hatte Bonifazius mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm Geistliche und Laien bereiteten. Auf jede Weise suchte man den „ungestümen Eiferer“ zu verdrängen. Doch erfuhr sein Werk gerade von England aus wirksame Förderung. Es kamen Bücher, Glocken, Paramente; Glaubensboten, wie Kullus, die Brüder Willibald und Winibald. Ferner unterstützten ihn eifrige Frauen, wie Walburga, Thekla und Lioba. Der Erfolg blieb nicht aus. In Thüringen und Hessen war

die Befehung fast allgemein. Bei Geismar im Lande der Hessen fällt er die uralte heilige Eiche, Donnereiche genannt, unter dem Schrecken der umstehenden Heiden, die erwarteten, daß ihre Götter den vermeintlichen Frevel rächen werden. Als die Eiche krachend niederstürzte, sank auch der Glaube an die Heidengötter in den Herzen der Zuschauer. Bonifazius erbaute aus dem Holze des Baumes eine Kapelle zu Ehren des hl. Petrus. Von Hessen zog der Missionär weiter ins Gebiet der Thüringer. Das heilige Leben voll Opfer und Gebet rührte die Herzen des Volkes. Neues Glaubensleben blühte hier auf. Männer- und Frauenklöster erhoben sich. Gott segnete die rastlose Tätigkeit des Heiligen. In kurzer Zeit war das heidnische Land in ein christliches umgewandelt.

Unterdessen war im Jahre 731 Gregor II., dieser heiligmäßige Papst, gestorben; sein Nachfolger Gregor III. nahm sich ebenfalls mit großem Eifer des Missionswerkes in Deutschland an. Um dem heiligen Bonifazius einen besonderen Beweis seines Vertrauens und Wohlwollens zu geben, um ihn mit höherem Ansehen auszustatten und dessen Vollmachten zu erweitern, ernannte er ihn zum Erzbischof mit dem Rechte, Bischöfe zu weihen und die bekehrten Gegenden in bischöfliche Sprengel einzuteilen.

Nun war Bonifazius Organisator der Kirche Deutschlands. Bei seiner dritten Reise nach Rom berichtete er dem Papste über seine Tätigkeit und die Pläne, die er für die Zukunft hegte. Die Ordnung der gesamten kirchlichen Verhältnisse wurde nun in seine Hand gelegt. Mit Zustimmung des Bayernherzogs Odilo teilte er die Kirche Bayerns in vier Diözesen: Salzburg, Freising, Regensburg und Passau, weihte die nötigen Bischöfe und wies ihnen ihre Sitze an. In Mitteldeutschland errichtete er im Jahre 741 die Bistümer Würzburg, Eichstätt und Erfurt. Die Metropole war Mainz. 16 Bistümer unterstanden jetzt Bonifazius als dem Primas von Deutschland.

Zur Befestigung des kirchlichen Lebens hielt Bonifazius Synoden und baute Klöster. Es sollte vor allem der Verweltlichung der Geistlichen gesteuert, es sollte kirchliche Ordnung und Einheit geschaffen und der immer engere Anschluß an Rom und das Oberhaupt der Kirche gesucht werden. Papst Zacharias, der Nachfolger Gregors III., gab voll Freude seine Zustimmung zur Abhaltung eines solchen Nationalkonzils, das am 21. April 742 stattfand. Eine Reihe heilsamer Beschlüsse wurde gefaßt. Den Geistlichen wurde verboten, Waffen zu tragen, in den Krieg zu ziehen, auf die Jagd zu gehen. Die heidnischen Gebräuche sollten abgeschafft werden. Solcher Kirchenversammlungen fanden mehrere statt.

Ganz besondere Sorge aber trug der Heilige für das Mönchswesen, das damals die vornehmste und fast einzige Stärke der Bildung und Wissenschaft war. Seine Lieblingsstiftung war das Kloster Fulda, dessen erster Abt Sturmianus war, ein Schüler des Heiligen. Bald ward Fulda eine großartige Pflanzschule und ein Asyl der christlichen Wissenschaften, der Handwerke und Künste.

Bonifazius war 70 Jahre alt, als er seinem liebsten und tüchtigsten Schüler Lullus das Erzbistum Mainz übertrug. Er selbst kehrte zur Liebe seiner Jugend, zur Befehung der Friesen zurück, wo er die Märtyrerkrone empfangen sollte. Er durchzog mit seiner Schar die verschiedenen Gaue und Inseln und predigte

überall mit apostolischer Kraft. Mehrere Tausende wurden getauft. Die heidnischen Tempel und Götzen stürzten, christliche Kirchen und Bethäuser erhoben sich. Da sollte er sein kostbares Leben mit einem kostbaren Tode beschließen. In der Nähe von Dokkum erwartete Bonifazius die neubekehrten Friesen, um ihnen die hl. Firmung zu spenden. Möglicherweise stürzte eine Rotte bewaffneter Heiden auf ihn und die Seinen ein. Ohne Gegenwehr erlag Bonifazius mit 51 seiner Genossen den Streichen der erbitterten Feinde. Stehend, das Evangelienbuch über seinem Haupte haltend, empfing er den Todesstreich am 5. Juni 755. Der Leichnam des Märtyrers wurde zuerst nach Utrecht, dann nach Mainz gebracht, endlich in der Domkirche zu Fulda beigesetzt.

Unsterblich sind die Verdienste des hl. Bonifazius um die Kirche Deutschlands. Das Blut des hl. Märtyrers war auch hier der „Same des Christentums“, der nun schnell und üppig wuchs und wunderbare Früchte trug. Bonifazius bleibt eine Heldengestalt, groß und einfach als Ordensmann und Missionär, als Bischof und Märtyrer; ein Herold des Evangeliums; ein Mann voll staunenswerter Tatkraft, hoher Einsicht, rührender Kindlichkeit; ein Held des Glaubens und Gottvertrauens. Seine unbegrenzte Hochachtung und Liebe zum hl. Stuhl, seine Unterwürfigkeit unter den Papst, sein echt kirchlicher Geist hat den Grund gelegt zur Einheit der mittelalterlichen Kirche und zur christlichen Kultur des Abendlandes.

Der hl. Erzengel Michael.

(29. September, Fest des heiligen Erzengel Michael.)

Der Erzengel Michael galt im Alten Bunde als der „Fürst“, d. h. der Schutzgeist der Juden. Der Prophet Daniel kündigte ihn als den Befreier und Führer des auserwählten Volkes aus dem Lande der Verbannung: „In jener Zeit wird sich erheben Michael, der große Fürst, der für die Söhne deines Volkes steht¹⁾.“

In der geheimen Offenbarung des Neuen Testaments dagegen erscheint Michael als der große Gottesstreiter, der an der Spitze der himmlischen Heerscharen den letzten entscheidenden Kampf gegen die höllischen Mächte führen wird. Wir lesen dort: „Und ein großer Kampf entstand im Himmel; Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen²⁾.“

An diese Stellen der Heiligen Schrift knüpft sich die allgemeine Überlieferung der christlichen Völker, die besagt, daß Michael es war, der nach dem ersten Sündenfall der Engel an die Spitze der Gott treu gebliebenen Scharen trat und unter dem Schlachtruf: „Michael“ d. h. „Wer ist wie Gott?“ Luzifer, den Anführer der bösen Engel, in den ewigen Abgrund stürzte.

Ferner berichtet die Heiligenlegende über verschiedene Erscheinungen, bei welchen sich der Erzengel den gottgesandten Heerführer des christlichen Volkes und den Beschützer des christlichen Glaubens nannte. Es darf daher nicht wundernehmen, daß die christlichen Herrscher und Heerführer den hl. Michael zum

¹⁾ Daniel 12, 1. ²⁾ Geh. Offenbar. 12, 7.

Schutzpatron ihrer Reiche und Armeen erwählten, und daß jene Ritterorden, die sich die Verteidigung des christlichen Glaubens zur Aufgabe gestellt hatten, sich um das Banner dieses gewaltigen Kampfes scharten.

„Wer ist wie Gott?“ Dieses Lösungswort zum Abwehrkampf gegen die höllischen Mächte tut uns heute besonders bitter not; denn wohl nie hat der Kampf um die Sache Gottes heftiger getobt, als gerade in unseren Tagen. Während die früheren Religionskämpfe größtenteils durch das Schwert entschieden wurden, oder, wie zur Zeit der großen Kirchenspaltungen, nur einzelne Glaubenssätze zum Gegenstand hatten, ist heute auf allen Seiten und auf allen Gebieten ein Kampf entbrannt, der fast ausschließlich mit geistigen Waffen ausgetragen werden muß. Es handelt sich dabei um nichts mehr und nichts weniger als um die Erhaltung des Gottesglaubens unter den christlichen Völkern Europas.

„Wie herrlich weit haben wir es doch in unserem erleuchteten Jahrhundert gebracht! Von den tiefsten Schächten der Unterwelt bis zu den höchsten Spitzen der Berge, von einem Pol der Erde zum anderen haben wir uns alle verborgenen Schätze und geheimen Naturkräfte, von denen unsere biederen Ahnvordern keine Ahnung hatten, dienstbar gemacht, und schicken uns an, auch noch das Reich der Lüfte zu erobern. Ein neuer Messias ist uns erstanden, der Menschheitsgenius, auf dessen Fahne die stolzen Worte geschrieben sind: „Ihr werdet sein wie Gott“, und ein neues Evangelium hat er uns gebracht, die frohe Botschaft von der schrankenlosen Freiheit des menschlichen Geistes“. — „So höhnen die Feinde des Glaubens. Ja sie vermessen sich sogar, Gott kurzerhand für abgetan zu erklären: „Wir brauchen Gott nicht mehr“, so lästert einer der Propheten des modernen Unglaubens, „ja noch mehr, wir können ihn nicht mehr gebrauchen, wir wüßten mit ihm gar nichts mehr anzufangen“. (Meyer-Benfey: Moderne Religion.)

Wenn auch die abscheuliche Phrase der modernen Atheisten eitler Prahlerei und satanischem Hochmut entstammt, so ist doch die Tatsache ernster Beachtung wert, daß derlei Redensarten aus der Gelehrtenstube und den Hörsälen der Universitäten hinausgetragen werden bis in die letzten Bierstuben der entlegensten Weiler. Es ist wahrlich ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn bald keine sog. antiklerikale Versammlung mehr stattfinden kann, ohne daß solche Lästerworte gesprochen und von den törichtesten Massen bejubelt werden. Wäre das vor einem Menschenalter möglich gewesen? — Nein! Wohl sind die Feinde des Glaubens zu keiner Zeit untätig geblieben; allein als Kinder der Welt waren sie in ihrer Art stets klüger als die Kinder des Lichtes. Sie haben es verstanden, sich rechtzeitig in die Höfe der Fürsten, in die Parlamente, in alle einflußreichen Staatsämter einzuschmuggeln. Von hier aus haben sie ihre Polypenarme unmerklich nach den heiligsten Gütern des christlichen Volkes ausgestreckt. Sie bemächtigten sich vor allem der Presse, die den Boden für die Saat des Unglaubens vorbereiten sollte. Sie prägten zuerst die Schlagwörter: Finsternes Mittelalter, Inquisition, Reaktion, Klerikalismus, Ultramontanismus, Intoleranz usw. Unter dem heuchlerischen Vorwande, die „wahre Religiosität gegen den falschen Eifer und Machtthun der Kirche“ zu schützen, verdrängten sie den kirchlichen Einfluß aus dem öffentlichen Leben, aus den Schulen und

Familien. So schufen sie den selbstherrlichen, modernen Laienstaat. Dieser war das für die Saat des Unglaubens geeignete Erdreich. Die planmäßig betriebene Zurücksetzung der kirchlichen Autorität, die Geringschätzung des christlichen Sittengesetzes und die laie Handhabung der Sittenpolizei mußten die breiten Massen der Kirche entfremden und durch das Stadium des religiösen Indifferentismus zum zügellosesten Atheismus führen.

Wie weit die Saat des Unglaubens schon gediehen ist, verkündet uns die furchtbar beredte Sprache der modernen Statistik, betreffend die Zunahme der gemeinen Verbrechen, zumal bei der heranwachsenden Jugend, der Selbstmorde, der Ehescheidungen, der unsittlichen Literatur- und sog. „Kunst“produkte und nicht zuletzt der sozialdemokratischen Wahlziffern. Noch unheimlicher aber wirken die immer mehr um sich greifenden Massenkundgebungen des glaubensfeindlichen Geistes in allen Ländern Europas. Wenn nicht alles täuscht, so stehen wir vor einer Sammlung der Kräfte zum Kampfe aller gegen alle. Und es läßt sich bereits mit Sicherheit feststellen, daß der künftige Religionskrieg, ein Kulturkampf im großen Stil, alle bisherigen an Heftigkeit, Ausdehnung und Dauer weit übertreffen wird.

Bezeichnenderweise gilt der Kampf an erster Stelle der katholischen Kirche; wissen ja die Gottlosen nur zu gut, daß sie das stärkste Bollwerk des Gottesglaubens ist. Haben sie einmal diese Feste erobert und vom Erdboden hinweggefegt, so ist auf ewige Zeiten der Sieg an ihre Fahne geheftet und das „goldene Zeitalter des Anarchismus“ angebrochen.

Angesichts dieser drohenden Gefahr besteht zunächst für die gläubigen Katholiken das dringende Gebot, sich enger denn je an die hl. Kirche anzuschließen durch eifrige Betätigung des katholischen Glaubenslebens und treue Befolgung der Weisungen des Papstes und der Bischöfe. Von hoher Warte ausblickend haben die Oberhirten der Herde Christi die Not der Zeit erkannt und des öfteren ihre warnende Stimme erhoben. In der Überzeugung, daß die Katholiken nur dann widerstandsfähig sein werden, wenn sie wahrhaft übernatürlichen Glauben und übernatürliche Tugend besitzen, hat unser Hl. Vater Pius X. in der Enzyklika: „Pascendi dominici gregis“ auf die Grundirrtümer der heutigen Zeit hingewiesen und als deren Ursache das Schwinden des übernatürlichen Glaubensgeistes bezeichnet. In der allgemeinen Eucht mit dem Fortschritt der modernen Wissenschaft und Lebensführung zu gehen, hat man, nach der Ansicht des Hl. Vaters, auch in katholischen Kreisen vielfach vergessen, daß das Christentum eine übernatürliche Einrichtung ist, die vom jeweiligen Zeitgeist unabhängig ist; in der Eucht, alles nach modernen Grundsätzen zu reformieren, hat man außer acht gelassen, daß diese Grundsätze denen der christlichen Reform oder Askese oft schnurstracks entgegengesetzt sind. Daher hat der Hl. Vater die Parole ausgegeben: „Omnia instaurare in Christo: alles in Christus zu erneuern.“ Reform durch eine würdige Abhaltung des Gottesdienstes, Reform durch den häufigen und frommen Empfang der hl. Sakramente, durch tieferes Eindringen in den Glaubensschatz der kirchlichen Lehre und der heiligen Schrift; Reform ganz besonders durch die Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit des christlichen Lebenswandels: das ist das zeitgemäße, höchst fortschrittliche Programm des

Papstes. Machen wir es zum unsrigen, so werden wir unseren Mann stellen in dem Riesenkampf der Geister.

Möge der große Glaubenseiferer St. Michael uns voranleuchten in diesem Kampfe: „Michael — Wer ist wie Gott?“ sei auch unsere Losung im Kampfe gegen den modernen Unglauben, im Kampfe um Gott und unsere heiligsten Güter.

Der hl. Gabriel Possenti + 1862.

Der Geburtsstadt des seraphischen hl. Franziskus entsproßte vor nahezu 80 Jahren eine andere Jugendblüte, ein zweiter hl. Moxsius. Die Welt nannte ihn Franz Possenti. In seinen jungen Jahren dachte der Bürgermeistersohn gar wenig an Kloster und Ordenskleid; vielmehr ging er allerhand eitlen Vergnügungen nach: der Jagd, dem Tanz, dem Theaterbesuch — kurzum, er war ein Weltling durch und durch. Doch die göttliche Gnade wußte ihn zu finden. Wiederholt ergriff ihn eine schwere Krankheit, und in der heilsamen Todesnähe erwachte in ihm der Klosterberuf. Unerwartet trat er nun in das Noviziat der Passionisten zu Morrovalle ein und wählte bei seiner Einkleidung den Ordensnamen „Gabriel von der schmerzhaften Mutter“. Diesem Namen wurde er in seinem kurzen Leben vollauf gerecht.

Schon in seiner Jugend offenbarte sich seine Vorliebe für die Andacht zur Schmerzreichen. Im väterlichen Hause hatte er ihre Statue aufgestellt; seine stete Sorge war es trotz allem weltlichen Treiben, dieses Bild mit Blumen zu zieren und ein Lämpchen vor ihm zu unterhalten. Dort kniete er oft, in stilles Gebet versunken.

Im Kloster vertiefte sich diese Andacht mehr und mehr; sie wurde ihm zur Triebfeder zahlloser Tugendakte. „Kein Tag soll vergehen, ohne daß ich eine Blume pflücke, um das jungfräuliche Haupt meiner Mutter zu schmücken.“ Diese Blumen waren stachelige Rosen der Selbstverleugnung, die er der Königin der Märtyrer zum duftigen Strauße zusammenband. Am Vorabend eines Marienfestes legte er sich noch eine besondere Abtötung auf: regelmäßig verzichtete er dann bei der Mahlzeit auf das Obst, das er sonst als Nachtschiff gerne aß. Vor Maria Verkündigung gönnte er sich 40 Tage hindurch nie eine vollständige Sättigung. Wurde ihm ein Opfer allzu schwer, so half ihm über alle Bedenken der Beweggrund hinweg: Aus Liebe zu Maria! Um ihretwillen mochte er niemand eine erfüllbare Bitte abschlagen. In Wahrheit erwies er sich als „ein ständiges Brandopfer auf dem Altare seiner Mutter“. Tag für Tag fand er Zeit, den Rosenkranz zu den Sieben Schmerzen zu beten; auch das altehrwürdige Stabat mater gehörte zu seinen täglichen Übungen, und noch auf dem Todesbett ließ er sich Teile dieses Hymnus vorbeten. Eine ganze Reihe anderer selbstgewählter Andachten hielt er ein, so daß sich sein Seelenführer nicht wenig wunderte, wie er dabei allen Obliegenheiten nachkommen konnte. Gleich zu Beginn seines Ordenslebens fiel ihm ein Buch des hl. Alphonsus in die Hände: „Die Herrlichkeiten Mariens“. Daraus schöpfte er immer neue Anregung; sein ganzer reicher Inhalt ward ihm allmählich zum geistigen Eigentum. Darum ist es leicht ver-

ständig, daß er sich nicht genug tun konnte im Lobe der Himmelskönigin. Alle Lehren der Kirche und manche kernigen Aussprüche der hl. Väter über sie stellte er sich zu einem fast überschwenglichen Glaubensbekenntnisse zusammen, das er in seiner Begeisterung mit dem eigenen Blute unterzeichnen wollte. Er mochte es nicht dulden, wenn andere in theologischer Genauigkeit seinem Glaubenseifer engere Grenzen wiesen. Überglücklich war er, als ihm nach langem Drängen das Gelübde gestattet wurde, mit allen Mitteln die Ehre seiner himmlischen Mutter zu fördern. Wiederholt finden sich in seinen Briefen Stellen, aus denen der große Ernst seines Versprechens erhellt. Gern wäre er sogar in die Heidenmission gezogen, um „diese Armen mit seiner lieben Mutter bekannt zu machen“.

Das Bild der schmerzhaften Mutter, der hienieden sein ganzes Sinnen und Trachten galt, hielt er auch in Händen, als er auf dem Totenbette lag. Mit einem herzinnigen Aufblick zu ihr verschied er im Jahre 1862, im jugendlichen Alter von 24 Jahren. Seit 1908 verehrt ihn die hl. Kirche als Seligen und jetzt auch als großen Heiligen. Treffend hebt sie im Meßgebet den Hauptzug seines Lebens hervor: „O Gott, der Du den heiligen Gabriel, Deinen Bekenner, gelehrt hast, die Schmerzen Deiner süßesten Mutter zu betrachten, und ihn durch sie zur Glorie der Heiligkeit und der Wunder erhöht hast, verleihe uns, daß wir durch seine Fürbitte und sein Beispiel an den Schmerzen dieser Deiner Mutter so teilnehmen, daß wir durch ihren mütterlichen Schutz gerettet werden.“

Der ehrwürdige Franz Joseph Rudigier, Bischof.

Sin guter Streiter Christi!“ so lautet das schlichte Lob, das die Grabinschrift dem Gottesmann spendet. Wer nur sein Bild betrachtet, der errät gleich, welch ein unbeugsamer Wille ihm innewohnte. „Die Rudigiere sind aus hartem Holze geschnitten“, sagte ein Zeitgenosse. Er selbst äußerte sich beim Antritt seines bischöflichen Amtes: „Ich bin durchaus nicht gesonnen, mich beugen zu lassen.“ Wo es aber hart auf hart geht, da fliegen die Funken. Das sollten die liberalen Kirchenfeinde an ihm erfahren.

Die erste Hälfte seiner 32 jährigen Tätigkeit in der Linzer Diözese verstrich in verhältnismäßigem Frieden. Seine erste Sorge galt seinem Klerus, den er durch Neuordnung des Kirchenvermögens an sich zu fetten und auf der Höhe des Berufes zu halten trachtete. Nicht weniger groß war seine Liebe zum Volke, das er auch in politischer Hinsicht reifer machte für die Wahrung der höheren Interessen des Vaterlandes. Das tat bitter not. Denn bald begann der Kampf gegen die Pflegeorden und die Heße gegen die Geistlichkeit; gegen die katholische Auffassung der Ehe, der Sonntagsheiligung, des Begräbnisses und der Schule wurde von den Liberalen Sturm gelaufen; ja, selbst das Konkordat ließen sie nicht unangetastet. Da mochte der feurige Bischof nicht auf dem Plane fehlen; er haßte alle Halbheit und feiges Nachgeben. Wiederholt versammelte er seine Mitbrüder zu gemeinsamer Beratung; zündende Hirtenbriefe rüttelten seine Diözesanen auf zur Abwehr. 1869 wurde er wegen seines Eifers zu 114 Tagen

Gefängnis verurteilt — eine Schmach, die ihm zum Ruhmeskranz wurde. Sein Kampfschwert ließ er erst sinken, als der Tod es ihm aus der Hand wand (1884).

Mit derselben Begeisterung, die er für die Sache Christi und seiner Kirche hegte, eiferte er auch für die Ehre der unbefleckten Jungfrau. „Gelobt sei Jesus Christus und die Unbefleckte Empfängnis der seligsten Jungfrau Maria!“ das war der Familiengruß in dem schlichten Bauernhause, das seine Kindheit sah. Hier wurde auch er angehalten, täglich den Rosenkranz zu beten. In seinen erfolgreichen Studentenjahren zu Innsbruck verging kein Tag, ohne daß er die kleinen Tagzeiten zu Ehren der Makellosen verrichtete; er gehörte früh einer marianischen Kongregation an. Seine erste Predigt als Frühmesser im Gebirgsdorf Vandans galt der Verherrlichung Mariens. Sein neugegründetes Bischöfliches Amtsblatt eröffnete er mit der Bulle, durch die Papst Pius G. den Glaubenssatz von der Unbefleckten Empfängnis dem Erdkreise verkündete. In dieser Zeit reifte auch sein Plan, zur Erinnerung an dieses große Geschehnis in seiner Bischofsstadt einen prachtvollen Dom zu errichten. Er wußte, daß seine Herde mit ihm die Hochschätzung des Gnadenvorzuges Mariens teilte. So war es ihm vergönnt, sieben Jahre später (1862) unter dem Jubel der Bevölkerung den Grundstein des herrlichen Gotteshauses zu legen, dessen Vollendung er allerdings nicht mehr schaute. Eifrig war er bestrebt, überall in seinem Sprengel die Mariandacht und das Rosenkranzgebet zu fördern. Er selbst versammelte allabendlich um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr seine Dienerschaft in der Privatkapelle und betete die fünfzig Ave vor; auch während seiner Amtreisen hielt er diese seine Gewohnheit ein und tat es gemeinsam mit seinem Kaplan oder selbst seinem Diener.

Am ersten Tage der Novene der Unbefleckten Empfängnis, einem Samstag, ging er in die Ewigkeit hinüber im Jahre 1884. Sein letztes Gebet war die Schlußstrophe des Hymnus Stabat mater, die in die rührende, herzinnige Bitte an den Heiland ausklingt, er möge um der Schmerzenseichen willen dem Väter Himmelsfreuden verleihen. Gewiß hat der ewige Richter das Amen, „So sei es!“ hinzugefügt. Die Kirche aber hat 1905 seinen Seligsprechungsprozeß eingeleitet. Der ehrwürdige Diener Gottes ist uns zum Fürsprecher bei der himmlischen Mutter geworden!

Der hl. Joseph, Nährvater Jesu.

„Er setzte ihn zum Herrn über sein Haus
und zum Fürsten über all' sein Gut“
(Ps. 104, 21.)

Von dem Wunsche befeelt, der Kirche Gottes gegen die schrecklichen Übel und Nöte der gegenwärtigen Zeit eine neue himmlische Hilfe zu sichern, hat schon der Heilige Vater, Papst Pius IX. durch Dekret vom 8. Dezember 1870 verordnet, daß der heilige Joseph, der Gemahl der unbefleckten Jungfrau Maria, zum Schirmherrn der katholischen Kirche erklärt werde und er hat dieses Dekret durch ein apostolisches Schreiben (Breve) vom 7. Juli des folgenden Jahres feierlich bestätigt und zur Ausführung gebracht. Und in Wahrheit, die Kirche befand sich damals in einer sehr bedrängten

und höchst schwierigen Lage; denn die Revolution strebte schon lange die Einigung Italiens unter dem Zepter Viktor Emanuels von Piemont an und führte deswegen einen erbitterten Krieg nicht nur gegen die übrigen Fürsten von Italien, sondern auch gegen den Papst selber. Kaum hatte Napoleon III., Kaiser von Frankreich, seine fünftausend Mann Schutztruppen, weil im eigenen Lande von den Deutschen mit Krieg überzogen, 1870 aus dem Kirchenstaate zurückgerufen, so drangen italienische Truppen in denselben ein, besetzten Civita vecchia und standen bereits am 19.

September vor den Thoren Roms. Der Papst wollte nur der Gewalt weichen und rüstete ein kleines Heer aus, um sich zu verteidigen; allein bald wurde an der Porta Pia Bresche geschossen, und daraufhin erhielten die päpstlichen Soldaten den Befehl, sich zurückzuziehen. Der Feind rückte in Rom ein, die ganze Stadt wurde besetzt, Raub und Plünderung am päpstlichen Eigenthume verübt, und nur der Vatikan verblieb dem Papste noch als Besitztum — der Heilige Vater war wie ein Gefangener in seinem Palaste. Er erhob zwar lauten Protest gegen solche Freveltat, jedoch ohne Erfolg; man schritt zur Abstimmung und das Volk stimmte für den



Der heilige Joseph.

Anschluß an Italien, worauf ein Erlaß Viktor Emanuels vom 8. Oktober 1870 die Einverleibung Roms in das Königreich Italiens aussprach. So wurde der Papst seines Landes, des Kirchenstaates beraubt, ohne daß ihm eine von den europäischen Großmächten zu Hilfe eilte — war er da nicht genöthigt, sich an höhere Macht zu wenden, um Schutz und Beistand in den gefährlichen Zeitläuften zu suchen und zu finden?

Das tat er denn auch, indem er seine Zuflucht zum Himmel nahm und beschloß, den heiligen Joseph zum Schirmherrn über die ganze Kirche aufzustellen. Und gewiß, kein Heiliger ist geeigneter, ein solches Patronat wirksamer

zu übernehmen, als er, weil er war der Gemahl und Beschützer der seligsten Jungfrau Maria, der Pflegevater unseres Heilandes Jesus Christus.

1. Es geschah offenbar nach einem göttlichen Ratschlusse, daß Maria sich vermählte, damit auf ihre Ehre kein Makel falle, und Christus nicht für ein uneheliches Kind gehalten werde und deshalb von den Juden verachtet würde. Wenn wir nun sehen, daß der heilige Joseph die Stelle des Bräutigams einnimmt, so läßt sich wohl denken, daß er von Gott dazu berufen und er allein würdig war, der Gemahl der reinsten Jungfrau und Gottesmutter zu werden; denn bei allen besonderen Gnaden, welche vernünftigen Wesen zuteil werden, sagt der heilige Bernhardin, ist es eine allgemeine Regel, daß, wenn die göttliche Vorsehung jemand zu einem außerordentlichen Amte bestimmt, sie auch alle zu dessen Führung nötigen Gnaden schenkt, ja sogar im Überflusse damit

aus schmückt. Und das mußte also auch bei dem heiligen Joseph der Fall sein: er war nicht nur edel an Geschlecht, sondern auch an Geist und an Tugenden, er war ein Abkömmling Davids, der nicht aus der Art schlug, ein Sohn Davids nicht bloß dem Fleische nach, sondern auch in seinem Glauben, in der Heiligkeit, in der Hingebung, kurz ein Mann ganz nach dem Herzen Gottes. Die Heilige Schrift faßt alle diese erhabenen Eigenschaften Josephs in ein einziges Wort zusammen und sagt von ihm: er war gerecht. Das zeigte sich schon gleich bei jenem Ereignisse, welches uns im Evangelium erzählt wird. Joseph war bereits verlobt mit Maria, wußte aber nichts von der Botschaft des Engels, und von der Menschwerdung des Sohnes Gottes im Schoße der reinsten Jungfrau; in ihrer Bescheidenheit überließ sie es dem Herrn, das wunderbare Geheimnis zu offenbaren. In welche Verlegenheit geriet er nun, als er die Veränderung wahrnahm, welche mit seiner so heiligen Braut vor sich gegangen war! Er wurde gewissermaßen in seinem Geiste verwirrt, denn er konnte sich die Sache nicht erklären, und deshalb faßte er den Entschluß, sie heimlich und in aller Stille zu verlassen, um sie nicht in Berruf zu bringen. Wenn eine Braut sich schwer verfehlt hatte, dann erhielt sie den Scheidebrief und wurde hernach gesteinigt, so verlangte es das Gesetz. Davor aber wollte Joseph Maria verwahren und gedachte deswegen ohne alle Auffälligkeit den Ehevertrag wieder aufzulösen. Jedoch ein solcher ernster Schritt mußte verhütet und Maria durfte des männlichen Schutzes nicht beraubt werden, darum griff Gott selbst ein und sendete seinen Engel, der in einer Erscheinung zu Joseph sprach: „Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Gemahlin, zu dir zu nehmen; denn was in ihr gezeugt ist, das ist vom Heiligen Geiste.“ (Matth. 1, 20.)

Nun war er aller Angst und Sorgen los, ein Stein fiel ihm vom Herzen, er erkannte den Schatz der Gnaden, der ihm anvertraut war, wurde aufs neue von größter Bewunderung für die Tugenden der seligsten Jungfrau erfüllt, verdoppelte seinen Eifer sich ihrer würdig zu machen, und gelobte sich, ihr treuer Beschützer bleiben zu wollen.

Und wie bald wurde ihr sein besonderer Beistand notwendig; denn kaum hatten sie sich in dem stillen Nazareth häuslich eingerichtet und eines süßen Friedens sich zu erfreuen angefangen, so traf sie die Kunde, der römische Kaiser habe den Befehl zu einer allgemeinen Volkszählung gegeben, und jeder müsse in den Stammort seiner Familie gehen, um sich da aufschreiben zu lassen. Da nun Joseph aus dem Hause Davids war, so mußte er nach Bethlehem reisen, und Maria begleitete ihn. Ob auch ihre Gegenwart notwendig war, bleibt dahingestellt; es genügt, zu wissen, daß die göttliche Weisheit sie nach Bethlehem führte, damit die Prophezeiung erfüllt würde, nach welcher der Messias dort geboren werden sollte. Wir können uns leicht denken, daß der Abschied von Nazareth für beide hart und der weite Weg besonders für Maria, deren Stunde nahe war, sehr beschwerlich gewesen sein wird. Aber endlich nach mehreren Tagen erreichen die heiligen Reisenden das Land ihrer Väter. Völl Freude sehen sie über die kleine Stadt und die reichen Täler hin, wo David die Herden seines Vaters geweidet hat; edle, rührende Erinnerungen bemächtigen sich ihres Geistes. Joseph hoffte seine Freunde wiederzufinden; er wußte ihre Namen,

ihre Wohnungen, und nahm sich vor, an ihrer Türe zu klopfen. Doch, welch bittere Enttäuschung wartete seiner, denn Bethlehems fromme Sitten hatten sich geändert, er begegnete keinem einzigen wohlwollenden Gesichte! Die einen erkannten ihn nicht mehr, und die anderen empfingen ihn kalt: niemand hatte eine Herberge für ihn. Wie verlassen war Maria, abgewiesen von Verwandten und Freunden, lenkte er, da die Nacht hereinbrach, seine Schritte zu einer jener Felsengrotten, die gewöhnlich von den Hirten als Unterstand für ihre Herden benutzt wurden, und hier fand er Obdach und ein ersehntes Ruheplätzchen für sich und seine treue Gefährtin. Allerdings fehlte es an jeglicher Einrichtung, allein Joseph half diesem Mangel so gut als möglich ab und alsbald sah es in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte recht wohllich aus. — Ich übergehe nun die weiteren großen Ereignisse, die Geburt des Welterlösers, das Erscheinen der Hirten an der Krippe, und die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, um noch bei einer Begebenheit zu verweilen, wo sich der heilige Joseph ganz vorzüglich als Beschützer Maria und des göttlichen Kindes bewährt hat, und das ist die Flucht nach Agypten.

Der König Herodes erließ, um seinen vermeintlichen Nebenbuhler, von dem er durch die heiligen Weisen erfahren hatte, sicher aus dem Wege zu schaffen, den Befehl: alle Knaben von zwei Jahren und darunter sollten ermordet werden. Das Leben des Jesuskinds stand somit auf dem Spiele, in höchster Gefahr, und darum erschien der Engel Gottes und sprach zu Joseph: „Stehe auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Agypten.“ (Matth. 2, 13). Menschlich betrachtet, welch ein unerhörter Auftrag! fortziehen sollte er von den Seinen zu den Fremden, von den Gläubigen zu den Ungläubigen, vom Tempel des Herrn zu den Göztempeln, aus dem eigenen Vaterlande. Standen denn dem Allmächtigen nicht viele andere Auswege offen, um seinen Eingeborenen zu retten? Doch, nicht so dachte Joseph, er erhob sich vielmehr schnellstens, traf in Eile alle Vorbereitungen zur Reise und machte sich ohne Widerrede daran, dem Rufe des Herrn zu folgen. Wer könnte sie aber schildern alle die Gefahren, die er zu überwinden, alle die Sorgen, die er auf dem ganzen Wege zu bestehen hatte? Die Legende erzählt, daß er sogar in eine Räuberhöhle geriet, jedoch glücklicherweise wieder befreit wurde. Wochen vergingen bis die drei hohen Flüchtlinge den fernen Weltteil erreichten, und sich endlich in Ruhe niederlassen konnten. Und wie sauer mag es ihnen dort unter lauter Fremden geworden sein, auch nur den täglichen Unterhalt zu erwerben. Oh, wer die Verbannung nicht aus eigener Erfahrung kennt, kann sich keinen richtigen Begriff machen von den Leiden der Unglücklichen, die dazu verurteilt sind. Aber die Zeit verstrich, wenn auch langsam, das Ende der Verbannung nahte heran, der Engel erschien und rief zur Rückkehr, — o süßer Augenblick, da eine Stimme des Himmels uns zur Heimat ruft! Gleichwohl dürfen wir nicht denken, daß jetzt die Reise mit weniger Beschwerden verbunden war: Ungemach an Ungemach wird ohne Zweifel der Anteil ihres Loses auch auf dem Rückwege gewesen sein. Doch die Vorsehung wachte, und unter ihrem Beistande gelang es dem schützenden Arme des heiligen Joseph die ihn anvertrauten Kleinodien, Jesus und Maria, unverfehrt in das gelobte Land zurückzubringen.

Wie glänzend hat somit der große heilige Mann die Aufgabe gelöst, die ihm von Gott übertragen war: seine Gemahlin allezeit in Schutz zu nehmen! Die wenigen Züge, die ich von seinem Wirken mittheilte, sollen das hinlänglich klargemacht haben. Da nun aber die seligste Jungfrau Maria ein Vorbild von der katholischen Kirche ist, — wird nicht der heilige Joseph auch jetzt, da er erhöht ist, im Himmel dieses Amtes noch in Treue walten und der Braut Christi seinen vollen Schutz angedeihen lassen, wenn sie in Not und Gefahr ist? Zweifelsohne, und darum hat der Heilige Vater Papst Pius IX. recht getan, ihn als Schirmherrn über die ganze Kirche aufzustellen, und wir können zuversichtlich erwarten, daß er ihr auch ein mächtiger Beschützer sein wird, weil er der Vater unseres Heilandes war.

D beneidenswerter Mann, ruft der heilige Bernhard aus, dir ist es gegeben worden, was viele Könige und Propheten sehen wollten und doch nicht sahen, hören und doch nicht hörten, indem du das nicht nur sahest und hörtest, sondern sogar tragen, führen, umarmen, küssen, nähren und kleiden durftest! Zu welcher Ehre schätzten es sich manche Heilige, wenn sie die Gnade erhielten, daß ihnen das Jesuskind erschien und mit ihnen redete, oder gar das Glück genossen, es einige Augenblicke auf den Armen zu tragen! Nun, der heilige Joseph erfreute sich eines solchen Genusses nicht nur eine Zeitlang, sondern immer: täglich sah er seinen Gott und Herrn um sich, täglich und stündlich hatte er Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, ihn bei der Hand und auf die Arme zu nehmen, ihn zu Liebkosen, welche Ehre läßt sich mit einer solchen vergleichen? Noch mehr: Der heilige Joseph wird ausdrücklich in der heiligen Schrift als der Vater Jesu bezeichnet. Als das göttliche Kind im Tempel dargestellt wurde, und Simeon über dessen Zukunft Großes weissagte, da fügt der Evangelist Lukas die Worte bei: Und sein Vater, und seine Mutter waren voll Bewunderung über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden (Luk. 2, 33). Als dann der Knabe Jesus bei dem großen Menschengewühle in Jerusalem den heiligen Eltern verlorenging und nach drei Tagen endlich von ihnen wiedergefunden wurde, da hören wir Maria ausrufen: „Sohn, warum hast Du uns also getan? Siehe, Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht“ (Luk. 2, 48). Ja, Vater Jesu, nennt ihn die Kirche zu allen Zeiten, als Vater Jesu preisen ihn die Heiligen Gottes, als seinen Vater begrüßt und verehrt ihn aufs innigste der Heiland selber. Zwar ist er nicht Vater in Hinsicht der Geburt, aber Vater der Würde nach, Vater der Gewalt nach, Vater der Liebe nach. Oh, daß es uns gestattet wäre, einen Blick in jenes irdische Paradies zu werfen, das sich im Hause von Nazareth verwirklicht hat, welche Wunderdinge würden wir gewahr werden. Doch das merkwürdigste Schauspiel für Engel und Menschen bleibt, zu sehen, wie der Gottessohn dem heiligen Joseph untertan ist und mit aller Ehrerbietung dessen Befehle vollzieht (Luk. 2, 51). Oder was ist erhabener, als demjenigen zu gebieten, der mit Recht genannt wird: König der Könige, Herr der Heerschaaren! Da erkennen wir so recht die Größe, die Hoheit und das Ansehen des heiligen Pflegevaters Joseph. Groß war die Macht des Josua, da er einmal im Namen Gottes die Sonne in ihrem Laufe stillestehen hieß, aber erhabener ist die Macht desjenigen, der dem Schöpfer der Sonne eine lange Reihe von

Jahren befehlen durfte und bei ihm Gehorsam und Unterwerfung fand. — Joseph, der Sohn und Liebling des Patriarchen Jakob, hatte einst einen Traum, in welchem es ihm vorkam, als ob Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm zur Erde neigten. Bei unserem heiligen Joseph ist dieses Traumbild zur vollen Wahrheit geworden; denn vor ihm verneigte sich Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, verneigte sich Maria, die mit dem Monde verglichen wird und verneigen sich jetzt und immerdar die Sterne erster Größe, die Heiligen Gottes im Himmel. Ja, wenn Joseph auf Erden schon ein so hohes Ansehen bei Gott besaß, daß er ihn zum Herrn über sein Haus setzte und wenn er hienieden schon dem menschengewordenen Sohne Gottes am nächsten stand, ihm am teuersten war und Macht über ihn hatte: soll er nun nicht auch im Himmel nach Jesus und Maria das größte Ansehen genießen und die einflußreichste Stellung einnehmen, da sich der Erlöser jetzt im Zustande der Verklärung befindet? Hatte daher Pius IX. nicht vollkommen nach Recht gehandelt, wenn er dem heiligen Joseph das Patronat über die katholische Kirche anvertraut hat? Wo gäbe es auch nach der seligsten Jungfrau und Gottesmutter jemand, der sich mit ihm an Würde messen, welcher der Christenheit mehr nützen könnte, als er? Wohl kennt die Welt Namen von hellerem Klange: sie weiß von Königen und Kaisern, von Kriegshelden und Eroberern, von Künstlern und Gelehrten zu erzählen, die durch Großthaten hervorragen, aber es gibt keinen unter ihnen, der sich den Namen: Vater Christi beilegen kann, keinen, der sich einer so unumschränkten Gewalt über das Herz des Sohnes Gottes erfreut hätte.

Der hl. Josef war in allen Lagen und Verhältnissen seines Lebens, in allen Entbehrungen und Gefahren so zufrieden und gott ergeben. Der größte Trost, welcher ihm alle Müheseligkeiten und Widerwärtigkeiten versüßt, ist das Jesuskindlein auf seinen Armen und der hl. Wille Gottes: Alle seine Schritte und Tritte von früher Jugend an bis zu seiner letzten Stunde, wo er in den Armen Jesu und Mariens selig seinen Geist aufgab, waren getragen von der höchsten Selbstverleugnung, Zufriedenheit und Ergebung in die göttliche Vorsehung. Ohne Murren und Klagen befolgte er eilends den ihm durch einen Engel gewordenen sehr schwierigen Auftrag: „Nimm das Kind und seine Mutter, fliehe nach Agypten; dort bleibe bis ich es dir sagen werde.“ Durch dieses erhabene Jugendbeispiel ruft auch uns allen der hl. Joseph die lehrreiche Mahnung in das Herz hinein: Nimm oft Jesus im allerheiligsten Sakramente in deine Seele und lasse dich durch keine Schwierigkeiten abhalten von der täglichen hl. Kommunion; fliehe vor der Welt und ihren Nachstellungen und Verführungen in die Einsamkeit des Gotteshauses, bleibe gerne und lange dort bei dem in Brotsgestalt verborgenen Gottessohn. Dann wird er uns auch einstens zur glückseligen Anschauung seines allerheiligsten Pflegesohnes einführen. So war es bei der hl. Lidwina († 1433). Dieselbe hat 33 Jahre die schrecklichsten Schmerzen und Leiden auszustehen. Nur bei Jesus in der hl. Eucharistie, der ihr auch öfters sichtbar erschien, fand sie Trost und Stärke zur Übung ihrer heldenmäßigen Geduld. Zu ihrem Seelsorger, welcher ihr anfangs nur selten die hl. Kommunion brachte, sprach sie einstens: Wenn ich den Schlüssel zum Tabernakel hätte wie Sie und wenn ich Sie so vom Hunger, der mich verzehrt, gepeinigt sähe,

würde ich Ihnen das Brot des Lebens nicht vorenthalten, wie Sie es tun. Haben Sie Erbarmen mit mir, da ich auf dieser Erde keinen anderen Trost habe als die Liebe Jesu und kein anderes Mittel, das Leben zu fristen als den Leib Jesu.

Die hl. Germana, Jungfrau, † 1601.

(15. Juni)

Germana wurde 1579 zu Pibrac in der Erzdiözese Toulouse (Süd-Frankreich) geboren. Ihre Eltern, die Landleute waren, hießen Lorenz Cousin und Maria Laroche. Das Kind, welches die an sich arme Familie um ein Glied vermehrte, schien seit dem Tage seiner Geburt für das Leiden und das Elend bestimmt gewesen zu sein, denn es kam krankhaft zur Welt. Drüsengeschwüre entstellten es, und seine rechte Hand war gelähmt. Frühzeitig verlor Germana ihre Mutter, und als ihr Vater eine zweite Ehe einging, wurde für sie das Leben noch trauriger als vorher. Zu ihrer Armut und Kränklichkeit gesellten sich als weitere Übel die Abneigung und die rohe Behandlung von seiten der Stiefmutter. Es war eine harte Schule der Leiden, die Germana durchzumachen hatte, aber die Fortschritte, die sie darin machte, die Erfolge, die sie errang, waren glänzende. Gott ließ diese Prüfungen zu, um die ihm so teure Seele immer mehr zu läutern von aller Anhänglichkeit an das Irdische und sie zu schmücken mit übernatürlichen Tugenden, zumal der Geduld und der Demut.

Kaum war das schwache Mädchen zu einigen Dienstleistungen fähig, da wurde es auch schon von seiner Stiefmutter aufs Feld geschickt, um die Schafe zu hüten und dies blieb sozusagen seine einzige Beschäftigung bis zum Tode. Es ist nicht zu leugnen, daß das Hirtenleben besonders für Kinder große Gefahren mit sich bringt; sie sind meist allein mit den Tieren, oder, falls sie mit Menschen zusammentreffen, so sind es fast immer dieselben Personen, mit denen sie verkehren. Die Unschuld geht da leider bei manchen sehr frühe verloren, und sie wachsen meistens auf ohne Bildung des Herzens, sie bleiben in einer bedauernden Unkenntnis über die weltlichen Wissenschaften, und, was noch weit schlimmer ist, fast alles dessen, was sich auf Gott, die Seele und die hl. Religion bezieht. Germana aber hielt, während sie der Herde nachging, Gott vor Augen, und, weit entfernt in der Einsamkeit an ihrer Seele Schaden zu leiden, bewahrte sie sich ein reines Herz und befließ sich der Tugendübung. Alles, was sie umgab, sprach ihr von Gott, dessen Größe, Weisheit und Güte; übernatürliches Licht ergoß sich in stets größerer Fülle in ihre schöne, reine Seele. Was konnte diese Unwissende noch von dieser Welt lernen, sie, die Gott kannte und zu deren Herz Gott selber redete, der so gerne mit Unschuldigen und Demütigen verkehrt? Was konnte ferner diese Erde mit ihren Freuden und Schätzen noch dem Herzen bieten, das von der Liebe zum höchsten und schönsten Gute so mächtig entbrannt und so ganz durchdrungen war? Die Einsamkeit wurde trotz der Entbehrungen, die sie für den Leib mit sich brachte, für Germanas Seele recht angenehm und deshalb suchte sie die Gesellschaft anderer Menschen nicht auf, aber, wenn sie hie

und da mit Altersgenossen zusammenkam, so benutzte sie gerne diese Gelegenheit um sie liebevoll an Gott zu erinnern. Sie klagte nicht über die Armut, die sie zu erdulden hatte und murrte nicht über Gottes Vorsehung, weil sie seit ihrer Geburt stets fränklisch und krüppelhaft geblieben war. Obschon Gott ihr öfters deutliche Beweise seines Wohlgefallens gegeben hatte, so wagte sie es doch niemals, ihn um Linderung ihrer Schmerzen oder um Heilung ihrer körperlichen Gebrechen zu bitten. Mit ihrem niedrigen Stande und ihrer gewöhnlichen Beschäftigung gab sie sich gerne zufrieden und ebenso geduldig erwies sie sich in Ertragung der innern Leiden, die ihr Herz so arg verwundeten. Sogar bei ihrem eigenen Vater fand sie keine Gegenliebe und keinen Schutz, als die Stiefmutter ihr den Stall oder einen dunkeln Winkel des Hauses zum Aufenthaltsorte und Reiser zur Schlafstätte anwies und ihr jeden Verkehr mit den jüngern Geschwistern untersagte, die sie doch so zärtlich liebte.

Gott lehrte das arme Hirtenmädchen den hohen Wert der Leiden, und der Erleuchtung von oben folgend, gab Germana sich nicht zufrieden mit den täglichen Leiden, mit dem gewöhnlichen Kreuze, das die Vorsehung ihr beschieden hatte, sondern legte sich außerdem noch verschiedene Abtötungen und Bußwerke auf. Für ihren täglichen Unterhalt begnügte sie sich meistens mit Wasser und Brot und trotz ihrer Körperschwäche wohnte sie jeden Morgen dem hl. Meßopfer mit Andacht bei. War sie auf dem Felde, dann ließ sie manchmal die Herde allein, um zu beten und über himmlische Dinge nachzudenken. So verfuhr sie nicht aus unangebrachter Frömmigkeit, sondern um der Einladung Gottes zu folgen, und weil sie sicher war, daß die ihr anvertrauten Schafe nicht in die Irre gehen und vor den Anfällen der Wölfe geschützt sein würden. Germana pflegte nämlich, bevor sie der Unterredung mit Gott sich hingab, ihren Hirtenstab in die Erde zu stecken, und den Schafen, gerade als wenn sie ihre Worte verstanden hätten, zu befehlen, dieses Zeichen nicht zu überschreiten. Ihr Befehl wurde jedesmal treu ausgeführt und ihr Vertrauen auf Gott zog auch in auffälliger Weise den Segen auf die Herde ihres Vaters herab, so daß niemand im Dorfe schönere und bessere Schafe hatte als er. Trotzdem war die Stiefmutter mit dem Benehmen Germanas nicht einverstanden, sondern zeigte sich sehr erbost, als sie erfuhr, daß sie manchmal die Herde verließ, um abseits still den Verkehr mit Gott zu pflegen.

Zum hl. Altarssakramente bekundete die Hirtin eine große, innige Andacht, namentlich fühlte sie sich angetrieben, dem in Brotsgestalten verborgenen Heilande Abbitte und Sühne zu leisten für all die Schmach, die ihm von seiten der Protestanten damals zugesügt wurde, als sie frech in die Kirchen eindrangten und darin, ihrem Hasse folgend, schändliche Freveltaten begingen. An allen Vorabenden der Sonn- und Feiertage bereitete sie sich durch eine reumütige Beichte und allerlei Tugendübungen vor, ihren Heiland in der hl. Kommunion zu empfangen. Die Liebe und das Verlangen ihres Herzens nach der Engelspeise, das Glück und die Wonne die sie empfand, als sie von der Kommunion zurückkehrte, all diese Gefühle strahlten wider auf ihrem züchtigen Antlitze, und die Umstehenden erbauten sich jedesmal, wenn sie Germana bei solchem Anlasse betrachten konnten. Ist es wohl nötig, noch lange darauf hinzuweisen, daß die

arme Hirtin, die Jesus so innig liebte, auch eine zärtliche Andacht zur Gottesmutter bekundete? Der Rosenkranz war für sie das Buch, aus welchem sie die Vorzüge Marias lernte und das „Ave Maria“ brachte ihr, so oft sie es betrachtend betete, unsäglichen Trost und himmlische Erleuchtung. Sobald nur die Glocke an den Engelsgruß erinnerte, kniete sie nieder, sei es im Schnee oder im Schlamm, oder gar mitten im Bache, den sie eben durchschritt, um fromm und andächtig diejenige zu verehren, die einst Gott der Vater durch seinen Gesandten grüßen und verehren ließ.

Da nun Germana beständig nur auf das bedacht war, was die Ehre Gottes am meisten beförderte, die Eigenliebe aber und die Selbstsucht verabscheute, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Weltmenschen, die gerade das Gegenteil tun, in der Lebensweise der frommen Hirtin eine Anklage und Verurteilung ihres Treibens erblickten. Darum machten sie sich alsbald daran, ihre Einfalt zu verlachen und versuchten es, sie durch allerlei Spöttereien von ihrem frommen Lebenswandel abzuschrecken. Spott und Hohn sind gefährliche Waffen, deren der böse Feind und seine Helfershelfer sich öfters mit Erfolg bedienen, um die Unschuld zu Falle zu bringen und den Frommen den Mut zur Standhaftigkeit auf dem Wege der Tugend zu rauben. Bei Germana blieben solche Versuche ohne Erfolg, sie betete für ihre Spötter und Feinde und harrte treu aus im Dienste Gottes, der ihre Standhaftigkeit durch manches Wunder belohnte. Nur eines derselben sei hier angeführt. Um zur Kirche zu gelangen, mußte Germana immer einen Bach überschreiten. Dieser war einst infolge nächtlicher Gewitter mächtig angeschwollen und es schien, als sei selbst der stärkste Mann nicht imstande gewesen, über das wie wütend dahinrauschende Wasser hinwegzusetzen. Des Morgens kam Germana, wie gewohnt, zum Bache und einige Männer, die mit ihrer Lebensweise nicht einverstanden waren, freuten sich schon, daß sie diesmal nicht zur Messe gehen könnte. Doch sie traute kaum ihren Augen, als sie bemerkten, wie das Mädchen ohne Mühe zu ihnen herübergelange! Von der Zeit an hegten sie andere Gesinnungen gegen Germana, und verkündeten überall, was sie am Bache gesehen, so daß auch die übrigen Dorfbewohner begannen, das tugendhafte Mädchen zu ehren und zu lieben.

Wenn jemand sich vom Almosengeben entschuldigt glauben konnte, dann war es sicher die arme Hirtin. Etwas Überflüssiges konnte sie nicht verschenken, hatte sie ja selbst kaum das zum Leben Notwendige, und sie war auch nicht in der Lage, auf Auslagen für Vergnügen und dgl. verzichten zu können, um dem Elende ihrer Mitmenschen zu steuern, denn sie war schon durch ihren Stand darauf angewiesen, selbst ein Leben der Entfagung und Entbehrung führen zu müssen. Aber wie hätte sie es übers Herz gebracht, ohne Gabe einen Armen vorübergehen zu lassen, in dem der Glaube ihr einen nothleidenden Bruder und Stellvertreter Jesu Christi zeigte? Sie freute sich stets, wenn sie ihre karge Nahrung noch mit irgendeinem Hungrigen teilen konnte und sann auf allerlei Mittel, andern Bedürftigen beizustehen. Doch bald kam sie wegen dieser Freigebigkeit in den Verdacht der Unehrllichkeit und wurde bei ihrer Stiefmutter des Diebstahls angeklagt. Auf dieses leichtfertige und lieblose Geschwäh hin beobachtete diese argwöhnische Frau genau das Kommen und Gehen Germanas, um selbige

auf frischer Lat zu ertappen. Eines Tages nun sah sie, wie das Mädchen, etwas in seiner Schürze tragend, aus dem Hause ging; da ergriff sie schnell einen Stock und eilte ihm unter Schimpf- und Scheltworten nach, um es wegen des vermeintlichen Diebstahls zu züchtigen. Zwei Männer, die des Weges kamen und sofort erkannten, in welcher schlimmen Lage Germana kommen würde, liefen der zürnenden Frau nach und erreichten sie, als sie im Begriffe stand hastig die Schürze Germanas zu öffnen. Doch, wie staunten alle, als sie darin einen Strauß lieblich duftender Blumen erblickten, wie man solche in der ganzen Umgegend noch niemals gesehen hatte! Gott hatte die Stücklein Brot, die Germana für die Armen erspart, in diese Blumen verwandelt, um dadurch die Heiligkeit seiner Dienerin zu offenbaren.

Seit diesem Ereignis begann auch der Vater Germanas gegen sein Kind bessere Gefühle und Gesinnungen zu zeigen; er wollte, daß sie fürderhin in seinem Hause mit den andern Kindern wohne und verbot seiner Frau fernerhin Germana irgendwie zu belästigen oder gar zu mißhandeln. Das geduldige, heilige Mädchen bat ihn aber, von seinem Vorhaben abzustehen und ihm die Erlaubnis zu gewähren, das Lager behalten zu dürfen, das man ihm früher angewiesen hatte.

Jetzt, wo die Menschen anfangen, das in seinem Elende so zufriedene und demütige Mädchen zu ehren, fand Gott, der es durch langjähriges Leiden und viele Trübsal gereinigt und geheiligt hatte, reif sei, um an den ungetrübten Freuden und an dem ewigen Glück im Paradiese teilzunehmen. Eines Morgens, als Germana nicht wie sonst mit der Herde ausgegangen war und ihr Vater davon Kenntnis erhielt, begab sich dieser zur Treppe, unter der sie sich zur Ruhe gelegt hatte. Wiederholt rief er sein Kind beim Namen und als er keine Antwort erhielt, trat er näher und fand es tot auf Meisern liegen.

Nach einer damals geltenden Sitte wurde die Leiche in der Dorfkirche, der Kanzel gegenüber, zur letzten Ruhe gebettet. Sechzig Jahre waren bereits seit dem Tode Germanas verflossen, und auf ihre Fürsprache bei Gott hatten die Bewohner von Vibrac verschiedene Wunder und besondere Gnaden erlangt. Als die Kunde von diesen auffallenden Gebetserhörungen dem Erzbischofe von Toulouse hinterbracht wurde, ließ er die nötigen Schritte tun, um den Seligsprechungsprozeß in Rom einzuleiten. Wegen der Ungunst der Zeiten und aus verschiedenen anderen Gründen konnte derselbe aber erst unter Pius IX. zum Abschluß gebracht werden. „Ich freue mich“, so sprach damals dieser große Papst, „über den Triumph dieser demütigen Hirtin. Was aber meine Freude besonders vermehrt, ist der Gedanke, daß Gott nicht ohne besondere Absicht ein schwaches und armes Mädchen so erhöht. Er will unserm Jahrhundert eine Belehrung geben, der es sehr bedarf. In der That, in einer Zeit, wo alle den irdischen Gütern, der Genußsucht und der Erhebung nachjagen, ist nichts so notwendig, als unserer Verehrung und unserer Nachahmung ein Leben vorzuhalten, das geheiligt wurde in der Armut, im Leiden und im niedrigen Stande. Einem Jahrhundert, das in die Irre getrieben worden ist durch trügerische Systeme der Philosophie und der Wissenschaft, mußte die wahre Weisheit und die wahre Wissenschaft entgegengehalten werden, die Germana am Fuße des Kreuzes gelernt hatte und

durch deren Lehren sie zur höchsten Vollkommenheit und zum herrlichsten Triumphe gelangt ist.“ Diese Worte des hl. Vaters deuten klar genug an, welche Nutzenanwendung wir aus dem Leben der hl. Germana ziehen müssen. Sie weisen uns hin auf die Leidenschaften, die so viele Menschen von Gott, von der Religion und von der Tugend abwendig machen. Begierlichkeit, Selbstsucht, unmaßiges Verlangen nach Geld und Gut, nach Ehren und Vergnügen, Unzufriedenheit mit seinem Stande, das sind einige der sittlichen Gebrechen, an denen die Menschheit jetzt mehr denn je krankt. Aber alle diese Krankheiten und Übel sind nur die Folge eines Hauptübels, das die anderen wie im Keime enthält. Denn die persönliche und öffentliche Sittlichkeit geraten gewöhnlich nur dann in Verfall, wenn der wahre Glaube, die reine Lehre entstellt und verfälscht worden sind. Wie groß und wie gefährlich muß ferner allerorten die Unordnung werden, wenn durch ihren Hochmut und ihren Stolz geblendete Menschen im Namen des Fortschrittes alles kritisieren und lächerlich machen wollen, was bisher als hoch und heilig gegolten hat: das Dasein Gottes, das zukünftige Leben, die Gottheit Jesu Christi, die hl. Kirche mit ihrer Lehre und ihren Gnadenmitteln, die Heiligkeit, Einheit und Unauflösbarkeit der Ehe, die rechtmäßige weltliche Obrigkeit usw. Ist es da nicht eine Wohlthat der göttlichen Vorsehung, wenn den durch falsche Wissenschaft und die sog. moderne Aufklärung verblendeten Menschen ein Ideal vor Augen geführt wird, wenn ihnen durch den unfehlbaren Stellvertreter Gottes auf Erden ein Leben wie das der hl. Germana gezeigt wird, damit sie durch dessen Betrachtung und Nachahmung wiederum zu Gott, ihrem Ursprunge und Ziele zurückgeführt und für die Tugend gewonnen werden möchten, wodurch sie dann auch wieder zu wahrer Größe und zur inneren Zufriedenheit gelangen können.

Wirkliche und geistliche Kommunion.

Der große Mystiker Tauler (7. Deutsche Mystiker. 4 Bd. Tauler, Kösel'sche Buchhandlung, Rempten) schreibt: „Es ist eine gute Gewohnheit hier zu Köln, daß man eifrig das heilige Sakrament empfängt; aber es wird gar ungleich genommen. Die einen nehmen es sakramentlich und nicht geistlich, noch selig; das sind die, die es in Todsünden nehmen, die nehmen es wie Judas. Die andern nehmen es sakramentlich und auch geistlich in ihre Seele, sie empfangen aber doch nur wenig Gnade und Frucht und Trost davon: Das sind die, die es mit vielen läßlichen Sünden und unbereit und unandächtig empfangen. Die Dritten empfangen es mit großer heiliger Frucht und unermesslichem Nutzen. Die vierten nehmen das Sakrament geistlich; das sind gute, lautere Herzen, die dieses Sakrament begehren und denen es zu der Zeit nicht zuteil werden kann . . . Und so kann es ein guter Mensch hundertmal des Tages nehmen, er sei wo er sei, krank oder gesund. Obwohl man es sakramentlich auf keinen Fall mehr als einmal des Tages nehmen soll, so kann man es doch mit unermesslicher Gnade und Frucht wiederholt geistlich nehmen in hl. Begehrung und Andacht.“

Zweiherrendienst.

Niemand kann zwei Herren dienen.“ Schon lange bevor der göttliche Heiland das jüdische Volk vor dieses entscheidende „Entweder — oder“ gestellt hatte, trat der Prophet Elias vor sein Volk, um es aus dem Hin- und Herschwanken zwischen Gott und Baal herauszureißen. „Usquequo claudicatis in duas partes? Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten?“ Israel, nicht ganz vom Propheten getrennt, dem Baaldienste nicht vollständig ergeben, gläubig und doch ab und zu, wenn Unannehmlichkeiten zu fürchten waren, dem Götzendienste huldigend, Israel übte Zweiherrendienst. Von Gott abfallen wollten die Israeliten nicht, war doch die jüdische Religion ein Erbe ihrer Väter, aber die Feierlichkeiten bei Götzopfern auf dem reichgeschmückten Altare des Baal, die Tänze der Baalspriester und Baals-töchter, die wollten sie sehen. Alles das war ja sehenswert, und dabei das eine oder andere Mal zuzuschauen, war ja nicht so schlimm. Mit dem königlichen Hofe konnte man auch nicht alle Verbindungen lösen, und so mußte man doch hier und da, bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, die Töchter hinschicken, die Mode der Bühlerinnen mitmachen. Im großen und ganzen, so trösteten sie sich, ging es ja anständig bei den Festen her, und man blieb ja seinem Glauben treu. „Wie lange hinket ihr nach beiden Seiten?“

Der göttliche Heiland führt dieselbe Sprache: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ Wohl können wir vielen Herren einen Dienst erweisen, aber wie der göttliche Heiland das Dienen auffaßt, ist es unmöglich, zwei Herren zugleich zu dienen. Der Heiland sagt: „Niemand kann zweier Herren Sklave sein.“ Der hl. Apostel Paulus hat so recht die Wahrheit dieser Worte erfaßt. Er nennt die Christen einfachhin „Christusklaven“ und den Dienst Gottes „Eklaverei Gottes“. Dann besser ein Sklave oder Diener Gottes als des Teufels!

Sorget nicht ängstlich.

Was ist doch ein Sorgen und Kummern ums Irdische und Vergänglichliche! So manch einer bekommt die bange Frage: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, und womit werden wir uns bekleiden?“ nicht von den Lippen, geschweige denn aus seinen Gedanken. Er nimmt sie mit zum Schlafengehen, nimmt sie mit zum Gebet in die Kirche und würde sie auch noch mit ins Grab nehmen, wäre es nicht gar zu eng da unten. Unser göttlicher Heiland hat diesen Überbesorgten eine herrliche Predigt gehalten. Wem diese Predigt nicht die Sorgenwolken aus der Seele jagt, dem kann auch nicht der Glanz des größten Goldberges die Seele erheitern und erhellen. In sonniger Landschaft, wie so oft, hat er den Predigtstuhl, einen Felsen oder erhöhten Punkt bestiegen. Die Vögel des Himmels fliegen sorglos einher, die Blumen des Feldes stehen da in ihrem Sommerkleide: ein Bild des Friedens und der Sorglosigkeit. Zwischen diesen lebenden Zeugen des großen Ernährers, des



Die christliche Hausfrau. Von Ludwig Richter.

allmächtigen Fürsorgers, hält der liebe Heiland seine Predigt über die Sorge. „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet!“ Der göttliche Heiland spricht nicht von der berechtigten Sorge, er will nicht den Faulen und Trägen, den Stromern und Bettlern einen Freibrief ausstellen für den Müßiggang, auch keine Ruckuckspolitik in Empfehlung bringen, der ja die Jungen von andern großziehen läßt, nein, er

meint das ängstliche Sorgen, das übertriebene, von der göttlichen Vorsehung getrennte Sorgen um den Lebensunterhalt. Dieses Sorgen nennt er unverständig, sittlich tadelnswert und zwecklos.

Übertriebenes Sorgen ist unverständig. „Ist das Leben nicht mehr wert als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ Gott hat uns das Leben geschenkt und den Leib. Soll er, der uns das Größere gab, das Kleinere verweigern? Der liebe Gott, der uns ins Leben rief, wird nicht so unbarmherzig sein, das Leben nicht zu erhalten, bis zu der Frist, wo es enden soll. Gott hat unsern Leib erschaffen, daß er zu seinem Schutze die Kleidung benötigt, er wird auch Sorge tragen, daß dieser Schutz uns nicht abgeht. Aber, wenn wir im Dienste Gottes stehen, dann werden wir ganz gewiß auch von unserm himmlischen Arbeitgeber das Notwendige zum Leben erhalten, ohne daß wir ihm immer wieder vorrechnen, wieviel der Arbeitslohn beträgt. Der irdische Arbeitgeber kennt unsere Verhältnisse nicht, aber der liebe Gott kennt sie besser als wir selbst. „Darum sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr trinken werdet!“

Das ängstliche Sorgen ist sittlich tadelnswert. Es schließt in sich einen Mangel an Gottvertrauen. Sollte denn der liebe Gott das vornehmste der Geschöpfe, den König der Schöpfung, sich selbst überlassen haben in der Sorge ums tägliche Brot? „Betrachtet die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie?“ Die Vögel des Himmels machen sich keinen Kummer, keine Sorgen, sie wiegen sich heiter in den Lüften, schlafen des Nachts in ihrem Nestlein; des morgens erheben sie sich, sind fröhlich und guter Dinge, suchen ihre Nahrung und finden sie. Und doch, die Vögel des Himmels säen nicht und sammeln keinen Vorrat in Keller und Kasten. Sind sie mehr als der Mensch? Nein, erstlich hat der liebe Gott uns die Sorge erleichtert, daß wir nicht hilflos dastehen, sondern säen und ernten und Vorrat sammeln können, und zweitens, wenn Gott für die kleinen Vögel sorgt, dann wird er sicherlich uns Menschen nicht vergessen. „Und warum sorget ihr ängstlich für eure Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.“ Und doch war Salomons Pracht und Herrlichkeit feenhaft, so daß man auch heute noch, um den höchsten Grad von Herrlichkeit auszudrücken, von „salomonischer Pracht und Herrlichkeit“ spricht. Die Königin von Saba sprach zu Salomon: „Wahr ist die Rede, die ich hörte in meinem Lande, und ich glaubte nicht denen, die mir erzählten, bis ich selbst kam und sah mit meinem Auge und erfuhr, daß mir nicht die Hälfte berichtet worden ist.“ Wenn der liebe Gott die Blumen so verschwenderisch ausstattet, wer will da noch zweifeln, daß er den Menschen väterlich sorgend gedenkt?

Das übertriebene Sorgen ist endlich zwecklos! „Wer aus euch kann mit seiner Sorge seiner Lebensdauer nur eine Elle zusehen? Der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, er hat es sich doch vorbehalten, die Lebensdauer zu begrenzen. Wir können auch nicht die geringste Spanne Zeit hinzufügen. Aber warum ängstlich sorgen ums Leben? Das Alter, das Gott uns gesteckt, werden wir

erreichen auch ohne unser Sorgen. Freilich, wer sein ganzes Sinnen und Trachten, als aufs Diesseits gerichtet hat, wer lebt, müsse er nie sterben, wer glaubt, alle Geschicke lägen in seiner Hand und nicht in Gottes Hand, der schaltet ja gerade den aus, der uns die Sorgen abnehmen kann. Wer so handelt, der handelt aber auch nicht wie ein Christ, sondern wie ein Heide., „Denn nach all dem trachten die Heiden; denn euer Vater im Himmel weiß, daß ihr alle dessen bedürftet“.

Es wäre nun verkehrt, aus der Predigt des göttlichen Heilandes den Schluß zu ziehen, ein jeder, der sein Vertrauen auf Gott gesetzt hat, müsse nun alles im Überfluß besitzen. Ein Vater, der sein Kind liebt und für das Kind sorgt, wird nicht alle Wünsche erfüllen, wird auch zuweilen versagen und entziehen, um das Kind zu erziehen. So mag auch der liebe Gott uns einen dornenvollen, beschwerlichen Weg führen, uns Sorgen schicken, selbst um das tägliche Brot. Aber er will, daß wir nicht ohne ihn sorgen; er will, daß wir immer zuerst das Reich Gottes suchen. Tun wir das, dann werden zwar die Sorgen nicht ausbleiben, aber wir werden nicht ängstlich sorgen.

Der ehrwürdige Knabe Dominikus Savio in Italien.

Dominikus Savio war geboren am 2. April 1842 zu Niva bei Turin als Sohn eines Schmiedes. Seine Eltern hielten ihn schon frühzeitig zur Tugend und Frömmigkeit an. Vom Bösen wollte er niemals etwas wissen und wies andere zurecht, die ein schlechtes Beispiel gaben. Die größte Freude hatte er an himmlischen Dingen und wirkte eifrig mit der Gnade Gottes mit. Als er 7 Jahre alt war, empfing er mit großem Verständnis und innigster Freude die erste hl. Kommunion. Mit größter Andacht bereitete er sich darauf vor und weilte beinahe immer in der Kirche. Obgleich seine Eltern arm waren, konnte er doch mit Hilfe seines Orts Pfarrers studieren, um Priester zu werden. Mit 12 Jahren kam er daher in die Anstalt des heiligmäßigen Priesters Don Bosko in Baldofo bei Turin. Dabei faßte Savio den festen Entschluß, ein Heiliger zu werden und viele Seelen für Christus zu retten. Er strebte nach vollkommener Selbstbeherrschung. Er betete ungemein viel und suchte auch seine Kameraden zur Verehrung der hl. Mutter Gottes und zu fleißigem Empfange der heiligen Sakramente anzueifern. Er war allen das schönste Beispiel der Tugend und Heiligkeit und empfing täglich die heilige Kommunion.

Alle Nachstellungen gegen die Tugend überwand er starkmütig. In der sechsten Klasse des Gymnasiums überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, an der er im Hause seiner Eltern wohl vorbereitet durch die heiligen Sakramente am 9. März 1857 eines heiligen Todes starb. Der eucharistische Kongreß zu Madrid im Jahre 1911 stellte an den damaligen Papst Pius X. die Bitte um Beschleunigung der Seligsprechung des Knaben Dominikus Savio, der allen Kindern als Vorbild empfohlen zu werden verdient.

Das Leben dieses engelreinen Knaben zeigt, wie gut es ist, wenn die Kinder früh und häufig, ja täglich, die heilige Kommunion empfangen.



Der Evangelist Johannes, der Seher auf der Insel Patmos. Von H. König.

St. Johannes auf Patmos und die Geheime Offenbarung.

O wie herrlich hat geschrieben
 Er von ihm, dem ew'gen Wort,
 Das beim Vater stets geblieben,
 Bis ihn zog die Liebe fort,
 Zu vernichten Satans Horden,
 Evas Kinder zu befrein:
 „Und das Wort ist Fleisch geworden,
 Hat gewohnt in unsern Reihn.“

Von dem ew'gen Wort berufen,
 Folgt Johannes treu der Gnad',
 Klimmt empor der Tugend Stufen
 Mutig dann auf diesem Pfad.
 Jungfräulich und rein geblieben,
 Lebt er ganz dem Gottesohn,
 Der mit wunderbarem Lieben
 Ihn belohnt auf Erden schon.

(Kord. Wähler.)

Der hl. Canisius und die Presse.

Petrus Canisius sah mit klarem Blick die großen Gefahren, welche dem alten katholischen Glauben durch die Presse drohten. Die Neuerer des 16. Jahrhunderts stellten nämlich die Presse sofort in ihren Dienst. Mit dem Gelde aus den geraubten Kirchengütern kauften die neugläubigen Fürsten Bücher und Broschüren, welche die irrigen Lehren unter dem Volke verbreiteten. Wohin die Stimme der neugläubigen Prediger nicht dringen konnte, dahin fand das gedruckte Wort seinen Weg, in die Hütten des Hochgebirges wie in die stillen Zellen der Klöster.

Um diesen Gefahren zu begegnen, tat Petrus Canisius alles, was in seinen Kräften stand, beim Papst, bei seinem Ordensgeneral, bei den Fürsten und bei anderen Gelegenheiten. Als der außerordentliche päpstliche Gesandte Pavese in Dillingen weilte, um mit Petrus Canisius über das Wohl und Wehe der Kirche in Deutschland zu beraten, äußerte der Heilige freimütig seine Ansichten und Wünsche zur Förderung der katholischen Presse: Dem päpstlichen Nuntius in Deutschland sollte eine namhafte Summe Geldes zur Verfügung gestellt werden, damit er katholische Druckereien unterstützen könne. Das Vorrecht, daß gewisse katholische Bücher nur in Rom selbst gedruckt werden, sollte aufhören. Die Neugläubigen kümmerten sich nicht um dieses Verbot und druckten einfach, was gerade zugkräftig war, und so waren die katholischen Drucker in Deutschland konkurrenzunfähig. Ferner sollte man katholischen Gelehrten Handschriften aus der vatikanischen Bibliothek zugänglich machen und so, alte Schätze, die im Staube vergraben liegen, für die Verteidigung des Glaubens verwerten.

An die Ordensgeneräle Franz Borgias (1570) und Mercurian (1583) schrieb Canisius: „Der Dienst der Presse ist nicht minder wichtig wie die Befehrung der wilden Indianer“.

Bei den Herzögen Albrecht V. und Wilhelm V. von Bayern benützte er seinen hohen persönlichen Einfluß, um zu wirken, daß in ihrem Lande glaubenswidrige Schriften nicht gedruckt und verbreitet werden durften. Aber an Stelle der schlechten Bücher mußten dem Volke gute Bücher in die Hand gegeben werden. So wurden z. B. bei der Volksmission zu Straubing auf

Kosten des Herzogs viele katholische Schriften und Bücher unter die Leute verteilt. Auch bei Erzherzog Ferdinand II. von Tirol bewirkte er daß die Regierung in Innsbruck viele katholische Bücher einkaufte, den Armen umsonst abgab und den anderen zu billigen Preisen.

Von einer großen Canisiustat berichtet der Rat der Stadt Freiburg in der Schweiz im Jahre 1585 an Papst Sixtus V. „Auf Zureden des P. Canisius haben wir in unserer Stadt eine Druckerei mit nicht geringen Unkosten errichtet und einen Drucker für sie gewonnen“. Es war für Petrus Canisius ein unerträglicher Gedanke, daß in dieser katholischen Stadt keine katholische Druckerei sich befand. Und so hatte er trotz mancher Widerstände nicht geruht, bis eine solche Druckerei ins Leben gerufen war.

Die Wiege des heiligen Canisius stand zu Nymwegen in Holland; sein Grab befindet sich in der Michaeliskirche zu Freiburg in der Schweiz. So weit diese beiden Städte voneinander entfernt sind, so weit, ja noch viel weiter erstreckte sich seine Tätigkeit. Schon als Knabe, da er in böse Gesellschaft geraten war, erhielt er, vor dem Hochaltare in der alten Stephanskirche seiner Heimat knieend, eine außerordentliche Gnade. Er erkannte die Gefahr, in der er schwebte, nämlich auf immer verloren zu gehen, und betete voll Inbrunst: „Deine Wege, o Herr, zeige mir, und über deine Pfade belehre mich. Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du bist, o Gott, mein Erlöser“ (Ps. 24, 4 f.). Das Gebet des Knaben wurde erhört. Er kam nach Köln zum Studium, wo ihn ein heiligmäßiger Priester zu gründlicher Sinnesänderung und herzlicher Frömmigkeit anleitete. Hier lernte er auch die Gesellschaft Jesu kennen, ließ sich in diese aufnehmen und hatte das Glück, vor dem hl. Ignatius in Rom die feierlichen Ordensgelübde abzulegen.

An demselben Tage, da dies geschah, begab er sich auch zum Grabe des hl. Petrus, wo er wiederum einer besonderen Gnade teilhaftig wurde. Er fühlte sich zum Apostel Deutschlands berufen, welchem Rufe er durch ein Gelöbniß entsprach. Überhaupt hing er an Deutschland mit einer Liebe, wie sie nur Gott in ein Herz legen kann. „Es gibt kein Volk“, schrieb er einmal, „das uns Jesuiten mehr am Herzen läge als das deutsche“. Dieser Schmerz hatte ihn ergriffen, daß dieses Land so daniederlag; ein großer Teil war der Irrlehre Luthers anheimgefallen; überall fehlte es an Seelenhirten, herrschte Unwissenheit, Sittenverderbniß, Kleinmut und Zwietracht.

Was der Heilige nun nach seiner Rückkehr in beinahe fünfzig Jahren leistete, läßt sich nicht mit kurzen Worten angeben. Er war Dom- und Hofprediger in Wien und Innsbruck, hielt jeweils die Fastenpredigten in Würzburg und Landshut. Sieben Jahre versah er in Augsburg die Domkanzel. In dieser Stadt, wo sich nur mehr 20 Gläubige an der Fronleichnamsprozession beteiligten, hatte er anfänglich kaum 20 Zuhörer. Schon nach einem Jahre hielten Tausende wieder Ostern, die seit Jahren die hl. Sakramente nicht mehr empfangen hatten. Nach zwei Jahren aber war die Stadt wie umgewandelt.

Der auf allen Gebieten tätige Mann gründete eine Reihe von Kollegien oder hohen Schulen. Seine Erholung fand der Heilige darin, daß er für Kinder und Dienstboten Christenlehre hielt. Am weitesten aber wirkte er durch den von

ihm verfaßten Katechismus für höhere Anstalten, Mittel- und Volksschulen, der alsbald in dreizehn Sprachen übersetzt wurde. Durch dieses Büchlein war Canisius durch zweihundert Jahre der Religionslehrer Europas.

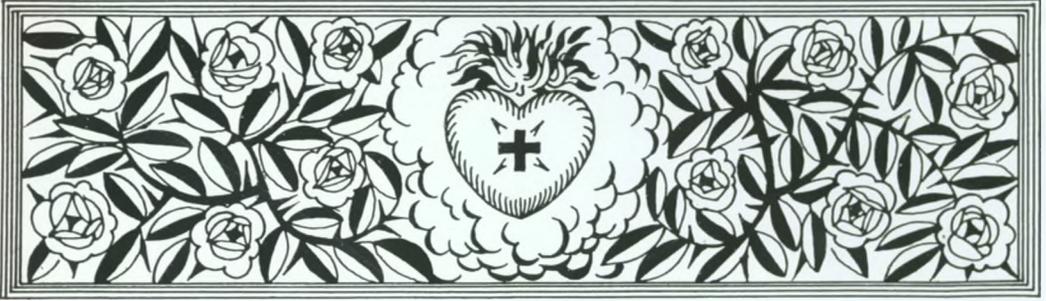
Bei aller Tätigkeit nach außen vergaß er jedoch seine eigene Seele nicht. Trotz seiner ausgezeichneten Fähigkeiten blieb er einfältig wie ein Kind, verkehrte am liebsten mit Kindern und armen Leuten. „Der Gehorsam“, so sprach er einst, „wird mir jeden Ort, wohin er mich auch schicken mag, in ein Paradies verwandeln“. Er war ein Meister im Gebete und benutzte jeden freien Augenblick zum Aufblicke zu Gott. Einer der Gegenstände, auf den er in seinen Predigten am liebsten zu sprechen kam, war die Notwendigkeit und der Nutzen des Gebetes, wie er denn auch für das Volk ein eigenes Gebetbuch verfaßte. In dieses nahm er auch eine kurze Belehrung über das allerheiligste Sakrament auf, in achtzehn Fragen und Antworten.

Er kommt da auch zu sprechen auf die Frage, mit welcher Meinung man zum Tische des Herrn hinzutreten solle, und sagt, in derselben Meinung, die Christus hatte, als er dieses hochheilige Sakrament einsetzte und die er seinen Aposteln kundgab.

Der Herr aber hat dieses Sakrament eingesetzt einmal in der Meinung, daß wir ein immerwährendes Andenken an sein Leiden und Sterben haben sollen; des weiteren, daß wir eine lebendige Seelenspeise haben, die uns im guten nährt und kräftigt. Dieses Sakrament soll endlich nach Christi Absicht ein Zeichen der christlichen Einigkeit und Liebe sein und wie wir alle zusammen einen geistigen Leib bilden, so sollen wir auch ein gemeinsames Brot haben.

Petrus Canisius starb 1597. Er wurde 1864 vom Papst Pius IX. selig gesprochen und im Jahre 1925 durch Papst Pius XI. heilig gesprochen. Verehrt ihn fleißig! Er war der größte Lehrer Deutschlands und verdient als Kirchenlehrer verehrt zu werden.





Wallfahrten zu Ehren der hl. Maria, der Mutter Gottes.

Das christliche Wallfahrten.

Gott selbst hat sowohl im Alten, als im Neuen Bunde sich oftmals vernehmen lassen, daß ihm das Wallfahrten ein angenehmer Dienst sei; ja, er hat solches sogar befohlen. Im fünften Buche Moses e. 16 findet man, daß es ein ausdrücklicher Befehl Gottes gewesen, daß die Juden auch von den entlegensten Orten alljährlich dreimal dahin wallfahrten sollten, wo die Bundeslade aufbewahrt wurde. Diesem Gebote kamen die Juden auch pünktlich nach, was wir an Elkana und Anna, den Eltern Samuels, sehen. (1. Reg. 7.) Nach dem Evangelisten Lukas (2, 41) „reisten die Eltern Jesu jährlich nach Jerusalem zum Osterfeste“, und ebenso reisten sie nach der Sitte des Festes dorthin, als Jesus zwölf Jahre alt war. Solche Wallfahrten geschahen nicht etwa aus bloßer Frömmigkeit, sondern die Männer waren dazu jährlich dreimal, die Weiber jedoch gar nicht verpflichtet. Maria schloß sich jedoch von dieser Pflichterfüllung nicht aus.

I.

Waren die Wallfahrtsgänge schon in den frühesten Zeiten des Christentums gebräuchlich?

Es ist wohl nichts natürlicher, als daß die ersten Christen schon sich danach sehnten, nicht nur jene heiligen Orte, wo Jesus, ihr Erlöser, geboren, gewandelt, gelehrt und gepredigt, Wunder gewirkt, gelitten hat und gestorben ist, zu sehen, sondern auch dort zu beten und selbst, wie ihr Erlöser zu büßen. Darum finden wir das Wallfahrten nach den heiligen Orten Palästinas in den frühesten Zeiten, besonders aber im Mittelalter im Gebrauch, so zwar, daß oft viele Tausende von Pilgern, sogar unter Anführung von Bischöfen dorthin reisten, um den Erlöser da zu verehren, wo er gelebt, gewirkt und gelitten hatte. Schon der heilige Hieronymus, welcher um das Jahr 420 lebte, schreibt hierüber: „Es ist unmöglich, alle Bischöfe und ausgezeichneten Männer aufzuzählen, welche nach Jerusalem gewallt sind, um dort an Ort und Stelle die unendliche Liebe Jesu zu betrachten“. Der heilige Hieronymus selbst ging in das heilige Land und schätzte sich glücklich, in Bethlehem an der Geburtsstätte Jesu leben, beten und büßen zu können.

Aber nicht nur die heiligen Orte, wo Jesus gelebt und gelitten, besuchten die Christen schon in frühester Zeit, sondern auch die Gräber der heiligen Märtyrer, um sich dort im Gebete Stärke zum Kampfe zu holen, oder für ihre Sünden Buße zu tun. Sehr zahlreich fanden besonders die Wallfahrten zu den Gräbern der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus nach Rom statt. Der heilige Chrysostomus (um das Jahr 407) schreibt von sich selbst: „Ich habe eine große Sehnsucht nach jenem Orte, wo Petrus und Paulus gelitten haben. Wenn ich nicht so viele geistliche Sorgen auf mir hätte und nicht von so schwächlicher Leibeskonstitution wäre, so würde ich gern nach Rom pilgern, um die Ketten und den Kerker zu sehen, in denen sie gelitten, und die Stätte zu verehren, worin ihre heiligen Überbleibsel ruhen“. (Ep. ad Ephes.) — Schon Eusebius berichtet, daß Könige und Fürsten auf einige Zeit den Szepter niederlegten, nach Rom wanderten und sich vor den Fußsteigen der Apostel demüthigten. (Kirchengesch. 1, 6 c., 14.) In einem Briefe des Papstes Nikolaus an den Kaiser Michael heißt es: „Viele tautend Menschen kommen aus allen Welttheilen täglich nach Rom und empfehlen sich dem Schutze und der Fürsprache der heiligen Apostelfürsten.“

Auch zu einzelnen Bildern wallfahrte man schon in den frühesten Zeiten. Schon der alte Kirchengeschichtschreiber Nicephorus versichert uns, daß die Gläubigen in den ersten Jahrhunderten nach Panäa zu jener Bildsäule häufig wallfahrteten, welche den göttlichen Heiland vorstellte, wie er jene Frau, welche zwölf Jahre am Blutflusse gelitten, geheilt hat. — Sophronius erzählt, daß die heiligen Märtyrer Cyrus und Johannes gewohnt waren, zu einem großen und herrlichen Kreuzfirkbilde zu wallfahrten, zu dessen Füßen sie sich niederwarfen und ihre glühende Andacht verrichteten.

Als die Christenverfolgungen ein Ende hatten und besonders seit jener Zeit Constantins des Großen, wo die Christen ungehindert ihre Religion üben durften, wurde das Wallfahrten auch allgemeiner; überall strömte man zu den Gräbern der heiligen Märtyrer; und als an allen Orten, wo Christen lebten, Kirchen sich erhoben zur Ehre des Herrn und seiner Heiligen; da pilgerten die Christen auch gern an jene Orte, wo sie glaubten, daß Gott seine Gnaden reichlicher austheile. So entstanden die Wallfahrts- oder Gnadenorte. Besonders kamen als solche in Aufnahme solche Kirchen, welche zur Ehre der allerseligsten Gottesmutter erbaut waren, und solche Orte, wo sich wunderbare Heilungen von Krankheiten und Gebrechen auf Anrufung Gottes und derjenigen Heiligen, welche in den betreffenden Kirchen besonders verehrt wurden, ereigneten, oder wo Wunder bei sogenannten Gnadenbildern gewirkt wurden.

Das Wallfahrten ist also ein uralter Gebrauch in der katholischen Kirche; es ist nie von der Kirche untersagt, nicht einmal gemißbilligt; ja, es liegt sogar im Geiste des Christentums, und der Wallfahrer glaubt dadurch, daß er Anstrengungen unternimmt, Entbehrungen sich auflegt, tagelang bei Tage und bei Nacht den Himmel mit Gebeten bestürmt, das Wort des Herrn zu erfüllen, wenn er spricht: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewaltthätigen reißen es an sich“; und: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“. — Hiernach läßt sich auch die Frage beantworten:

II.

Ist das Wallfahrten gut und heilsam?

Wir können diese Frage reist bejahen, vorausgesetzt, daß das Wallfahrten in rechter Absicht und auf rechte Art geschieht. Diejenigen, welche den Wallfahrten nicht hold sind, sagen: daß dasselbe nicht notwendig sei, weil man Gott überall finde und überall zu ihm beten könne. Allerdings ist dies wahr; aber wahr ist es auch, daß mancher Ort das Herz mehr zur Andacht stimme, und daß auch Gott an manchen Orten seine Gnade reichlicher fließen lasse, um das Vertrauen zu belohnen, mit welchem betrübt Herzen zu ihm gefleht haben. Wahr ist es andererseits auch, daß jene, die nur aus eitlen, oft sogar bösen Absichten Wallfahrten machen, nicht heilig werden; ebenso jene, welche glauben, das Wallfahrtengehen mache schon heilig; wahr ist es dagegen auch, daß eine Wallfahrt, welche zu Ehre Gottes im Geiste der Buße und mit wahrer Andacht verrichtet wird, nicht ohne Gnaden und Segen sein kann und oft den Grund zu einem heiligen Leben legt. — Notwendig zur Seligkeit ist es nicht, daß du wallfahrest; aber wenn du in irgendeinem Anliegen oder aus Bußfertigkeit, oder aus Dankbarkeit oder auch aus bloßer Andacht wallfahrten willst und dies in der rechten Meinung, zur Ehre Gottes, tust, die Beschwerden der Reise im Geiste der Buße erträgst, auf dem Hin- und Herwege alles unnütze Geschwätz und jede Sünde meidest; und wenn du neugestärkt nach Hause kommst, mit frischem Eifer dein Tagewerk beginnest: dann wird es ganz gewiß nicht ohne gute Früchte geschehen. Auch das Heiligste kann der Mensch zum Bösen mißbrauchen; darum aber bleibt es doch heilig; nur der Mensch, der es mißbraucht, wird Schaden leiden. So ist auch das Wallfahrten ein löblicher Brauch in der katholischen Kirche, wenn auch so manche denselben mißbrauchen. Der fromme Katholik wird aber den Mißbrauch meiden und nur die Ehre Gottes und das Heil seiner Seele dabei im Auge haben! Die hauptsächlichsten Wallfahrtsorte sind: Jerusalem, Rom in Italien, St. Jakob in Spanien, Lourdes in Frankreich; Einsiedeln in der Schweiz; Altötting in Bayern; Aachen und Trier in Preußen.

„Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten Joseph und Maria, wie gewöhnlich, zum Osterfeste nach Jerusalem.“ Luf. 2, 42.

Das Wallfahrten ist daher Gott angenehm,
das Wallfahrten ist uralte in der christlichen Kirche,
das Wallfahrten ist auch gut und heilsam

Maria, die Mutter Gottes.

(Zu Mariä Verkündigung am 25. März.)

Sein ewig denkwürdiges Ereignis spielte sich in dem Zimmermannshäuschen zu Nazareth ab. Ein ewig denkwürdiges Ereignis im eigentlichen Sinne, wert, daß man darüber nachdenkt. Denn so lange es erlösungsbedürftige Menschen auf der Welt gibt, so lange werden sie mit Freude und Dank an jenes Begebnis sich erinnern, das über ihr Schicksal entschieden hat.

Ein Fürst des Himmels kommt zu Maria, um ihr die wichtigste aller Bot-

schaften zu bringen. Wie viele Frauen mag es damals wohl im Lande Israel gegeben haben, Frauen in prunkvollen Palästen und Frauen in den Häusern der Vornehmen, Frauen, die die Hochachtung der ganzen Welt verdienten, die alle in der Heimlichkeit ihres Herzens hofften, daß der Messias aus ihrer Familie geboren werde. Aber an ihnen ging der Engel vorbei, er mußte seine Botschaft tragen zu der Kleinsten der Kleinen, zu der Demütigsten der Demütigen, zu der Tapfersten der Tapferen. Auf äußere Stellung schaut ja Gott nicht, wenn er seine Gnaden austheilen will, bei ihm ist einzig und allein die innere Herzenseinstimmung maßgebend.

Die Unterredung Marias mit dem Engel läßt uns einen kleinen Einblick tun in die Seelenverfassung der Jungfrau, die von Gott zu der höchsten Ehre ausersuchen worden war. Auffallend ist vor allem die Ruhe und Sachlichkeit, mit der sie die ganze Angelegenheit behandelt. Sie erschrickt, aber nicht deshalb, weil der Engel kommt, sondern über das, was er zu ihr spricht. Denn solche Dinge, wie sie der Engel sagt, waren nie zu einer Frau gesagt worden. Das wußte sie, die in der Schrift wohlbewanderte Tempeljungfrau, sehr genau. Andererseits war ihr auch nicht unbekannt, daß ein Engel nicht wegen einer Kleinigkeit komme, und daß an sie eine ähnliche Aufgabe herantrete, wie etwa früher an Debora oder an Judith. Was der Engel wirklich wollte, daran konnte sie als gottgeweihte Jungfrau gar nicht denken. Aber so ungewiß sie auch war über die Tragweite des englischen Grußes, so auffallend ist die Ruhe und Klugheit, die sie bei der ganzen Unterhaltung offenbart.

Sie dachte nach . . . Das ist ein herrliches Wort, und zeigt so ganz die weise Jungfrau, die sich zu keinem unüberlegten Schritte hinreißen läßt. Wenn die alten Legenden, die erzählen, daß Maria damals noch ganz jung gewesen wäre, recht berichten, dann muß man gestehen, daß sie aber weit über ihre Jahre klug und weise war. Sie verlangt vom Engel kurz und bündig Bescheid, und als sie ihn bekommen, da stehen bei ihr zwei Dinge unverrückbar fest: sie muß Jungfrau bleiben, und sie ist bereit, Gottes Willen zu erfüllen. Wenn der Engel ihr erklären kann, wie diese beiden Dinge in ihrem Falle sich vereinen lassen, dann wird sie ihre Zustimmung geben. Der Engel löst ihre Schwierigkeit in befriedigender Weise. Und dann erst spricht sie das große Wort, das wir jeden Tag im Engel des Herrn ihr nachsprechen, und das sowohl für ihre große Demut wie für ihre Ergebung in Gottes hl. Willen Zeugnis gibt: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!“

Wenn wir das erste Geßetz des Rosenkranzes beten, wollen wir uns oft des Wortes erinnern, das die Schrift von Maria sagt: „Sie dachte nach“. Darf man von uns sagen, daß wir beim Rosenkranzbeten nachdenken über das, was wir beten, dann wird unser Gott viel fruchtbringender für unser praktisches Leben sein.

Besonders aber denke nach, wenn du wie Maria vor einem neuen Lebensabschnitt stehst. Denn hier muß jeder Leichtsinn und jede oberflächliche Gedankenlosigkeit ausgeschlossen sein. Wollen wir den Legenden Glauben schenken, so hat Maria gerade inbrünstig gebetet, als der Engel zu ihr hintrat. Auch wenn wir vor einer wichtigen Entscheidung stehen, etwa vor der Wahl

des Berufes, ist eifriges Beten um Erleuchtung das erste und notwendigste. Denn im Beten kommt dem Geiste wahre Geistesoffenbarung. Auch bei dir sollten alsdann wie bei Maria zwei Dinge feststehen: „Kann ich meine Reinheit, meinen Glauben dabei bewahren? Ist es so Gottes Wille? Diese beiden Fragen müssen bei dem gottgewollten Berufe immer bejaht werden. Darum sei es euch ins Herz gesagt, die ihr noch vor der Berufswahl steht: denket vorher nach, was das alles zu bedeuten hat, rennet nicht mit verbundenen Augen in euer Unglück, folget keinem Irrlichte! Die Reue kommt zu spät, wenn nichts mehr zu ändern ist. Laßt euch nicht blenden! Und wenn einer ausfähe und redete wie ein Engel, klammere dich fest und treu an deinen Glauben, an den Willen Gottes! Auf diesem Wege gibt es kein Irren. Mit Maria sage auch du allem Sündhaften gegenüber: „Wie kann das geschehen, da ich doch katholisch bin, da ich doch unschuldig bleiben will und muß?“

Wenn du aber durch Gebet, durch Beratung mit den Eltern und dem Beichtvater, durch ernstes Nachdenken über deine Neigungen und Fähigkeiten gefunden hast, daß Gott dich zu einem bestimmten Berufe oder zu einer bestimmten Arbeit haben will, dann folge. Verlangt Gott deine Kraft, dein Herz, deinen Willen, dann gib ihm alles, denn er hat das erste und alleinige Recht darauf. Und selbst wenn du wie Maria voraussiehst, daß du damit ein Martyrium auf dich nimmst, habe den Mut, mit Maria demütig und doch voll übermenschlicher Tapferkeit zu sprechen: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn . . .“

In jenem Augenblick, als sie dieses Wort aus ihrem mutigen Herzen sprach, da hat sie den Grund gelegt zu ihrer wahren Größe und zum Glücke der ganzen, erlösungsbedürftigen Menschheit. Und wenn du betend und nachdenkend deinen Beruf mit Ergebung in Gottes Willen auf dich nimmst, dann wirst auch du die Wurzel pflanzen, aus der dein Glück aufsprießt und das deiner Nebenmenschen. Wieviel von diesem Entschluß abhängen wird für uns und andere, wieviel tausend und abertausend Fäden, die, von dieser Wurzel ausgehend, den Grund zum Segen für andere legen, das werden wir erst in der Ewigkeit erfahren.

Nazarethstunden mit ihrer atembecngenden und folgenschweren Entscheidung treten einmal an jeden Menschen heran. Die Hauptsache ist, daß sie uns finden betend, denkend und opfernd. Und wenn wir das erste Gesetz langsam beten, dann wollen wir auch um die Gnade bitten, daß wir uns von keiner Lebenslage überrumpeln und erdrücken lassen vom Bösen!

Die wunderbaren Krankenheilungen von Lourdes.

Sowohl das geistliche Gericht hat den wunderbaren Charakter der Heilungen in manchen Fällen ausdrücklich festgestellt, und auch das weltliche Gericht kam in die Lage, die Tatsächlichkeit einer für die Wissenschaft unerklärbaren Heilung anzuerkennen. Der Fall ist folgender. Am 20. Mai 1907 wurde der 26 jährige Knecht Alphons Alliaume zu Falaise von einem wütenden Stiere überfallen und nicht unbedeutend verwundet. Der Besitzer des Tieres wurde am 29. Juli zu 7000 Fr. Schadenersatz

zugunsten des Verletzten, verurteilt. Die Art der Beschädigung wird in der Urteilsbegründung folgenderweise beschrieben: 1. Drei Finger der rechten Hand sind steif, und ein Teil des Armes ist gelähmt. 2) Am Unterleib hat der Verletzte eine Wunde, so groß wie ein Zweifrankenstück. 3) Derselbe kann sich nur von Milch und rohen Eiern ernähren.“ Der so Verletzte geht nach Lourdes, wo seine noch stark eiternde Wunde am 22. August 1908 von neuem verbunden wird. Nach dem fünften Bade spürt er einen heftigen Schmerz in der wunden Stelle und bekommt alsbald einen guten Appetit. Er braucht sich nicht mehr an die Diät zu halten, kurz er kann ohne Schwierigkeit Brot, Wurst und Fleisch genießen. Am gleichen Tag besucht er die eucharistische Prozession, wobei er plötzlich einen großen Schmerz in den Schultern spürt, so daß er unwillkürlich ausruft: „Meine Schultern sind gebrochen.“ Er ist vollständig geheilt. Der Arzt stellt fest, daß die Wunde verschwunden ist. Der noch von Eiter starrende Verband wird entfernt und ein reiner umgelegt, der aber vollständig rein bleibt. Die Finger sind biegsam; der Arm hat seine Kraft wieder erhalten; der Magen arbeitet wieder ganz normal. Der zum Schadenersatz von 7000 Fr. verurteilte Bauer legt Berufung gegen das Urteil ein. Offenbar wollte der Geheilte absichtlich eine private Auseinandersetzung mit dem Bauern vermeiden, um die Tatsache der Heilung durch das Gericht selber feststellen zu lassen. Das Urteil des Appellationsgerichtshofes vom 25 November 1908 lautete: „1) Das erste Urteil betreffs der Körperverletzung wird bestätigt. 2) Es wird aber ausdrücklich vermerkt, daß der Kläger jetzt nur Anspruch habe auf den Ersatz der Kosten vom Tage des Unglückes (20. Mai 1907) bis zum Tage der Heilung (22. August 1908) er habe also statt der 7000 Fr. deren nur 3000 zu beanspruchen.“ Gern gab sich der Geheilte mit dem Urteil zufrieden, hatte er doch den Zweck erreicht, das Gericht, zu veranlassen die Tatsache der plötzlichen Heilung anzuerkennen und in der Urteilsbegründung festzustellen.

Im Jubiläumsjahre 1908 wurde in Lourdes eine Kundgebung veranstaltet, wie sie die Welt seit Christi Zeiten kaum je gesehen. Der kindliche Glaube und die Liebe zur Mutter Gottes warf gleichsam dem Unglauben den Fehdehandschuh hin. Das geschah durch die sorgfältig vorbereitete Prozession von 325 Geheilten. Allerdings waren die Fälle nicht kirchlich untersucht, wohl aber von dem privaten Untersuchungsamt anerkannt. An der Spitze der Prozession wurde eine Fahne getragen mit der Inschrift: „Wir waren krank, Maria hat gebetet, und wir wurden geheilt.“ Jeder der 325 trug eine besondere Fahne, ihm zur Seite schritten je etwa 5 Zeugen seiner Heilung einher. Den Reigen eröffnete ein Mann von 50 Jahren, der als Kind von seiner Mutter in der kürzlich (24. 2. 1858) entsprungenen Quelle gebadet und von tödlicher Krankheit sofort genesen war. Dann folgte Vater Salvator, Marie Lebranchi, Gargam und wie die Geheilten alle heißen. Vor dem Portal der Rosenfranzkirche wurde ein feierliches Pontifikalamt gehalten. Man schätzte die gegenwärtige Menge auf 70 000 Personen.

Zahlreicher und noch tröstlicher als die Heilungen des Leibes sind die der Seele, welche sich an dem weltbekannten Gnadenorte abspielen. Tausende und aber Tausende haben dort den verlorenen Glauben ihrer Kindheit wieder gefunden oder wenigstens den ersten Anstoß ihrer Bekehrung dort erhalten. Ein

Teilnehmer der eben beschriebenen Feierlichkeit erzählt folgende Szene: „Neben mir“, so schreibt er, „stand ein Offizier der Ehrenlegion und wischte sich die Tränen aus den Augen. Er sah, wie ich ihn anblickte und sprach zu mir: Wissen Sie, warum ich weine? Ich habe das Unglück, ungläubig zu sein, und ich möchte doch glauben wie diese Leute hier.“ Ein früher ungläubiger Arzt schrieb ein Buch über die Heilungen, die er selbst eingehend studiert hatte, und als Wahlspruch wählte er die Worte der heiligen Schrift: „Credidi, propter quod locutus sum (Ich habe geglaubt, darum redete ich auch)“.

Die Dinge, die sich seit 60 Jahren in Lourdes abspielen, sind, wie man mit Recht behauptet hat, eine wunderbare Bestätigung der Glaubenserklärung Papst Pius IX. bezüglich der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä, eine Befräftigung der Autorität des Papstes in Glaubenssachen, eine glänzende Widerlegung des traurigen Materialismus und des stolzen Rationalismus und schließlich eine Apologie der ganzen Glaubenslehre der katholischen Kirche (Ersünde, Erlösung, Heiligenverehrung, besonderer Kult der Mutter Gottes). Endlich darf man nicht vergessen, daß in Lourdes das Magnifikat der demütigen Magd des Herrn einen ganz besonderen Klang hat: „Großes hat an mir getan, der da mächtig ist und heilig ist sein Name. Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter der Erde.“



Magnifikat.

Gemälde von Sandro Botticelli.

Maria, die Ursache unserer Freude.

O wenn wir's nur verständen,
Wir könnten fröhlich sein!
Doch mit den eignen Händen
Bereiten wir uns Pein.
Wir könnten unsre Tage
Durchgehn in Fröhlichkeit,
Und schaffen doch uns Plage,
Und haben Sorg' und Leid.

Wir wissen uns geborgen
Und kennen unser Haus,
Und doch, an jedem Morgen
Treibt etwas uns heraus!
Ein Drängen und ein Streben,
Wir wissen nicht, wozu,
Läßt unsre Herzen beben
Und gönnt uns keine Ruh.

Und immer tief'rer Schatten
Das irre Aug' umbüllt,
Und Zagen und Ermatten
Die bange Seele füllt.
Wir haben ja verachtet
Der Sonne lichte Macht,
Jetzt straucheln wir verschmachtet
In öder Wildnis Nacht.

Wir sind ja fortgegangen
Aus unserm Paradies,
Dem sehnenenden Verlangen
Erscheint's jetzt doppelt süß.
Wer von der Heimat wendet
Sich so auf fremden Steg,
O, wessen Liebe sendet
Ihm Boten auf den Weg? —

Die süße Mutterliebe,
Die winket ihm zurück,
Daß nicht verloren bliebe,
Wer halb verlorn sein Glück.
Sie sendet treue Boten
Auf allen Wegen aus,
Hat liebevoll geboten:
O bringet ihn nach Haus!

Ein frommes Glockenläuten,
Ein Gruß von Himmelsruh
Durchklingt die Tageszeiten,
Ruft Angelus ihm zu.
Und auf der grünsten Stelle,
Am dunklen Waldessaum,
Da lieget die Kapelle,
Beschützt vom Eichenbaum.

Drin steht als weiße Rose,
Von Dornen ringsbewehrt,
Die Mater dolorose
Im Busen tief ein Schwert.
Und auf des Berges Höhen,
Wo Heidekraut gedeiht,
Wo Stürme einsam wehen,
Da ist ein Kreuz geweiht.

In seinem Schreine wohnt
Die Gottesmutter lind,
Auf ihren Armen thronet
Das süße Jesuskind.
Da kniet in manchen Nöten,
Mit mancher Träne Glanz,
Wer still einmal will beten
Den lieben Rosenfranz.

Und in des Domes Hallen
Steht sie als Gnadenbild,
Und tausend Pilger wallen
Zur Jungfrau, hehr und mild.
Es strahlen viele Kerzen,
Es schmücken sie mit Pracht
Die Gold- und Silberherzen,
Die sie gesund gemacht.

Sie schaut auf Tag und Nächte
Mit holdem Mutterblick,
Und scheuchet böse Mächte
Von unsrem Pfad zurück. —
O wenn wir's nur verständen,
Wir müßten fröhlich sein;
Geführt von ihren Händen,
Zum Himmel ging es ein!

(Zda Gräfin Hahn-Hahn.)



Haus- u. Messbandachten, sowie die Evangelien des ganzen Kirchenjahres.

Die Evangelien des ganzen Kirchenjahres.

Erster Sonntag im Advent.

Evangelium. (Lukas 21, 25—33.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es werden sein Zeichen an der Sonne und an dem Monde und an den Sternen, und auf Erden Bedrängnis der Völker vor dem ungestümen Rauschen des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdfreis kommen werden; denn es werden die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und alsdann werden sie sehen den Menschensohn kommen in der Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn aber dieses zu geschehen anfängt, so schauet auf und erhebet eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie schon Frucht ansetzen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Wahrlich sage ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Zweiter Sonntag im Advent.

Evangelium. (Matthäus 11, 2—10.)

In jener Zeit, da Johannes im Gefängnisse die Werke Christi gehört hatte, sandte er zwei seiner Jünger und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet und saget dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, der nicht Argernis nehmen wird an mir. Da aber diese hinweggingen, fing Jesus an zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her geweht wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen mit weichen Kleidern angetan? Siehe, die weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige.

Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, der ist mehr noch als ein Prophet. Denn dieser ist es, von welchem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor Deinem Angesichte her, der Deinen Weg vor Dir bereiten soll.

Dritter Sonntag im Advent.

Lesung. (Philipper 4, 4—7.)

Brüder! Freuet euch in dem Herrn allzeit; abermals sage ich: Freuet euch! Eure Sittsamkeit laffet kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Habet keine Besorgnis, sondern in allen Dingen laffet eure Anliegen im Gebete und Flehen mit Dankfagung kund werden vor Gott. Und der Friede Gottes, der alle Begriffe übersteigt, bewahre eure Herzen und eure Gedanken in Christo Jesu, unserm Herrn.

Evangelium. (Johannes 1, 19—28.)

In jener Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten zu Johannes, daß sie ihn fragten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete nicht; und er bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und es antwortete: Nein! Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? damit wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn! wie Isaias, der Prophet, gesagt hat. Und die gesandt waren, gehörten zu den Pharisäern. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufest du denn, wenn du nicht Christus bist, noch Elias, noch der Prophet? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennet. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht wert bin. Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium. (Lukas 3, 1—6.)

Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philippus, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas: erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan, und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, so wie geschrieben steht im Buche der Reden Isaias, des Propheten: Die Stimme eines Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade! Jedes Thal soll ausgefüllt, und jeder Berg und Hügel abgetragen werden: was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden. Und alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen.

Hochheiliges Weihnachtsfest.

Evangelium. (Lukas 2, 1—14.)

In jener Zeit ging ein Gebot aus von dem Kaiser Augustus, eine Zählung des Volkes im ganzen Reiche vorzunehmen. Diese erste Zählung geschah durch durch Cyrinus, den Landpfleger von Syrien. Und jedermann ging, daß er sich angäbe, ein jeder in seine Stadt. Es ging aber auch Joseph hinauf aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth nach Judäa, in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er vom Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich angebe mit Maria, seinem anverlobten Weibe, die empfangen hatte. Es begab sich aber, als sie da waren, daß die Tage erfüllt wurden, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn es war kein Raum für sie in der Herberge. Und es waren Hirten in derselben Gegend, die wachten und hüteten bei Nacht ihre Herde. Und siehe, der Engel des Herrn stand bei ihnen, und die Klarheit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchten sich mit großer Furcht. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids. Und das sei euch zum Zeichen: Ihr werdet finden ein Kind, in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, die Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!

Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium. (Lukas 2, 33—40.)

In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über das, was von ihm gesagt ward. Und Simeon benedeite sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird; und deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen, auf daß die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Und es war ein Prophetin, Anna, eine Tochter Phanuels, vom Stamme Aser; die war hochbetagt und hatte sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt nach ihrer Jungfrauschaft. Und sie war eine Witwe von vierundachtzig Jahren, die nicht vom Tempel wich; sie diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Und diese kam um dieselbe Stunde dazu und pries den Herrn und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie alles vollbracht hatten nach dem Gesetze des Herrn, kehrten sie wieder zurück nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth. Das Kind aber wuchs und ward stark, voll Weisheit, und Gottes Gnade war in ihm.

Das Fest der Beschneidung des Herrn.

(Zugleich Neujahrstag.)

Kirchengebet. O Gott, der Du durch die fruchtbare Jungfräulichkeit Maria dem Menschengeschlechte die Gnaden des ewigen Heiles verliehen hast, wir

bitten Dich, laß uns die Fürbitte derjenigen erfahren, durch die wir gewürdigt worden, den Urheber des Lebens zu erhalten, unsern Herrn Jesum Christum, Deinen Sohn. Amen.

Evangelium. (Lukas 2, 21.)

In jener Zeit, nachdem acht Tage vollendet waren, daß das Kind beschnitten würde, ward sein Name genannt Jesus, wie er vom Engel war genannt worden, ehe er empfangen ward.

Der Sonntag nach Beschneidung des Herrn.

1. Liturgie.

Eingang, Kirchengebet und Lesung wie Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium. (Matthäus 2, 19—23.)

In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe, da erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Aegypten, und sprach: Steh auf und nimm das Kind und seine Mutter und ziehe in das Land Israel; denn sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben trachteten. Und er stand auf, nahm das Kind und seine Mutter und ging in das Land Israel. Da er aber hörte, daß Archelaus in Judäa regierte anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich, dahin zu gehen. Und nachdem er im Schlafe eine Weisung erhalten hatte, zog er in das Land Galiläa. Und er kam und wohnte in der Stadt, die Nazareth heißt; auf daß erfüllet werde, was durch die Propheten gesagt ist: daß er ein Nazaräer werde genannt werden.

Am Feste der hl. Dreikönige.

Evangelium. (Matth. 2, 1—13.)

Als Jesus geboren war zu Bethlehem im Lande Juda, in den Tagen des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise vom Morgenlande nach Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten. Da das aber der König Herodes hörte, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Und er versammelte alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo Christus sollte geboren sein. Sie aber sagten ihm: Zu Bethlehem im Lande Juda; denn also steht geschrieben durch den Propheten: Und du, Bethlehem im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten von Juda; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll. Da berief Herodes die Weisen heimlich und erkundigte sich bei ihnen genau um die Zeit des Sternes, der ihnen erschienen war. Und er sandte sie nach Bethlehem und sprach: Gehet hin und forschet fleißig nach dem Kinde; und wenn ihr es gefunden habet, so tuet es mir zu wissen, damit auch ich komme und es anbetet. Da sie nun den König gehört hatten, gingen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er kam und stand über dem Orte, wo das Kind war. Da sie aber den Stern sahen, freuten sie sich mit gar großer Freude. Und sie gingen in das Haus

und fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an; und taten ihre Schätze auf und opferten ihm Gaben: Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und nachdem sie im Schlafe die Weisung erhalten, daß sie nicht zum Herodes zurückkehren sollten, zogen sie auf einem andern Wege in ihr Land zurück.

Am ersten Sonntag nach hl. Dreikönige.

Evangelium. (Lukas 2, 42—52.)

Als Jesus zwölf Jahre alt war, und sie hinaufgingen gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes, und, da die Tage vollendet waren, wieder zurückgingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wußten es nicht. Da sie aber meinten, daß er unter den Gefährten wäre, so machten sie eine Tagereise und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es begab sich, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel mitten unter den Lehrern sitzen, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Alle aber, die ihm zuhörten, erstaunten über seinen Verstand und seine Antworten. Und da sie ihn sahen, verwunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Sohn, warum hast Du uns das getan? Siehe, Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist es, daß ihr mich gesucht habet? Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen redete. Und er ging mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und an Alter und an Gnade bei Gott und den Menschen.

Am zweiten Sonntag nach hl. Dreikönige.

Evangelium. (Johannes 2, 1—11.)

In jener Zeit war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa; und die Mutter Jesu war da. Es waren aber auch Jesus und seine Jünger zur Hochzeit geladen. Und da es an Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Und Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Alles, was er euch sagen wird, das thut. Es waren aber da sechs steinerne Wasserkrüge hingestellt, zu der bei den Juden üblichen Reinigung, deren jeder zwei oder drei Maß hielt. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben an. Und Jesus spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Da aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches Wein geworden war, und nicht wußte, woher es wäre (die Diener aber wußten es, welche das Wasser geschöpft hatten), da rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jederman setzt zuvor den guten Wein auf, und wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückbehalten. Diesen Anfang der Wunderzeichen machte Jesus zu Kana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

Am dritten Sonntag nach hl. Dreikönige.

Evangelium. (Matthäus 8, 1—13.)

In jener Zeit, da Jesus vom Berge herabkam, folgten ihm viele Scharen Volkes nach. Und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn Du willst, kannst Du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt! Und alsbald war er von seinem Aussatze rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es niemand sagest, sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnis. Als er aber nach Kapharnaum gekommen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Pein. Und Jesus sprach zu ihm: Ich werde kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe unter mir Kriegersleute; und wenn ich diesem sage: geh hin! so geht er; und zum andern: komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: tu das! so tut er's. Da aber Jesus das hörte, verwunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch: Viele werden vom Aufgange und Niedergange kommen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen; die Kinder des Reiches aber werden hinausgestoßen werden in die äußerste Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneknirschen. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und der Knecht ward gesund zu derselben Stunde.

Am vierten Sonntag nach hl. Dreikönige.

Lesung. (Römer 13, 8—10.)

Brüder! Seid keinem etwas schuldig, als die Liebe gegeneinander; denn wer seinen Nächsten liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Denn das: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugnis geben; du sollst nicht begehren, sowie jedes andere Gebot, ist in diesem Worte einbegriffen: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe des Nächsten tut nichts Böses. Erfüllung des Gesetzes also ist die Liebe.

Evangelium. (Matthäus 8, 23—27.)

In jener Zeit, als Jesus in ein Schifflein stieg, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde; er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn und sprachen: Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde! Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen? Da stand er auf, gebot dem Winde und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist der für einer, daß ihm die Winde und das Meer gehorsam sind?

Fünfter Sonntag nach hl. Dreikönige.

Kirchengebet. Wir bitten, o Herr, beschirme Deine Angehörigen in beständiger Huld, damit sie, welche auf die alleinige Hoffnung der himmlischen Gnade sich stützen, immerdar durch Deine Obhut beschützt seien; durch unsern Herrn Jesus Christus, Deinen Sohn, der mit Dir lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Evangelium. (Matthäus 13, 24—30.)

In jener Zeit sprach Jesus zu dem Volke dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut unter den Weizen und ging davon. Da nun die Saat wuchs und Frucht brachte, ließ sich auch das Unkraut sehen. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es ausreißen? Und er sprach: Nein, damit ihr nicht etwa, da ihr das Unkraut ausreißet, auch den Weizen zugleich mit ausrupfet. Lasset beides wachsen bis zur Ernte; und zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut, und bindet es in Bündel zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.

Am sechsten Sonntag nach hl. Dreikönige.

Gebet. Ich danke Dir, o Gott, durch Deine hochwürdigste Mutter Maria, daß Du alles, mithin auch das Unkraut, die Gottlosen, duldest, damit der Weizen, die Gerechten, durch die Übung der Geduld und anderer christlichen Tugenden, wozu die Bösen ihnen Anlaß geben, die Seligkeit erhalten, und nicht über den Wohlstand und die Glückseligkeit dieser Welt Deiner vergessen, und von Dir, o Gott, unserm Heile, abweichen.

Evangelium. (Matthäus 13, 31—35.)

In jener Zeit redete Jesus zu den Volksscharen dieses Gleichnis und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, das ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dasselbe ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es größer als alle Kräuter und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen und unter seinen Zweigen wohnen.

Ein anderes Gleichnis redete er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl mengte, bis alles durchsäuert war. Dieses alles redete Jesus in Gleichnissen zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, so daß erfüllet wurde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Ich werde meinen Mund aufstun in Gleichnissen und verkünden, was von Anbeginn der Welt verborgen war.

Sonntag Septuagesima.

Evangelium. (Matthäus 20, 1—16.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der früh am Morgen ausging, Arbeiter in

seinen Weinberg zu dingen. Als er aber mit den Arbeitern eins geworden war um einen Denar zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde und sah andere auf dem Markte müßig stehen und sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg, und was recht ist, werde ich euch geben. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus um die sechste und neunte Stunde und tat desgleichen. Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand gedungen. Und er sprach zu ihnen: Gehet auch ihr in meinen Weinberg. Als es nun Abend geworden war, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Rufe die Arbeiter und gib ihnen ihren Lohn; fange an von den Letzten bis zu den Ersten. Da also die kamen, welche um die elfte Stunde gekommen waren, empfangen sie ein jeder einen Denar. Als aber auch die ersten kamen, meinten sie, daß sie mehr bekommen würden; aber sie empfangen auch ein jeder einen Denar. Und da sie den empfangen, murrten sie wider den Hausvater und sprachen: Die letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben! Er aber antwortete einem aus ihnen und sprach: Freund, ich tue dir kein Unrecht. Bist du nicht um einen Denar mit mir eins geworden? Nimm was dein ist, und geh hin. Ich will aber diesen letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir benommen, zu tun, was ich will? Siehst dein Auge darum scheel, weil ich gütig bin? Also werden die letzten die ersten, und die ersten die letzten sein; denn viele sind berufen, aber wenige auserwählt.

Sonntag Servagesima.

Evangelium. (Lukas 8, 4—15.)

In jener Zeit, da viel Volkes zusammenkam und aus den Städten zu Jesus eilte, sprach er in einem Gleichnisse: Es ging ein Säemann aus, seinen Samen zu säen. Und da er säete, fiel einiges auf den Weg und ward zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es auf. Und einiges fiel auf den Felsen, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Und anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen mit auf und erstickten es. Und anderes fiel auf gutes Land, und es wuchs auf und trug hundertfältige Frucht. Da er dieses gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber Jünger, was für ein Gleichnis dieses wäre? Und er sprach zu ihnen: Euch ist gegeben zu wissen die Geheimnisse des Reiches Gottes, den andern aber in Gleichnissen; auf daß sie sehen und doch nicht sehen, und hören und nicht verstehen. Es ist aber das Gleichnis dieses: Der Same ist das Wort Gottes. Die aber am Wege sind, das sind die, welche es hören; danach kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, auf daß sie nicht glauben und selig werden. Die aber auf den Felsen, das sind die, welche, wenn sie es hören, das Wort mit Freuden annehmen; aber sie haben keine Wurzel; sie glauben eine Zeitlang, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Was aber unter die Dornen fiel, das sind die, welche das Wort hören; aber sie gehen hin und werden von den Sorgen und Reichtümern und Wollüsten dieses Lebens erstickt und bringen

keine Frucht. Was aber auf gutes Land fiel, das sind die, welche das Wort hören und es behalten in einem guten, ja besten Herzen, und Frucht bringen in Geduld.

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium. (Lukas 18, 31—43.)

In jener Zeit nahm Jesus die Zwölfe zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollzogen werden, was von dem Menschensohne durch die Propheten geschrieben ist. Denn er wird den Heiden überliefert und verspottet und gegeißelt und bespieden werden. Und nachdem sie ihn gegeißelt haben, werden sie ihn töten; er aber wird am dritten Tage wieder auferstehen. Und sie verstanden nichts davon; diese Worte waren ihnen verborgen, und sie begriffen es nicht, was da gesagt wird. Es begab sich aber, da er Jericho nahe kam, saß ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das vorübergehende Volk hörte, fragte er, was da wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikäme. Und er schrie und sprach: Jesus, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Und die vorangingen, bedrohten ihn, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch mehr: Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Jesus aber stand still und befahl, ihn herbeizuführen. Und als er nahe zu ihm gekommen war, fragte er ihn und sprach: Was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehen möge! Und Jesus sprach zu ihm: Stehe auf, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsbald sah er, und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das dies sah, lobte Gott.

Erster Fastensonntag.

Evangelium. (Matthäus 4, 1—11.)

In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat hinzu und sprach zu ihm: Bist Du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist Du Gottes Sohn, so stürze Dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln Deinetwegen befohlen, und sie werden Dich auf den Händen tragen, daß Du nicht etwa Deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst den Herrn, einen Gott, nicht versuchen! Wiederum nahm ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Geh hinweg, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen! Da verließ ihn der Teufel, und siehe, Engel traten herbei und dienten ihm.

Zweiter Fastensonntag.

Evangelium. (Matthäus 17, 1—9.)

In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, den Jakobus und dessen Bruder Johannes mit sich und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Und er ward verklärt vor ihnen. Und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, die mit ihm redeten. Petrus aber hub an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst Du, so laß uns hier drei Hütten bauen, Dir eine, Moses eine und Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke, und siehe, ein Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, ihn sollt ihr hören! Da das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat zu ihnen, rührte sie an und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Da sie nun ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand, als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabgingen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget niemand von dieser Erscheinung, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden sein wird.

Dritter Fastensonntag.

Evangelium. (Lukas 11, 14—28.)

In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, und der war stumm. Und da er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme; und das Volk verwunderte sich. Einige aber aus ihnen sprachen.: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. Und andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Er aber, da er ihre Gedanken sah, sprach zu ihnen: Ein jedes Reich, das in sich selbst getrennt ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn aber der Satan auch wider sich selbst entzweit ist, wie wird sein Reich bestehen, weil ihr ja saget, daß ich durch Beelzebub die Teufel austreibe. Wenn ich aber durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben sie denn eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, so ist ja wahrhaftig das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn ein starker Bewaffneter seinen Hof bewahrt, so bleibt alles im Frieden, was er hat. Wenn aber einer über ihn kommt, der stärker ist als er, und ihn überwindet, so nimmt er ihm alle seine Waffen, auf welche er sich verließ, und teilt den Raub aus. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, so wandert er durch dürre Örter und sucht Ruhe. Und wenn er sie nicht findet, so spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gefahren bin. Und wenn er kommt, so findet er es mit Besen gefegt und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt sieben andere Geister zu sich, die ärger sind als er; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda. Und es werden die letzten Dinge jenes Menschen ärger, als die ersten. Es begab sich aber, als er dieses redete, erhob ein Weib aus dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig der Leib, der Dich

getragen, und die Brust, die Du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und dasselbe befolgen!

Vierter Fastensonntag (Laetare).

Evangelium. (Johannes 6, 1—15.)

In jener Zeit begab sich Jesus über das Meer von Galiläa, das ist das von Liberias, und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat. Jesus aber ging auf einen Berg und setzte sich da mit seinen Jüngern. Es war aber Ostern nahe, das Fest der Juden. Da nun Jesus die Augen erhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm kam, sprach er zu Philippus: Woher kaufen wir Brot, daß diese essen? Dies sagte er aber, ihn zu prüfen; denn er wußte, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Denare Brot ist für sie nicht genug, daß ein jeder ein wenig bekomme. Es spricht zu ihm einer aus seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische; aber was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich niedersetzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich nieder an der Zahl gegen fünftausend Männer. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er Dank gesagt hatte, teilte er sie denen aus, die sich niedergesetzt hatten, desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Da sie aber gesättigt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die Brocken, die übrig geblieben sind, damit sie nicht verkommen! Sie sammelten und füllten zwölf Körbe mit Brocken, die von den fünf Gerstenbrotten denen, welche gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus getan hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll! Weil aber Jesus wußte, daß sie kommen würden, ihn mit Gewalt zu nehmen und zum Könige zu machen, entwich er wieder auf den Berg, er allein.

Fünfter Fastensonntag.

Evangelium. (Johannes 8, 46—59.)

In jener Zeit sprach Jesus zu den Scharen der Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht mit Recht, daß Du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater; und ihr verunehret mich. Aber ich suche nicht meine Ehre; es ist einer, der sie sucht und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn jemand mein Wort halten wird, der wird den Tod nicht sehen in Ewigkeit! Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß Du einen Teufel hast. Abraham ist gestorben und die Propheten, und Du sprichst: Wenn jemand mein Wort halten wird, der wird den Tod nicht schmecken in Ewigkeit! Bist Du denn größer als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben; was machst Du aus Dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist

meine Ehre nichts. Es ist mein Vater, der mich ehrt, von dem ihr saget, daß er eurer Gott sei. Und ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn. Und wenn ich sagte, daß ich ihn nicht kenne, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr; aber ich kenne ihn und halte sein Wort. Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen sollte; er hat ihn gesehen und sich gefreut. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und ging hinweg aus den Tempel.

Palmsonntag.

Evangelium. (Matthäus 21, 1—9.)

In jener Zeit, da Jesus sich der Stadt Jerusalem nahte und gen Bethphage gekommen war, an den Ölberg, sandte er zwei seiner Jünger, und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der vor euch liegt, und ihr werdet alsbald eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; bindet sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch jemand etwas sagen wird, so sprecht: Der Herr bedarf ihrer; und alsbald wird er sie euch lassen. Dies alles aber geschah, auf daß erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Sion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig, sitzend auf einer Eselin, und auf einem Füllen der lastbaren Eselin. Die Jünger aber gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin und das Füllen; und legten ihre Kleider auf dieselbe, und setzten ihn darauf. Sehr viele aber aus dem Volke breiteten ihre Kleider auf den Weg, andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das voranging, und das nachfolgte, rief und sprach: Hosanna dem Sohne Davids! Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!

Das hl. Osterfest.

Sequenz*) — Victimae paschali

Da das Osterlamm sich willig dem Tode weicht,
Bringet, Christen, auch ihm Opfer der Dankbarkeit!
Bringet Opfer des Lobes! Uns hat das Lamm erkauf't,
Seine Schafe der Hirt, welche sein Blut getauft.

Und nun öffnet er uns wieder des Vaters Reich.
Selt'ner Kampf; denn es stritten Leben und Tod zugleich.
Und das Leben, der Herr aller, die leben, starb,
Und erstand zu dem Reich, welches sein Tod erwarb.

Was erblickte dein Aug', was, o Maria, dort?
„Christi Grabmal, und im Grabe den leeren Ort,
Und den herrlichen Ruhm unseres Erstandenen,
Und das Grabtuch und Engel hab' ich geseh'n.

*) Sequenz ist ein besonderer Gesang nach der Lesung. Sie kommt nur vor: Ostern (Victimae paschali), Pfingsten (Veni sancte Spiritus), Fronleichnam (Lauda Sion) und in der Oktav dieser Feste; dann am Feste der Schmerzen Mariä (Stabat mater) und in den Messen für Verstorbene (Dies irae).

Meine Hoffnung erstand, Jesus; bald sehet ihr ihn,
Denn er gehet vor euch nach Galiläa hin!"
Ja, wir glauben, daß er lebend dem Grab entwich.
König, Sieger und Gott, unser erbarme Dich!

Evangelium. (Markus 16, 1—7.)

In jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, des Jakobus Mutter, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jesum zu salben. Und sie kamen den ersten Tag nach dem Sabbat sehr früh zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zueinander: Wer wird uns den Stein von der Lüre des Grabes wegwälzen? Und sie schauten hin und sahen, daß der Stein weggewälzt war. Er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur rechten Seite sitzen, der angetan war mit einem weißen Gewande, und sie erschrafen. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht! Ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier; sehet da die Stätte, wo sie ihn hingelegt hatten. Aber gehet hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorausgehe nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Gebet. O Gott, der Du durch Deinen eingeborenen Sohn uns nach Überwindung des Todes den Zugang zur Ewigkeit aufgeschlossen hast: wir bitten Dich, Du wollest unsere frommen Wünsche und Vorsätze, welche Du durch Deine zuvorkommende Gnade uns einflößest, auch mit Deinem Beistande begleiten und zu einem guten Ende gedeihen lassen; durch unsern Herrn Jesum Christum, Deinen Sohn, der mit Dir und dem heiligen Geiste gleicher Gott lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

1. Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Johannes 20, 19—31.)

In jener Zeit, am Abend desselben Tages, des ersten Tages in der Woche, als die Lüren verschlossen waren, wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und da er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Da sprach er nochmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch. Und da er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwillings genannt, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen! Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und meinen Finger in die Stelle der Nägel lege und meine Hand in seine Seite, so werde ich nicht glauben. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wiederum darinnen, und Thomas bei ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Lüren und stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Darauf sprach er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände;

und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite; und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, so hast du geglaubt; selig sind, die nicht gesehen haben und doch glauben! Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen getan vor den Augen seiner Jünger, die nicht geschrieben sind in diesem Buche. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.

Zweiter Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Johannes 10, 11—16.)

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, und der nicht Hirt ist, dem die Schafe nicht eigen sind, sieht den Wolf kommen und verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling aber flieht, weil er ein Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt, und ich kenne die meinen, und die meinen kennen mich, so wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle sind; dieselben muß ich auch herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirt werden.

Dritter Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Johannes 16, 16—22.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater. Da sprachen einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist es, daß er uns sagt: Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen; und: denn ich gehe zum Vater? Sie sagten also: Was ist das, daß er sagt: eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Darüber befraget ihr euch untereinander, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und wehklagen, die Welt aber wird sich freuen. Ihr aber werdet traurig sein; doch eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Ein Weib, wenn es gebiert, hat Traurigkeit, denn seine Stunde ist gekommen; wenn es aber das Kind geboren hat, so denkt es nicht mehr an die Angst, vor Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren ist. Auch ihr habt jetzt Trauer, aber ich werde euch wiederssehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.

Vierter Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Johannes 16, 5—14.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat; und keiner aus euch fraget mich: Wohin gehst Du, sondern

weil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Traurigkeit geworden. Aber ich sage euch die Wahrheit, es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn wenn ich nicht weggehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; wenn ich aber weggegangen bin, so will ich ihn zu euch senden. Und wenn derselbe kommt, so wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und vom Gerichte; von der Sünde nämlich, weil sie an mich nicht geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet; von dem Gerichte aber, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener gekommen ist, der Geist der Wahrheit, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht aus sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig, das wird er euch verkündigen. Er wird mich verherrlichen; denn von dem Meinigen wird er nehmen und es euch verkündigen.

Fünfter Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Johannes 16, 23—30.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr um nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen sei. Solches habe ich in Gleichnissen zu euch geredet; es kommt die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch reden, sondern unverhüllt euch vom Vater Kunde geben werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten. Und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst hat euch lieb, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ausgegangen bin ich vom Vater und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest Du offen heraus und sagst kein Gleichnis. Nun wissen wir, daß Du alles weißt und nicht bedarfst, daß Dich jemand frage. Darum glauben wir, daß Du von Gott ausgegangen bist.

Christi Himmelfahrt.

Evangelium. (Markus 16, 14—20.)

In jener Zeit, da die elf zu Tische saßen, erschien ihnen Jesus und verwies ihnen ihren Unglauben und ihres Herzens Härte, daß sie denen nicht geglaubt, die ihn auferstanden gesehen hatten. Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Es werden aber denen, die da glauben, diese Zeichen folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, neue Sprachen reden, Schlangen aufheben; und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; den Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden. Und der Herr Jesus, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward aufgenommen in den Himmel und sitzt zur Rechten Gottes. Sie aber gingen aus und predigten

überall; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch die darauf folgenden Zeichen.

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium. (Markus 15, 26—16, 4.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird Zeugnis geben von mir. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, denn ihr seid von Anfang an bei mir. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr nicht Argerniß nehmet. Sie werden euch aus den Synagogen stoßen, ja es kommt die Zeit, daß jeder, der euch tötet, glauben wird, er tue Gott einen Dienst damit. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater kennen noch auch mich. Aber solches habe ich zu euch gesagt, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran denket, daß ich es euch gesagt habe.

Das heilige Pfingstfest.

Sequenz — Veni sancte Spiritus

Komm, o heil'ger Geist, wir stehen,
Send uns von des Himmels Höhen
Nieder Deines Lichtes Strahl.

Ohne Dein allmächtig Walten
Kann im Menschen nichts sich halten,
Nichts kann frei vom Bösen sein.

Komm, o Vater aller Armen,
Gnadenspender voll Erbarmen,
Komm, o blinder Herzen Licht.

Wasche rein, wo Makel hängt,
Träufle Tau, wo Dürre sengt,
Heile, wo die Wunde brennt.

Tröster mild, wenn Trübsal naht,
Luft der Seel', die Dich umfahet,
Süßer Labung ew'ger Quell.

Beuge, was da spröde und hart,
Wärme, was in Frost erstarrt,
Führe den, der irre geht.

In der Arbeit sanfte Ruh',
In der Hitze Kühlung Du,
Trodstnef bitt'rer Tränen Strom.

Allen, die da mit Vertrauen
Glaubig auf Dich, Tröster, bauen,
Gib der sieben Gaben Pfand.

O Du Licht, beglückend immer,
Komm, erfüll' mit hellem Schimmer
Deiner Gläub'gen Herzensgrund.

Gib, daß wir nach Tugend ringen,
Standhaft unser Heil vollbringen,
Gib der ew'gen Freuden Lohn. Amen.

(Während der Pfingstoktav jedesmal 300 Tage Abttag; sonst jedesmal 100 Tage. Pius VI., 26. Mai 1796.)

Evangelium. (Johannes 14, 23—31.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht, und das Wort, das ihr gehört habt, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, da ich bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie ihn die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und



Franz Hanfstaengl, München.

Die Madonna im Blumenkranz.
Nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens.

fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich lieb hättet, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehedem es geschieht, auf daß, wenn es geschehen sein wird, ihr glaubet. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden, denn es kommt der Fürst dieser Welt, und an mir hat er nichts zu eigen. Aber die Welt soll erkennen, daß ich den Vater lieb habe und also tue, wie der Vater mir befohlen hat.

Erster Sonntag nach Pfingsten: Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Die Kirche hat zur Feier des Festes der allerheiligsten Dreifaltigkeit den ersten Sonntag nach Pfingsten bestimmt, weil die Apostel sobald sie durch den heiligen Geist erleuchtet und gestärkt waren, angefangen haben, zu predigen und zu taufen, wie es ihnen Christus befohlen hatte mit den Worten: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“ (Matth. 28, 19.)

Evangelium. (Matthäus 28, 18—20.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 14, 16—24.)

In jener Zeit sagte Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Es war ein Mensch, der bereitete ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht aus um die Stunde des Abendmahls, den Eingeladenen zu sagen, sie möchten kommen, denn alles wäre schon bereit. Und sie begannen alle zusammen sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe ein Landgut gekauft, und ich muß hingehen, es zu besehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und ich gehe hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und berichtete das seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe so gleich hin auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen und Krüppel und Blinden und Lahmen herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast, und es ist noch Platz da. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet wird.

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 15, 1—10.)

In jener Zeit nahen sich Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder auf und ißt mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer unter euch, der hundert Schafe hat und eins davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste, und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Schultern mit Freude; und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: ebenso wird auch Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, das zehn Drachmen hat, wenn sie eine davon verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und suchet fleißig, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 5, 1—11.)

In jener Zeit, da sich das Volk zu Jesus drängte, Gottes Wort zu hören, und er am See Genesareth stand, sah er zwei Schiffe am See liegen; die Fischer aber waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da stieg er in das eine der Schiffe, das dem Simon zugehörte, und bat ihn, ein wenig vom Lande abzustößen. Und er setzte sich, und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber aufgehört hatte zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus zum Fange. Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das taten, fingen sie eine große Menge Fische, daß ihr Netz zerreißen wollte. Und sie winkten ihren Genossen, welche im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also daß sie beinahe versanken. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr, gehe hinweg von mir; denn ich bin ein sündiger Mensch! Denn Schauer hat ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie getan hatten. Desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten die Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 5, 20—24.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet

ihr in das Himmelreich nicht eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: ein jeder, der seinem Bruder zürnt, wird des Gerichtes schuldig sein. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raka! der wird des hohen Rates schuldig sein. Wer aber sagt: du Narr! der wird des höllischen Feuers schuldig sein. Darum, wenn du deine Gabe zum Altare bringst und dich da erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.

Sechster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Markus 8, 1—9.)

In jener Zeit, als viel Volk bei Jesus war, und sie nichts zu essen hatten, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: Mich erbarmet des Volkes, denn siehe, schon drei Tage harren sie aus bei mir und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeiset nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege erliegen, denn einige aus ihnen sind weit hergekommen. Und seine Jünger antworteten ihm: Woher könnte jemand sie hier mit Brot sättigen in der Wüste? Und er fragte sie: Wieviel Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, um sie vorzulegen; und sie legten sie dem Volke vor. Und sie hatten einige Fischlein; diese segnete er auch und befahl sie vorzulegen. Und sie aßen und wurden satt. Und sie hoben auf, was von den Brocken übrig geblieben war: sieben Körbe voll. Derer aber, die gegessen hatten, waren bei viertausend. Und er entließ sie.

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 7, 15—21.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man auch Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln? So bringt ein jeder gute Baum gute Früchte, aber ein jeder schlechte Baum schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Darum an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 16, 1—9.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter, und derselbe ward bei ihm angeschuldigt, daß er seine Güter verschwendet hätte. Und er rief ihn und sprach zu

ihm: Was höre ich da von dir? Gib Rechenschaft von deiner Haushaltung, denn du kannst nicht länger Haushalter sein. Da sprach der Haushalter bei sich selbst: Was soll ich tun, weil mein Herr die Haushaltung von mir nimmt? Graben kann ich nicht, zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tun will, auf daß, wenn ich von der Haushaltung abgesetzt werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief also alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Der sagte: Hundert Tonnen Öl. Und er sprach zu ihm: Nimm deine Handschrift, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Danach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Der sagte: Hundert Malter Weizen. Er sprach zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klug gehandelt hätte. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrer Art als die Kinder des Lichtes. Und ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen.

Neunter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 19, 41—47.)

In jener Zeit, da Jesus Jerusalem nahe kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn auch du es doch erkannt hättest, und zwar noch an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden die Tage über dich kommen, daß dich deine Feinde mit einem Walle umgeben und belagern und dich von allen Seiten ängstigen werden. Und sie werden zu Boden schmettern dich und deine Kinder, die in dir sind; und sie werden in dir keinen Stein auf dem andern lassen, darum, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Und er ging in den Tempel und fing an hinaus zu treiben, die darin kauften und verkauften. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.

Zehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 18, 9—14.)

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die auf sich selbst vertrauten, als wenn sie gerecht wären, und andere verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand da und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie die andern Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal seine Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, jener nicht. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Markus 7, 31—37.)

In jener Zeit ging Jesus aus dem Gebiet von Tyrus und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten in die Landschaft der Zehnstädte. Und sie führten zu ihm einen, der taub und stumm war, und baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte. Und er nahm ihn von dem Volke beiseite, legte seine Finger in dessen Ohren, berührte dessen Zunge mit Speichel, sah auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: Ephpheta, das ist: tue dich auf! Und alsbald taten sich seine Ohren auf und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Und er verbot ihnen, es jemand zu sagen. Aber je mehr er es verbot, desto mehr breiteten sie es aus, und desto mehr verwunderten sie sich darüber und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben hat er hören gemacht und die Stummen reden.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 10, 23—37.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet! Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige haben sehen wollen, was ihr sehet, und sie haben es nicht gesehen; und hören, was ihr höret, und sie haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzgelehrter stand auf und versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich tun, damit ich das ewige Leben erlange? Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetze geschrieben? wie liesest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Und er sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben. Jener aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Jesus antwortete und sprach: Ein Mensch ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn wund, gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Es begab sich aber, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. Dergleichen auch ein Levit; da er an den Ort kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm; und da er ihn sah, ward er von Erbarmen gerührt. Er trat hinzu, verband seine Wunden, goß Öl und Wein hinein, hob ihn auf sein eigenes Lastthier und brachte ihn in die Herberge und pflegte seiner. Des andern Tages zog er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn und alles, was du mehr ausgeben wirst, das will ich dir wiedergeben, wenn ich zurückkomme. Welcher von diesen dreien scheint dir nun der Nächste gewesen zu sein für den, der unter die Räuber gefallen war? Er aber sprach: Jener, der die Barmherzigkeit an ihm tat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue dergleichen.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 17, 11—19.)

In jener Zeit, da Jesus nach Jerusalem zog, ging er mitten durch Samaria und Galiläa. Und da er in einen Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätzige

Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, Meister, erbarme Dich unser! Da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Und es geschah, da sie hingingen, wurden sie rein. Einer aber aus ihnen, da er sah, daß er rein war, kehrte um und lobte Gott mit lauter Stimme; und er fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm. Und dieser war ein Samaritan. Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind denn die neun? Findet sich keiner, der zurückkehrte und Gott die Ehre gäbe, als dieser Fremdling? Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 6, 24—33.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder dem einen anhängen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Seid nicht bekümmert für euer Leben, was ihr essen werden, noch für euren Leib, was ihr anziehen sollet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise? und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten auch nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheuern; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer aber aus euch kann durch seine Sorgen seiner Leibesgröße eine Elle zusetzen? Und warum seid ihr bekümmert um die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Ich sage euch aber, daß nicht einmal Salomon in aller seiner Herrlichkeit gekleidet gewesen ist wie eine aus ihnen. Wenn aber Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet; wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Seid also nicht bekümmert und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesen trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; und dieses alles wird euch zugegeben werden.

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 7, 11—16.)

In jener Zeit ging Jesus in eine Stadt, welche Naim heißt, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er nun nahe zum Stadttore kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, welcher der einzige Sohn seiner Mutter war, und sie war eine Witwe. Und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Erbarmen gegen sie bewegt und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu und berührte die Bahre; die Träger aber standen still. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Furcht aber ergriff sie alle, und sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Sechzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Lukas 14, 1—11.)

In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten der Pharisäer kam, an einem Sabbat, um da zu essen, hatten sie acht auf ihn. Und siehe, es war ein wasserfüchtiger Mensch vor ihm. Und Jesus nahm das Wort und sprach zu den Gesetzgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbate gesund zu machen? Sie aber schwiegen still. Er aber faßte ihn an und machte ihn gesund und ließ ihn gehen. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist unter euch, dem sein Esel oder Ochs in einen Brunnen fällt, der ihn nicht alsbald herausziehen wird am Sabbattage? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch ein Gleichnis zu den Gästen, da er sah, wie sie sich die obersten Plätze aussuchten, und sprach zu ihnen: Wenn du zur Hochzeit geladen wirst, so setze dich nicht obenan, damit nicht etwa ein Geehrterer als du von ihm geladen sei, und der, welcher dich und ihn eingeladen hat, komme und zu dir spreche: Mache diesem Platz! und du müßtest dann mit Beschämung untenan sitzen. Sondern wenn du eingeladen wirst, so gehe hin und setze dich untenan, auf daß, wenn der kommt, der dich geladen hat, er zu dir spreche: Freund, rüde hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, welche mit zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 22, 35—46.)

In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus, und einer aus ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen, und sprach: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer beisammen waren, fragte sie Jesus und sprach: Was dünket euch von Christus? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie, nennt ihn denn David im Geiste einen Herrn? da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich Deine Feinde als Schemel Dir zu Füßen lege. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, und von dem Tage an wagte keiner, ferner ihn zu fragen.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 9, 1—8.)

In jener Zeit trat Jesus in ein Schifflein und fuhr hinüber und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Gichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Und da Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott! Und da

Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Arges in euren Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle? Auf daß ihr aber wisset, daß der Menschensohn Macht hat auf Erden, Sünden zu vergeben, so sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Stehe auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus. Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 22, 1—14.)

In jener Zeit redete Jesus zu den Hohenpriestern und Pharisäern in Gleichnissen und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte. Und er sandte seine Knechte aus, daß sie die Geladenen zur Hochzeit riefen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, ich habe meine Mahlzeit bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen hin, der eine auf seinen Acker, der andere aber zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, beschimpften und tödteten sie. Da das aber der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegerheere aus und brachte die Mörder um, und ihre Stadt zündete er an. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, aber die Geladenen waren es nicht wert. Gehet also an die Ausgänge der Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr nur findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und versammelten alle, die sie fanden, Böse und Gute; und die Hochzeit ward mit Gästen erfüllet. Der König aber ging hinein, um sich die Gäste anzusehen, und er sah daselbst einen Menschen, der hatte kein hochzeitliches Kleid an, und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du hereingekommen, und hast kein Kleid an? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneknirschen. Denn viele sind berufen, aber wenige auserwählt.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Johannes 4, 46—53.)

In jener Zeit war ein königlicher Beamter, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser hörte, daß Jesus aus Judäa nach Galiläa käme, ging er zu ihm und bat ihn, daß er hinabkommen und seinen Sohn gesund machen möchte; denn er fing an zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der königliche Beamte sprach zu ihm: Herr, komm doch hinab, ehedenn mein Sohn stirbt! Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt! Der Mann glaubte dem Worte, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin. Da er nun hinabging, kamen ihm seine Knechte entgegen, verkündigten ihm und sagten: daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm geworden wäre. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um

die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es dieselbe Stunde sei, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte und sein ganzes Haus.

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 18, 23—35.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten Abrechnung halten wollte. Und als er anfang abzurechnen, da ward ihm einer vorgeführt, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr zu verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, und damit zu bezahlen. Der Knecht aber fiel vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen! Da erbarmte sich der Herr des Knechtes, ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch. Da aber dieser Knecht hinausging, fand er einen von seinen Mitknechten, der war ihm hundert Denare schuldig. Und er griff ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel sein Mitknecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen! Er aber wollte nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis er die Schuld bezahlte. Als aber seine Mitknechte sahen, was sich zutrug, wurden sie sehr betrübt; und sie kamen und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr vor sich und sprach: Du boshafter Knecht! Ich habe dir die ganze Schuld erlassen, weil du mich batest; hättest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe? Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlte. Also wird auch mein himmlischer Vater euch tun, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen verzeiht.

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 22, 15—21.)

In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesum in der Rede fangen möchten. Und sie sandten ihre Jünger samt den Herodianern zu ihm und sprachen: Meister, wir wissen, daß Du wahrhaft bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrst und nach niemand fragst; denn Du siehst nicht auf das Ansehen der Person. Sage uns also, was dünket Dir: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Jesus aber, der ihre Arglist wußte, sprach: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Denar. Und Jesus sprach zu ihnen: Wessen ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!

Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 9, 18—26.)

In jener Zeit, da Jesus zu den Scharen des Volkes redete, siehe, da kam ein Vorsteher der Synagoge zu ihm, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter

ist soeben gestorben; aber komm, lege Deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf und folgte ihm mit seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, welches zwölf Jahre am Blutfluß litt, trat von hinten herzu und rührte den Saum seines Kleides an. Denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid anrühren werde, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Sei getrost, Tochter, dein Glaube hat dir geholfen! Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und da Jesus in das Haus des Vorstehers kam und die Flötenspieler und die lärmende Menge sah, sprach er: Gehet hinweg; denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Und da das Volk hinausgetrieben war, ging er hinein und ergriff ihre Hand; und das Mägdlein stand auf. Und das Gerücht hiervon verbreitete sich im ganzen Lande.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. (Matthäus 24, 15—35.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Greuel der Verwüstung, von dem geweissagt ist durch den Propheten Daniel, werdet stehen sehen an der heiligen Stätte — wer es ließt, der verstehe es wohl! — alsdann fliehe, wer in Judäa ist, ins Gebirge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht hinab, etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück, seinen Rock zu holen. Wehe aber den Schwangern und Säugenden in jenen Tagen. Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbat geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, wie sie vom Anfang der Welt bis auf diese Zeit nicht gewesen ist, noch wieder sein wird. Und wenn diese Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet; aber um der Auserwählten willen werden diese Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist Christus, oder dort ist er, so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christus und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, in Irrtum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Darum, wenn sie zu euch sagen werden: Siehe, er ist in der Wüste! so gehet nicht hinaus; siehe, er ist in den Kammern! so glaubet es nicht. Denn wie der Blitz ausgeht vom Aufgange und leuchtet bis zum Niedergange, also wird auch die Ankunft des Menschensohnes sein. Wo das Aas ist, da sammeln sich auch die Adler. Bald aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond wird seinen Schein nicht geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden erschüttert werden. Und alsdann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden weheklagen alle Geschlechter auf Erden; und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel aussenden mit der Posaune und lautem Schalle, und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden her, von einem Ende des Himmels bis zum andern versammeln. Vom Feigenbaume aber lernet das Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird, und Blätter sprossen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch ihr,

wenn ihr dieses alles sehen werdet, so wisset, daß es nahe vor der Thür ist. Wahrlich, ich sage euch: dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Evangelium am Kirchweihfeste.

Evangelium. (Lukas 19, 1—10.)

In jener Zeit kam Jesus nach Jericho und wandelte hindurch. Und siehe, da war ein Mann mit Namen Zachäus; dieser war ein Oberster der Zöllner und war reich; und er begehrte Jesum zu sehen, wer er wäre, und konnte es nicht wegen der Volksmenge; denn er war klein von Gestalt. Und er lief voraus und stieg auf einen Feigenbaum, damit er ihn sähe; denn er sollte dort vorbeigehen. Und als Jesus an den Ort kam, blickte er auf, sah ihn und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilends herab; denn heute muß ich in deinem Hause bleiben. Und er stieg eilends herab und nahm ihn mit Freuden auf. Und die es sahen, murrten alle und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekehrt! Zachäus aber stand und sprach zum Herrn: Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen; und wenn ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig zurück. Jesus sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.

Eucharistie und Wiedervereinigung im Glauben.

Wir stehen ohne Zweifel am Beginn einer wichtigen Missionszeit. Unendlich viel hat der Krieg draußen in unseren so blühenden Missionen vernichtet. Es muß dies alles wieder aufgebaut werden und neue, große Anforderungen verlangt die Zeit nach dem Kriege, neue Arbeitskräfte und zahllose Mittel müssen in den Dienst der Mission gestellt werden. Daß die deutschen Katholiken dazu berufen sind, schon jetzt wieder aufzurichten zu helfen, was zerstört wurde, beweist die große Begeisterung, mit der überall von Priester und Volk unsere Missionsbischöfe und Missionen, die jetzt bei uns in der Verbannung leben, aufgenommen werden, wo immer sie auf ihren Missionsfesten in Predigt und Vorträgen für ihre Heidenmission wirken; allorts finden sie mitfühlende Herzen und freigebige Hände.

So erfreulich dies alles ein jeder aufrichtige Freund der Sache Gottes begrüßen wird, so ist doch dabei ein anderer wichtiger Zweig wahrer Missionsarbeit nicht zu übersehen, welcher schon jetzt für die Zeit nach dem Kriege ganz besonderer Aufmerksamkeit bedarf, die Wiedergewinnung der mit uns in unserem Vaterlande lebenden, im Glauben von uns getrennten Christen. Gerade wir Katholiken wollen uns an unsere Pflicht gemahnen, ihretwegen das Wort des Heilandes oftmals zu bedenken: „Ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind, auch die muß ich herbeiführen.“ Dazu mithelfen, das Sehnen des göttlichen Herzens zu stillen, daß allen Menschen Gnade und Wahr-

Eucharistie diejenigen beglückt, die sich seine Freunde nennen, und das erste Heil zuteil wird, dazu anregen, ist Ehrensache aller katholischen Priester. Als „Licht der Welt“ und „Salz der Erde“ sollen wir mitwirken, das Glaubenslicht in die weitesten Kreise zu tragen. So oftmals am Tage sprechen wir ja das Gebetswort: *Adveniat regnum tuum*; es erinnert uns an die Notwendigkeit der Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden. Jedenfalls muß das Heilsbedürfnis so zahllos vieler Seelen, die sich Christen nennen und doch so weit entfernt sind, die Gnadenfülle des Christentums zu besitzen, eines jeden Priesters Herz rühren, so daß auch er sich sagt: Das Heil der Seelen, die Ehre Gottes steht auf dem Spiele! Wenn einstens der Gottmensch auf den Höhepunkt seines Leidens in dem Rufe: „*Sitio*“ mehr seinem Seelendurste als dem leiblichen Durste einen erschütternden Ausdruck verlieh, so müssen wir Priester seine Sache, seine Sehnsucht nach Wiedergewinnung der verlorenen Schafe zur unserigen machen.

Eine Hauptstütze in diesen unseren Bestrebungen ist die hl. Eucharistie. Das allerheiligste Altarssakrament ist ja die Sonne der katholischen Kirche, ihr Zentral- und Einheitspunkt. So manche Protestanten haben unsere Kirche beneidet wegen ihrer inneren Eintracht und Geschlossenheit; aber sie vergessen dabei, daß ihre eigene innere Zerrissenheit, ihr Sektenwesen ihren tiefsten Grund hat in der Verwerfung der realen Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente. Das ist eben der Ruhm der katholischen Kirche, daß ihre Gläubigen sich alle um einen Opferaltar scharen, um einen Tisch versammeln, ob reich, ob arm, ob Herr oder Knecht, ob gelehrt oder unwissend. Das Sakrament der „Vereinigung und Liebe“, sagt Bonaventura, „ist nicht nur ein Symbol der Einheit und der Liebe, sondern es entflammt uns noch dazu, damit es auch wirke, was er darstellt. Was uns aber am meisten entflammt zur gegenseitigen Liebe und die einzelnen Glieder (der Kirche) eint, das ist die Einheit des Hauptes (Christus), von dem durch die ausgießende, einende und umgestaltende Kraft der Liebe die gegenseitige Liebe auf uns überströmt. Deshalb ist in diesem Sakramente der wahre Leib und das makellose Fleisch Christi enthalten, um sich uns mitzuteilen, uns zu einen und uns in sich umzugestalten durch die brennendste Liebe, die ihn bewog, zu uns zu kommen, sich für uns zu opfern, sich uns zu schenken und bei uns zu bleiben bis ans Ende der Welt.“

„Aus dieser großen Bedeutung der Eucharistie erklärt es sich, daß die Väter des Konzils von Trient den Wunsch aussprechen, dies Geheimnis möchte wieder Sammelpunkt für alle Getrennten werden. „Mit väterlicher Liebe ermahnt, bittet und beschwört der heilige Kirchenrat bei der großen Erbarmung unseres Gottes, daß sich alle Träger des christlichen Namens in diesem Zeichen der Einheit, in diesem Bande der Liebe, in diesem Sinnbild der Eintracht endlich wieder fest zusammenschließen, indem sie sich erinnern der erhabenen Majestät und großen Liebe Jesu Christi, unseres Herrn, der seine teure Seele als Lösegeld zu unserem Heile und sein Fleisch uns zur Speise gegeben hat.“

Der Wege, deren sich die göttliche Vorsehung zur Wiedergewinnung verirrer Seelen bedient, sind gar viele und mannigfaltige; aber eine sehr große Zahl aus ihnen hat er zu seinem heiligsten Herzen zurückgeführt durch sein hochheiliges Sakrament, durch jene so große Liebe, mit der er im Geheimnis der

Glaubensmysterium, das manchen Protestanten den Weg zur Rückkehr zeigte, war die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakrament. Unwillkürlich fühlten sich manche gezwungen, sich selber unerklärlich, in die offenstehende katholische Kirche einzutreten, sie fanden das Lichtlein brennen vor dem Tabernakel, ein nie erlöschendes Zeugnis des Glaubens der Katholiken an die wahre Gegenwart; sie sahen die Gläubigen andächtig geschart um den erhabenen Opferaltar des Neuen Bundes, in tiefer Ehrfurcht sich beugen bei der heiligen Wandlung, bei dem sakramentalen Segen, voller Liebesglut hinzutreten zur innigsten Liebesgemeinschaft mit dem Heiland in der heiligen Kommunion; mit Staunen blickten sie hin auf ihre katholischen Mitbrüder, welche so freudig hineilten zu den dem Heiland im Sakrament zu Ehren veranstalteten Gebetsstunden und Andachtsübungen, mit erbaulicher Herzensfreude einherzogen bei den herrlichen eucharistischen Umzügen, die an Fronleichnam mit aller nur möglichen Feierlichkeit außerhalb des Gotteshauses oder am Schluß vieler Gebetstage oder Sühnestunden im Innern der Kirche abgehalten wurden. Und wer möchte jenen geheimen, göttlichen Einfluß auf so manches edle Herz abseits von der Kirche stehender Christen fühlen, den die großen internationalen eucharistischen Kongresse ausgeübt haben? Ich sehe in diesem Augenblicke das Bild der letzten großen eucharistischen Versammlung vor Augen, die in der Woche vor Kriegsbeginn stattfand. Der allgemeine eucharistische Kongreß zu Lourdes hatte mehr als 200 Kirchenfürsten mit ungezählten Priestern und Gläubigen aus allen Ländern der Welt um den Heiland im Sakramente und das Gnadenbild seiner lieben Mutter vereinigt. Da begeisterte am 23. Juli 1914 ein deutscher Kongreßpredner die Tausende aus allen Ländern und Erdteilen, als er von dem allerheiligsten Sakrament als der Quelle der Liebe und der Gemeinschaftsarbeit für die Völker der Erde redete. Ja, das ist das hohe Ziel, das uns vorschwebt: ein Mittelpunkt für alle Christgläubigen soll das allerheiligste Sakrament werden, von dem ausgeht Heil und Segen über die ganze Menschheit, welche hienieden in Arbeit und Sorge ihr Tagewerk vollbringt, von Jesus aber im Tabernakel Kraft zur Tugend, Liebe zum Nächsten, Treue gegen Gott sich holen will, sowie die feste Hoffnung auf herrlichen Lohn im ewigen Anblick der sich uns unverhüllt darbietenden göttlichen Majestät.

Dieses hohe Ziel zu erreichen, ist wahrlich der ernsthaften Mitarbeit aller katholischen Priester wert. Gelegenheit dazu bietet sich uns reichlich. Es schmerzt uns ja manchmal das absichtliche Verkennen unserer priesterlichen Mühe und Arbeit von seiten mancher protestantischer Kreise; nicht selten trifft Lachen, Spott und Hohn unser Ohr über den katholischen Kult des allerheiligsten Sakramentes. Das wird uns sicher nie von unserem Eifer, für die Ehre des im Sakramente verborgenen Heilandes zu wirken, abbringen; vielleicht trifft auch uns Priester dabei manchmal eine gewisse, uns kaum bewußte Schuld. — In seinem hohen priesterlichen Gebete am Vortage seines Leidens bittet der göttliche Heiland für alle diejenigen, welche durch der Apostel Wort an ihn glauben werden: „Damit alle eins seien“; denn schon damals ging die Sehnsucht seines Herzens nach Vereinigung der ganzen Menschheit in seiner Liebe: „Lehret alle Völker und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Darum ist es auch, wenn

schon Paulus im I. Timotheus-Briefe ermahnt, „Gebete, Bitten, Fürbitten, Dankfagung für alle Menschen darzubringen“, eine besondere Ehrenpflicht der katholischen Priester, für die Wiedervereinigung zu beten, oft und gerne, besonders vor dem allerheiligsten Sakramente, vielleicht hier und da in dieser Meinung, einen Teil seines Breviergebetes vor dem Tabernakel zu verrichten, namentlich mag er an gewissen Festen beim Memento der hl. Messe dieses erhabenen Zweckes eingedenk sein; das Messformular *ad tollendum schisma* in seinem Missale bietet sich ihm eigens an als Gebetshilfe für den Gegenstand seines herzlichen Verlangens; lehrt doch der hl. Paulus in der Epistel dieser Messe im Briefe an die Epheser, daß wir Priester „von Gott verordnet sind als Hirten und Lehrer für die Vervollkommnung der Heiligen, bis wir alle zusammen gelangen zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes“. Nach dem Empfange der hl. Kommunion, nach unserer heiligen Messe tragen wir dann noch eigens dem Heiland unsere Sehnsucht nach Einigung aller Christen mit ihm seinem göttlichen Herzen vor. „Wenn Jesus Christus“, so sagte Weihbischof Zorn von Bulach aus Straßburg auf dem 21. eucharistischen Kongreß zu Montreal bei seinem Referat über das Gebet um die Wiedervereinigung, „bei uns eingekehrt ist und wir in ihm sind, wenn wir das unaussprechliche Glück genießen, mit ihm von Herz zu Herz reden zu können, vom Feuer seiner Liebe entbrannt, dann ist der rechte Augenblick, wo wir ihm unsere getrennten Brüder empfehlen können.“ Seinen Vortrag krönte folgende Resolution: „Der 21. eucharistische Kongreß forderte zunächst die Priester, Ordensmänner und Ordensfrauen, dann auch alle Gläubigen auf, vom eucharistischen Heilande die Gnade zu erleben, daß alle unsere getrennten Brüder zum Schafstalle Jesu Christi zurückkehren und darin vereinigt bleiben.“

Mit besonderer Liebe und Pracht sucht der Priester sodann, namentlich in konfessionell gemischten Gegenden, die eucharistischen Feiern und Umzüge in seiner Kirche auszugestalten, wie sie am Schlusse des 13stündigen oder 40stündigen Gebetes, am Herz-Jesu-Feste oder als Abschluß eines Sühnegebetstages mancherorts, namentlich in den Städten und größeren Kirchen, auch hier und dort am Schlusse von Priesterexerzitien bei einer allgemeinen Volksandacht abgehalten werden. Das katholische Volk liebt solche außergewöhnlichen Feierlichkeiten sehr, und sie sind wohl geeignet, auch das Herz manches Nichtkatholiken mit Ehrfurcht und Bewunderung zu erfüllen vor unserer Liebe gegen die hl. Eucharistie. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang die eucharistische Feier während einer großen Volksmission, die bekanntlich namentlich in gemischten Gegenden oft von Protestanten besucht wird, welche von der Predigt über das heiligste Sakrament und dem damit verbundenen Anbetungs- und Sühnungsakte einen tiefgreifenden Einfluß mitnehmen werden. — Jedoch auch jede kleine eucharistische Andacht, jede sakramentale Segensspendung in der kleinsten wie der größten Kirche sei stets von aller Ehrfurcht, Würde und Andacht aller dabei beteiligten Personen, der Chorknaben, des Organisten wie des amtierenden Priesters begleitet und getragen, während unnötige Hast und Eile oder eine gewisse Unandacht des Priesters wohl manchmal Schuld gewesen sein mag, daß neue Zweifel aufstiegen in einem Herzen, das sich der

Liebe des im Sakramente des Altars wahrhaft verborgenen Heilandes zu erschließen anfing. Auf eine uns meist unbekanntere herrliche Weise vermag der göttliche Heiland alle diese Liebe, mit der wir sein hl. Sakrament umgeben, zu segnen und reiche Früchte bringen zu lassen.

Nie aber soll uns eine Mühe zu groß sein, wenn es sich handelt um die Vorbereitung der Feier der ersten Kinderkommunion, namentlich in Pfarreien, die mit Anhängern des protestantischen Bekenntnisses stark durchsetzt sind. Diese Feier hat oft im Herzen Andersgläubiger eine starke Sehnsucht nach dem Sakramente des Altars, nach seinem Glücke hervorgebracht, das aus den Augen unschuldiger Kinder hervorleuchtet, und ist oft der erste oder letzte Anstoß zur Konversion geworden. So berichtete dem Schreiber dieser Zeilen vor Jahresfrist bald nach dem weißen Sonntag die protestantische Mutter einer Erstkommunikantin, eine einfache Frau aus dem Volke: „Die Feier in der Kirche war sehr erhebend und erbauend; vielleicht verstehe ich ja noch nicht so viel davon, aber ich war sehr befriedigt. Ich sah voll Neid auf mein Kind und wußte meine Rührung nicht zu verbergen, wie ich sah, wie sie so andächtig und glücklich zur Kommunion ging.“ Und der Strahl der Gnade ging im Herzen dieser Mutter herrlich auf, und mit ihrem Kinde und ihrem Manne ging sie am diesjährigen weißen Sonntag selbst zur ersten hl. Kommunion. Der französische Vater Graton erzählt aus der Zeit, als er nach seiner Befehrung sich auf die Feier seiner ersten hl. Kommunion vorbereitete: „Meine Sehnsucht nach dem Sakrament war sehr stark, und ich vermochte den Aufschub kaum auszuhalten. Eines Nachts, als ich diese Sehnsucht sehr lebhaft fühlte, stand ich auf. Ich nahm Brot, und während eines Gebetes zu Gott, das voll des Glaubens war, sprach ich den Segen über das Brot und bat Gott, dem Segen all die Kraft beizulegen, die möglich sei. Darnach aß ich dieses Brot, des Heilandes gedenkend und sehnsüchtig nach der Kommunion verlangend. Lange Zeit nachher habe ich zu wissen bekommen, daß ich in jenem Augenblick eine geistliche Kommunion gefeiert habe, die auch von großem Werte ist.

Naturgemäß muß stets tiefgehende, heilige Eindrücke in den Seelen wohlwollender und aufrichtig denkender Protestanten die Feier unseres Fronleichnamstages erwecken; schon in der Predigt vor dem Feste wird der Priester seine Pfarrkinder ermahnen, mit rührihem, liebevollem Eifer Häuser und Straßen zu schmücken und mit großer Sammlung und Andacht an der Prozession teilzunehmen zur Erbauung aller, die zuschauen, und er selbst wird mit möglichster Kraft diese herrliche, katholische Glaubenskundgebung zu verschönern suchen. In der That haben auch manche Protestanten eingestanden, wie die erhabene Fronleichnamstfeier der Katholiken ihr Gemüt mächtig bewegt und einen festen Impuls gegeben habe, der katholischen Kirche näherzutreten und mit ihrer Lehre über die reale Gegenwart Christi im Altarssakramente sich bekanntzumachen. Im Jahre 1887 weilte Krogh-Tønning, damals noch protestantischer Pastor, im Bad Ems. Am Fronleichnamsteste sah er die Prozession aus der katholischen Kirche ziehen. Es war das erstemal, daß er Zeuge dieser Zeremonie war und er wurde tief ergriffen. Die prachtvollen Kirchenfahnen, deren goldgewirkte Symbole zwischen dem Laub der Bäume in der Sonne glänzten,

der reiche Blumenschmuck, der Baldachin, unter dem das Allerheiligste feierlich getragen wurde, der Weihrauchduft, der Gesang, die eigenartige, stimmungsvolle Kirchenmusik, alles vereinigte sich für ihn zu einer ergreifend schönen Harmonie. Als der Baldachin näher kam, sank er unwillkürlich mit dem Hute in der Hand in die Knie. Neben ihm stand ein junger protestantischer Geistlicher, der in demselben Hotel wie er wohnte. Dieser kniete nicht und entblößte auch nicht das Haupt. Aber er konnte doch nicht den Eindruck verkennen, den die Prozession auf die andächtige Menge gemacht habe und wandte sich an Tonning mit den Worten: „Es ist doch merkwürdig, welche Macht diese Kirche besitzt!“ In sein Hotel zurückgekehrt, sandte Tonning den Seinen daheim eine Schilderung der Zeremonie, erwähnte die Gefühle, die die Feier bei ihm hervorgerufen hatte, und schloß mit den Worten: „Luther, Luther, wie viel Schönes hast du uns geraubt.“ (Vgl. Menge l. c. S. 257f.) Am Orte des kaiserlichen Hauptquartiers zu Kreuznach hat der katholische Feldgeistliche desselben im Jahre 1917 zum ersten Male die Fronleichnamsprozession, nachdem sie 400 Jahre lang nicht mehr stattgefunden hatte, veranstaltet und Offiziere und Soldaten aller Truppen und Waffengattungen sah man dem hochwürdigsten Gute ehrerbietige und freudige Gesellschaft leisten, wahrlich ein Schauspiel, das nicht verfehlen konnte, auch auf protestantische oder ungläubige Offiziere und Mannschaften einen unauslöschlichen Eindruck zu machen.

Finden dann solche gläubige Seelen den Weg ins Vaterhaus, zum Mutterherzen zurück, dann empfinden sie tief ihr hohes, neues und reines Glück; sehnen wir Priester uns danach, manchen der Gotteskinder dieses heilige Himmelsglück zu verschaffen. Wahrhaft rein und tief empfand dies eine neuere Konvertitin, Helena Most, welche in ihrer Geschichte von Menschenwegen und von Gotteswegen: Gehe hin und künde als Dominikanerschwester Regina, also schrieb: „Wie wonnevoll ist es doch, im katholischen Lande zu sein! Von jedem aufleuchtenden Kirchturme zu wissen, dort wohnt der Herr im Sakrament, durch Felder zu wandern, die das Gebet der Kirche gesegnet, von jedem Vorübergehenden denken zu dürfen, daß man mit ihm geheimnisvoll durch das wunderbare Sakrament vereint sei. Und von ihm, dem im Sakramente so oft in meine Seele einkehrenden und immer wieder in meiner Nähe wohnenden Heiland, scheint eine besondere Anziehungskraft auf mich ausgegangen zu sein.“

Aber noch haben die Völker Europas der kostbaren Himmelsgabe sich nicht würdig gemacht, der Friede ist noch nicht eingekehrt in die Länder, so viele Feinde wehren ihn immer noch und doch sehnt sich die ganze Welt danach. Aber er wird kommen, dann, wenn die Menschen und die Völker wieder gelernt haben, im Glauben und in der Furcht Gottes zu leben, dann wenn sie einsehen, daß nur das der Weg zum Frieden sein kann.



Der Gottesdienst.

As allerheiligste Altarsakrament ist unser höchstes Gut, unser kostbarstes Kleinod hier auf Erden. Die hl. Messe ist der erhabenste Gottesdienst im Himmel und auf Erden. Denn Jesus opfert sich für uns im allerheiligsten Altarsakramente auf. Täglich erneuert er auf unsern Altären in unblutiger Weise sein bitteres, blutiges Opfer von Golgatha. Wie er am Kreuze sein Herz, sein Blut, seinen Leib, sich selbst ganz und unbedingt dem ewigen Vater zu unserer Erlösung aufopfert, so tut er es bei jeder heiligen Messe. Die heilige Messe ist das würdigste Lobopfer, das Gott dargebracht werden kann. Das Lob und die Anbetung, welche alle Menschen und alle Engel und Heiligen des Himmels Gott darbringen, kommt nicht in Vergleich mit der Verherrlichung, die ihm durch jede heilige Messe erwiesen wird. Denn in ihr opfert sich dem ewigen Vater sein wesensgleicher Sohn selbst, welcher „der Abglanz seiner Herrlichkeit und sein Ebenbild ist“. Die heilige Messe ist weiter das erhabenste Dankopfer, das Gott unendlich mehr gefällt als alle Dankopfer, welche der Alte Bund im Laufe der Jahrhunderte ihm dargebracht hat; das wirksamste Bittopfer, weil in ihm der Sohn Gottes selbst unser Fürsprecher bei seinem himmlischen Vater wird; endlich das kräftigste Sühnopfer, das für die Lebenden und Abgestorbenen dargebracht werden kann. Unzählig viele Sünder haben durch dasselbe die Gnade einer gründlichen und beharrlichen Bekehrung verlangt. Von ihm fließt täglich ein reicher Gnadenstrom in das Fegfeuer und lindert die Schmerzen der armen Seelen. Möchtest du, mein lieber Christ, doch den hohen Wert des hochheiligen Messopfers recht erkennen und dich entschließen, demselben oft und mit Andacht beizuwohnen. Am Sonntage fordert dies von dir das Kirchengebot sogar unter schwerer Sünde; aber auch an Werktagen soll dich die Liebe zu Jesus und die Sorge für dein Seelenheil dazu antreiben. Wohne, wenn es deine Gesundheit und Arbeiten erlauben, täglich einer heiligen Messe bei.

Leopold I., Kaiser von Deutschland, hörte täglich zwei oder drei hl. Messen, und ebenso Heinrich I., König von England, und als diesen einmal der König von Frankreich besuchte und zu ihm sagte, es wäre besser, der Predigt als der hl. Messe beizuwohnen, erwiderte Heinrich ebenso geistreich als höflich: „Ich will lieber meinen Freund oft anschauen, als nur von ihm loblich reden hören.“ Vergessen wir dabei nicht, wie alle diese Fürsten täglich schwere Reichsgeschäfte zu besorgen hatten, und wie überhaupt das Hofleben wenig geeignet ist, die Frömmigkeit zu begünstigen.

Die hl. Johanna d'Arc, gewöhnlich die Jungfrau von Orleans genannt, begab sich, auch wo sie im Felde stand, jeden Morgen mit Tagesanbruch in die nächste Kirche, wohnte dort mit engelgleicher Andacht den hl. Messen bei und empfing dabei mit den Leuten aus dem Volke, am liebsten aber mit den Kindern, die hl. Kommunion.

Die hl. Hedwig, Fürstin und Patronin von Polen, rechnete es sich zur hohen Ehre und Freude an, Brot und Wein für die Feier des hl. Opfers zu bereiten, und sie wohnte jeden Morgen mit ihrer ganzen Familie der hl. Messe bei. Nach

dem Tode ihres Gatten trat sie in den Orden der Zisterzienserinnen und verweilte dann, wie das Brevier bemerkt, vom Sonnenaufgang bis Mittag ununterbrochen in der Kirche, um da dem Gottesdienste und allen hl. Messen beizuwohnen und die übrige Zeit anderen Gebeten und Betrachtungen obzuliegen.

Eleonora von Oesterreich, die Gemahlin des schon genannten Kaisers Leopold I. hörte ebenfalls alle Tage eine oder mehrere hl. Messen und lag dabei beständig auf den Knien. Auch die Kaiserin Maria Theresia wollte die tägliche hl. Messe selbst auf ihren Reisen nicht unterlassen.

Der hl. Graf Elzear von Ariano in Italien († 1323) wachte strenge darüber, daß alle seine Dienstboten und Hausgenossen täglich der hl. Messe beiwohnten. Das arme Hirtenmädchen Germana von Pipraf in Frankreich († 1601) verdankte ihre hohe Heiligkeit allein der hl. Messe und der damit verbundenen hl. Kommunion.

Die Pflicht zur Beiwohnung der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen.

Die körperliche Gegenwart dabei muß derart sein, daß der Teilnehmer am heiligen Opfer von der Messe mittelbar oder unmittelbar etwas sehen oder hören, beziehungsweise wahrnehmen könnte, es ist aber nicht notwendig, daß er auch in Wirklichkeit etwas wahrnehme. Was wäre denn sonst mit einem, der von Natur aus infolge von Blindheit und Taubheit nichts sieht und nichts hört? Er könnte gar nicht mitopfern. Wenn darum der Ministrant bei der Wandlung das Zeichen zu geben vergißt oder wenn überhaupt kein Zeichen gegeben wird, wie es z. B. dort sein sollte, wo das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt ist, so würde man doch am Opfer Anteil haben, falls die Gegenwart derart ist, daß man mittelbar oder unmittelbar der Messe folgen könnte. Deshalb opfern alle mit, welche sich in der Kirche befinden, um dem heiligen Opfer beizuwohnen, auch wenn sie zufällig nicht der ganzen Messe folgen könnten.

Auch jene erfüllen ihre Pflicht, welche außerhalb der Kirche sind, falls sie irgendwie der Messe folgen können; die Entfernung darf in diesem Falle nicht über dreißig Schritte betragen, denn bei einem größeren Zwischenraum würde nach de Lugo die moralische Gegenwart des Betreffenden nicht mehr vorhanden sein. Nicht so verhält es sich, wenn die Kirche sehr groß wäre, so daß manche Zuhörer über dreißig Schritte vom Opferaltar entfernt sind; denn alle, die innerhalb der Kirche selbst sind, sind moralisch anwesend, wenn sie auch vom Priester weit weg wären. Hätte darum jemand seine Wohnung ganz nahe der Kirche, so könnte er auch von seinem Fenster aus die heilige Messe anhören. Auch jene kommen dem Kirchengebot nach, welche sich für kurze Zeit entfernen, um zu läuten (z. B. der Mesner) oder um etwas zu holen, was zum Opfer notwendig ist, wie Wein oder Hostien; denn sie bleiben moralisch mit dem Priester vereint.

Doch Gott und die Kirche verlangen nicht bloß körperliche Gegenwart, sondern vor allem, daß die Gläubigen mitopfern; darum ist auch eine gewisse innere Aufmerksamkeit, eine geistige Gegenwart erfordert. Vor allem ist also notwendig, daß sich jemand während der heiligen Messe nicht mit Dingen beschäftigt, die eine Aufmerksamkeit auf die Handlung am Altare ganz unmöglich machen. Wer deshalb während eines beträchtlichen Theiles der Messe tief schläft oder sich mit einem andern so unterhält, daß er gar nicht merkt, was auf dem Altare vorgeht, der erfüllt seine Pflicht nicht. Einer, der während der Messe angestrengt studiert oder Geschichten liest, wird auch kaum die nötige Aufmerksamkeit für die Haupttheile des Opfers besitzen, so daß er seiner Pflicht genügen könnte, abgesehen von der Sünde der Unehreerbietigkeit am heiligen Orte. Wer aber nur für Augenblicke einschläft oder nicht ganz einschläft, oder nur von Zeit zu Zeit mit andern spricht, so daß er doch wenigstens so im allgemeinen auf die Haupttheile der Messe (Offertorium, Wandlung, Kommunion) aufmerksam wird: der kommt seiner Pflicht im Wesen nach; eine läßliche Sünde begeht er freilich, wenn er für seine Handlungsweise nicht einen Entschuldigungsgrund hat. Auch jene, welche bei der Opferfeier selbst beschäftigt sind, wie Organisten, Sänger, Mesner usw., können in hinreichender Weise der Meßhandlung folgen, weshalb sie dem Kirchengebot vollkommen entsprechen können.

Kann man während der Messe beichten und gleichzeitig Messe hören? Manche Theologen glauben, man könne diese beiden Handlungen miteinander nicht verbinden; „es kann einer nicht eine derartige äußere Handlung verrichten, die ihn in der äußeren Teilnahme am Opfer hindert, so daß er nach außen nicht kundgeben kann, daß er dem Opfer beizuhören und mit dem Priester mitopfern will“; so sagt z. B. de Lugo zur Begründung dieser Ansicht. Wir können darauf entgegenen: Wenn seine Begründung zutrifft und wo sie zutrifft, da allerdings kann einer nicht gleichzeitig beichten und Messe hören. Aber ist es wirklich notwendig, daß man beim Beichten ganz auf die Opferhandlung vergißt? Wird man wirklich so in Anspruch genommen, daß man nicht einmal auf die Haupttheile der Messe, auch nicht im allgemeinen, achten kann? Für die sogenannten Andachtsbeichten, die nicht aus Notwendigkeit abgelegt werden, weil keine Todsünden zu beichten sind, sondern nur aus freiem Willen, um der Früchte des Sacramentes theilhaftig zu werden, gilt das sicherlich nicht, denn zu solchen Beichten ist keine so große Aufmerksamkeit erfordert. Aber auch längere und schwerere Beichten lassen sich mit dem Anhören der heiligen Messe vereinigen. Um auf die Haupttheile der Messe, auf Offertorium, Wandlung und Kommunion nur einigermaßen bloß zu achten, ist keine besondere Aufmerksamkeit notwendig. Und diese kann jeder aufbringen auch beim Beichten, sowohl der Priester, der beicht hört, als auch der Pönitent, welcher seine Sünden bekennt.

Das Gesagte muß man um so eher gelten lassen, da auch nach Lugo jener, der die Wandlung, also den wichtigsten Teil der Messe, aus freiwilliger oder unfreiwilliger Zerstreutheit überhört, noch seiner Meßpflicht genügt. Wie der Priester gültig konsekriert, so sagt Lugo selbst, auch wenn er freiwillig bei der Wandlung zerstreut ist, so opfert auch der Gläubige gültig mit, auch wenn er freiwillig zerstreut ist. Wir sehen auch aus dieser Stelle: Zur wirklichen Teil-

nahme am Opfer genügt die moralische Gegenwart und der Wille mitzuopfern, wenn man auch zufällig dies oder jenes überhört oder nicht hören und wahrnehmen kann.

Muß man während der Messe auch irgendwie mitbeten? Zur Erfüllung der Messpflicht ist das nicht notwendig; denn, wie wir eben vernommen, genügt zur Teilnahme am Opfer eine solche Aufmerksamkeit, die wenigstens auf die Haupttheile der Messe achtet. Hierzu ist aber kein Gebet erfordert. Allerdings ist es sehr ungeziemend, sich bei einer solch erhabenen Handlung freiwillig mit nichtigen und irdischen Dingen zu beschäftigen, die gar keinen Bezug auf das Geistige haben. Darum begeht ein solcher eine läßliche Sünde; aber sein Opfer ist gültig und seiner Messpflicht hat er entsprochen.

Ist zur Erfüllung der Sonntagspflicht eine besondere Absicht notwendig? Manche Skrupulanten glauben stets, sie hätten sich hierin verfehlt, weil sie nicht die Absicht gehabt, dem Gebote der Kirche nachzukommen. Eine solche Absicht ist nicht notwendig. Vorgeschrieben ist, daß man die Messe in der eben dargelegten Weise hört. Mehr ist nicht erfordert. Wenn darum ein Kind deshalb in die Kirche geht, weil es die Eltern schicken und weil es sich vor Strafe fürchtet, so genügt es seiner Pflicht; ebenso wenn einer in der Frühe eines Festtages eine Messe anhört, ohne auch nur daran gedacht zu haben, daß es gebotener Festtag ist. Wird er z. B. im Lauf des Vormittags seinen Irrtum gewahr, so braucht er deshalb keiner Messe mehr beizuwohnen. Er hat schon eine gehört und darum geleistet, was die Kirche (Gott) von ihm verlangt. Das genügt.

Nur der Wille, das vorgeschriebene Werk auszuführen, ist erfordert, nicht aber der Wille und die Absicht, dem Gesetze durch das Werk zu entsprechen. Wer also nur gezwungen dem Opfer beiwohnt und in seinem Innern sich denkt: Ich will in keiner Weise hier mittun; oder wer nur in die Kirche geht, um dort jemanden zu suchen oder zu sehen, oder um vielleicht ein Kunstwerk zu besichtigen und sich um alles andere gar nicht kümmert: der erfüllt seine Pflicht nicht, weil er sich ebenso verhält, wie wenn gar keine Messe gelesen würde. Er ist bloß körperlich gegenwärtig, aber in keiner Weise geistig; und das reicht natürlich nicht hin; denn die Messe muß mit Wissen und Willen gehört werden, wenn auch nicht mit der besonderen Absicht, irgendeinem Gebote zu entsprechen, und wenn auch einigermaßen gezwungen, wie es vielleicht öfters bei Kindern der Fall ist.

Das Gebot der Gottesverehrung, im besonderen das Gebot der Verehrung Gottes durch Anhören der heiligen Messe, ist ein positives Gesetz. Der Mensch kann von diesem Gesetze selbstverständlich nie ganz dispensiert werden. Wohl aber gibt es Gründe, daß er manchmal von seiner Messpflicht entschuldigt ist. Wann ist nun einer von der Sonntagspflicht enthoben? Die Moralisten führen vier Gründe an, welche vom Gebot entschuldigen können: moralische Unmöglichkeit, Pflichten der Liebe, Pflichten des Berufes, rechtmäßige Gewohnheit; manche fügen noch hierzu ein großes geistiges Gut, das man statt der Messe erlangen kann. Wir wollen die einzelnen Gründe etwas näher betrachten.

Wenn jemand krank oder gefangen ist, so ist es ihm physisch unmöglich, der Messe beizuwohnen; er kann von dem Ort, wo er sich befindet, einfach nicht fort. Es gibt aber auch Fälle, wo einer in die Messe gehen könnte, aber nur mit sehr

großen Schwierigkeiten; und dazu ist er eben dann nicht verpflichtet, denn es ist ihm moralisch unmöglich. Wenn z. B. die Kirche sehr weit entfernt ist, so müßte man eigentlich nicht dorthin gehen zur Messe. Der hl. Alphons hält jenen für entschuldigt, der bis zur Kirche $\frac{5}{4}$ Stunden braucht und wenn das Wetter oder der Weg sehr schlecht und der Betreffende kränzlich oder schwächlich wäre, so genügte auch eine geringere Entfernung, außer er könnte fahren; dann wäre man erst in der Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Gehstunden entschuldigt. Doch ist hierbei auch sehr auf die Ortsgewöhnheit zu achten. In Tirol halten sich die Leute nicht so leicht vom Kirchengehen entschuldigt, auch wenn ihre Wohnung sehr weit von der Kirche entfernt wäre.

Wer große Schande für sich fürchtet, falls er sich öffentlich zeigt, z. B. weil er nur sehr schlechte Kleider hat oder aus einem noch triftigeren Grund: der braucht der Messe während dieser Zeit nicht beizuwohnen. Wohl aber sollte er es sich wenn möglich so einrichten, daß er in aller Frühe dieselbe hören kann. Wer eine notwendige Reise unternehmen muß, kann es tun, auch wenn er voraussieht, daß er keine Messe haben werde. Bloß zum Vergnügen eine solche Reise zu veranstalten (z. B. auf die Jagd gehen), ist nicht erlaubt, wenn dies am Sonntag selbst geschieht. Wer aber schon am Tag vorher (etwa Samstagvormittag) eine solche Erholungsreise unternimmt, dem könnte man es das eine oder andere Mal gestatten, auch wenn er an solchen Tagen zu keiner Messe käme. Falls sich jemand an einem Orte aufhält, wo ein besonderes Fest gefeiert wird, welches die Bewohner jener Gegend zur heiligen Messe verpflichtet, so steht ihm nichts im Wege, sich anderswohin zu begeben, wo dieses Fest nicht gefeiert wird, wofern er wenigstens vor der Mittagsstunde¹⁾ des betreffenden Festtages in ein Gebiet gelangt ist, in welchem das Fest nicht mehr begangen wird; denn wenn er den ganzen Vormittag, also die ganze Zeit, während welcher man zur Anhörung der Messe gehalten wird, in diesem Orte verweilt, müßte auch er dieser Pflicht genügen.

Wer einen großen zeitlichen Nachteil auf sich nehmen müßte, falls er der Messe beivohnte, ist hierzu nicht verpflichtet. Ein zu erwartender Schaden entschuldigt eher als ein Gewinn, auf den man durch das Anhören der heiligen Messe verzichten müßte. Ein solcher Gewinn müßte ein außerordentlicher sein. Wenn z. B. jemand im Sommer als Bergführer dient, so müßte der Gewinn am Sonntag nach der Lehre der Moralisten noch einmal so groß sein, als der gewöhnliche Tageslohn, damit er von der Sonntagsmesse entschuldigt sei. Wenn er natürlich durch Verweigerung des Dienstes am Sonntag für seinen Beruf als solchen großen Nachteil fürchtet, so daß er auch an Werktagen keine Anstellung fände, so käme ein neuer Grund hinzu und er wäre von der Sonntagspflicht enthoben.

Krankheit entschuldigt ebenfalls von der Messpflicht. Wer sich so krank fühlt, daß er überhaupt nicht ausgeht, oder wenigstens nicht ausgeht um gleich schwierige Arbeiten zu verrichten, wie das Anhören der Messe ist, z. B. um Einkäufe zu machen oder um irgendwelche Geschäfte abzuwickeln, der brauchte auch der Messe nicht beizuwohnen. Ebenso sind die Rekonvaleszenten vom Anhören der

¹⁾ Nach dem neuen Gesetzbuche besser; eine Stunde nach Mittag.

Messe dispensiert, wenn sich dadurch ihre völlige Genesung zu sehr verzögerte. Manche behaupten, sie könnten die Kirchenluft nicht ertragen. Für kräftige Personen ist das kein Entschuldigungsgrund, wohl aber für kränkliche, schwächliche und nervöse, weshalb sie zwar nicht ganz, aber doch zuweilen vom Kirchenbesuch freizusprechen sind.

Solche, die wegen der Erfüllung ihrer Sonntagspflicht einer sehr groben Behandlung ausgesetzt sind, sind ebenfalls vom Anhören der Messe entschuldigt. Das kann z. B. bei Soldaten der Fall sein, wenn sie in einemfort von ihren Kameraden und Vorgesetzten gehänselt werden; gleicherweise ist dies möglich bei Kindern von seiten der Eltern und bei Frauen von seiten ihres Mannes. Wenn man aber bloß ein wenig oder nur für einige Augenblicke gefoppt wird, so muß man das über sich ergehen lassen. Dienstboten, denen solches begegnet oder der Kirchenbesuch von ihrer Herrschaft überhaupt verboten wird, müssen sich um einen andern Dienst umsehen, sobald sie einen entsprechenden finden können. Unterdessen sind sie entschuldigt.

Durch Pflichten der Liebe sind jene entschuldigt, welche bei Kranken dienen oder sie bewachen, die dem Nächsten bei einem plötzlich ausgebrochenen Unglück, wie Feuer oder Überschwemmung, helfen, die durch ihre Anwesenheit eine schwere Sünde zu verhindern hoffen.

Einen weiteren Entschuldigungsgrund bildet der Beruf. Soldaten auf der Wache, Wächter des Hauses oder auf dem Felde, Mütter und Ammen, die bei den kleinen Kindern bleiben müssen, Dienstboten, welche eine Arbeit zu verrichten haben, die notwendig geschehen muß, wie z. B. kochen, Arbeiter, die eine begonnene Arbeit nicht unterbrechen können (z. B. Kalkbrenner), brauchen ihre Beschäftigung nicht zu verlassen, um am heiligen Opfer teilzunehmen. Wohl aber müssen es sich alle die Genannten so einrichten, daß sie eine Messe haben können, wenn es möglich ist, wie z. B. dadurch, daß sie etwas früher aufstehen oder daß sie sich von anderen ablösen lassen. Manche haben zuweilen einen Dienst (z. B. in größeren Gasthöfen), der ihnen fast nie erlaubt, eine Messe zu hören. Sie kommen erst sehr spät am Abend, vielleicht 11 Uhr, 12 Uhr ins Bett und sollen bereits um 6 Uhr wieder auf ihrem Posten sein. Können sie es sich auf irgendeine Weise nicht ermöglichen, die heilige Messe anzuhören, wenn sie auch das eine oder andere Mal dieselbe unterlassen müssen, so sind sie verpflichtet, bei gegebener Gelegenheit nach einem andern passenden Dienst zu suchen.

In manchen Gegenden besteht die Gewohnheit, daß Mütter nach ihrer Entbindung, Witwen nach dem Tode ihres Gemahls auf einige Zeit die Öffentlichkeit meiden und darum auch die Messe nicht hören; auch Bräute wohnen oft jener Messe nicht bei, bei der ihre Verlobung bekanntgegeben wird. Wo eine solche Gewohnheit besteht, kann man die Genannten zur Teilnahme am heiligen Opfer nicht verpflichten; wohl aber müßte eine Braut einer andern Messe beiwohnen, wenn am betreffenden Ort mehrere gelesen werden.

Zu erwähnen wäre auch noch, daß niemand verpflichtet ist, von einem Privilegium Gebrauch zu machen, um seiner Pflicht genügen zu können. Ein Kranker braucht also nicht die Messe im eigenen Hause lesen zu lassen, wenn er

ein Privatoratorium hat mit der Erlaubnis, dortselbst die Messe feiern zu lassen, auch wenn er ganz leicht einen Priester hierfür haben könnte. Ebenso hat ein Priester keine Verpflichtung, auf einem tragbaren Altar das heilige Opfer darzubringen, um der Sonntagspflicht nachzukommen, wenn er das Privilegium genießt, auf einem solchen Altar zu zelebrieren.

Manche Theologen bezeichnen auch als Entschuldigungsgrund von der Messpflicht eine *utilitas vel necessitas maior*, einen größeren geistlichen Vorteil, d. h.: falls jemand durch eine andere Handlung einen größeren Vorteil erlangt als durch das Anhören der heiligen Messe, so ist er hiervon entschuldigt. Mit Recht bemerkt Suarez¹⁾, daß man einen solchen Grundsatz nicht allgemein gelten lassen kann. Es könnte da einer einfachhin erklären, es bedeute für ihn einen größeren geistlichen Vorteil, wenn er zu Hause etwas bete oder betrachte, als wenn er in der Kirche der Messe beivohnt. Das ist ja auch die Sprache vieler. Sie sagen: Ich kann im Freien oder allein viel besser mit Gott verkehren, als in der Kirche mitten unter andern. Die Messe ist aber ein öffentlicher Gottesdienst, eine Huldigung, die Gott durch die christliche Gesellschaft und nicht durch den einzelnen dargebracht wird. Und auch diese Ehre gebührt Gott und jeder einzelne muß hierzu beitragen und ist darum zur Teilnahme am Opfer verpflichtet. Alles zu seiner Zeit. Er kann zu Hause betrachten, er kann sonst eine gute Handlung vollbringen, aber es muß nicht zur Zeit des Opfers oder statt des Opfers sein. Das kann man jenen Theologen allerdings zugestehen: Wenn jemand während einer Pflichtmesse beicht, so darf er es auch auf die Gefahr hin tun, dadurch von der Opferhandlung abgelenkt zu werden, falls ihm sonst keine günstige Gelegenheit mehr zum Empfange des Bußsakramentes geboten würde. Wie wir übrigens vernommen, ist eine solche Gefahr nicht groß, denn durch die Beichte geht nicht notwendigerweise die Aufmerksamkeit auf die Hauptteile des Opfers verloren.

Man kann also im allgemeinen sagen, daß sich alle Gründe, welche von der Teilnahme an der heiligen Messe entschuldigen, auf eine der genannten vier Klassen zurückführen lassen. Aus den Ausführungen geht zur Genüge hervor, daß die Kirche durchaus nicht engherzig ist, sondern wirkliche Entschuldigungsgründe auch gelten läßt. Dafür soll aber auch der Gläubige nicht engherzig sein, sich nicht leicht von der Messpflicht dispensieren, sondern vielmehr in Dankbarkeit gegen den Heiland und in Erwägung der großen geistlichen Vorteile, die ihm aus der andächtigen Anhörung der heiligen Messe erwachsen, nicht nur gewissenhaft seiner Pflicht entsprechen, sondern vielmehr so oft dem Opfer beivohnen, als es ihm nur möglich ist.

¹⁾ Disp. 88. f. 6.



Priesterweihe und Bußsakrament.

In den katholischen Gotteshäusern findest du Leute jedes Standes und Alters ernst und still versammelt. Der Mann aus dem Volke kniet neben dem Kaufmann, dem Arzt, dem Gelehrten; das junge Mädchen neben dem Greise, der Jüngling an der Seite seines Vaters, das Kind bei seiner Mutter.

Sie beschäftigen sich dabei mit der Sorge für ihre Seele. Ihr Auge ist nach innen gerichtet und durchforscht vor dem Angesichte des wahrhaftigen Gottes den Zustand des Herzens. Sie sind bemüht, Gefinnungen und Stimmungen des Reueschmerzes über ihre Fehler gegen ihren Schöpfer zu erwecken. Sie suchen Verzeihung und Versöhnung mit Gott. —

Nun tritt einer nach dem andern in den Beichtstuhl. Dort findet er den Stellvertreter Gottes, bekennt vor ihm aufrichtig und reumütig seine Fehlritte und bittet um das erlösende Wort der Vergebung.

Der Priester nimmt den Reuigen auf, wie ein Vater sein Kind aufnimmt. Er spricht zu ihm belehrend, ermutigend und führend. Dann erhebt er segnend seine Rechte: „Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ — Ein Gerechter geht aus dem Beichtstuhl, aufrecht und freudig, ein Gotteskind mit reiner Seele und Herzensfrieden. —

Da der katholische Priester wirklich Sünden vergeben und mit Gott versöhnen kann, so ist er der allerbeste Helfer, der größte Wohltäter und Freund der Menschen; dann hat die Welt den katholischen Priester unerseßlich notwendig.

Ein Schrei nach Erlösung und Entfündigung geht durch die Menschheit von der Schwelle des Paradieses an, seit die Stammeltern sie schuldbeladen und verstoßen überschritten. Die Geschichte der Völker aller Zeiten ist durchzittert von dem Schnsuftruf: „Trauet, Himmel, den Gerechten . . . Erde, sprosse den Heiland hervor!“ — Was die Heidenvölker aller Zonen zu den Altären ihrer eingebildeten Götter treibt und sie in tausendjährigen Opfern sich ermüden läßt; was die modernen Menschen unserer Tage mit innerem Zwiespalt peinigt; was den gläubigen Katholiken immer wieder zum Beichtstuhl und zu demütiger Selbstanlage führt: es ist — bewußt oder unbewußt — das unausrottbare Verlangen nach Erlösung von innerer Schuld und dafür drohender Vergeltung; es ist die tiefe Schnsucht nach Reinheit und Herzensfrieden.

Alle Versuche zur Selbsthilfe, alle alten und modernen Erlösungstheorien haben sich kraftlos und wertlos erwiesen. Wo es sich um die tausendjährige Seelennot der ganzen Menschheit handelt, kann kein menschlicher Arzt das Heilmittel bringen. Nur Gott der Allmächtige kann helfen. Und er hat geholfen.

Auf Golgatha hängt am Kreuze als unendlich genugtuendes und sühnendes Opferlamm der wahrhaftige Sohn Gottes. Es spannt seine Arme weit aus, richtet das blutumflossende Auge zum ewigen Gott empor und ruft: „Vater, verzeihe ihnen!“ Dann senkt er den brechenden Blick zur Erde nieder, und es ist, als ob seine Arme sich noch weiter dehnten und spannten, um die ganze Menschheit zu umfassen, als ob sein Mund sterbend noch stammle: „Seht, so

— so lieb habe ich euch!“ — Dann steht sein Herz still. Das Erlösungsoffer ist vollbracht. — Überall werden seine Segensquellen fließen.

Schon am Tage seiner Auferstehung beeilte sich der göttliche Menschenfreund und Heiland, die kostbare Versöhnungsfrucht seines Opfertodes in die Hände seiner Diener und Boten zu legen, daß sie damit hinausziehen in alle Welt: „zu heilen, die zerknirschten Herzens sind“.

Es war am Abende des ersten Ostertages, als der Herr in die Mitte seiner Jünger trat und sprach: „Der Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Nach diesen Worten hauchte er sie an und sprach zu ihnen: „Empfanget den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“

Das ist das starke, felsenfeste Gotteswort, womit Jesus Christus, der allmächtige Gottessohn, das Sakrament der Sündenvergebung, und als seine Vermittler und Spender die Apostel und ihre rechtmäßigen Nachfolger, die katholischen Priester, eingesetzt hat.

Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch: als Retter und Befreier, Erlöser und Versöhner. Gehet hin und sprecht wie ich — ich gebe euch die Macht dazu — das herrliche und selige Wort: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ — Und wenn moderne Pharisäer staunen und zweifelnd fragen: „Wer kann denn Sünden vergeben außer Gott allein?“ dann antwortet: „Der Apostel und sein rechtmäßiger Nachfolger, der katholische Priester, können es in der Macht dessen, der zu ihnen gesprochen hat: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen.“

So steht also der katholische Priester in der Welt da als derjenige, der mit Gott versöhnen, Schuld und Strafe hinwegnehmen, Seelenreinheit und Herzensfrieden spenden kann. Er ist — aber auch nur er — die verzeihende Vaterhand Gottes, die vom Himmel herab ins irdische Menschendasein hineinreicht und das Erlöserblut von Golgatha über die reuige Seele ausgießt. Im katholischen Priestertum ist Jesus Christus heute und immerfort noch „das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“.

Welch wunderbare Segensarbeit vollbringt doch der katholische Priester als Verwalter des von Christus eingesetzten Bußsakramentes! Er sprengt die Sklavenketten, womit die Sünde und die Leidenschaft ihre Opfer an den Abgrund des zeitlichen und ewigen Verderbens schmieden. Er gibt die Freiheit der Kinder Gottes und die Freude eines ruhigen Gewissens zurück. Er heilt die wunden Seelen und macht die frankten Herzen genesen. Die Zweifelnden haben an ihm einen Berater, die Irrenden einen Führer, die Trauernden einen Tröster und alle einen Vater. Der protestantische Gelehrte von Leipzig schreibt über die katholische Beichte: „Ich glaube, ein würdiger und kluger Beichtvater sei ein bedeutendes Werkzeug zur Rettung der Seelen; denn sein Rat trägt dazu bei, die Neigungen zu beherrschen, unsere Fehler zu strafen, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden, den angerichteten Schaden zu ersetzen, Zweifel zu lösen, das gedrückte Gemüt aufzurichten, endlich alle Übel der Seele zu heben oder zu mildern. Wenn man in menschlichen Angelegenheiten kaum etwas Bortrefflicheres finden kann als einen guten Freund, wie herrlich muß es sein, wenn

dieser Freund durch die unverletzliche Heiligkeit eines göttlichen Sakramentes zur Haltung der Treue und zur Hilfeleistung verpflichtet ist.“

In der heiligen Beichte arbeitet der Priester tatsächlich an der Beredlung des ganzen Menschen. Er erzieht ihn zur religiösen Erinnerung, zu aufrichtiger Selbsterkenntnis und zur Wahrhaftigkeit, zur Gerechtigkeit und zu praktischer Nächstenliebe. Er gibt ihn sich selbst und gibt ihn der Menschheit wieder.

Die Losprechung welche der Beichtvater im Namen Gottes spricht, schenkt den schuldbeladenen Menschen nicht nur dem Himmel wieder, sondern auch der Erde. Diese Losprechung erleichtert die Bürde irdischer Prüfungen und Leiden; es verwandelt das Miserere irdischen Lebens in ein Alleluja himmlischer Hoffnung. Diese ist auch das wirksamste Heilmittel gegen Haß und Feindschaft, gegen grausame Ausbeutung und schrankenlose Herrschergier; die Beichte hat manchen Rechtsbruch gesühnt, der niemals einem irdischen Richter bekannt geworden ist. Es hat seit Jahrhunderten eine Individualpädagogik (Einzelerziehung) praktisch geübt, als dieses Wort in der Erziehungskunde noch gar nicht bekannt war. Es erhält die Volkskraft erfolgreicher als Abstinenzbewegung und Bevölkerungspolitik, wirksamer als sexuelle Aufklärung und wissenschaftliche Hygiene (Gesundheitslehre). Denn alle diese Mittel können nur von außen an den Menschen herantreten und prallen machtlos ab, wenn keine innere Willenskraft mitwirkt; hier aber schöpft die Seele die tiefsten sittlichen Kräfte aus den lautersten und reinsten Quellen. Wer über diese wunderbare Institution spottet, verrät damit nur seine eigene Unkenntnis der Sache; wer an ihrer Wirksamkeit Zweifel hegt, dem kann ich nur sagen: versuch' es! „Kommet und sehet, wie süß der Herr ist!“

In der Tat! Wie wirksam kann im Beichtstuhl der Priester eifern für die Heiligkeit der Ehe, die Sittenreinheit in den Familien, die Keuschheit unter der Jugend, für die Stärkung der Autorität, die Gerechtigkeit im Handel und Wandel. Die heilige Beichte ist ein gar mächtiger Schutz für göttliches und menschliches Recht, für Wohlfahrt und Frieden.

Ohne den katholischen Priesterstand würde aber diese heilige Segensquelle nicht für die Menschheit fließen. Er allein ist der Mittler für dieses Sakrament der göttlichen Barmherzigkeit.

Die Macht des Gebetes in seiner Bedeutung für die ganze Welt.

Das Gebet ist außerordentlich wichtig, ja man kann sagen, daß es das wichtigste hier auf Erden sei; es ist für das übernatürliche Leben der Seele dasselbe, was das tägliche Brot für unser natürliches Leben ist.

Viele Christen, meine Leuten, haben einen ganz falschen Begriff vom Gebete. Sie meinen, daß das Gebet wesentlich eine Arbeit des Verstandes sei, daß es darin bestehe, viele erhabene und tiefsinnige Gedanken zu fassen und diese Gott dem Herrn vorzutragen. Hieraus schließen sie dann, daß man ein

großes Maß von Kenntnissen haben müsse, daß man einer klaren Einsicht in die göttlichen Dinge bedürfe, um recht innig und innerlich beten zu können. Wenn dem so wäre, dann müßte einer um so besser beten, je mehr er von Gott gelernt hat; auch müßte man in diesem Falle sagen, daß Gott ungerecht wäre, wenn er von allen Menschen ohne Ausnahme das Gebet verlangt. Allein, meine Teuren, diese Anschauung ist grundfalsch. Das Gebet ist nämlich nicht so sehr eine Arbeit des Verstandes, als vielmehr eine Übung oder Tätigkeit des Herzens und Willens. Es besteht darin, daß der Mensch sein Herz gleichsam vor Gott ausschütte, daß er durch die Kraft seines Willens seine Gedanken und Gefühle auf Gott richtet, daß er sich bemüht, die Anmutungen der Anbetung, der Dankfagung, des Vertrauens, der Liebe, der eigenen Hilfsbedürftigkeit in sich zu erwecken und solchen Gefühlen in irgendeiner Weise Ausdruck zu geben; ob er nun dieses tut in Gedanken oder durch Worte, die aus der Tiefe des Herzens kommen, ob in erhabenen oder in ganz einfachen Worten, ob er dabei viele oder wenige Worte gebraucht, dies bleibt sich ganz gleich. Der arme Blinde zu Jericho wiederholte stets nur die Worte: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner.“ Aber dieser Ruf kam aus der Tiefe des Herzens; er bat so innig, so eindringlich, so vertrauensvoll, daß der Erlöser nicht umbin konnte, ihm zu helfen.

Da nun jeder Mensch, er mag gebildet oder ungebildet, gelehrt oder einfältig sein, ein Herz hat, das für Gott geschaffen ist, ein Herz, das seinem Schöpfer in treuer Liebe anhangen kann, deshalb kann auch jeder Mensch beten, so beten, wie Gott es will. Und je reiner, je unschuldiger sein Herz ist, je demütiger und kindlicher es ist, je lebendiger sein Glaube, desto besser und kräftiger ist sein Gebet. Er braucht nur Gott dem Herrn in aller Aufrichtigkeit das zu sagen, was er im Herzen für ihn fühlt, und er verrichtet ein Gebet, das den ganzen Himmel erfreut. Das Gebet ist mithin nichts Schweres; es wird weder eine große Kenntnis, noch eine besondere Geschicklichkeit erfordert; die einzige und unerläßliche Bedingung besteht darin, daß der Mensch es redlich mit seinem Gott meint, daß er ihn ehrt und liebt, daß er von seiner eigenen Hilfsbedürftigkeit überzeugt und demütigen Sinnes ist. Es kann jemand gar viel von Gott wissen, er kann mit seinem Verstande tief in die Geheimnisse des Glaubens eingedrungen sein und dennoch sehr schlecht beten, wenn nämlich sein Herz der Sünde und den Torheiten der Welt ergeben und Gott entfremdet ist. Dagegen kann ein anderer, der vielleicht von der Welt für einfältig angesehen wird, den sie als ungebildet und unwissend verachtet und verlacht, sehr gut und andächtig zu beten verstehen, weit besser als jene, die geringschätzend über ihn hinwegsehen, vorausgesetzt, daß sein Herz in lebendigem Glauben und in treuer Liebe an Gott hängt.

Wie ein rechter Lehrer am liebsten durch glänzende Beispiele des Erfolges zu einer Sache anreizt, so macht uns die Heilige Schrift Lust zum Gebete, indem sie mächtige Beter uns vor Augen stellt und von den überraschenden Erfolgen ihrer Gebete berichtet. Da betet z. B. Jakob in Angst vor seinem Bruder Esau, der, um ihn zu verderben, ihm entgegenzieht. Siehe da, nachdem der Patriarch eine ganze Nacht im Gebete gerungen, wandelt die göttliche Gnade Esaus eisigkaltes Herz um; am andern Morgen fällt der rauhe Mann dem

Bruder verhöhnt in die Arme! Da ist Moses, der gewaltige Führer Israels! Er hebt, während das Volk im Tale streitet, betend seine Arme zum Himmel, und ein glänzender Sieg ist der Lohn seines vertrauensvollen Gebetes! Ja, wie erfolgreich haben gebetet ein Jonas im Bauche des Secungeheuers jene Jünglinge im Feuerofen! Von den heiligen Frauen, die da niedergesunken auf ihr Angesicht beteten, welche hat vergeblich gebetet? Susanna, Anna, Judith, Esther? oder von den fürstlichen Männern wer? etwa ein Josue, David, Saloma oder jene herrlichen Brüder, die man die Makkabäer, d. h. die Hämmerer in der Schlacht nannte?

„Einer ist der höchste, der allmächtige Schöpfer und der sehr zu fürchtende Herrscher, der auf seinem Throne sitzt, und welcher Herr und Gott ist.“ (Sir. 1, 8.) Er, den die Propheten den Ratgeber, den Wunderbaren, den starken Helden nennen, der also mit dem Vater im Himmel in größter Vertraulichkeit hätte reden können, er fiel auf sein Angesicht, wenn er betete, und wir, die wir guten Rates so bedürftig sind, an denen nichts Wunderbares ist, aber viel Schwäche, ja, die wir das Elend selber sind, wir sollten es wagen, solche Gleichgültigkeit im Zwiegespräch mit Gott zur Schau zu tragen?

Unser Gebet unterscheidet sich von dem der Heiden nicht, wenn wir kein Verständnis haben für die Dinge, welche über das kurze Erdenleben hinaus liegen. Wer aber betet um die übernatürlichen Güter: um Kraft in der Stunde der Versuchung, um lebendigen Glauben, um Ergebung in den Willen Gottes, um wahre Demut? Um jene irdischen Dinge beteten auch die Heiden. „Ihr sollt aber nicht beten wie die Heiden!“ Sagte der Herr nicht so? Daß wir auf dem Strom des Weltlebens sacht und glatt dahinschwimmen, gesteht selbst, ist das nicht der Kern all unserer Gebete? Alles andere ist uns Nebensache. Wir müssen da in einem heidnischen Knäblein unser genaues Ebenbild erkennen. Als einst der alte Weltweise Aristipp tiefsinnend und aus einem Pergament, auf welchem die Früchte seines Nachdenkens eingetragen waren, lesend, am Ufer eines Flusses auf und ab ging, da trat ihm feck ein munterer Knabe in den Weg mit der Bitte: „Gib das Pergament da in deiner Hand mir!“ Stuzend über des Bittstellers Dreistigkeit, frug der Gelehrte: „Aber was willst du denn damit anfangen?“ „Zusammenbiegen will ich's,“ war die Antwort, „und mir ein Schifflein daraus machen, das lustig auf diesen Wellen dahinfahren soll!“ Um Mittheilung seiner Weisheit ging der Kleine den Weltweisen nicht an; das lag ihm meilenweit fern. Ja, wenn der Frost alle Blüten zu vernichten droht; wenn schreckliche Gewitter mit Hagelschloßen über die Ernte heranziehen, dann beten wir, oder wenn die Cholera wie ein Todesengel durch die Länder zieht, oder Krieg wie ein feuriger Kehrbesen über die Erde hinfährt, dann rufen alle: „Weshalb werden keine Bittandachten angestellt?“ Wird der Heiland da nicht sagen: „Um diese Dinge haben auch die Heiden gebetet! Bemühet ihr euch um bessere Gaben!“ Wir können doch nicht allen Übeln dieses Lebens aus dem Wege gehen; wir sollen deshalb im Irdischen nicht stecken bleiben. Weshalb läßt uns denn die Kirche so oft beten: Daß du unsere Herzen zu himmlischen Begierden erheben wollest, wir bitten dich, erhöre uns!

Also, man darf nicht eine zu niedrige Anschauung vom Gebete haben; es zeigt sich diese in der Art und Weise, wie wir beten und in dem Inhalt unserer Gebete, wenn wir gar nicht an die geistigen Güter, die besten Gnadengaben denken, sondern immer nur an irdischen Fortgang und Glück in unsern weltlichen Geschäften. Man kann aber auch eine zu hohe Vorstellung vom Gebete haben.

Es ist ja wahr! Unser Gebet muß, wenn es nicht selbstsüchtig sein soll, eine Höhe, Breite und Tiefe haben. Höhe, insofern es über die niedrige Region bloß weltlicher Vorteile hinausgeht. Im Namen des Heilandes beten, wie es der Herr selbst verlangt, das heißt, um Dinge beten, die auch das Seelenheil betreffen, um Erfüllung jener Absichten, welche Gott durch seinen Sohn auf Erden ausführen will. Wer dies bedächte, könnte niemals klagen, er habe vergeblich gebetet, wenn für ihn gerade kein augenblicklicher Gewinn aus dem Gebete ersprießt. Niemals kann das Gebet vergeblich sein; es vereinigt ja allzeit mit Gott, und daß seine Wirkung eine unfehlbare ist, wenn auch nicht gerade die von uns beabsichtigte, das ist ein Glaubensartikel wie alle andern.

Zunächst sollen wir auch jede Art des Gebetes üben: nicht das Bittgebet bloß, auch das Dank- und Lobgebet. Was ist das doch, daß wir nur beten, wenn wir recht bedrängt oder unglücklich sind? Sonst besteht eine unserer süßesten Freuden darin, daß, wenn unsere Pläne gelingen und das Glück mit uns ist, wir dieses so gern unsern Freunden mitteilen. Dem lieben Gott aber unsere Erkenntlichkeit und Dankbarkeit zu zeigen, versäumen wir ganz und gar. Und doch ganz ohne Interesse den majestätischen Gott zu loben, uns an seine Größe zu gemahnen, das ist ein Dienst, der uns Menschen so recht ansteht. Deshalb gerade ist auch die heilige Messe so erhaben und schön, weil sie nicht bloß der feierlichste Gebetsakt ist, sondern weil sie mit dem: Ehre sei Gott in der Höhe! beginnt. Allemal stattet darin der Pricster dem himmlischen Vater den Akt freudiger Ehrbezeugung ab, daß er ein so großer, guter Gott ist. Zuerst also beten wir: Nimm unser Lob-, unser Dankopfer gnädig an! Alsdann folgen unsere Bitten. — „Alles aber, was ihr nun wollet, das euch die Menschen tun, das tuet auch ihr ihnen!“ Unter allen Bedingungen der Gebetserhörnung, wie sie so zahlreich gefordert werden, scheint der selbstsüchtige Mensch diese am ehesten zu vergessen. Wie, wenn du in peinlichen Lagen des Lebens von Gott einen guten Rat ersiehst, wie darfst du diesen erhoffen, wenn du selber dem Mitmenschen gegenüber ungefällig bleibst, und da du doch dazu imstande wärest, ihm keinen Rat erteilen wolltest? Wie, wenn du um dein Auskommen flehen wolltest, aber nicht bereit wärest zu geben, wo und wie du kannst?

Einen Kranken braucht man doch nicht zu belehren, wie er seine Schmerzen klagen, wie er um seine Gesundheit bitten soll, einen Hungrigen nicht, wie er Speise fordern, einen Schiffbrüchigen nicht, wie er um Rettung flehen soll. Oh, die Not legt Worte in Hülle und Fülle auf die Zunge! Vielleicht wirst du jetzt sagen: „Wenn das Gebet nur dies ist, so weiß ich ja kaum, womit ich beginnen und womit ich enden soll; meine Bedürfnisse sind ungezählt viele.“ „Willst du den Vorwurf auf dir ruhen lassen, daß du ein undankbares Herz habest?“ Gewiß nicht! Nun so statte wenigstens dem lieben Gott Dank ab

für das viele Gute, das du von ihm empfangen hast! Bete oft und andächtig!

Das Gebet ist überhaupt Pflicht. Es ist der Umgang mit Gott; ohne Umgang mit Gott geht seine Freundschaft verloren, und ohne Freundschaft Gottes fehlt uns die Hilfe Gottes. In besonderen Anliegen flehen wir armen, bedürftigen Menschen um so inniger zum Herrn, sowie das Kind in seiner Bedrängnis zum Vater eilt. Ein solches Anliegen ist das Gedeihen unserer Felder. Wir brauchen ja unsern Unterhalt, unser täglich Brot. Und das ist's vor allem, um welches wir in diesen Tagen beten.

Wenn nun der Herr gnädig ist und uns Speise und Trank gewährt, so müssen wir dafür dankbar sein. Das aber geschieht so recht durch das Tischgebet.

* * *

Wenn man heute in manche Familien kommt, und die Leute gehen zu Tisch, so hört man: „Guten Appetit!“ oder gar einfach: „Mahlzeit!“ Vom Beten ist keine Rede. Das geschieht in Häusern, wo der christliche Geist schon verloren gegangen ist. Es ist, als ob die Leute nicht mehr wüßten, daß alles Gute von oben kommt, daß Gott der Herr uns Speise und Trank gewährt. Wer an Gott glaubt und von Herzen glaubt, der betet vor und nach Tisch. Das tun sogar aufrichtigeren Irrgläubige. Schon die Vernunft sagt uns: „Seid dankbar gegen Gott, der für uns sorgt!“

Der christliche Kreuzträger.

Jeder hat sein Kreuz zu schleppen. Darin sind wir alle gleich. Nur sieht dieses Kreuzlein bei jedem anders aus. Die einen bekommen es unmittelbar von Gott als Geschenk seiner Liebe; bei den andern läßt er zu, daß böse Menschen ihnen eines aufbürden oder sie selber sich eines zurechtzimmern. Solange wir Menschen sind mit einem armseligen, allen Wechselfällen ausgesetzten Körper, solange wir mit Menschen zusammenleben müssen, die anders denken als wir, ganz andere Ziele verfolgen als wir, in uns ihre Gegner und Feinde erblicken und glauben, daß wir ihnen in der Sonne stehen, solange die Menschen so eigennützig und so dumm und boshaft sind wie sie jetzt sind, wird das Kreuz auch nicht verschwinden. Man müßte aus der Welt laufen, wollte man dem Kreuze entfliehen. Und selbst dann würde man ihm noch begegnen; denn wir müßten uns selber mitnehmen und damit auch die Quelle zu vielem Leid und Ungemach.

Das Kreuz geht überall hin mit dem Menschen. Wo Menschen sind, da steht das Kreuz daneben und wartet auf sie. Dem guten Christen wird das Kreuz noch entgegengebracht von dem Kreuzträger Jesus Christus, der als erster das schwere Kreuz getragen hat. Er hat es einst klipp und klar gesagt, daß seine Jünger es nicht besser haben sollten als er, der Herr und Meister, er hat als Kennzeichen der Jüngerschaft das geduldige Tragen des Kreuzes aufgestellt. Als er einst erhöht wurde am Kreuze, hat er alle an sich gezogen, auch an das Kreuz. Darum dürfte ein Christ, der seinem Glauben lebt und davon tief durchdrungen ist, sich nicht wundern, wenn er das Kreuz auf seinen Schultern fühlt,

sondern er müßte sich sagen: „Darin erkenne ich die Hand des Heilandes; nun weiß ich, daß mein Herrgott mit mir zufrieden ist. Nun darf ich sein Jünger sein.“ Aus diesem Grunde haben die Heiligen auch so heiß am Kreuze gebetet; sie haben es mit Freuden umfassen, wenn der Heiland vor ihnen stand mit seinem Kreuze. Sie haben das Geheimnis des heiligen Kreuzes verstanden, sie wußten, daß der königliche Weg des Kreuzes der kürzeste und sicherste Weg zum Himmel ist. Aus dieser Gesinnung heraus kann man verstehen, wie einmal ein sterbender Geistlicher sagen konnte: „Ich liege auf dem Kreuze, und auf dem Kreuze liegt es sich gut.“

Der Kreuzweg ist nicht leicht zu gehen; denn das Kreuz ist eine drückende Last. Und doch nennt der Heiland sein Joch süß und seine Bürde leicht. Es muß doch so sein. Und darum sage auch ich: „Man kann auch mit dem Kreuze ganz glücklich sein. Man muß auch mit tiefem Leid im Herzen zufrieden sein und mit schmerzsuchenden Lippen Gott für das Kreuz danken können. Es kommt alles nur darauf an, was man mit seinem Kreuze macht. Und darum möchte ich dich heute fragen: „Was machst du mit deinem Kreuze?“

Gehörst du zu denjenigen, die nach ihm schlagen, die mürrisch und verdrücklich sich ihres Weges daherschleppen, die in die ganze Welt ihre Not hinaus-schreien und jedermann erzählen, wie ungerecht sie behandelt würden, wie schwer und unerträglich doch ihr Leben sei? Es täte mir leid, wenn du zu diesen Menschen gehörtest, denn du hättest noch sehr wenig den Geist des Heilandes begriffen. Und ich verstehe, weshalb du nicht glücklich werden kannst. Wer sein Leid in die Welt hinaus-schreit, ist ein Tor. —

„Wenn du ein Leid zu dulden hast,
Sei stark und laß das stete Klagen,
Sonst fällst du andern bloß zur Last
Und müßt dein Kreuz doch selber tragen.“

Und du wirst wohl aus eigener Erfahrung wissen, daß das Kreuz noch niemals leichter geworden ist, auch wenn man noch soviel gemurrt und geschimpft und geflucht hat. Kommt dir daher die Lust zum Murren und Klagen, so erwecke herzhaft ein Stoßgebetlein; dann geht es viel leichter und rascher. Man fühlt die Last nicht mehr, wenn man so mit Gott geht. Würdest du weniger an die Last denken, dafür aber mehr an den Herrgott, der bei dir ist, würdest du mehr mit ihm reden als mit den Menschen, es ginge viel leichter. Des Christen Kreuzweg darf keine Sklavenarbeit sein, sondern eine Ehre, weil er in Begleitung seines Herrn und Meisters geht.

Das Kreuz ist tatsächlich eine Notwendigkeit. Wie sollten wir uns sonst den Himmel verdienen, wie sollten wir erzogen werden, wenn nicht durch Kreuz und Leid? Kann die Mutter dem Kinde Schmerz und Weh ersparen, auch wenn sie es noch so sehr liebt? Kann sie es von der Mühe der Arbeit und des Gehorsams befreien? Das will nur eine Mutter, die eine Törrin ist und nur eine Affenliebe zu ihrem Kinde besitzt. Die alten Griechen prägten schon das Wort: „Ein Mensch, der nicht geschwunden und geplagt wird, wird nicht erzogen.“

Unser Herrgott will uns für den Himmel erziehen. So verlangt es seine Liebe zu uns. Doch wir sind gar unbändig und bequem und eigennützig und

dächten vielleicht gar nicht daran, uns ordentlich zu plagen. Aber dann kommt das Kreuz und versperrt uns den Weg und das Ziel. Da heißt es erst, die Hände regen. Man muß denken und sinnen und sich mühen, um über die Schwierigkeiten Herr zu werden. Die letzten Kräfte des Menschen werden erst dann aufgepeitscht, wenn starke Gewalten sich ihm hindernd in den Weg stellen. Niemand weiß, wieviel verborgene Kräfte in einem Menschen schlummern, bis das große Leid an ihm herumhämmert und die tiefen Goldquellen bloßlegt, die sich im Innern verbargen.

Man darf sich niemals wundern, wenn Gott als Künstler an der Menschenseele herumschlägt und feilt und hämmert, weil er eben ein rechtes Kunstwerk aus ihr machen will. Er denkt gar nicht daran, daß er uns damit bestrafen und quälen will, sondern er hat die Absicht, einen Heiligen aus uns zu formen und zu bilden. Denke einmal daran, wenn das Kreuz dich zu schwer drückt oder wenn die Hammerschläge Gottes wider dein Herz fliegen und es aufwühlen bis in seine Tiefen. Sage alsdann ganz tapfer: „Lieber Herrgott, ich verstehe dich und will still halten; denn ich weiß, daß du mir gut bist und mich für den Himmel erziehen willst. Ich weiß, wenn ich mit dir leide, werde ich auch mit dir verherrlicht werden, ich weiß, daß du keine verzärtelten Muttersöhnchen magst; denn das Himmelreich leidet Gewalt, und nur jene, die darum kämpfen, werden es an sich reißen.“

Sei nicht so niedergeschlagen und traurig, wenn das Leid dich drückt und quält. Denn es hilft dir, ein Edelmensch zu werden. Ich habe noch immer die Erfahrung gemacht, daß Menschen, die nicht viel Leid erduldet oder ihr Kreuz nicht in der rechten Weise getragen haben, immer oberflächlich und leicht bleiben. Oft haben sie auch etwas Herbes und Hochfahrendes, etwas Bitteres und Verletzendes an sich. Menschen aber, die in der Schule des Kreuzes gewesen und aufmerksam zu den Füßen des Meisters gesessen und zugehört haben und dann mit ihm gegangen sind, werden tief und reif. Sie reifen im Feuer des Leidens heran wie die Weinrebe in der Glut der Herbstsonne. Und wie gütig und teilnehmend und verständnisvoll sie fremdem Leid gegenüber sind! Sie wissen, wie es tut, elend und verlassen und arm zu sein, weil sie selber das Brot der Armen gegessen haben; sie verstehen, was es heißt, verstoßen und enttäuscht und verleumdet zu sein, weil sie selber bittere Tränen geweint haben unter den Peitschenhieben der Verfolgung. Sie fühlen mit den Kranken, weil sie selber auf dem Siechbett nach einem gütigen Wort gelehzt haben. Die herrlichen Jünger und Jüngerinnen der Nächstenliebe das sind meistens solche Menschen, die das Kreuz getragen haben oder noch still an dem ihrigen tragen, während sie andern helfen.

Willst du daher ein reifer, tiefer Mensch werden, willst du andere verstehen lernen, willst du lieb und gut zu ihnen sein, willst du ihrer Seele nahe kommen, willst du eine Sprache sprechen lernen, die die Herzen ergreift und bis zur letzten Faser dringt und steigt, die überzeugungsvoll und wahr klingt, dann sträube dich nicht gegen das Kreuz, sondern beuge demütig deine Schultern unter seine Last und bitte deinen Herrgott: „Laß mich dein Kreuz freudig tragen und in deiner Schule wachsen und heranreifen zu einem echten Edelmenschen!“

Alle Menschen, die Gott zu etwas Großem bestimmt hat, taucht er zuerst in das Meer von Bitterkeit, er läßt Kreuz und Leid über sie kommen, daß es scheint, als wolle er alles zerbrechen und in Stücke schlagen. Aber es scheint nur so. Das Erdreich der Seele muß erst mit blutigen Furchen aufgerissen werden, damit es den Samen empfangen kann, den Gottes Hand hineinsäen will. Er soll erfahren, wieviel er um meines Namens willen noch leiden muß, sagte er deshalb auch vom hl. Paulus, ehe er ihn zum Weltapostel machte.

Am meisten aber darfst du dich freuen über das Kreuz, weil es dir hilft, deine Sünden abzubüßen. Vielleicht gehörst auch du zu jenen Menschen, die gleich erstaunt fragen, was sie denn Böses getan hätten, daß sie so von Gott gestraft würden, sie seien doch nicht schlechter als andere, denen es immer gut erging. Aber das wäre ganz verkehrt. Jeder von uns hat noch viele Sündenstrafen abzubüßen und er sollte sich freuen, wenn Gott ihm mit seiner Gnade entgegenkommt und ihm hilft, frei von Schuld und Strafe zu werden. Wir haben viel gesündigt und haben viel Sühne zu leisten. Christus hat durch sein Kreuz die Welt erlöst, uns von der Schuld befreit, und nach seinem Beispiele werden sich seine Jünger bemühen, für die eigenen und fremden Sünden Sühne zu leisten. Es wird in der Welt so viel gesündigt, und Schuld und Frevel steigen zum Himmel empor wie ein züngelndes Feuermeer. Wer soll Gott dafür Sühne anbieten? Die Schlechten tun es nicht und können es nicht. Nur die besten Menschen, die Jünger Jesu treten vor Gott, beladen mit ihrem Kreuz wie der Herr und Meister und tragen gleichsam auch die Sünden anderer Menschen an ihrem Leibe. Und es ist etwas ganz Großes um Menschen, die für andere sich opfern, um für deren Sünden Gott Sühne zu leisten.

Wie viele Menschen gibt es auf der Welt, Helden der sühnenden Liebe, Helden der Nächstenliebe, die für andere leiden, um sie zu retten. Gott allein weiß, wie viele Mütter und Väter ein Martyrerleben führen für die Befehung und Rettung eines irregeleiteten Kindes, wie viele Schwestern und Brüder sich Gott zum Opfer geschenkt haben für den ungläubigen Bruder oder die auf Abwege geratene Schwester! Warum sollten sie traurig sein bei ihrem Leid! Haben sie nicht allen Grund, innerlich froh und glücklich zu sein, weil sie eine solche Aufgabe erfüllen dürfen! Eine größere Liebe kann niemand haben als der, der sein Leben in tausendfacher Gestalt hingibt für seinen Nächsten.

Wer für den Mitmenschen leidet, wird dem Heiland immer ähnlicher. Der war ja auch nur gekommen, um für andere zu leiden. Und gerade der Gedanke, daß man Jesus durch das Kreuz immer mehr verähnlicht wird, dürfte uns selbst im tiefsten Leid glücklich machen. So oft schon haben wir gebetet, daß Jesus unser Herz dem seinigen ähnlich mache; kommt er aber mit seinem Kreuz und will uns formen und bilden, so wehren wir händeringend ab. Ein Geistlicher wollte einst ein junges Mädchen, das an einer sehr schmerzlichen Krankheit litt, trösten mit dem Hinweis auf den Himmel, den es sich durch Geduld im Leiden verdienen könne. Da sah es ihn halb vorwurfsvoll an und meinte: „Ich bin froh, daß ich soviel leiden darf. Aber nicht deshalb, weil ich mir den Himmel verdienen will, sondern weil ich dadurch meinem Jesus ähnlich werden kann. Das ist für mich die größte Freude.“

Dieses Mädchen hat das Geheimnis der Nachfolge Jesu Christi verstanden. Mit dem hl. Paulus konnte es sprechen. „Ich bin überreich an Freude bei all meiner Bedrängnis.“ Und ich wünschte, daß auch du etwas von dieser Freude empfinden möchtest mitten im Leid. Dann wirst du glücklich sein. Glücklich sein, weil du ein innerlicher Mensch wirst, weil du auf dem Wege des Kreuzes von Gott zur Höhe geführt wirst, weil du büßen kannst für deine Sünden und sühnen für die Sünden anderer, weil du endlich hinaufwächst zur Gleichförmigkeit mit deinem Herrn und Heiland. Und wenn du ihm gleichförmig geworden bist im Leiden, wirst du auch mit ihm verherrlicht werden. Dann wird alles Leid ein Ende haben, alle Tränen werden abgewischt von deinen Augen. Was Fr. W. Weber in seinem schönen Gedicht verspricht, wird dann wahr in des Wortes allerschönster Bedeutung: „Morgen ist es besser.“

Überkam dich Sorg und Weh,
Denk, es sei ein Frühlingschnee;
Morgen ist es besser.

Frühlingschnee im kalten Nord,
Morgen bläst der Süd ihn fort;
Morgen ist es besser.

Wie dein Gram dich quälen mag,
Warte nur noch einen Tag,
Morgen ist es besser.

Einen Tag und einen noch,
Endlich kommt die Hilfe doch;
Morgen ist es besser.

Sind und leise wirkt die Zeit
Sänftigend auf jedes Leid;
Morgen ist es besser.

Zeit und Arbeit! Mit Verstand
Brauche beide, Kopf und Hand;
Morgen ist es besser.

Gottes Werk ist weise Huld;
Harre nur, und in Geduld;
Morgen ist es besser.

Seine Boten wandeln sacht,
Kommen zu dir in der Nacht;
Morgen ist es besser.

Klopfen an dein Fensterlein,
Flüstern Rat und Trost hinein;
Morgen ist es besser.

Morgen oder gleich darauf,
Gib nur nicht die Hoffnung auf;
Morgen ist es besser.

Überkam dich Sorg und Weh,
Denk, es sei ein Frühlingschnee;
Morgen ist es besser.

Und nun nimm dein Kreuz oder dein Kreuzlein wieder beherzt auf deine Schultern und wandere himmelwärts. Schau nicht soviel auf andere, sondern lieber auf deinen Heiland, und du wirst glücklich sein auch im tiefsten Leid.

Unsere Pflichten gegen die armen Seelen.

Mannigfacher Art sind die Gründe, die uns etwas zur Pflicht machen können. Es gibt Pflichten der Liebe, Pflichten der Gerechtigkeit, Pflichten des eigenen Vorteils, Pflichten des Mitleids. Wenn es sich nun darum handelt, den armen Seelen zu helfen, so treffen all diese Gründe zusammen. Es machen uns diese Hilfe zur Pflicht die Liebe, die Gerechtigkeit, der eigene Vorteil und das Mitleid. —

Als die Brüder des ägyptischen Joseph diesen aus Reid töten wollten, da sprach Judas, um ihn zu retten: „Warum ihn töten? er ist ja unser Bruder und Fleisch von unserem Fleische.“ — Da die Größe des Verbrechens und die Schwere der Sünde seine Brüder nicht abschreckte, so wandte sich Judas an ihr natürliches Gefühl, das selbst dem unvernünftigen Wesen Liebe zu seinesgleichen einflößt.

Wer sind diejenigen, die im Fegfeuer leiden, mehr leiden, größeres leiden, als der ägyptische Joseph durch den irdischen Tod gelitten hätte? Es sind auch unsere Brüder, und es ist Fleisch von unserem Fleische, es sind unsere Nächstverwandten durch die Bande des Blutes und der Liebe, zum wenigsten verbunden mit uns durch den schönsten und heiligsten Bund, durch

Gemeinschaft der Heiligen, durch den Bund des Glaubens und der heiligen christlichen Liebe. Es sind Seelen, die uns geliebt und noch lieben, und die wir geliebt haben: die Seelen von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Gattin und Gatte, von Kind und



Alfred Rethel. Der Tod als Freund in der Türmerstube.

Freund. Sie Herzen! Es ist auch ein Vergehen, wenn wir unsere Geliebten vergessen, sobald wir sie zum Grabe geleitet, sie in der Erde gleichsam vor unseren Augen verborgen, ihnen einen Grabstein gesetzt — wenn sie unserem Blicke entrückt, auch schon aus dem Sinne sind und kein Platz mehr für sie da ist in unserem Herzen.

Und zudem müssen wir mehr sein, als bloße Weltmenschen, wir müssen Christen, Katholiken, Kinder der heiligen Religion sein, welche die Bande der natürlichen Liebe heiligt, segnet und weiht; es ist daher für uns auch die Pflicht um so heiliger, unserer heimgegangenen Liebenden und Geliebten zu gedenken.

Es ist in den Augen des rechtschaffenen Weltmannes eine Schmach, eine Unwürdigkeit, so einer den Freund vergift, dem er Freundschaft gelobt, — den Freund in der Not im Stiche läßt, dem er Liebe versprochen, — den Freund verleugnet, dem er Treue geschworen. Da, in den reinigenden Flammen des Fegfeuers, sind auch Freunde in der Not und erinnern uns an die Freundschaft,

nicht lieben, sie nicht so sehr lieben, um sie aus den größten Peinen zu befreien, wäre gewiß eine Verleugnung der Natur, der heiligsten Liebespflicht. Es ist ein Verbrechen, auch in den Augen der Welt, wenn sich an jemand das traurige Sprichwort bewahrheitet: Aus den Augen, aus dem Sinn — aus dem

bitten und flehen um Hilfe. Ist es nicht auch ein Vergehen und eine Schmach, wenn wir diese liebenden und geliebten Seelen vergessen könnten! Und überdies, wir müssen mehr sein, als bloß rechtschaffene Weltmenschen, wir müssen Christen, Katholiken sein, Kinder der heiligen Kirche und Bekenner einer gottgeoffenbarten Religion, welche es uns zur heiligsten Liebespflicht macht, den armen Seelen zu helfen.

Unsere heilige Religion macht uns dies auch zur Pflicht der Gerechtigkeit.

Wenn ich einem Armen begegne, der Hunger und Durst leidet, von allem entblößt, um alles gekommen ist, dann wäre es eine Pflicht der Liebe, ihm zu helfen, wenn ich helfen könnte; eine doppelt strenge Pflicht der Liebe, zu helfen, wenn der Arme mir näher stände, als Bruder etwa und Freund. Aber wie, wenn der Arme ganz oder teilweise durch mich in diesen Zustand gekommen wäre, ganz oder teilweise durch mich all seiner Habe verlustig gegangen? Ja, dann wäre die Hilfe nicht mehr bloß eine Pflicht der Liebe, sondern der strengsten Gerechtigkeit, und jedes irdische Gericht würde mich verurteilen und mich anhalten, nach der Größe meiner Schuld diesem Armen Ersatz zu leisten.

Und wenn ich einem Elenden begegnete, der verstümmelt und verkrüppelt die größten Leiden und Qualen duldet, so wäre es eine Pflicht der Liebe, dazu beizutragen, daß der Elende in seinen Schmerzen Erleichterung fände, und es wäre dies eine doppelte Pflicht der Liebe, wenn der Elende zu mir in näherer Beziehung stände durch Verwandtschaft oder Liebe. Aber wie, wenn er durch mich vielleicht in diesen Zustand des Elendes und der Not gekommen wäre? Ja, dann wäre die Hilfe nicht mehr bloß eine Pflicht der Liebe, sondern der heiligsten Gerechtigkeit; jedes irdische Gericht würde so urteilen.

Diese Armen, die hungern und dürsten nach Gott, nach Erquickung und Erlösung, beraubt des Trostes, diese Elenden und Bedrückten mit allen Schmerzen und Weinen, es sind die armen Seelen im Fegfeuer. Wer, was hat sie in diesen Zustand der Armut und des Elendes gebracht? Die Sünde, nichts andres als einzig und allein die Sünde. Aber nun die erste Frage: wie, warum, unter welchen Umständen haben sie gesündigt? Wenn wir die Gebote des Herrn betrachten und die Sünden durchgehen, durch welche diese Gebote verletzt werden, so werden wir finden, daß es verhältnismäßig nicht viele Sünden gibt, welche von einem begangen werden, wenn er allein ist; daß die meisten Sünden der Art sind, daß sie verschuldet werden, so einer in Gesellschaft bei anderen weilt. Und wenn wir uns selbst und unser Leben fragen, so werden wir wieder finden, daß wir nicht dann die meisten und größten Sünden begangen haben, wenn wir allein waren und uns vom Weltgetriebe zurückgezogen, daß wir dagegen die meisten und schwersten Sünden im Umgange mit den Menschen auf uns geladen dadurch, daß wir vom bösen Beispiele anderer uns verleiten und anstecken ließen, oder, was noch schlimmer, daß wir selbst anderen zum Anstoß, zum bösen Beispiel, zur Ursache ihrer Sünde geworden sind.

Nein, wenn das wahr ist, so müssen wir notwendig die Folgerung daraus ziehen, daß auch die armen Seelen im Fegfeuer für Sünden leiden, die sie zum meist nicht allein begangen, sondern mit anderen, im Umgange mit anderen, verführt, verleitet durch die Versuchungen und das böse Beispiel anderer. Die-

jenigen, mit denen sie gesündigt, das sind die Mitschuldigen, diejenigen, die sie durch Versuchungen und Beispiele oder sonstwie zur Sünde verleitet, das sind die Urheber ihrer Sünden.

Wer sind nun die Mitschuldigen, die Urheber ihrer Sünden? — Du beklagst den Tod einer heißgeliebten Mutter und geleitest weinend ihre sterbliche Hülle auf dem letzten Gange, die Seele dieses toten Körpers aber leidet in den Peinen des Reinigungsortes wegen Sünden der Ungeduld vielleicht, wegen Sünden vernachlässigter Mutterpflicht. Aber wenn sie diese Sünden beging, weniger aus eigener Bosheit und Gleichgültigkeit, als wegen deiner Empfindlichkeit, wegen deiner Ungelehrigkeit und deines harten Wesens gegen wohlgemeinte Mahnung und Warnung, wegen deiner maßlosen Ansprüche auf Freiheit und Unabhängigkeit, — wer war denn schuld daran, wer gab Anlaß zur Sünde, um derentwillen die Seele der Mutter leidet? Das warst du — das war ein Sohn, eine Tochter, die ihre Kindespflicht nicht erfüllten.

Du stehst klagend am Grabe eines Freundes, den der Tod allzufrüh deiner Liebe entriß. Die Seele deines Freundes aber büßt in den Peinen des Hefgefeuers für Sünden übler Nachrede, für Sünden nachlässiger Erfüllung religiöser Pflichten, für Sünden der Lieblosigkeit, der Feindschaft. Aber wenn der Freund, als er noch lebte, mit dir üble Reden gepflogen, wenn er mit dir in Gleichgültigkeit dahinlebte, ja, wenn du schuld warst, daß er sich mit Gegnern und Feinden nicht ausgesöhnt, daß er sein Unrecht nicht gut gemacht, — wer ist dann der Mitschuldige, der Urheber der Sünde, um derentwillen die Seele des Freundes vielleicht viele Jahre, viele Jahrzehnte lang büßen, leiden, Genugtuung leisten muß? Das bist du, das ist ein Freund, welcher die Pflicht einer echten christlichen Freundschaft nicht erfüllt hat.

Betrachten wir die Gräber unserer Lieben, durchgehen wir nur die Namen der Heimgegangenen, die mit uns und zu uns in näherer Beziehung standen, so werden wir gestehen müssen, daß wir die Mitschuldigen vieler ihrer Sünden waren, ja mehr noch, daß wir die Ursache, die Urheber sozusagen vieler ihrer Vergehen wurden. Sind wir Mitschuldige und Urheber der Sünden der armen Seelen, um derentwillen sie leiden, so ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, daß wir mitleiden, daß wir mithelfen, der göttlichen Gerechtigkeit Sühne und Genugtuung anzubieten.

Doch nicht genug damit. Wir sollten uns einzig von höheren Beweggründen leiten lassen, aber wir Menschen sind nun einmal eigennützig und selbstsüchtig, manchmal ohne uns dessen bewußt zu sein. Auch wenn wir unsere Pflicht üben und nach höheren Beweggründen handeln, so möchten wir dabei zugleich auch unseren Vorteil finden. Nun, sei es auch hier so.

Erfüllen wir den armen Seelen gegenüber die Pflichten der Liebe und der Gerechtigkeit, so handeln wir zugleich in unserem Interesse, zu unserem Vorteil.

Was sind die armen Seelen? Was werden sie sein? — Was sie jetzt sind? Geprüfte, hartgeprüfte, leidende, schwer leidende Seelen und dennoch Freunde Gottes, da sie in der Gnade von hier geschieden. Als solche vermag auch ihre Fürbitte für andere vieles — wenn sie auch für sich selbst nichts Verdienstliches

mehr wirken können. Und wer wird dankbarer sein, als jene Seelen im Fegfeuer ihren geistlichen Wohltätern gegenüber.

Was sie sein werden? Die Prüfung nimmt ein Ende, das Leiden hört auf und sie gehen verklärt in Gottes Seligkeit ein; sie werden eingereiht in die Scharen, welche der hl. Johannes schaute, mit Siegespalmen in den Händen, mit Kronen auf dem Haupte, in strahlenden Gewändern, Verklärte, deren überaus großer Lohn Gott allein ist.

Oh, was soll es heißen, Gott zum Lohne haben? Vordem waren sie so arme Seelen — ohne den Besitz Gottes — und jetzt so unendlich, so unermesslich reich in und durch Gott. Wenn wir selbstsüchtig sind, wenn wir unseren Vorteil suchen, warum machen wir uns solche nicht zu Freunden, warum nicht zu unseren Schuldnern? Und doch wäre dies so leicht. Sind wir die Ursache, daß eine arme Seele wegen unserer Gebete oder guten Werke eher zur ewigen Herrlichkeit in Gott gelangt, so wird diese Seele gewiß unsere guten Werke, welche ihr zu diesem unendlichen Glücke verholfen haben, mit himmlischen Zinsen abzahlen; eine solche Seele muß bei Gott eine mächtige, eifrige, liebende Fürsprecherin und Fürbitterin sein. Wir handeln also wohl eigentlich in unserem Interesse und zu unserem persönlichen Vorteile, wenn wir uns der armen Seelen erbarmen und ihnen helfen.

Aber man wird sagen, wir hätten doch vor allem beweisen sollen, daß die Seelen im Fegfeuer unserer Hilfe auch wirklich bedürftig sind, daß ihre Not so groß, daß ihre Leiden so schwer, daß ihre Weinen so empfindlich, um unsere Hilfe auch zu einer Pflicht des Mitleids zu machen.

Werin besteht das Leiden der armen Seelen? Es ist wesentlich ein doppeltes Leiden, ein Leiden, das in den Weinen und Schmerzen der Läuterung und Reinigung besteht, und ein Leiden, das in den Schmerzen und Weinen der Sehnsucht nach Gott liegt. Die Heilige Schrift und die Kirche sagen nichts Bestimmtes über die Schmerzen und Weinen, welche die Seelen im Reinigungsorte dulden, um von ihren Schulden, den Sündenstrafen, gereinigt zu werden, aber sie stellen diese Schmerzen und Weinen zumeist unter dem Bilde des Feuers dar. Es folgt aus dem Bilde und dem Vergleiche mit dem irdischen Feuer, daß es ein Feuer ist, das auf die Seelen ähnliche Wirkungen ausübt, wie das irdische, natürliche Feuer auf unseren Körper.

Damit haben wir allerdings einen Maßstab gewonnen für die Schmerzen und Weinen der leidenden Seelen. Das edelste Metall, das Gold, wird aus den Tiefen der Erde, aus dunklen Bergschächten, wo es in langen Adern verborgen ist, ausgegraben. Aber es ist mit unreinen Stoffen, mit unedlen Erzen vermengt und verbunden. Darum wird es in ein lohendes Feuer geworfen, durchglüht und durchbrannt, bis alle unreinen Stoffe, bis das geringste unedle Metall vom reinen Golde sich ausgeschieden hat. Nun, etwas Ähnliches geschieht mit den leidenden Seelen nach dem Bild und Gleichnis der heiligen Kirche. Es sind diese Seelen das Gold, welches die streitende Kirche auf Erden erzeugt und hervorbringt, aber dieses Gold ist noch mit unreinen, irdischen Stoffen verbunden; es muß in einem geistigen Feuer durchbrannt und durch-

glüht, gereinigt und geläutert werden, bis es als ein reines, lauterer Gold im Himmel in Kurs und zu reellem Werte kommt.

Wer möchte auch nur seine Hand, seinen Arm, seinen Fuß in das glühende irdische Feuer halten, worin das unreine Gold geläutert wird? Wer wagte es auch nur eine Weile? Es wäre eine entsetzliche, unaussprechliche Qual. Das Feuer des Reinigungsortes ist ein ähnliches; das Feuer, in dem die armen Seelen geläutert werden, wirkt ähnlich auf sie, wie das irdische Feuer auf unseren Körper. Das ist der Maßstab, den wir nach unseren unvollkommenen Begriffen anlegen können: es muß das Leiden der Läuterung eine entsetzliche, unaussprechliche Qual sein.

Und noch ist dies Leiden nicht alles. Sie haben ein zweites Leiden — ein Leiden der innersten Seele — das in den Schmerzen und Qualen der Sehnsucht nach Gott liegt. Für dieses Leiden haben wir keinen nur irgendwie zutreffenden Maßstab, und doch muß dieses zweite Leiden empfindlicher sein als das erste. Ich könnte wohl sagen, daß das Heimweh ein schrecklicher Schmerz, daß viele in fremdem Lande, auf fremder Erde, obwohl es ihnen gut erging, obwohl sie hatten, wonach sie verlangten, aus Heimweh, aus Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach Vaterhaus und Heimat, nach den Lieben all in Trauer und Wehmut dahinsiechten und in der Blüte der Jahre und in der Kraft des Alters starben, und ich könnte sagen, daß dies zweite Leiden der armen Seelen auch eine qualende Sehnsucht und ein Heimweh ist, eine Sehnsucht und ein Heimweh nach Gott, nach dem Himmel. Aber was ist damit gesagt? Um die Richtigkeit dieses Vergleiches feststellen zu können und danach die Größe des Leidens der armen Seelen zu bemessen, müßten wir begreifen können, wie unendlich schöner der Himmel, als das schönste Stück Erde, wie unendlich schöner, besser, lieber Gott ist, als der beste Vater und die beste Mutter und der herzlichste Freund; müßten wir einsehen können, daß, weil die Seele einzig und allein für Gott und den Himmel geschaffen ist, es für sie in der Ewigkeit kein größeres Übel, keine größere Pein geben kann, als von Gott getrennt, dem Himmel ferne zu sein.

Aber man könnte einwenden, die armen Seelen haben doch den großen, unendlichen Trost, einst erlöst zu werden, das unendlich selige Gefühl der Gewißheit, einst für ewig bei Gott im Himmel zu sein. O gewiß, es ist dies ein unendlich süßer Trost, ein unendlich seliges Gefühl, das einzige, was das Fegfeuer nicht zur Hölle macht. Aber verlassen wir uns nicht darauf. Wer in einem dumpfen, schwarzen Kerker schmachtet, der genießt einen großen Trost, wenn er zwar weiß, daß er nach zehn, zwanzig oder auch mehr Jahren die Freiheit wiedererlangt; aber diese Jahre, zwanzig und mehr Jahre in einem schwarzen dumpfen Verließ sind doch eine schreckliche Prüfung, ein entsetzliches Leiden; eine halbe Ewigkeit, wie wir zu sagen pflegen. Und wer möchte solche Leidensjahre nicht abkürzen?

Darum trösten wir uns nicht damit, daß die leidenden Seelen das selige Gefühl einstiger Rettung und Erlösung haben, sondern suchen wir auch durch Gebet und gute Werke die Jahre und Tage dieser qualvollsten aller Prüfungen und das bitterste aller Leiden abzukürzen.

Wir setzen unseren geliebten Toten Denksteine und Grabmale. Wer wollte es tadeln, wenn es auf christliche Weise geschieht und nicht in übertriebener Eitel-

feit und Weltfucht? Es ist ja ein natürliches Bedürfnis des Herzens, die Erinnerung an diejenigen unter den Menschen zu erhalten, die wir lieben. Aber es ist christlicher und liebevoller, den Heimgegangenen in unserem Herzen einen Denkstein treuen, wirksamen Andenkens zu setzen. Wir preisen auf den Denkmälern die Tugenden und Vorzüge des Toten, und es ist ja recht so. Sie sollen uns vorschweben in dem, was sie gewesen mit und durch Gottes Gnade, als Muster und Vorbilder der Tugend. Aber vergessen wir nicht, wie leicht menschliche Unvollkommenheit sich an die scheinbar reinste Tugend hängt. — Sollten daher unsere lieben Heimgegangenen noch zu büßen und zu sühnen haben, so laßt uns ihnen zu Hilfe eilen — in diesem Monat November, ja in unserem ganzen Leben. Erfüllen wir diesen Armsten gegenüber die Pflicht der Liebe und Gerechtigkeit. Aus innigem Mitleid laßt uns ihrer allzeit gedenken und ihre Dankbarkeit wird nur uns zu unserem geistigen Vorteile sein. Ja, Gott selbst, der barmherzig und erbarmungsreich, wird sein Wort an uns in Erfüllung gehen lassen und uns wiederum Barmherzigkeit widerfahren lassen, wenn wir barmherzig gewesen hienieden. Möchte keiner von den Lesern dies Novemberheft beiseite legen, ohne den ernstlichen Vorsatz gefaßt zu haben, von jetzt ab für die Linderung der Leiden jener Seelen im Fegfeuer, für ihre gänzliche Erlösung aus demselben nach Kräften zu wirken — so bittet innigst der Schreiber, für den man dereinst auch beten wolle, auf daß ihm Gottes Barmherzigkeit werde im Jenseits.

Opfergeist.

Wohlthun bezeichnete, nach den Worten der Apostelgeschichte (10, 38), den Weg des göttlichen Heilandes. Das ist stets ein deutliches Kennzeichen großer, edler Seelen gewesen, das ein dauerndes Denkmal ihres Lebens. Glückselig, wer sie in jungen Jahren erfüllt mit erleuchtetem, opferfreudigem Geiste des Wohlthuns; er wird ihm die reichsten Früchte bringen.

Ein weites, dankbares Gebiet zu seiner Betätigung öffnet sich euch allen, es ist das vom Welterlöser uns so eindringlich empfohlene Weltapostolat, dem jede, auch die kleinste Kraft dienen kann, das jeden Dienst mit hohem Segen vergilt.

Wie reich ist das Leben, das von ihm beseelt und getragen und zu hehrem apostolischen Arbeiten angespornt ist. Noch viel zu wenig ist das Missionswerk unserer hl. Kirche bekannt und geschätzt. Es ist tatsächlich der „Idealismus“ des Christentums. Edel angelegte, dem Großen zugängliche Naturen fühlen sich darum immer wieder mit echter Begeisterung erfüllt, die zu opferfreudiger Tatkraft stählt. Zeuge dessen ist unsere herrliche Missionsgeschichte — ein noch weit zu wenig gehobener Schatz. Eine reiche Ernte ist diesem hochherzigen Opfersinn schon zugefallen und noch muß das Weltapostolat seine Scheunen dehnen, neue Arbeiter gewinnen für die weiten Strecken des Neulandes im Reiche Christi. Nicht weniger aber auch in der Heimat, wo das Missionswerk seine festen, tiefgreifenden Wurzeln haben muß. Denn von der Heimat, von den längst dem

hl. Glauben eroberten Ländern und Völkern müssen die neuen Glaubensboten ausziehen, um des Weltheilands „letzten Willen“ zu erfüllen und überall seine Wahrheit zu verkünden. Dort müssen sie die Ausrüstung erhalten und fortwährend in ihrem schwierigen Arbeiten unterstützt werden. So ist es geziemend und der verständnisvollen Dankbarkeit entsprechend. Eifervolle Missionäre, die keine Opfer scheuten, fanden sich einst für unsere heimatlichen Gaue, da diese noch im Irrwahn heidnischen Götzendienstes lagen. Mit welcher Ehrfurcht blicken wir auf zu jenen Heldengestalten, die unseren Ahnen mit Geduld und Liebe das Kreuz predigten, die vielfach ihre Predigt mit dem blutigen Martyrereignis besiegelten. Die durch ihre Hinopferung uns gebrachten Segnungen des Evangeliums Christi sind wir denen schuldig, die ihrer noch entbehren. Gott sei Dank, es fehlt uns nicht an opferstarken Männern und Frauen, die als Missionäre, als Missionschwestern Elternhaus und Vaterland verlassen, um die Frohbotschaft des Heilandes in die Missionsländer hinauszutragen. Wir dürfen uns aber nicht damit begnügen, ihr Beispiel bewundernd ihrer Missionstat uns zu freuen; wir müssen mithelfen und ihr dornenvolles Werk fördern.

* * *

Es gehört zu den Geheimnissen des Waltens göttlicher Vorsehung, daß noch nach neunzehn Jahrhunderten, die seit dem Erlösungswirken des Gottessohnes dahingingen, weite Gebiete des Erdkreises der Erlösungsfrüchte harren. Unsere Aufgabe ist es, mutig und gottvertrauend zu arbeiten, daß allen das Heil Gottes zuteil werde, mitzuwirken, daß sein Reich zu allen komme. Missionsarbeit wollen wir leisten mit Einsatz jener opferfreudigen, selbstlosen Liebe, zu deren Betätigung gerade hier sich einzigartige Gelegenheit bietet. Hohe Ziele stählen große Seelen. Und ein hohes Ziel ist wahrlich das Missionswerk. Suchen wir es im Überblick zu ermessen!

Die Gesamtmenschheit wird rund auf 1700 Millionen geschätzt. Über tausend Millionen ist der beseligende Name Jesu noch fremd, seine Gnade noch nicht erschlossen. Sie sind stumpfe Fetischdiener, Heiden, Buddhisten oder Mohammedaner. Nur etwa ein Sechstel der gesamten Menschheit bekennt sich bis jetzt zum wahren Glauben. Und doch ist unsere hl. Kirche, die katholische, die wahre Weltkirche, über den ganzen Erdkreis verbreitet. Sie trägt deutlich das Kennzeichen, das der Heiland in die Worte kleidete: Diese Botschaft vom Reiche Gottes wird auf dem ganzen Erdkreis zum Zeugnis allen Völkern gepredigt werden (Matth. 24, 14.) Mit den Entdeckungsfahrern schiffte sich in früheren Jahrhunderten auch der Missionär ein, um auf dem frisch betretenen Lande sofort das Kreuz zu pflanzen, und so ist es geblieben. Wo immer die Kunde neuer Völkerschaften zu den der christlichen Kultur bereits eroberten Ländern drang, sandte die Kirche ihre unerschrockenen Glaubensboten hin, die allen Schwierigkeiten, Klima, wilden Tieren und Menschen, Hunger und jeglicher Kulturentbehrung zum Trotz ihre Pionierarbeit im Dienste des Evangeliums aufnahmen. Fast durchgängig wiederholte sich, was die ersten christlichen Jahrhunderte im

Römerreiche auszeichnete: Blutgetränkter Boden ward die Saatstätte des Christentums, und häufig gehörten schon Neubekehrte zur glorreichen Märtyrerschar. Aber nie gebricht es an neuem Heldenmut, an dem auch die neueste Missionsgeschichte so reich ist. Nur ein Beispiel aus vielen! Der Missionär Josef Frägle aus der Genossenschaft der Priester vom Herzen Jesu hat uns in seiner Schilderung „Fünf Jahre als Missionär im Herzen Afrikas“ die dornenvollen Missionärspfade gezeichnet. Erst vor 20 Jahren, sagt er, ist die Evangelisation Zentralafrikas in Angriff genommen worden, und schon haben zweihundertdreiundzwanzig katholische Missionäre am Kongostrom allein ihr junges Leben hingeopfert für die höchsten Interessen, und auf ihrem Grabe weht die Palme, ein Sinnbild des Sieges, den sie errungen haben über die Heidenwelt, über die Zeitideen und über das eigene Herz. — Das afrikanische Niederguinea war nicht nur berüchtigt ob seines grausigen Fetischdienstes, seines Sklavenhandels und seiner kannibalischen Menschenopfer, sondern nicht weniger ob seines mörderischen Klimas. „Grab des weißen Mannes“ hießen diese verpesteten, malaria-schwangeren Küstenstriche schlechtthin. Doch die Missionäre setzten ihren Fuß auch auf diesen Teil des Erbes Christi. Nicht ein Vierteljahr war seit der Ankunft der ersten fünf Glaubensboten verflossen, da spendeten sich die beiden letzten gegenseitig die hl. Stung. Doch andere traten in ihre Spuren, und auch dort hat heute der hl. Glaube eine Heimstätte.

Welchen Heldenmut reinsten Gottes- und Menschenliebe bergen doch die an sich trockenen Zahlen der Missionsstatistik! Durch alle Schattierungen weisen die Missionsländer das wie an Mühen so an Segen und Verdienst reiche Opferleben der Glaubenshelden auf. Wie muß uns als Kindern der hl. Kirche das Herz höher schlagen bei solcher Betrachtung; wie froh müssen wir sein, da mitwirken zu können!

Durchgehen wir einmal, vielleicht an der Hand einer Missionsweltkarte — die beste ist jetzt der Atlashierarchicus von Streit — das weite Missionsland und aus dem letzten Band des kirchlichen Handbuches stellen wir uns dazu die Zahlen der eroberten Seelen zusammen. Die Fahrt führt zunächst über den Atlantischen Ozean in die Neue Welt. Von den Eisfeldern Alaskas bis zu den Felsenklippen Patagoniens dehnen sich durch die in ihrer ganzen Eigenart vertretene Tropenzone viele weite Missionsfelder aus mit teils reiner, teils gemischter Heidenbevölkerung. In 23 Missionsprengeln wirken dort über 1200 Missionäre. Die Anzahl der Katholiken sämtlicher amerikanischer Missionsfelder beträgt an die dreizehnhunderttausend. Wenden wir uns über den Stillen Ozean, dem größten Missionsland, Asien, zu, so finden wir in Japan, dem „Lande der aufgehenden Sonne“, mit Korea, dem „Lande der Morgenstille“, insgesamt 156 623 Katholiken mit zahlreichen Katechumenen. Sie sind die Nachkommen und Brüder einer Heldenschar von Märtyrern. Dort hat die Mission ein schwieriges Feld; doch hält der Blick auf die ruhmvolle Vergangenheit dieser Märtyrerkirche unsere Hoffnung aufrecht. China mit seinen Nebenländern gilt als wichtigstes, hoffnungsvollstes Missionsland in Ostasien. Dieses fernige, arbeitsame Volk verspricht gute Ernte und tüchtige Bekenner des Namens Christi. Mit den Katechumenen zählt man dort über zwei Millionen Kinder der Kirche und gerade

die Kriegszeit hat die größte bischen erlebte Ziffer der innerhalb Jahresfrist erreichten Tausen aufzuweisen. Besonders erfreulich ist die schon doch beträchtliche Zahl einheimischen Missionspriester in China (749), denen gegenwärtig erhöhte Bedeutung zukommt. Mußten doch so viele europäische Missionäre zurück; andere sind sonst ihrer Arbeit entrissen oder darin gehemmt. Eine stattliche Zahl einheimischer Missionspriester (über 2000) weisen ebenso die indischen Missions Sprengel auf, wo auch sonst blühendes Missionsleben herrscht und das höhere katholische Schulwesen schon gute Erfolge gezeitigt hat. Die Gesamtzahl der Katholiken Asiens wird bald die vierzehnte Million erreichen. Dazu kommen bei der im katholischen Missionswesen geforderten einlässlichen Vorbereitung zur hl. Taufe viele Tausende Katechumenen; an der Missionsarbeit, die auch viele karitative Anstalten umfaßt und die Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit in weitem Maße übt, sind nahezu 15000 Missionschwestern beteiligt. Innerhalb des australisch-ozeanischen Missionsgebietes beschränkt sich die Mission auf dem Festland Australiens auf die spärlichen Überreste der australischen Urbevölkerung, so daß beim fünften Erdteil fast ausschließlich die ozeanische Inselwelt in Betracht kommt. Für Australien und Ozeanien berechnet man etwas über 200000 Katholiken. Im „dunklen“ Afrika, das größtenteils die neuere Zeit erst erschloß und Strich um Strich zugänglich machte, zählte man vor etwa einem Jahrhundert nur 15 Missionszentren. Heute sind es über 80. Auf die Gesamtbevölkerung Afrikas mit 130 Millionen entfallen rund eineinhalb Millionen Heidenthristen. Was die Missionsarbeit bedeutet, zeigt uns die Zahl der Haupt- und Nebenstationen, die sich auf etwa 4000 beläuft; Missionschulen waren es vor dem Kriege etwa ebenso viele. Dazu kommen rund tausend Waisenhäuser und sonstige karitative Anstalten.

Diese wenigen Striche zeichnen ein wahrhaft herzerhebendes Bild. Welche Unsumme von Opfern und Mühen stecken hinter diesen Zahlen; welche herrlichen, unüberwindlichen Seeleneifer bekunden diese Erfolge! Hier zeigt sich die ganze Größe der Auffassung und Wertung der unsterblichen, mit Christi hl. Blut erkauften Menschenseelen. Und welche Triumphe feiert dieser Edelmut, der kein Opfer scheut, um Seelen zu retten, koste es auch Entbehrung und fast übermenschliche Mühe, ja selbst Preisgabe oder doch Verkürzung des Lebens. Wahrlich, echter Idealismus des Christentums, das ist die Mission unserer Kirche. Ein japanischer Universitätsprofessor setzte sich vor einigen Jahren das vergleichende Studium der Religionen zum Ziele. Er muß die Palme der katholischen Kirche zugestehen, in der er „die machtvollste, vollkommenste, großartigste religiöse Organisation sieht, welche die Menschheitsgeschichte kenne“.

Der weltweiten Spannkraft des Weltapostolates entsprechen im einzelnen die Früchte, die es zeitigt. Nur einige Lichtpunkte aus vielen. Das Christentum reifte in großer Zahl eine Edelblüte, von der das Heidentum in der Einrichtung der Bestatinnen gewissermaßen einen Abglanz ehrfürchtig innehatte: ungetrübte, freiwillige Jungfräulichkeit im Dienste höherer Aufgaben. Den fernen Missionen in China ist es gegeben, solche verehrungswürdige, gottgeweihte Jungfrauen in großer Zahl in ihrer Mitte zu haben. Ohne einem Orden anzugehören, bleiben sie rein inmitten der Gefahren der Welt und widmen Zeit, Kraft

und Vermögen dem Apostolate. Sie belehren Unwissende, retten ausge setzte und verwahrloste Kinder, stehen Sterbenden bei. Ihnen obliegt die Sorge für die Zierde des Hauses Gottes. Giese Krungfauen, schreibt ein Missionär, haben keine andere Klausur, als ihre Klugheit, und keinen anderen Schleier als ihre Bescheidenheit, und keine andere Triebkraft ihres ausdauernden, opferreichen Lebens als die große Liebe zum Heiland.

Aus den Tagen der großen japanischen Christenverfolgungen unter Kaiser Taikofama ist uns ein anderes rühmliches Zeugnis bekannt für die herrlichen Früchte dornenvoller Missionsarbeit. Die standhaften Christen bereiteten sich auf den sicheren Tod vor. Die gewöhnliche Hinrichtungsart, die Kreuzigung, heftete die Opfer in ihrer Gewandung ans Kreuz. Da fertigten Frauen und Jungfrauen prächtige Märtyrergewänder für den Tag ihres Blutzeugnisses. Denn wie zur Hochzeit, mit Festgewändern geschmückt, wollten sie ihr Glaubensbekenntnis ablegen und mit ihrem Blute besiegeln.

Anna Katharina Emmerich.

Am 9. Februar 1824 leuchtete in stiller Winternacht über der Stadt Dülmen in Westfalen plötzlich ein großer Feuerschein auf. Niemand wußte, was er zu bedeuten hatte. Man vermutete irgendwo eine gewaltige Feuersbrunst. Und die Leute von den benachbarten Bauernschaften und Dörfern wollten schon zur Rettung nach Dülmen eilen. Am nächsten Tage hieß es in der Stadt, daß Anna Katharina Emmerich gestorben sei. Jedermann kannte sie, jedermann war schon einmal bei ihr gewesen, jedermann hatte sich an ihrer fröhlichen Ergebung erbaut, und gar viele hatten aus ihrer Hand Wohlthaten empfangen. Man wußte, daß sie die Wundmale des Heilandes an ihrem Leibe trug, daß sie besonderer Gnaden von Gott gewürdigt wurde, daß sie in Gesichten das Leiden und Sterben des Heilandes schauen durfte, so wie andere Leute die Dinge auf dieser Erde wahrnehmen können. Aber man wußte auch, daß sie namenlos viel gequält und ausgeforscht worden war wegen ihrer Gnadenzüge, und daß sie alles mit rührender Geduld ertragen hatte.

Nun war sie tot. Und es war, als ob ihre reine, leidgeläuterte Seele auf einem Lichtwege zum Himmel gezogen sei. Aber auf Erden lebte ihr Andenken weiter. Allgemein nannte man sie die gottselige Anna Katharina Emmerich. Durch die Aufzeichnungen des bekannten Dichters Clemens Brentano war sie in der ganzen Welt bekannt geworden, und nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Amerika, in Afrika und Asien las man mit Rührung ihre Schriften und betete zu ihr. Clemens Brentano hat in dieser Hinsicht zur Bekanntmachung des Lebens Anna Katharina Emmerichs viel beigetragen, aber andererseits hat er ihrem Ansehen sehr geschadet, weil er gar vieles als Gesichte der Gottseligen darstellte, was er selber hineingearbeitet hat. Vieles davon übernahm er einfach von früheren Schriftstellern, besonders von Martin von Cochem, andres hat er frei erfunden.

Anna Katharina Emmerich wurde im Jahre 1774 von armen Pächtersleuten in der Bauernschaft Flamske bei Coesfeld in Westfalen geboren. Ihre Eltern waren zwar arm an irdischen Gütern, aber dafür um so reicher an Kindern. Doch sie sahen in ihren neun Kindern den Segen des Himmels und bemühten sich, sie alle für den Himmel zu erziehen. Zumal der Vater muß ein sinniger Mann gewesen sein, von dem die kleine Anna Katharina viel gelernt hat. Und das geweckte, besonders für alles Religiöse so sehr empfängliche Kind horchte gewiß gespannt auf, wenn er in der Morgenfrühe mit ihr aufs Feld ging und ihr erzählte, wie das jetzt doch so schön auf der Welt sei, weil noch kein sündiger Fuß die Erde entweiht habe. Oder wenn er beim Pflügen am Ende der Furche sein Käppchen abnahm, sich der Kirche in Dülmen zuwandte und das Kind aufforderte, mit ihm den dort zugegenen Heiland zu begrüßen.

Anna Katharina war von früher Kindheit an etwas schwächlich; aber ihr Geist war dafür um so geweckter. Zwar hat sie die Schule nur einige Monate lang besucht. Ihr Geist verlangte jedoch nach mehr Wissen. Darum saß sie draußen beim Viehhüten über den frommen Geschichten und Legenden und sann und grübelte und bildete sie in ihrer kindlichen Phantasie weiter aus, so daß sie oft ihre Eltern und Bekannten in Erstaunen setzte. Sie verstanden schon das Kind nicht mehr, das seinerseits nicht verstehen konnte, weshalb die Leute sich über ihr eigentümliches Reden verwunderten. Denn sie glaubte nicht anders, als daß alle Leute genau so sahen und empfanden wie sie.

Mit 12 Jahren ging sie zur ersten hl. Kommunion. Und bald darauf gaben ihre Eltern sie in Dienst zu dem Großbauern, von dem sie ihr Gut in Pacht hatten. Sie taten es deshalb, weil sie wünschten, daß Katharina etwas unter die Menschen käme und ihren Hang zum Grübeln und zur Einsamkeit verlöre. Drei Jahre lang diente sie dem Bauern treu und redlich als Magd, in vorzüglicher Weise Gebet und Arbeit miteinander verbindend. Dann kehrte sie nach Hause zurück, um in Coesfeld nähen zu lernen. Außerlich verliefen die nächsten Jahre nun ziemlich gleichmäßig, aber innerlich reifte sie immer mehr ihrem eigentlichen Berufe entgegen.

Es war sehr begreiflich, daß die fromme Jungfrau sich nach dem Frieden des Klosters sehnte, wo sie sich ganz dem Dienste Gottes und einem innerlichen Leben widmen konnte. Aber es kostete noch viele Kämpfe, bis sie ihr Ziel erreichte. Doch keine Schwierigkeit vermochte sie zurückzuhalten, sie steigerten im Gegenteil nur ihre Liebe. Zu den äußeren Kämpfen kamen noch viele seelische Leiden, die sie aber wie etwas Selbstverständliches hinnahm. An verschiedene Klosterpforten klopfte sie an; doch niemand wollte sie wegen ihrer Armut aufnehmen.

Als sie ausgelernt hatte, nahm sie sich selber Nähmädchen und arbeitete in Flamske und in den umliegenden Bauernhöfen. Sie wurde damit in gewissem Sinne eine Missionarin, die als Wandernäherin jede Gelegenheit benutzte, um den Seelen näher zu kommen. Und weil sie allgemein so geachtet wurde und so seelengut und fleißig war, hatte jedermann sie gern und ließ sich willig ein gutes Wort oder auch eine Ermahnung von ihr gefallen. Schon hatte sie durch ihrer Hände Arbeit die Aussteuer für das Kloster verdient, und die Klarissen in Münster

hatten ihr Aussicht gemacht, daß sie bei ihnen Aufnahme finden könnte, wenn sie vorher das Orgelspiel erlernen würde. Und Katharina begab sich unverzagt mit ihren fünfundzwanzig Jahren ans Orgelspiel bei dem Organisten Söntgen in Coesfeld. Aber auch hier wurden ihre Pläne wieder durchkreuzt. Der Organist geriet mit seiner Familie in große Not. Sie gab nun in echt christlicher Liebe alles, was sie sich verdient hatte, dieser Familie und arbeitete für sie noch drei weitere Jahre. Die Tochter Klara wurde Anna Katharinas innigste Freundin, und als sie bei den Augustinerinnen auf dem Agnetenberg aufgenommen wurde, gab der Vater seine Zustimmung nur unter der Bedingung, daß auch Anna Katharina dort aufgenommen würde. Und das lang erhoffte und erstrebte Ziel wurde erreicht. Anna Katharina wurde Augustinerin auf dem Agnetenberg zu Dülmen. Sie zählte 28 Jahre. Ein Jahr Noviziat noch, dann legte sie ihre Gelübde ab am 13. September 1803.

Neun Jahre lebte sie nun als Schwester im Kloster. Als die letzte, einfachste Schwester von allen, als Muster von Pflichttreue und Demut. Die Schwestern mußten ihr später beim Verhör alle ein gutes Zeugnis ausstellen. Aber sie hatte doch vieles zu leiden. Man ließ es sie fühlen, daß man sie nur notgedrungen aufgenommen hatte. Zudem stand man auch verständnislos ihren Gnadenerweisungen gegenüber, und es ging nicht ohne Verdächtigungen und Härten ab. Sie selbst wurde aber in der Schule des Leidens immer mehr geläutert und seelisch vollendet.

Im September 1811 hob Napoleon das Kloster auf und schickte die Nonnen weg. Anna Katharina verließ die liebgewonnene Stätte als letzte anfangs 1812. Es war hart. Arm und krank sah sie sich von neuem in die Welt hinausgestoßen. Sie blieb in Dülmen, wo sie von ihrer kärglichen Pension lebte. Dem ehemaligen Hausgeistlichen vom Agnetenberg, dem aus Frankreich vertriebenen Abbé Lambert, führte sie zunächst den Haushalt. Aber ihr Dasein war hinfort ein gottinniges Dulderleben. Ihre Gebetsentzückungen und der vertraute Verkehr mit der übernatürlichen Welt nahmen immer mehr zu. Ende 1812 erhielt sie die Wundmale. Mehr als zwei Monate vermochte sie diese Gnadenerweisung Gottes vor der Mitwelt zu verheimlichen, bis eine ehemalige Mitschwester sie durch Zufall entdeckte und die Sache bekanntmachte. Damit war es mit der Ruhe und Abgeschlossenheit vorbei. Bald war sie das Stadtgespräch in Dülmen und Umgegend. Ihre eigenartige Lebensweise, — jahrelang nahm sie nur etwas Flüssiges, oft lange nur klares Wasser — ihr unbegreifliches Fernwissen, ihre Kenntnis der Herzen und die Gabe, Geweihtes und Ungeweihtes voneinander zu unterscheiden, machten sie zu einem interessanten Gegenstand gewisser Kreise der damaligen Aufklärung. Zunächst bildete sich in Dülmen selbst ein Ausschuß, der die auffallenden Tatsachen untersuchen sollte. Er kam zu dem Ergebnis, daß es sich hier um Dinge handelte, die natürlicherweise nicht zu erklären wären. Dr. Wesener, der aufgeklärte Arzt vom Dülmen, wurde so sehr ergriffen durch die Macht des übernatürlichen Charakters der Erscheinungen und der rührenden Geduld und Unschuld Anna Katharinas, daß er wieder zu einem frommen Lebenswandel zurückkehrte und in Zukunft der Freund und Verteidiger der Gottseligen blieb.

Schmerzlich berührte Anna Katharina die Untersuchung von seiten des Generalvikariats zu Münster im Jahre 1813 und noch viel mehr jene, die im Jahre 1819 in taktloser, gewaltsamer Weise von der aufgeklärten preussischen Regierung geschah, mit der Absicht, sie als Betrügerin zu entlarven. Aber niemand konnte ihr etwas anhaben; alle mußte ihre Tugend anerkennen, und die Protokolle jener Untersuchungen bilden heute die sichersten Grundlagen für die Untersuchung des Lebens der Gottseligen.

Der Ruf von der begnadigten Nonne von Dülmen sprach sich in ganz Deutschland rund. Von allen Seiten kamen Männer und Frauen zu ihr und fragten sie um Rat. Sie wurden hingerissen von der Weisheit, die aus ihren Worten sprach, von der tiefen Kenntniss, die sie in allen Stücken offenbarte, von der gewinnenden Güte und Geduld ihres Lebens. So lebte und litt sie bis zu ihrem Tode, der am 9. Februar 1824 ihre Seele zu dem führte, dem sie immer ganz allein gehört hatte, zu Gott. Eines ihrer letzten Worte lautete: „Ich liege auf dem Kreuze, es ist ja bald aus, lasset mich!“

Zu Lebzeiten hatte sie sich immer nach verborgener Ruhe gesehnt und sah sich wider Willen so oft in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. Selbst nach ihrem Tode ließ man ihr keine Ruhe. Ofters wurde ihr Grab geöffnet. Zum erstenmal, als ein holländischer Kaufmann mit der Regierung verhandelte, um den Leichnam nach Holland zu entführen. Luise Hensel, die vertraute Freundin von Anna Katharina Emmerich ließ daher in der Nacht vom 20.—21. März 1824 das Grab öffnen, denn man fand schon das Gerücht verbreitet, die Leiche sei gestohlen worden. Man fand sie noch ganz unverwest. Im Jahre 1858 wurde auf Veranlassung des Bischofs von Münster das Grab wieder geöffnet; diesmal fand man die Leiche verwest. Seitdem ruht sie in der stillen, einfachen Gruft auf dem Kirchhof zu Dülmen. Aber in Scharen wallfahren sie zu diesem Grabe und beten zu Gott, daß er Deutschland bald eine neue Selige geben möge. Der Seligsprechungsprozeß ist eingeleitet und soll auch günstig stehen. Gerade jetzt aber mußte sich aus Deutschland, besonders aber aus der Heimat der Gottseligen, ein mächtiger Gebetssturm zum Himmel erheben, damit sie bald zur Ehre der Altäre erhoben wird.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Strophen aus einem Gedichte stehen, worin Luise Hensel mit ergreifenden Worten schildert, was die verstorbene Freundin ihr und gewiß noch vielen andern gewesen ist.

„Müd' komm' ich aus der Ferne,
Mit schwerem Wanderstab,
Ach, grüßen wollt' ich gerne
Der treu'sten Freundin Grab,

Das reichste Herz an Güte,
Das ich auf Erden fand,
Das bergen diese Blumen,
Das bedekt dieser Sand.

O, drängen diese Tränen
Hinab, hinab zu ihr,
Und weht aus ihrem Munde
Ein Hauch herauf zu mir!

Es sagen keine Worte,
Es weht aus keinem Lied,
Was ich in ihr gefunden,
Was mir mit ihr verblüht.

Ich knie an ihrem Grabe
So einsam und so arm,
Es tranken diese Blumen
Wohl nimmer Tau, so warm.

Doch still und kalt und öde
Ruht alles weit umher —
Es weckt mein lauter Jammer
Dich, Selige, nicht mehr.“

Gethsemane.

Als Christus lag im Hain Gethsemane
 Auf seinem Antlitz mit geschlossnen Augen,
 Die Lüfte schienen Seufzer nur zu saugen,
 Und eine Quelle murmelte ihr Weh,
 Des Mondes blasse Scheibe widerscheinend.
 Da war die Stunde, wo ein Engel weinend
 Von Gottes Throne ward herabgesandt,
 Den bitteren Leidenskelch in seiner Hand.
 Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor;
 Daran sah seinen Leib er hängen,
 Zerrissen, ausgespannt: Die Stricke drangen
 Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
 Die Nägel sah er ragen und die Krone
 Auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
 Ein Blutstropfen hing, und wie im Zorn
 Murrte der Donner mit verhaltne'm Tone.
 Ein Tröpfeln hört er, und am Stamme leis
 Herniederglitt ein Wimmern qualverloren.
 Da seufzte Christus, und aus allen Poren
 Drang ihm der Schweiß.
 Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meer
 Schwamm eine tote Sonne, kaum zu schauen
 War noch des qualbewegten Hauptes Grauen,
 Im Todeskampfe schwankend hin und her.
 Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten;
 Er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
 Er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
 Vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
 O welch ein Lieben war wie seines heiß?
 Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt;
 Das Menschenblut in seinen Adern stand,
 Und stärker quoll der Schweiß.
 Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
 In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
 Ein Schweigen, grauser als des Donners Loben,
 Schwamm durch des Aethers sternleere Gassen;
 Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
 Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
 Und eine hohle Stimme rief von oben:
 „Mein Gott, Mein Gott, wie hast Du mich verlassen!“
 Da fasten den Erlöser Todeswehn,
 Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
 „Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
 An mir vorübergehn!“
 Ein Blitz durchfuhr die Nacht: im Lichte schwamm
 Das Kreuz, hellstrahlend mit den Marterzeichen,
 Und Millionen Hände sah er reichen,
 Sich angstvoll klammernd an den blut'gen Stamm,
 Viel Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
 Und um die Krone schwebten Millionen
 Noch ungehorner Seelen, Funken gleichend;

Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
 Stieg aus den Gräbern der Verstorbenen Flehn.
 Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,
 Und: „Vater, Vater,“ rief er, „nicht mein Wille,
 Der Deine mag geschehn!“
 Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
 Stand vor dem Heiland im betauten Grün;
 Und aus dem Lilienfelde trat der Engel
 Und stärkte ihn.

Die moderne Unsicherheit der neueren religiösen Offenbarungen.

Nachdem man in der Periode der Aufklärung und des Materialismus sich Jahrzehnte hindurch vergeblich abgemüht hatte, jede übernatürliche Offenbarung als unmöglich und lächerlich hinzustellen, läßt sich heute als Gegenwirkung bei vielen Menschen ein förmlicher Offenbarungswahn beobachten. Dem Unglauben ist der Aberglaube oder die Leichtgläubigkeit gefolgt. Namentlich der Offenbarungsspiritismus und Okkultismus feiert seine Triumphe. Je gruseliger und romantischer es bei den Sitzungen hergeht, desto zahlreicher sind sie besucht.

Vom religiösen Standpunkt aus drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: Sollen so rätselhafte, zuweilen geradezu läppische Geschehnisse, so verworrene und vieldeutige Äußerungen eines Mediums wirklich Offenbarungen sein, auf die sich die Religion stützen kann?

Neben den Spiritisten melden sich die verschiedenen Sektierer und Propheten zum Wort. Die einen berufen sich auf Offenbarungen, die angeblich den Stiftern ihrer Sekten zuteil geworden sind, wie z. B. die Mormonen, deren Begründer Joseph Smith eine gegen Ende des 4. christlichen Jahrhunderts vergrabene Urkunde gefunden haben will, die dann von ihm im Jahre 1830 übersetzt und unter dem Titel „The Book of Mormon“ (Das Buch Mormon) den Gläubigen als heilige, göttliche Offenbarung übergeben worden ist. Oder „Die ernstesten Bibelforscher“, die als teures Vermächtnis von ihrem Stifter Russell die sechs von ihm verfaßten Bände „Schriftstudien“ übernommen haben, worin er „aus der großen Vorratskammer des Herrn die notwendige geistige Speise für die Kirche“ hervorgebracht hat. Oder es bieten „Erweckte“ und wunderbar „Bekehrte“ in kleinen Schriftchen ihre religiösen Erlebnisse als von Gott ihnen geschenkte Offenbarungen an. Oder es begegnen einem sonst herumziehende Männer und Frauen, die feste überzeugt sind, im speziellen Auftrage Gottes der Welt neue Offenbarungen zu verkünden.

Neben diesen, aus nichtkatholischen Kreisen stammenden, angeblichen Offenbarungen begegnen einem auch innerhalb der katholischen Kirche, innerhalb und außerhalb der Klostermauern fromme Menschen, die, bald schüchtern und mißtrauisch gegen sich selbst, bald triumphierend und selbstsicher, von ihren außergewöhnlichen religiösen Erlebnissen und Offenbarungen erzählen.

Der Büchermarkt ist angefüllt mit geistlichen Tagebüchern, religiösen Bekenntnisschriften und mystischen Schriften moderner und mittelalterlicher Heiliger. Auch die vergleichende Religionsgeschichte befaßt sich in ihrer Art mit der Tatsache göttlicher Offenbarungen. Sie zeigt vor allem auf, daß es keine höherstehende Religion gibt, die sich nicht auf göttliche Offenbarungen berufen würde. Diese Beobachtung verleitete viele nichtkatholische Forscher zu der Annahme, daß alle höherstehenden Religionen grundsätzlich gleich zu bewerten seien: Das Göttliche offenbare sich von Zeit zu Zeit großen Sehern, religiösen Genies, begnadeten Menschen, wie dies z. B. bei Buddha, Christus, Mohammed oder Luther geschehen ist. So mag es auch heute noch zu einzelnen Menschen sprechen.

Wie stellt sich die katholische Kirche zu dieser Auffassung von göttlicher Offenbarung? Die Beantwortung dieser Frage ist von entscheidender Bedeutung für die Auffassung von Religion überhaupt. Denn Religion und Offenbarung hängen aufs innigste zusammen, und ohne Offenbarungsglauben gibt es wenigstens keine höherstehende Religion.

Sollen wir an eine Offenbarung glauben, so müssen wir vor allem Sicherheit darüber besitzen, daß sie wirklich göttlich, das heißt von Gott erflossen ist. Sie muß inhaltlich klar und darf nicht vieldeutig und verworren sein, sonst nützt sie uns nichts. Sie muß auch verhältnismäßig leicht zugänglich und erkennbar sein; soll sie ja ein Weg sein für alle Menschen, für die gebildeten und ungebildeten, für die reichen und die armen, die großen und die kleinen.

Wahrlich, die katholische Kirche läßt uns hier nicht im Stich. Sie sagt uns klar und bestimmt, was göttliche Offenbarung ist, welche Eigenschaften sie haben muß, wann und wo und durch wen sie an die Menschheit ergeht oder ergangen ist. Darüber später.



Die Welt und ihre verkehrten Grundsätze.

Wie Welt, nach der Sprache des Evangeliums, ist die Gesamtheit der Sünder und alles dessen, was zur Sünde reizt.

Sie ist die Gesamtheit aller derjenigen, die an dieser äußerlichen Welt mit ihren sogenannten Gütern haften, in dieses Sinnliche all ihr Glück setzen, auf das Übersinnliche hingegen keinen Wert legen, es vernachlässigen oder gar verachten.

Die Welt haßt Armut, Leiden, Erniedrigung, und betrachtet sie als entsetzliche Übel, denen ausgewichen werden muß um jeden Preis.

Die Welt ringt nach Reichtum, Wohlleben, Ansehen und Ehre; darin besteht ihr Himmel, und ihn zu erreichen wird kein Mittel verschmäht.

Die Welt kennt keine Freude als die, so durch die Sinne und auf dem Wege der Natur erlangt wird.

Die Welt kennt keine Ehre als die des gefeierten Namens, der Ämter und Würden, des Ansehens bei den Menschen.

Die Welt kennt kein Gut als jenes, das sich durch Zahlen ausdrücken, das sich gegen anderes Erdengut umsetzen läßt.

Die Welt ist das Zeitliche im Gegensatz zur Ewigkeit.

Die Welt ist das Diesseits mit seinen Bestrebungen, das Jenseits auszuschließen und durch das Diesseits zu ersetzen.

Die Welt ist also der Widerpart Christi auf Erden.

Die Welt ist also die auf Erden am eigenen und am fremden Verderben arbeitende Hölle.

Die Welt ist also das bis zum letzten der Tage fortbestehende Götzentum des Ich, der Natur, der Scholle, des Stoffes, der Zeit — mit seinen Priestern, Anbetern, Altären, Opfern und Gebräuchen.

Kein Wunder, daß von dieser Welt gesagt ist, sie liege im argen.

Kein Wunder, daß sie verflucht ist und wir unzähligemal vor ihr gewarnt werden.

Nicht für die Welt bete ich, spricht Jesus, sondern für die, welche du mir gegeben hast, weil sie dein sind.

Und: Habet Vertrauen, ich habe die Welt überwunden.

O liebet die Welt nicht, noch was in der Welt ist! Wenn einer die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm.

O ihr ehebrecherisch Gesinnten! wißt ihr nicht, daß die Freundschaft dieser Welt Gott feindlich entgegensteht? Wer immer also Freund dieser Welt sein will, der macht sich selbst zum Feinde Gottes.

O — bildet euch nicht in diese Welt um! Die Welt vergeht ja und ihre Begehrlichkeit; wer aber den Willen Gottes vollzieht, der währt ewig.

Darin besteht der reine und makellose Dienst bei Gott und dem Vater, daß man mildtätig sei und sich unbefleckt bewahre von dieser Welt.

Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt besiegt, unser Glaube.

Als in den ersten Zeiten des Christentums sich noch alles schroff gegenüberstand: da war es auch nicht schwer, die Kinder dieser Welt von den Kindern

Gottes zu unterscheiden. Jetzt aber, bei der so allgemeinen Mischung und bei der Lauigkeit so vieler Christen, hat sich unter den Christen selbst eine Welt gebildet, und sie stets gleich als die böse zu erkennen und ihr sich zu entwinden, ist schwieriger geworden.

Man vermengt Evangelium und Weltgeist; man streut den Samen dieses Geistes vorsichtiger aus; man verbirgt sorgfältiger das Gift; man hüllt sich in Deutungen und Trugbegriffe.

O welche große Gefahr, insgeheim und allmählich Überläufer zu werden! Welche Gefahr, durch angestrebte Vereinbarung unvereinbarer Gegensätze, durch versuchte Vermittlung des Unzuvermittelnden Verräter am Evangelium zu werden!

Da gibt es nur ein Rettungsmittel: entschiedenen Bruch. Ja, — Bruch mit der Welt, Bruch — dem Herzen nach, der Gesinnung, dem Willen nach; erklärte Feindschaft — ohne Vorbehalt und Zusatz, entschiedene Kriegserklärung, völlige Sonderung, auf daß wir nicht mit dieser Welt verdammt werden.

Es muß die Welt uns gekreuzigt sein. Sie gelte uns als ein niedriger Sklave, der, seiner Treulosigkeit wegen, ans Holz der Schande geschlagen zu werden verdient. Ihr Anblick ist mir verhaßt, jede Verbindung mit ihr scheue ich, jeden Anteil an ihren Werken verleugne ich, — ich darf, ich will fürder nichts mit ihr zu tun haben; weiche von mir, Satan, Versucher, Menschenmörder von Anbeginn!

Jawohl sei die Welt mir gekreuzigt; sie hat ja auch meinen Herrn und Heiland gekreuzigt, weil er ihre Grundsätze, ihre Handlungsweise verdammt und Lügen strafte, weil er ihren Einfluß hemmte. Und sie kreuzigt jetzt noch Jesus, sie lacht über ihn, sie verfolgt, was ihm anhängt, sie arbeitet ihm entgegen.

Willst du die Welt kennen? Nimm das Evangelium Jesu in die eine, das der Welt in die andere Hand; vergleiche Grundsatz mit Grundsatz, That mit That, Tat mit Tat.

Wenn aber jener recht hat, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, der nur will die Ehre Gottes und der Menschen Heil, der Sohn Gottes, mit einem Wort, der gekommen, alles wiederherzustellen: — warum tragen wir auf zwei Schultern Wasser? Warum wanken wir bald auf die eine, bald auf die andere Seite? Ist der Herr euer Gott, so folget ihm; wenn aber Baal es ist, so folget ihm. Halbheit ist hier schon Abfall und Verrat.

O lerne kennen, teurer Jüngling, die böse Welt! Lerne sie kennen; denn deiner Unbefangenheit droht große Gefahr. Lerne sie kennen; denn einmal ihr verfallen, entrinnst du nur verwundet, wenn du überhaupt entrinnst; ihre Zähne sind Löwenzähne, die hinwürgen die Menschenseelen.

So böse ist sie; böse in ihrem Treiben, böse in ihrer Selbstsucht, böse in ihren Absichten auf dich.

Thöricht ist sie — trotz aller Vernunft und Aufklärung, deren sie sich unaufhörlich und bis zum Ekel rühmt. Ist nicht der Thor der Thoren, wer gerade das Gegenteil von alledem behauptet, lehrt und tut, was die ewige, die unerschaffene Weisheit, der eingeborene Gottessohn, behauptete, lehrte, tat?

Schlimm ist die Welt. Sie ist eine Betrügerin. Sie hat nichts, und verspricht alles. Und was sie zu spenden vorgibt, was ist's? Es sind keine Güter;

denn was sind Geld, Ehre, Sinnenlust? Es sind nicht sättigende Güter; es sind gefährliche Güter. Sie bictet den Skorpion statt des Eies, die Schlange statt des Fisches, den Stein statt des Brotes.

Sie ist eine Verräterin. Andere beraubt sie, um dich zu bereichern, und dich beraubt sie, wenn es ihr einfällt, andere bereichern zu wollen. Und dann — im Tod? Da wendet sie dir den Rücken, überläßt dich deinen Schmerzen, deinen Todesängsten und den Armen der ewigen Gerechtigkeit. Nun sieh du zu, spricht sie hämisch und gibt dich auf und lebt mittlerweile fort in Saus und Braus, bis auch sie zur Hölle hinabfährt.

Grausam ist die Welt. Ist sie nicht eine Tyrannin? Welche Willkür! welch herrisches Wesen! Verlangt sie nicht unbedingten Glauben, rückhaltslose Hingabe, blinden Gehorsam? Sie droht und straft.

Hienieden legt sie den ihr Ergebenen die Natter der Gewissensbisse an den Busen, und dort, o dort! — frage die Verdammten, wer sie bis an den Rand gelockt, sie dann ihrem Schwindel preisgegeben und kalten Blutes hat in den Abgrund taumeln sehen!

Vom Himmel herab und von der Hölle herauf ertönt der Fluch wider die Welt.

Fliehe, ihre Liebfosungen! Sei zufriedener, von ihr getadelt, verhöhnt, verfolgt zu werden, als ihren Umarmungen zu verfallen.

Liturgische Gebete zu Jesus im allerheiligsten Altarsakramente.

Antiphon. O wie süß ist Dein Geist, o Herr! Du willst, um Deine Huld gegen Deine Kinder zu offenbaren, mit dem süßesten Brote, das der Himmel spenden kann, die Hungernden mit Gütern erfüllen und lässest die stolzen Reichen leer ausgehen.

Der 15. Psalm.

Bewahre mich, Herr, denn ich habe gehofft auf Dich. Ich sprach zu dem Herrn: Mein Gott bist Du; denn meiner Güte bedarfst Du nicht.

Zu den Heiligen, die in seinem Lande sind, hat er wunderbar all meine Neigung gerichtet.

Es hat sich gemehret ihr Elend; darnach eilten sie herbei.

Ich will ihre Zusammenkünfte nicht versammeln zu Blutopfern und deren Namen nicht auf meine Lippen bringen.

Der Herr ist mein Erbteil und mein Becher; Du bist's, der mir zurückgibt mein Erbe.

Das Los ist mir gefallen aufs herrlichste; denn ein herrliches Erbe ist mir geworden.

Ich will loben den Herrn, der mir Verstand gegeben; dazu mahnen mich bis in die Nacht meine Nieren.

Ich sehe den Herrn allzeit vor Augen, denn er ist mir zur Rechten, daß ich nicht wankte.

Darum freut sich mein Herz und frohlocket meine Zunge und auch mein Fleisch wird ruhen in der Hoffnung.

Denn Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und Deinen Heiligen nicht zu sehen geben die Verwesung.

Du tust mir kund den Weg des Lebens, wirst Freude geben vollauf durch Dein Angesicht; Wonne zu Deiner Rechten ewiglich.

Ehre sei dem Vater . . .

Hymnus.

I.

(Lauda Sion.)

Deinem Heiland, deinem Lehrer,
Deinem Hirten und Ernährer,
Sion, stimm' ein Loblied an!
Preis' nach Kräften seine Würde,
Da kein Lobspruch, keine Zierde
Seiner Größe gleichen kann.

Neuer König, neues Leben,
Neu Gesetz ist uns gegeben,
Neues Lamm und Ostermahl!
Und der Wahrheit muß das Zeichen,
Altes vor dem Neuen weichen,
Nacht vertreibt des Lichtes Strahl.

Dieses Brot sollst du erheben,
Welches lebt und gibt das Leben,
Das man heut den' Christen zeigt;
Dieses Brot, das einst im Saale
Christus bei dem Abendmahle
Den zwölf Jüngern dargereicht.

Was von Jesu dort geschehen,
Sollen wir wie er begehren
Zum Gedächtnis seinem Tod.
Uns zum Heile, ihm zur Ehre,
Weißen wir nach heil'ger Lehre
Hier zum Opfer Wein und Brot

Unser Lob soll laut erschallen,
Und das Herz in Freude wallen,
Denn der Tag hat sich genahet,
Da der Herr zum Tisch der Gnaden
Uns zum erstenmal geladen,
Und dies Brot geopfert hat.

Doch, wie uns der Glaube lehret,
Wird das Brot in Fleisch verkehret,
Und in Christi Blut der Wein;
Was dabei das Aug' nicht siehet,
Dem Verstande selbst entfliehet,
Sieht der feste Glaube ein.

Unter zweierlei Gestalten,
Zeichen, die das Wesen halten,
Große Ding' verborgen sind:
Blut zum Tranke, Fleisch zur Speise,
Da sich doch in beider Weise
Christus ungeteilt befind't.

Antiphon. O hochheiliges Mahl, in welchem Christus genossen, das Andenken seines Leidens gefeiert, der Geist mit Gnade erfüllt und das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird. Alleluja.

V. Du gabst ihnen Brot vom Himmel, o Herr! Alleluja.

R. Das alle Süßigkeit in sich begreift. Alleluja.

II.

Wer zu diesem Gastmahl eilet,
Nimmt ihn ganz und unzerteilet,
Ungebrochen, unverehrt.
Einer kommt und tausend kommen,
Keiner hat doch mehr genommen,
Und er bleibet unverzehrt.

Fronne kommen, Böse kommen,
Alle haben ihn genommen,
Die zum Leben, die zum Tod.
Bösen wird er Straf' und Hölle,
Fronnen ihres Heiles Quelle,
So verschieden wirkt dies Brot.

Endlich wisse, daß vom Leibe
So viel in den Teilen bleibe,
Als das Ganze selbst enthält;
Nicht das Wesen, nur das Zeichen
Muß da der Zerteilung weichen,
Jenes bleibet unverstellt.

Sieh', dies ist das Brot der Kinder,
Der Gerechten, nicht der Sünder,
Welches auch die Engel nährt;
Schon im Isaak, Mannabrote
Und des Osterlammes Lode
War es einstens vorerklärt.

Guter Hirt, Du wahre Speise,
 Jesu, stärk' uns auf der Reise
 Bis in Deines Vaters Reich;
 Nähr' uns hier im Zammertale,
 Ruf' uns dort zum Hochzeitsmahle,
 Mach' uns Deinen Heil'gen gleich!

Er speiste sie mit dem Marke des Weizens, Alleluja, und sättigte sie mit Honig aus dem Felsen. Alleluja, Alleluja, Alleluja.

Frohlocket Gott, unserm Helfer; frohlocket dem Gotte Jakobs.

Es ist kein anderes Volk so groß, das seine Götter so nahe hätte, wie unser Gott uns nahe ist. Alleluja, Alleluja, Alleluja.

Gebet. O Herr, wir bitten Dich, lasse uns von dem ewigen Genusse Deiner Gottheit gesättigt werden, welcher durch den zeitlichen Empfang Deines kostbaren Leibes und Blutes vorgebildet ist, der Du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.



Die zum Kloster führende Allee mit Blick auf den Turm der großen Kirche in Tschestochow.

Tschenschow.

Zahllose Orte auf dem weiten Erdenrund sind der Mutter des göttlichen Sohnes geweiht, — zahllose Kirchen und Kapellen ihr zu Ehren errichtet. Wer zählt all die Altäre im Hause und die blumen- und ampelgeschmückten Bildstöcke und Erker am Hause mit den Bildern der Allerheiligsten, vor welchen die Familien ihre täglichen Andachten verrichten, wer die-
 jenigen Maria geweihten Stätten, welche die Gemeinden zum Gebete vor dem Bilde der himmlischen Fürsprecherin vereinigen! Ungezählte andere dieser Weihestätten besitzen einen noch über das Weichbild eines Ortes hinausreichenden Wert, und nicht wenige endlich sind Wallfahrts- und Wanderziele für ganze Länder, ganze Völker. Zu den letztern gehört auch das Kloster auf der Jasno Gora, dem Klarenberge zu Tschenschow in Polen mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde daselbst. Was Loreto für Italien, Lourdes



das Kloster auf der Jasno Gora, dem Klarenberge zu Tschenschow in Polen mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde daselbst. Was Loreto für Italien, Lourdes

Das Wunderthätige Muttergottesbild von Tschenschow. Das polnische Heiligtum, ein auf Holz gemaltes Marienbild, ist der Sage nach ein Werk des Evangelisten Lucas, der das Holz aus dem Tische geschmitten haben soll, auf dem Maria zu arbeiten pflegte. Das Gnadenbild wird von kostbaren Gewändern umschlossen, deren es drei gibt: ein Diamantenkleid, ein Perlenkleid auf blauem Samt aufgenäht und ein Rubinenskleid auf grünen Samt. Sie werden alljährlich gewechselt. Papst Klemens der XI. stiftete dazu zwei mit Diamanten reich besetzte goldene Kronen. Aus diesen Kronen wurden von dem berühmten Mönch Mazoch und Genossen die Edelsteine herausgebrochen und durch Imitationen ersetzt, ebenso wurden die Mäntel der Madonna ihres Perlenschmudes beraubt, doch hat der Papst später im Hinblick auf die Glaubensstreue der Polen und auf die Wichtigkeit Tschenschows für die katholische Kirche einen großen Teil des geraubten Schmudes geschenktweise ersetzt.

Muttergottes von Rodensk geweihte Kapelle. Sie birgt als Altargemälde ein Bild der Muttergottes, das, aus Spanien stammend, im Jahre 1633 von

für Frankreich und den europäischen Westen ist, das bedeutet die Jasno Gora für Polen, Mähren, Galizien, Ungarn und den polnischen Osten Deutschlands. Von den beiden im rechten Seitenschiff angebauten Kapellen erregt besonders die eine durch ihre Doppelanlage als untere und obere Kapelle unser Interesse. In der unteren Kapelle, zu welcher Stufen hinabführen, sind eine große Zahl Reliquien aufbewahrt, weswegen sie den Namen „Kapelle der heiligen Reliquien“ erhielt. Mit kostbarem Marmor schmuck bedacht ist die obere, der

einem Klosterbruder nach der Stadt Rodensk gebracht wurde, von wo aus es 200 Jahre später hierher überführt wurde.

Durch eine im Presbyterium befindliche niedrige Tür die stets von Andächtigen erfüllte Kirche verlassend, kommen wir durch einen Vorgang zum Heiligtum des Klosters, der Kapelle der Muttergottes von Tschensstochow. Ein ehrfürchtiger Schauer überkommt uns bei dem Gedanken, daß denselben Weg vor uns schon Millionen gegangen sind, nicht nur gewöhnliche Sterbliche, sondern auch hohe und höchste Würdenträger, sieggekrönte Feldherren, Fürsten und Könige, welche alle zu dem durch

Wundertaten begnadeten Bilde wallten, um hier der Königin des Himmels und der Erde ihr Anliegen, ihre Sorge vorzutragen, oder ihr freudeerfüllten Herzens demutsvollen Dank abzustatten für erhörte Bitten.

Die Kapelle ist eine kleine dreischiffige Kirche mit altem von König Wladislaus Jagiello erbauten Chor und später angefügtem, vom Chor durch ein hohes



Blick in das Chor der großen Kirche in Tschensstochow.

Freigebigkeit Jeczy Dssolinskis, eines königlich polnischen Reichskanzlers, welcher die gewaltige Summe von 100 000 polnischen Gulden zu diesem Zweck zur Verfügung stellte. Als Modell für den Altarbau diente der jetzt in der Schatzkammer des Klosters aufbewahrte kleine Altar des heiligen Kasimir, Prinz von Polen, vor welchem derselbe seine Gebete verrichtete. Die Einweihung des Altars fand im Jahre 1650 bei einem Volksandrang von 400 000 Personen statt. Das Bild, welches die Muttergottes, das göttliche Kind auf dem Arme tragend, vorstellt, ist auf Holz gemalt, von einem goldenen Rahmen umfaßt und außer den gottesdienstlichen Zeiten von einer silbernen Tafel verdeckt, auf welcher eine in Silber getriebene meisterhafte Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit sich befindet, ein Werk aus dem Jahre 1645. Die Gewänder sind aus Samt und reich mit Edelsteinen besetzt.

prachtvolles Bitter getrenntem Langhause. Letzteres entstand 1644 durch eine Fundation der für das Kloster hoch verdienten Fürsten Lubomirski. Trotz der vielen Brände sind Chor und Bild der Muttergottes durch wunderbare Fügung stets unverfehrt geblieben.

Der Bau des außerordentlich kostbaren, reich mit Silber und edlen Steinen gezierten Altars wurde ermöglicht durch die



